This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HN VAND V

CP 78.5

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

CLASS OF 1862

Der

Katholik;

eine

religiöse Zeitschrift

zur

Belehrung und Warnung.

Herausgegeben

von Dr. Weis,

Domkapitular und Bischöfl. Geistlichem Rathe zu Speyer.

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.
S. Pacianus.

Sieben und dreißigster Band.

Zehnter Jahrgang. — VII. - IX. Heft.

Speyer,
gedruckt bei Joh. Friedr. Kranzbühler senior.
1830.

CP 78,5

Harvard College Library
May 9, 1921
Treat fund

Tenenda est nobis christiana Religio, et ejus Ecclesiæ communicatio quæ Catholica est, et Catholica nominatur, non solum a suis, verum etiam ab omnibus inimicis.

S. Aug. *de vera Relig. Cap. VII.*

Inhalt des sieben und dreißigsten Bandes.

Seite.

I. Kritische Untersuchung über das Ordinations- und Sterbejahr des heil. Willibrord, ersten Bischofs zu Utrecht. (Von Dr. Binterim.) 1

II. Ueber das Geheimniß der Trinität aus dem Standpunkte der kritischen Vernunft. 16

III. Das organisirte Bestehen der Jesuiten in Rheinpreußen. . . . 25

IV. Evangeliophoros oder der Bibelträger, ein Gespräche zwischen Cannius und Polyphem. 34

V. Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte. . 44

VI. Hirtenbrief der katholischen Bischöfe Irlands. 64

VII. Literatur.

1. Neueste Bekenntnisse für die Wahrheit bei ihren Gegnern, von Dr. Fr. Brenner. . . 69
2. Geschichte der christlichen Kirche von Rauscher. (Beschluß.) 79
3. Die neuaufl ebende Schirmvogtey des österreichischen Kaisers über die römisch-katholische Kirche und den päbstlichen Stuhl, von A. Müller. 93
4. Römisch-katholisches Gesangbuch. Von Ch. J. Bierbaum. 116
5. Meßgesang von A. Klar. 118
6. Das Mosel-Eingangs-Lied von einer wunderbar erhaltenen Familie und einem traurig untergegangenen Mägdlein im Dorfe Lay bei Koblenz, am 10. Februar 1830. . . . 119
7. Katholisches Gebetbuch von Pastor Sandfort. . . . 121
8. Am Grabe meines Erlösers. Von Nadermann. . . 123
9. Geistliche Blumenlese aus den Briefen der heil. Johanna Franziska von Chantal, nebst ihrer Lebensbeschreibung. . 124
10. Maria oder Wahrheit und Liebe. Von S. J. F. Wendal. 125
11. Der Prophet Hoschea. Von J. W. Goldwitzer. . . 127

Erklärung. 128

VIII. Ueber die Lostrennung der katholischen Kirche Deutschlands vom römischen Stuhle. 129

IX. Fragen und Antworten, die auch in Deutschland ernstlich zu erwägen sind. 188

X. Des Kaiserdomes zu Speyer achter Säkulartag. 193

XI. Antrag des Abgeordneten der Ritterschaft des Königreichs Würtemberg, Freiherrn von Hornstein, um Verwendung der hohen Ständeversammlung in Betreff der Verordnung vom 10. Februar 1830, des Schutz- und Aufsichtsrechts des Staats über die katholische Kirche. 217

XII. Literatur.

1. Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben. Von J. A. Standenmaier 235
2. Predigten bei der Feier der ersten heil. Kommunion der Kinder, gehalten von B. J. Pieper. 243
3. 1. Sermo super obligatione Christiano-Catholicorum ad societatem Leopoldinam scopo propagandarum missionum Americæ septentrionalis in Imperio Austriaco erectam accedendi etc., dictus per *Joseph Plets*. 2 Della Fondazione Leopoldina eretta nell' imperio d'Austria etc. 3. Rede bei Gelegenheit der feierlichen Grundsteinlegung in der neuerbauten Kirche zu Döbling ꝛc., von J. Pleß. 4.

Rede bei der hohen Consecration der Pfarrkirche zu Döbling ꝛc., von J. Plez. 145
4. 1. Herr! bleib bei uns, denn es will Abend werden ꝛc. 2. Palmblätter. Zeitschrift für christliche Gemeinden ꝛc., von J. A. Fischer. 147
5. Die kleinen Werke des heil. Franz von Assis. Aus dem Lateinischen treu übersetzt von H. Haid. 147
6. Die philosophischen Lehren (des Cartesius und des Abbé de la Mennais) über die Gewißheit, betrachtet in ihrem Verhältnisse zu den Grundlagen der Theologie. Aus dem Französischen des Abbé P. Gerbet, übers. von J. G. E. 249
7. Heroen des wahren Christenthums; besungen von J. W. Knacker. 252
8. Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feiertage zur Uebung der Jugend im Beherzigen des göttlichen Wortes. Von J. H. Waldeck. 253
9. Der betende katholische Christ. Von L. A. Lauer. . . 255
10. Die sieben letzten Posaunen oder Weheu wann sie anfangen und aufhören und von den 70 danielischen Wochen und 42 prophetischen Monaten ꝛc., von E. Armbruster. . 256
XIII. Soll die Erziehung zum Christenthum bei den Kindern der Bildung des Verstandes vorgehen oder nachtreten? 257
XIV. Ueber die barmherzigen Schwestern. 263
XV. Väterliche Ermahnung des römisch-katholischen Klerus in Frankreich, versammelt zu Paris den 1. Juli 1682, an die sogenannten Reformirten, um sie zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zu bewegen. 272
XVI. Predigt am achten Säkulartag des Kaiserdomes zu Speyer, am 11. Juli 1830. 280
XVII. Ueber die Selig- und Heiligsprechung, eine Ansicht aus philosophischem Standpunkte. 295
XVIII. Einige Worte über die erste Kommunion der Kinder. . . 298
XIX. Versuch eines theologischen Studienplanes, nach der Grundidee des Christenthumes. 304
XX. Literatur.
1. Leichenrede auf die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogthum Baden. Gehalten am 10. Jänner 1830, von einem weiland evangelisch-protestantischen Pfarrer. . . 309
2. Gnosis, oder evangelische Glaubenslehre, für die Gebildeten in der Gemeinde, wissenschaftlich dargestellt von K. Hase. 326
3. Histoire des Revolutions de l'église d'Utrecht, par le Comte *Louis Moxxi*. 340
4. Agapätus. Ein kleines Gemälde aus den letzten Lebensjahren des großen Apostels der Liebe, in zwölf Gesängen. . . 363
5. Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Friedrich Leopold, Grafen von Stolberg, fortgesetzt von F. v. Kerz. 367
6. Geschichte der bayerischen Landstände und ihrer Verhandlungen, von Max Freiherrn von Freiberg. 475

I.

Kritische Untersuchung

über das

Ordinations- und Sterbejahr des h. Willibrord, ersten Bischofs zu Utrecht. (Von Dr. Binterim.)

Gegenwärtige Untersuchung reiht sich an die frühere Abhandlung über den erzbischöflichen Titel des h. Willibrord an, und ist durch die nämliche Ursache veranlaßt worden. Um die Geschichte des h. Suitbert aufzuklären, mußte der Verfasser der vorzüglichen Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche einiges über die Ankunft des h. Willibrord in Friesland, und über dessen Ordination einfließen lassen, weil dieser als der Vorsteher der Egbertischen Mission angegeben wird. Er setzte die Ankunft der Mission in das Jahr 690 oder 691 (nicht 761, wie S. 339. V. B. I. Thl. der Denkwürdigkeiten irrig gedruckt ist), und die Ordination des h. Willibrord in das Jahr 692, wo auch der h. Suitbert als Bischof geweiht worden ist. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten wich hierin von Butler ab, der die Ordination des h. Willibrord auf das Jahr 696, und die des h. Suitbert auf das Jahr 698 festsetzt. Butler schreibt im Leben des h. Suitbert: „Da der Pabst Sergius I. den h. Willibrord im Jahr 696 in Rom zum Erzbischof von Utrecht geweiht hatte, stellte man dem h. Suitbert von allen Seiten vor, daß er sich auch solle zum Bischofe weihen lassen, um leichter den Bedürfnissen der Neubekehrten abhelfen zu können. Diese Gründe waren so überwiegend, daß er sich genöthigt sah, in das Begehren einzuwilligen. Er kehrte daher zu Anfang des Jahres 698 nach England zurück, und wurde zum Bischof geweiht durch Wilfrid von York,

der damals, von seinem Stuhle vertrieben, in Merzien Missionen hielt.“ Nach dieser Darstellung war also Willibrord zwei Jahre früher als Suitbert zum Bischof geweiht worden. Butler folgt zwar, was die Ordinationsepoche des h. Willibrord angeht, dem ehrw. Beda, weicht aber bei der Ordinationsepoche des h. Suitbert ganz davon ab. Denn Beda sagt ausdrücklich, daß Suitbert von Wilfrid, der in Merzien sich aufhielt, zum Bischofe geweiht worden, weil Berthwald, erwählter Erzbischof von Kanterbury, aus Frankreich, wo er consecrirt worden, noch nicht zurückgekehrt war.*) Früher hat Beda schon angemerkt, daß Berthwald am 1. Juli des Jahres 692 als Erzbischof von Kanterbury gewählt, aber im folgenden Jahre 693 am Sonntage den 29. Juni consecrirt worden sey von dem Gallischen Erzbischof Godwin, und endlich am letzten August desselben Jahres Besitz von seinem erzbischöflichen Stuhle genommen habe.**) — Gegen diese genaue Zeitbestimmung Beda's läßt sich nichts einwenden. Da im Jahr 693 der Sonntagsbuchstabe E war, so fiel wirklich der 29. Juni und der 31. August auf einen Sonntag; auch Godin, oder wie Beda schreibt, Godwin war

*) Quem (Suitbertum) ordinavit reverendissimus Wilfridus Episcopus, qui tunc forte patria pulsus in Mercionum regionibus exulabat. Non enim eo tempore habebat Episcopum Cantia. Defuncto quidem Theodoro sed necdum Bertwaldo successore ejus, qui trans mare ordinandus erat, ad sedem Episcopatus reverso. Beda Hist. Angl. Libr. V. Cap. 12.

**) Electus est in Episcopatum anno Dominicae incarnationis sexdentesimo nonagesimo secundo, die primo mensis Julii, regnantibus in Cantia Wichtredo et Suebhardo. Ordinatus autem anno sequente, tertio die Kalendarum Juliarum, dominica, a Godwino Metropolitano Episcopo Galliarum, et sedit in sede sua pridie Kalendarum Septembrium, dominica. Beda Hist. Angl. Libr. V. Cap. 9.

damals Erzbischof zu Lyon, wie der Verfasser der Lebensbeschreibung des h. Bonitus bei Bollandus Tom. I. Januar. pag. 1074. ad diem 15. berichtet. Die Ordination des h. Suitbert steht also fest, entweder in der letzten Hälfte des Jahres 692, oder in der ersten Hälfte des Jahres 693. Dieß bestätigt sich noch dadurch, daß Wilfrid erst gegen das Ende des Jahres 692 von seinem bischöflichen Stuhle vertrieben, nach Merzien sich geflüchtet hatte. Denn Eadmer in vita Wilfridi (Tom. III. Aprilis Bolland. pag. 307. oder bei Mabillon Saecul. III. Benedictin. Tom. III. Actor. P. I. pag. 196. edit. Venet.) sagt, daß Wilfrid nach seiner Einführung in den bischöflichen Sitz durch Pabst Sergius im Jahre 687, fünf Jahre ruhig geblieben sey. Per quinquennium in sui status dignitate permansit. Er wurde *also zum* zweitenmal gegen das Ende des Jahres 692 vertrieben. (Siehe auch Beda Libr. V. Cap. 20.) Alford, Annales Britanniae Tom. I. ann. 691, setzt zwar die zweite Landesverweisung des Wilfrid in das Jahr 691; allein Beda sagt ausdrücklich, daß Wilfrid im zweiten Regierungsjahre des Königs Alfrid wieder eingesetzt und dann nach fünf Jahren zum zweitenmal sey vertrieben worden. Da nun das zweite Regierungsjahr Alfrids das Jahr 687 ist, und hierzu fünf Jahre zugesetzt das siebente Regierungsjahr mit dem Jahr 692 gleich läuft, so muß auch die zweite Verweisung Wilfrids in das siebente Jahr Alfrids und in das Jahr 692 versetzt werden.

Wenn nun aber Willibrord vor dem h. Suitbert, wie Butler angiebt, consecrirt worden seyn soll, so müßte diese Consecration entweder in das Jahr 691 oder 692 fallen, worin auch einige alte Geschichtschreiber dieselbe wirklich ansetzen, wie wir unten näher darthun werden.

In dem Leben des h. Willibrord am 7. Nov. übergeht Butler das Ordinationsjahr mit Stillschweigen; nimmt aber an, daß Willibrord im Jahr 690 oder 691 bei den

Friesen gelandet und die Mission unter dem Schutze Pipins und Plechtrudis *) angefangen habe; dann bald hernach (also im Jahr 692) eine Reise nach Rom angetreten, um vom apostolischen Stuhle umfassende Vollmachten und Reliquien zur Einweihung neuer Kirchen zu erhalten; endlich nach sechs Jahren (also im Jahr 697 oder 698) auf Begehren Pipins wieder nach Rom gereis't sey, um die bischöfliche Weihe zu empfangen.

Der Verfasser der Denkwürdigkeiten, folgend dem Alcuin (in vita Willibrordi), dem Theofrid (Vita ejusd.) und den Monachis Mediolanensibus (Vita S. Adelberti, discipuli S. Willibrordi), setzte in dem Excurs über den h. Suitbert (V. B. I. Thl. S. 340.) die Ordination Willibrords in das Jahr 692, worüber ihm aber ein gelehrter Freund aus Belgien, der eine neue Ausgabe Butler's mit Benützung der deutschen veranstaltet, kritische Gegenbemerkungen gemacht hat, die er einer schärferen Prüfung werth achtete.

Über das Ordinations- und Sterbejahr des h. Willibrord herrschen die verschiedensten Meinungen. Es läßt sich nicht läugnen, daß der verkappte Marcellinus, der

*) Beda Libr. V. Cap. 12. Hist. nennt die Gemahlin Pipin's Slichdedridis. Ob dieß ein Fehler der Abschreiber sey, oder ob so Plechtrudis in der damaligen englischen Aussprache genannt wurde, wissen wir nicht. In den fränkischen Geschichten wird sie bald Plectrudis, bald Blichtrudis oder Blichtridis genannt. Der Continuator Fredegarii Cap. 100., das Chronicum Wirceburgens. bei Eckhard, Franciae Oriental. Tom. I. pag. 807., und bei Baluzius Tom. I. Miscellan. pag. 501, Theofrid in Vita S. Willibrordi bei Surius, nennen sie Blitrud. Selbst in den von Pipin und Plechtrudis ausgefertigten Urkunden heißt sie bald Plechtrud, bald Blittrud. Siehe die Charta Pipini pro Suestrensi Monasterio bei Martene Tom. I. Collection. ampliss. pag. 20. et 21. Dergleichen Namensverwirrungen sind im Mittelalter nichts seltenes.

im vierzehnten Jahrhundert eine Lebensgeschichte des h. Suitbert bekannt gemacht hat, *) die meiste Verwirrung in der Geschichte und Chronologie der beiden hh. Bischöfe Willibrord und Suitbert verursacht hat. Baronius, Alford und mehrere andere gelehrte Annalisten schenkten ihm unbedingtes Zutrauen; auch der Verfasser des Gallicanischen Martyrologiums schöpfte aus dieser trüben Quelle, und verwechselt eben so wie Marcellin den Priester und Abt Egbert mit dem Erzbischof Egbert von York, der im achten Jahrhundert gelebt hat. Bollandus und Henschenius zogen durch ihre Kritik dem Betrüger die Kappe ab, wodurch er bei den Gelehrten allen Glauben verlor und ferner nicht mehr in Anregung gebracht wurde. Dabei bleibt es jedoch dem Verfasser gegenwärtiger Untersuchung unbegreiflich, wie Henschenius in dem Commentarius praevius ad vitam Adalberti Diaconi Tom. V. Junii pag. 95. schreiben konnte: Sancti Adalberti aetatem certius discimus ex aetate S. Willibrordi, qui cum sociis circa annum DCCX missus in Frisiam est, et multis ibidem annis laboravit usque ad annum ejus seculi XLIV. Soll hier nicht ein doppelter Druckfehler sich eingeschlichen haben, und statt DCCX oder 710 gelesen werden DCXC, und statt XLIV oder 44 die Zahl XXXIX. Denn so sehr konnte Henschenius sich nicht verirren, besonders weil er in seinen Annotata pag. 99. klar anmerkt: Venerunt hi anno 690, und weiter litt. e: consecratum a Sergio Papa Romae Willibrordum anno 695 ostendimus ex pro-

*) Butler citirt im Leben des h. Willibrord S. 181. XI. Band der französischen Ausgabe von 1818 ein von dem h. Ludger abgefaßtes Leben des h. Suitbert. Dieß kennt die Literatur nicht. Ist hier nicht ein Druckfehler anzunehmen, und statt Ludgeri zu lesen Marcellini? In dem Leben des h. Ludger, geschrieben von Altfried, geschieht zwar Erwähnung eines Libelli de Vita Willibrordi, aber nicht als von Ludger verfertigt.

pria ejus scriptura, in Præfat. generali ad acta Januarii pag. XLVI. Das Chronicon S. Benigni Divionens. Tom. I. Spicileg. d'Achery setzt zwar die Ankunft des h. Willibrord auch in den Anfang des achten Jahrhunderts, aber man sieht aus Allem, daß er nur zufällig diese Missionsgeschichte einreiht, ohne eine genaue Zeit bestimmen zu wollen.

Das Chronicon incerti Autoris bei Canisius Thesaur. Monumentorum Tom. III. P. II. edit. Basnagii pag. 246. schreibt auf das Jahr 691: His temporibus Willibrordus cognomento Clemens de Britannia in Gallias transiens, a Sergio Papa in Episcopum Fresonum consecratur. Auch Hermannus Contractus hat auf das Jahr 691: Hoc tempore Willibrordus qui et Clemens, a Sergio Papa Episcopus ordinatus, Fresonum gentem ad Fidem convertit. (Tom. I. Scriptor. Germaniæ Pistorii pag. 208.) In der Ausgabe des Canisius liest man diese Worte auf das Jahr 695: Vir sanctus Willibrordus a Sergio Papa Archiepiscopus ordinatus et Clemens vocatus, genti Frisonum verbum vitæ prædicans plurimis saluti fuit. (Tom. III. Canisii P. I. pag. 238.)

Folgt man indessen der einfachen Erzählung der eigentlichen Biographen des h. Willibrord, nämlich dem Alcuin und Thiofrid, und dem Biographen des h. Adalbert, Diakon des h. Willibrord, so muß man die Ordination des h. Willibrord in das Jahr 692 setzen. Es ist gewiß, daß Willibrord in diesem Jahre nach Rom gereiset ist; auch scheint es eben so gewiß zu seyn, daß Suitbert gleich nach der Rückkehr des h. Willibrord von Rom sich in das Land der Boructuarier begeben habe; wenn nun Willibrord nach seiner Rückkehr noch nicht als Bischof wäre consecrirt gewesen, so hätte die Friesische Mission keinen Bischof gehabt, um was es doch vorzüglich zu thun war, und weßhalb Suitbert nach Merzien und Willibrord

nach Rom gereiset waren. Auch heißt es bei allen Geschichtschreibern, Willibrord habe Reliquien zur Einweihung der Kirchen mitgebracht; nur als Bischof konnte er neue Kirchen und Altäre einweihen.

Diese Gründe bewogen den Verfasser der vorzüglichen Denkwürdigkeiten die Ordination des h. Willibrord in das nämliche Jahr zu setzen, in dem auch Suitbert als Bischof ist ordinirt worden. Beide waren also zu gleicher Zeit consecrirt worden, Suitbert in Merzien von Wilfried als Regionärbischof, Willibrord zu Rom von Pabst Sergius als Erzbischof und apostolischer Legat für Friesland. Allein nach einer näheren Prüfung fühlt er sich gezwungen, von dieser Meinung abzugehen, und das Ordinationsjahr des h. Willibrord in das Jahr 695 zu verschieben. Die näheren Gründe werden wir unten angeben, wenn wir die weiteren Meinungen der Geschichtschreiber werden vorgetragen haben.

Das sehr alte oben angezogene Chronicon Wirceburgense bei Baluzius und Eckhard sagt auf das Jahr 694: Willibrordus a Sergio Papa Episcopus ordinatus Fresonum gentem convertit. Marianus Scotus scheint mit sich selbst nicht ganz einig über diesen Punkt gewesen zu seyn. Denn er bemerkt zu den beiden Jahren 693 und 694 die Ordination Willibrords. Doch scheint er seine Anmerkung wörtlich aus einem gleichzeitigen Chronologisten gezogen zu haben. Dieß soll man wenigstens aus den Worten usque hodie schließen. Seine ganze Anmerkung lautet: Idem papa Sergius ordinavit venerabilem virum Wilibrordum, cognomento Clementem, Phrysonum genti episcopum, in qua usque hodie, pro æterna patria desudans, peregrinus multis virtutibus claruit. Marianus, der im eilften Jahrhundert seine Bücher verfertigt hat, konnte nicht usque hodie von dem h. Willibrord schreiben. Das Ganze ist ein Auszug aus Beda

de VI. ætat. Sigebert Gemblacensis ist weit genauer in der Bestimmung der Willibrordsjahren, obschon er hundert Jahre nach Marianus geschrieben hat. Er war ein Belgier von Geburt, und hat vielleicht in seinem Kloster-Archiv besondere Notizen vorgefunden. Er setzt die Ankunft des h. Willibrord auf das Jahr 692. Wilibrordus cum sociis duodecim veniens ab Anglia, sanctitate claret in Gallia. Der Codex Lipsianus hat die nämlichen Worte auf das Jahr 645. Struvius macht hierüber die Anmerkung: uterque recte, vixit enim usque ad ætatis suæ annum 95. Wir möchten vielmehr sagen: uterque erronee. Doch läßt sich die erste Angabe des Sigebertischen Ortelianischen und Miräschen Codex noch einigermaßen vertheidigen, indem nicht gerade die Ankunft auf das Jahr 692 beschränkt wird, sondern Willibrord in diesem Jahre sich vorzüglich bekannt gemacht hat: claret in Gallia. Auf das Jahr 694 schreibt weiter Sigebert: Pipinus Radbodum ducem Frisonum, bello vicit, et Wilebrodum genti illi ad prædicandum dirigit; ferner auf das Jahr 697: Wilebrordus, a Sergio papa Clemens agnominatus, et ad prædicandum genti Frisonum Episcopus consecratus, ex dono Pipini principis sedem episcopalem statuit in loco Vultaburch dicto, qui nunc Ultrajectum dicitur, a nomine gentis Vultarum et trajecto compositum, quasi Vultarum oppidum. Nam Trajectum lingua gallica oppidum dicitur. Endlich auf das Jahr 739 meldet er den Tod des h. Bischofs. Von diesen allen scheint auf eine höchst auffallende Weise Regino von Prüm abzuweichen. Im ersten Buche seiner Chronik schreibt er: Anno dominicæ incarnationis DCXXII. (nach der Ausgabe des Pistorius, Tom. I. Scriptor. Germ. pag. 23. edit. III. oder anno domin. incarnat. 632. nach der Ausgabe der Monumentor. historic. Germaniae von Pertz Tom. I. pag. 552.) Leo augustalem dignitatem arripiens, Justinianum regno privavit eumque exulem

in Ponto servavit... His temporibus venerabilis vir Willibrordus, cognomento Clemens, de Britannia gentis Anglorum, ob gratiam evangelii in Gallias transiens, a Sergio papa episcopus Fresonum consecratur, atque in eandem gentem ad prædicandum dirigitur. Obschon Regino nach dem Zeugniß der Kritiker, denen auch Pertz in der Præfat. ad Reginon. folgt, sein erstes Buch der Chronik meistens aus Beda's Werk de sex ætatibus mundi zusammengesetzt, und die gegebene Stelle auch in Beda sich befindet, so weicht er doch von dem chronologischen Calcul des Beda und von der gewöhnlichen Zeitrechnung des Dionysius ab. Dieß bemerkt er auch beim Schluß des ersten Buches, wo er einen Vergleich zwischen den Regierungsjahren der Päbste und Kaiser anstellt. Des Regino 622. oder 622. Jahr ist nach der gewöhnlichen Zeitrechnung das Jahr 695, welches sich dadurch noch bestätiget, daß er auf dieses Jahr Justinians Entthronung setzt, welche wirklich im Jahr 695 ausgeführt worden ist.

Es ist sonderbar, daß, da die meisten Annalisten den ehrwürdigen Beda ausgeschrieben haben, sie ihn doch in der Zeitrechnung des h. Willibrord verlassen. In dem Werke de sex ætatibus mundi verbindet Beda die Ordination Willibrords mit der Entthronung Justinians, wie also diese im Jahr 695 vor sich ging, so auch jene. In dem V. Buche der Geschichte Englands Cap. 12. bestimmt er aber das 696. Jahr. Quod ut petierat, impletum est, anno ab incarnatione Domini sexcentesimo nonagesimo sexto. Ordinatus est autem in ecclesia sanctæ Martyris Cæciliæ die natali ejus, imposito sibi a Papa memorato nomine Clementis, et mox remissus ad sedem Episcopatus sui, id est, post dies quatuordecim, ex quo in urbem venerat. Dem ehrw. Beda folgen die meisten späteren Schriftsteller, worunter Ado in Chronic. Ubbo Emmius, Miräus, Beka und Heda, die Verfasser der

Batavia sacra und des Episcopatus Ultrajectinus, Mabillon in Annalib. Benedictin. und in Actis Sanctorum Ord. S. Benedicti; doch werden auf dem Kupferstich des h. Willibrord in dem Werke Episcopatus ultrajectin. diese Worte gelesen: consecratus est Romæ a Sergio Papa anno domini 697, obiit anno 736. 7. Novemb. ætat. 80.

Wie die Meinungen so verschieden sind über das Ordinationsjahr, so verschieden sind sie auch über das Sterbejahr. Einige nehmen als solches an das Jahr 736, andere 737, wieder andere 738; Pagi und mit ihm Mabillon in Actis Ordin. S. Benedicti ziehen das Jahr 739 vor. Dagegen scheint Mabillon in den Annal. Benedict. zu wanken, indem er als Sterbejahr das Jahr 740 oder 741 anmerkt.

Diese große Verschiedenheit wird gegenwärtige nähere Untersuchung rechtfertigen. Vor Allem müssen wir nachforschen, woher diese Verschiedenheit entstanden. Nach unserer Ansicht geht sie von den ersten Biographen des h. Willibrord aus. Alcuin, der eine zweifache Lebensbeschreibung in gebundener und ungebundener Schreibart hinterlassen hat, und nach ihm Theofrid, Abt zu Epternach, der Alcuins Werk noch erweitert hat, so wie auch der Biograph des h. Adalbert, Archidiakons des h. Willibrord, nehmen nur eine Reise des h. Willibrord nach Rom an, die im zweiten Jahre nach seiner Ankunft in Friesland erfolgte. Zu dieser Zeit soll er auch vom Pabst Sergius als Bischof consecrirt worden seyn. Diejenigen nun, die den obengenannten Biographen streng folgen, setzen die Ordination in das Jahr 692. Beda aber, der mit dem h. Willibrord zu gleicher Zeit lebte, berichtet, daß er zweimal nach Rom gereiset sey. Zum erstenmal bald nach der Landung, um von dem apostolischen Stuhle die nöthige Sendung ꝛc. zu erhalten. Diese erste Reise scheint von dem Heiligen selbst ausgegangen zu seyn. Denn Beda

schreibt: Primis sane temporibus adventus eorum in Frisiam, mox ut comperit Wilbrordus datam sibi a principe licentiam ibidem prædicandi, acceleravit venire Romam, cujus sedi apostolicæ tunc Sergius Papa præerat, ut cum licentia et benedictione desideratum evangelizandi gentibus opus iniret. Man findet nicht, daß ihn einige Gefährten auf dieser Reise begleitet haben. — Die zweite Reise nach Rom geschah a) nach einigen Jahren der Ankunft, b) auf Anstehen des Pipin, c) mit Zustimmung der ganzen Mission, d) in Begleitung einer königlichen Gesandtschaft, e) um die bischöfliche Würde vom Pabst Sergius zu begehren, wie dieß Beda umständlich erzählt. *) —Wer verdient nun mehr Glauben? Für eine Reise nach Rom stehen drei Zeugen; allein da Theofrid aus Alcuin ausgeschrieben, und Adalberts Biograph auch auf den Alcuin oder auf Libellum de gestis Willibrordi hinweiset, so sind diese drei im Grunde nur so viel wie Einer. Wir haben daher einen Vergleich nur zwischen Alcuin und Beda, der zwei Reisen angibt, anzustellen. Nach den Regeln der Kritik scheint Beda mehr Glauben zu verdienen, der in dem nämlichen Lande, aus dem Willibrord zu den Friesen ging, zur nämlichen Zeit gelebt und geschrieben hat, vielleicht noch ein Freund des h. Willibrord war, und mithin in brieflicher Verbindung gestanden hat. Er weiß ja so genau die Tage, wie lange Willibrord zu Rom sich aufgehalten hat. **) Alcuin schrieb ungefähr hundert

*) Peractisque per annos aliquot in Fresia quæ advenerant, docuerant, misit Pipinus, favente omnium consensu, virum venerabilem Wilbrordum Romam, cujus adhuc pontificatum Sergius habebat, postulans ut eidem Frisonum genti Archiepiscopus ordinaretur.

**) Et mox remissus ad sedem Episcopatus sui, id est, post dies quatuordecim, ex quo in urbem venerat. Bei Butler ist hier ein Druckfehler eingeschlichen, indem anstatt vierzehn, vierzig Tage gesetzt sind.

Jahre nach der Landung Willibrords, und war vielleicht noch nicht geboren, als Willibrord gestorben ist. Einige machen ihn zwar zu einem Schüler des ehrw. Beda; allein da Beda im Jahr 735 gestorben, Alcuin aber im Jahr 803 noch lebte, so kann dieß unmöglich angenommen werden. Man geräth vielmehr auf die Vermuthung, Alcuin habe des Beda Bericht über Willibrord nicht einmal gekannt, wenigstens nicht benutzt, sonst würde er nicht so sehr von ihm abweichen. Denn auch hinsichtlich der Kirche, worin Willibrord zu Rom ordinirt worden ist, sind beide verschieden. Denn Beda sagt, Willibrord sey in der Kirche der heil. Cäcilia an dem Festtage derselben, Alcuin aber sagt, er sey in der St. Petruskirche ordinirt worden, ohne den Tag der Ordination zu bestimmen.

Diese zweite Reise nach Rom trat Willibrord im Spätjahr — vielleicht Anfangs October — des Jahres sechs hundert fünf und neunzig an, und kam in der Mitte des Monates November nach Rom, wurde dann Montags, den 22. desselben, am Feste der heil. Cäcilia, in der Kirche dieser Martyrin consecrirt, und kehrte bald hernach, oder nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen wieder zurück. Bei dieser Zeitbestimmung weichen wir von Beda nicht ab. Dieser schreibt zwar: Quod ita ut petierat impletum est, anno ab incarnatione Domini sexcentesimo nonagesimo sexto. Dadurch will Beda den Ordinationstermin nicht bestimmen, sondern vielmehr die Erfüllung des Wunsches, daß den Friesen ein Bischof gegeben werde. Da nun Willibrord erst mit dem Jahre 696 nach Friesland als Bischof wieder zurückgekommen war, so ging auch erst mit dem Anfang dieses Jahres der Wunsch Pipins in Erfüllung. Man erwäge die Worte des Beda: postulans ut eidem Fresonum genti Archiepiscopus ordinaretur; quod ita ut petierat impletum est

ano 696. Dann sagt er weiter: Ordinatus est octavus in ecclesia sanctae Caeciliae die natali ejus, nämlich des vorigen Jahres 695.

Diese Zeitrechnung stimmt nicht nur ganz überein mit der Angabe des Beda in dem oben angezogenen Werke de sex aetatibus mundi, sondern auch mit der anderweitigen Angabe in der Geschichte Englands. Denn am Ende des 12. Kapitels V. 6. sagt Beda, daß Willibrord jetzt schon 36 Jahre Bischof sey; [a]) nun schrieb aber Beda gemäß Kap. 24. dieß im Jahr 731; [b]) mithin muß Willibrord im Jahr 695 Bischof geworden seyn. Denn 36 abgezogen von 731 kommt das Jahr 695 heraus.

So führt uns die Kritik einiger Maßen auf ein höchst wahrscheinliches Resultat, das mit allen Nebenumständen in nächster Verbindung steht. Dieß wird aber zu höchster Gewißheit durch die eigenhändige Anmerkung des h. Willibrord erhoben, die er vor dem von ihm abgeschriebenen Martyrologium des heil. Hieronymus eingezeichnet hat. Diese ist: „Im Namen des Herrn. Clemens Willibrord kam von jenseits des Meeres nach Frankreich im Jahre von der Menschwerdung Christi sechs hundert neunzig, und wurde im Namen Gottes, im Jahre von der Menschwerdung Christi sechs hundert fünf und neunzig, obwohl unwürdig, von dem apostolischen Manne Herrn Pabst Sergius in Rom zum Bischof ordinirt, lebt jetzt aber noch das Jahr sieben hundert acht und zwanzig im Namen Gottes wohl." [c]) Die Worte in dieser Randanmerkung:

---

a) Ipse Wilbrordus adhuc superest, longa jam venerabilis aetate, utpote tricesimum et sextum in episcopatu habens annum.

b) Hic est in praesentiarum status Britanniae . . dominicae incarnationis anno septingentesimo tricesimo primo.

c) In nomine Domini. Clemens Willibrordus anno sexcentesimo nonagesimo ab incarnatione Christi veniebat ultra mare in Francia, et in Dei nomine, anno sexcentesimo nonagesimo quinto

quamvis indignus, obwohl unwürdig, lassen nicht zu, zu zweifeln, daß Willibrord diese Anmerkung selbst geschrieben habe. Bollandus sagt ganz richtig: Quis illud, quamvis indignus de alio, etiam vulgaris notæ homine, dixerit, præterquam de se? Deinde nunc vero, indicat ipso vivente id scriptum: quis esset ita imprudens et effrons, qui de viro tanto et vivente, scribere illud auderet, quamvis indignus? (Præfat. general. ad Tom. I. Januar. pag. XLVI.) Butler erwähnt auch dieser Anmerkung in einer Note zu dem Leben des h. Bischofs S. 265. Mainzer Ausgabe.

So wäre also das Ordinationsjahr auf eine sichere Art ausgemittelt; über das Sterbejahr werden wir uns leichter verständigen. Die Chronik des Klosters Echternach, worin der h. Willibrord gestorben ist, fängt mit den Worten an: Anno Incarnationis Domini DCCXXXVIII. Indict. VII. migravit ex hoc mundo S. Willibrordus. (Tom. IV. Collection. Ampliss. Martenii pag. 505.) Im Jahr 738 lief zwar die VI. Indictio, aber nur bis in den Monat September, wo die VII. Ind. anfieng; da nun Willibrord in der Nacht vom 6. auf den 7. November mit Tod abgegangen ist, so wird ganz richtig die VII. Indictio hier angesetzt. Gegen diese Anmerkung streitet einzig die Angabe des h. Bonifazius in dem 67. Briefe an den Pabst Stephanus II., worin er meldet, daß Willibrord fünfzig Jahre den Friesen gepredigt habe. Steht es nun fest, daß Willibrord im Jahre 690 sein Predigtamt in Friesland begonnen hatte, so müßte man seinen Tod nach dem Berichte des h. Bonifazius in das Jahr

---

ab incarnatione quamvis indignus fuit ordinatus in Roma Episcopus ab apostolico viro Domno Sergio Papa. Nunc vero in Dei nomine agens septingentesimum vigesimum octavum ab incarnatione domini nostri Jesu Christi, in Dei nomine feliciter.

740 oder gar 741 verschieben. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, nehmen Einige noch die Jahre hinzu, wo Willibrord in Irland und Schottland geprediget hat. Dieß ist aber ganz gegen den Sinn des h. Bonifazius, der von der Predigtzeit in Friesland einzig Meldung thut. Man kann besser annehmen, daß Bonifazius in dem Briefe an den Pabst eine runde Zahl angab, weil doch die Zeit des Predigtamtes hier etwas zufälliges war. — Indessen scheint Theofrid, Abt zu Echternach, in der Lebensbeschreibung des h. Bischofs das Absterben auf das Jahr 739 zu setzen, und verläßt hierin seinen Author und Führer Alcuin, der in dem Vita metrica schreibt:

Qui postquam vitæ meritis perfectus in annis
Bis octena pius complevit lustra sacerdos
Ter quater et menses, mensis jam jamque Novembris
Idibus octenis cœli migravit ad aulam.

Die bis octena lustra und ter quater menses machen 81 Jahre; wenn nun Willibrord, wie Alcuin früher angegeben hat, in seinem drei und dreißigsten Jahre bei den Friesen gelandet ist, so bleiben nur 48 Jahre für sein Predigtamt, und er starb mithin im Jahr 738. Theofrid bestimmt nicht ausdrücklich das Jahr 739 als Sterbejahr, sondern dieses schließen Pagi und Mabillon aus dem von Theofrid angegebenen Translationsjahre. Diese Translation ist nach Theofrid geschehen XII. Kalend. Novembr. anno progeniti verbi MXXXI., a transitu ejusdem gloriosi Patris CCXCII. Zieht man nun 292 ab von 1031, so bleiben allerdings 739. Allein Theofrid zählte nur die vollen Jahre vom Tode bis zur Übertragung, ohne die überzähligen Monate in Rechnung zu bringen. Hätte Theofrid eine ganz genaue Zeitrechnung ansetzen wollen, so hätte er die Monate beifügen und sagen müssen: 292 Jahre, eilf Monate und vierzehn Tage.

II.

Ueber das Geheimniß der Trinität aus dem Standpunkte der kritischen Vernunft.

Die ernste Arbeit des menschlichen Verstandes in Verfolgung einer logischen Konsequenz sowohl, als die Spiele phantasirender Vernünftelei haben ganze Bände Reflexionen über das unergründliche Geheimniß der Trinität zu Tage gefördert. Theologen und Philosophen wollten darin des Guten zu viel thun, und ihr Bestreben, die Wahrheit, die sie glauben sollten, zu wissen und zu ergründen, hat Viele um den Glauben gebracht, ohne ihr Wissen zu bereichern. Durch den Unstern dieser Wagemuthigen gewarnt, sammlen wir unsere bescheidenen Bemerkungen auf einige Blätter, und bei unserem analytischen Verfahren haben wir keinen andern Zweck, als uns den Glauben an dieses durch die letzte Offenbarung klar ausgesprochene Dogma zu bewahren.

Der Gott der Christen ist dreifach in persönlicher Selbstständigkeit, und eins in Wesenheit. So lehrt die orthodoxe Kirche nach Schrift und Überlieferung; auch deuten die Schattenbilder des alten Bundes darauf hin.

Auf das Bekenntniß dieses Geheimnisses und im Namen des dreieinigen Gottes sind wir in den Bund der heiligen Gemeine aufgenommen. Es ist die Fundamentallehre des Christenthums.

Doch — wäre diese Lehre absolut wider die Vernunft, so müßten wir sie mit der Vernunft in Einklang zu bringen suchen, weil es uns schlechterdings unmöglich ist, zwei sich widersprechenden Dingen beizustimmen, und weil es unmöglich ist, gegen die Vernunft zu glauben, eben so unmöglich, als durch Denken sein denkendes

Prinzip aufzuheben und zu ertödten. Einer der sich widersprechenden Gedanken ist nothwendig ein Ungedanken, ein leerer Wortschall ohne Begriff. So gebietet es die Natur jeder Wahrheit, sie schließt ihr Widerspiel nothwendig aus dem harmonischen Reiche der Wahrheiten, dessen Haupt und Gründer Gott ist, aus. Die Einheit Gottes, als Hauptes eines Reiches aller Wahrheiten, Ein göttlicher Verstand als Urquell derselben, muß vor allem Glauben an objektive Wahrheit unbedingt vorausgesetzt werden. Gebe ich in Gedanken Gott auf, so gebe ich das fest geordnete Reich der Wahrheit dem gesetzscheuen Aufruhre preiß, und ich weiß nicht, ob nicht das, was hier und heute meiner Vernunft widerspricht, nicht dort der Vernunft einer andern Geisterordnung zusagt. Mit der Aufhebung eines wahrhaften Gottes hat allein die Lüge und der Schein eine periodisch wechselnde Dauer.

Aber — ist das Trinitätsgeheimniß nicht wider, sondern nur über den menschlichen Begriff, so sind in diesem Falle so gar viele Erscheinungen der Natur, auf die doch der menschliche Verstand hingewiesen ist. Wie viel weniger kann ein Factum außer dem Gebiete der Natur den menschlichen Verstand befremden, daß es auch außer seinem Gebiete liegt, und seinen Gesetzesformen nicht unterworfen ist.

Zwei von Leibnitz bekannt gemachte Welt- und Naturgesetze, das principium individuationis und indiscernibilium wollen sich nicht mit der Trinitätslehre befreunden; sie sind zugleich Gesetze unseres auf diese sinnliche Welt und Natur beschränkten Verstandes. „Jedes selbstständige „Ding ist allein mit sich individuell und identisch.“ „Kein „selbstständiges Ding ist mit einem andern wesentlich numerisch eins.“ Die Zahlen sind bestimmte Zeitformen, und ihr unterliegen alle zeitlichen Dinge, das Princip der Verschiedenheit übt seine Gültigkeit vorzugsweise über

alle räumlichen Objecte aus, und jeder Raumtheil, nothwendig durch die Lage von einem andern verschieden, macht auch jeden erfüllten Raum verschieden von jedem andern erfüllten Raume.

Ob nun Raum und Zeit, diese Formen der menschlichen Sinnlichkeit, auch die Vorstellungsgesetze aller Bewohner der unendlich großen Stadt Gottes ausmachen, ob sie auch sogar objective Gesetze der ganzen endlichen Schöpfung sind, diese Frage kann sogar ohne Folge und Gefahr bejahend beantwortet werden. Aber über Gott, den Gesetzgeber aller Welten und aller Geister haben die angezogenen Weltgesetze keine bindende Kraft. Schon der natürliche Glaube der Vernunft hat längst den Schöpfer aller Dinge außer alle Raum- und Zeitverhältnisse gesetzt. Nach dem Vernunftglauben ist Gott bei aller Einfachheit an allen Orten, und seine Ewigkeit eine stehende, bei allem Fluße der Zeit, die nur für Dinge gilt, welche nach dem kühnen Ausdruck eines Weisen „immer werden und niemals sind" (semper fiunt nunquam sunt). Der alles Endliche umfassende Raum soll die Allgegenwart des einfachsten Wesens nicht umschließen, die alles Endliche mit sich in das Meer der Vergangenheit führende Zeit soll in sein ewiges Seyn nicht eingreifen. So lehrt das einfache Symbolum der bloßen Vernunft.

Diesen zwei Eigenschaften Gottes nach dem Vernunftglauben der Allgegenwart im Gegensatz einer bestimmten Räumlichkeit endlicher Dinge, und der Ewigkeit im Gegensatz einer bestimmten Dauer zeitlicher Dinge fügt nun der Offenbarungsglaube eine dritte Qualität bei im Entgegensatze der principiorum indiscernabilium et individuationis, welche ebenfalls nur gültig für räumliche und zeitliche Dinge sind. Was ist wohl daran Widersprechendes oder etwa Unbegreifliches, als was die bloße Vernunft von der Ewigkeit und Allgegenwart des

höchsten Wesens zu glauben durch ihren moralischen Trieb genöthigt wird?

Die christliche Trinitätslehre ist eine nähere Bestimmung des Grunddogma's des alten Bundes von der Einheit Gottes als Schöpfers aller Welten, und Herrn aller Völker. Die Sprache ist zu arm, übersinnliche Dinge anders als sinnbildlich zu bezeichnen, sowohl der hebräische als lateinische Ausdruck einer primitiven und unbedingten Causalität, was wir unter „Erschaffen" verstehen, ist dem geistigen Begriffe nicht vollkommen angemessen. Indem aus einer noch höheren Region der übersinnlichen Welt uns Geheimnisse kund gethan werden, so müssen ebenfalls Ausdrücke, die Erscheinungen der Sinnenwelt bezeichnen, nur als sinnbildliche Bezeichnungen übersinnlicher Wahrheiten genommen werden. Diese Ausdrücke bezeichnen gleich algebraischen Formeln wichtige Verhältnisse, ohne sie selbst anschaulich zu machen. Die dem menschlichen Sinn und Verstande wohlbekannten Elemente der einer algebräischen Formel ähnlichen Darstellung für den Ausdruck der allen Begriff übersteigenden Trinitätslehre, sind das innigste Verhältniß des Vaters zum Sohne und einer dritten zu beiden in gleichem ungetheilten Verhältnisse stehenden göttlichen Person des h. Geistes. Diese Formel haben die Schrift und die mündliche Überlieferung sanctionirt; sie ist die einzige authentische Formel für den richtigen Ausdruck wahrer Verhältnisse. So wenig die Elemente der Wortsprache, in der Buchstabenrechnung dargestellt, einen mathematischen Satz anschaulich machen (konstruiren) können, eben so wenig können die aus der Elementarkenntniß des Menschen, aus der Ansicht sinnlicher Erscheinungen geborgten Ausdrücke „Zeugung" und „Ausgang" anders als für die passendsten Formeln zu dem einzig wahren Trinitätsverhältnisse genommen werden. Die Spöttereien der Un-

gläubigen aus grobsinnlicher Deutung dieser Worte, haben den Werth des Spottes eines Unwissenden über das Benehmen eines Astronomen, der die aufgefundenen Verhältnisse der Bahn eines neu entdeckten Wandelsternes mittelst einer mathematischen Formel feststellt. Einer Seits der Vernunftstolz, anderer Seits grobe Verwechslung bloßer Analogien mit plattsinnlichen Ausdrücken sind die unreine Quelle des Unglaubens und der Irrthümer über dieses überschwengliche Geheimniß.

Ein Weltweiser, der freilich wegen seines wohlverdienten Verrufes keine Autorität ist,) gab einst seine philosophische Erklärung dieser übersinnlichen Wahrheit in folgender Darstellung: „Der allerhöchste Schöpfergeist habe auch das Bewußtseyn seiner selbst. Nicht auf menschliche Weise sey dieses Selbstbewußtseyn nur der flüchtige Abglanz der inneren Persönlichkeit, dieses geistige Erzeugniß, die Selbstvorstellung, sey das allervollkommenste Bild des Vorstellenden, der darin sich vorstellt. Diese erzeugte Vorstellung seiner selbst sey aber dem vorstellenden Subjekte nur darin vollkommen gleich und ähnlich, daß sie eins mit ihm, bei gleicher Wesenheit ein eben so selbstständiger Geist, das ist selbstbewußte Person sey. Mit dem menschlichen Selbstgefühl ist die Freude des Daseyns und die Liebe zu uns selbst als vorübergehende Selbstaffection angeknüpft; ist die Liebe des Vaters und Sohnes nicht bloß dem Grade nach von diesem menschlichen Affekte verschieden, sondern absolut und dem inneren Wesen nach, so ist auch sie selbstständig, ist selbst ein göttlicher Geist, für alle endliche Geister der Urquell der heiligen Liebe und himmlischen Freude. Wir wissen wohl, daß Gleichnisse Lichter der Phantasie

[illegible]

) Deßing in der kleinen Schrift: „göttliche Erziehung des Menschengeschlechtes."

sind, um die Oberfläche einer Sache heller zu machen, nicht um sie in ihrem tieferen Wesen zu ergründen. Übrigens ist diese Ansicht nicht antichristlich, wie die Lehre des Spinoza, welcher auch in seiner natura naturans und natura naturata einen dem Vater gleichen von Ewigkeit erzeugten Sohn annimmt; aber leider sind beide Wesen stockblind und kalt an Liebe. Eine untheilbare Substanz hat weder Freiheit, noch Selbstbewußtseyn, noch Willen.

Welchen Grad der Mensch in der Ordnung der Geister durch seine intellectuellen Kräfte und moralische Freiheit einnimmt, das zu bestimmen, fehlt uns ein vergleichendes Maas. Auf diesem Planeten nimmt er die höchste Stelle ein, und die Schrift stellt ihn in Beziehung höherer Ordnungen um eine Stufe unter die Boten Gottes, welche nicht wie er durch eine schwerfällige Hülle an ihren ungeschaffenen Wohnsitz gebunden sind. Aber was schon die Geschichte der Menschheit und des einzelnen Menschen von der fortschreitenden Perfectibilität unserer Gattung aufgezeichnet hat, spricht die Offenbarung noch bestimmter durch das Gebot aus: „vollkommen zu seyn wie unser himmlischer Vater;“ das ist eine Aufgabe für die Ewigkeit, ein in unendlicher Ferne liegendes Ziel, nach dem wenigstens schon in dieser Lebensperiode seine Richtung der gute Wille mit Gottes Gnade nehmen muß.

Dieser gränzenlosen moralischen Vervollkommnung entspricht noch eine gleiche Vervollkommnung unserer intellectuellen Kräfte. Auch die Offenbarung hat diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erhoben; wir werden, sagt eines ihrer Organe, der h. Paulus, dort im Klaren sehen, was wir hienieden nur im trüben Bilde, im Spiegel eines Gleichnisses wahrnehmen. Wenn in uns einst der noch verschlossene Sinn für diese unserem gegenwärtigen Stande übersinnlichen Wahrheiten, namentlich für das h. Geheimniß

der Dreifaltigkeit aufblühen wird, wird sich auch ein ihm entsprechender Verstand aus unserem Geiste entfalten. In der trägen Raupe, die auf der Stande herumkriecht, ihre Blätter zu benagen, liegt bereits das Gewebe ihrer Flügel und des Organes, mit dem sie einst den Honig der Blume saugt. Unter den fünf Sinnen unseres gegenwärtigen Zustandes sind drei raupenähnliche, zwei feinere gleichen dem freieren Fluge, durch den der ausgebildete Schmetterling sich mit entfernten Dingen seines Verlangens in Verbindung setzt. Es ist wenigstens denkbar, daß diese beiden geistigen Sinne, Auge und Ohr, dermalen die feinsten und edelsten, bei unserer nächstfolgenden Bestimmung sich zu den neu entwickelten wie plump tastende Gefühle verhalten. Mit einer höheren und feineren Organisation steht ein höheres Gefühl des nach seiner Bestimmung sich bewegenden Lebens in Wechselwirkung, wie uns dieselbe christliche Offenbarung versichert, und ein anderer, vielleicht anschauender Verstand, wie sich ohne Zwang einige biblische Ausdrücke deuten lassen. Von einem anschauenden Verstande haben wir freilich, da unser dermaliger Verstand nur aus gegebenen Anschauungen Begriffe bildet, nicht einmal eine analoge Vorstellung.

Von Gott, dem Dreieinigen, hat die Offenbarung einige unserer Fassungskraft gegenüberliegende Attribute kund gethan. Sie schreibt vorzugsweise dem Vater die Allmacht, dem Sohne die Allweisheit in der harmonischen Gestaltung der Welten und ihrer Theile, und dem h. Geiste die besondere Causalität der höheren Weihe der Geister zu.

Der Verfasser, der sich mit diesen rhapsodischen Bemerkungen eben nicht auch den Vorwurf verdienen will, in eine kleine Grube den gränzenlosen Ocean fassen zu wollen, schließt diese Betrachtung mit der Darstellung der Weise, wie er sich die Allmacht des Vaters und die

Weisheit ſeines göttlichen Sohnes in einander bedingender Wechſelwirkung bei einzelnen Naturproducten zu verſtändigen geſucht hat.

Nehme man das organiſche Gebild einer Pflanze. Es iſt ein in ſeinem Seyn und Beſtehen von allen Seiten abhängiges Naturprodukt. Die mechaniſchen Bande, die ihm ſeinen Ort beſtimmen, dehnen ſich ringsum mittelbar bis zu dem entfernteſten Weltkörper, und reichen rückwärts bis an den erſten Pulsſchlag der belebten Natur, bis zu dem Anfange aller Dinge. Der ſtarre Mechanismus in dieſer geradlinigten Richtung bis zum Akte der Allmacht bei der Schöpfung iſt dieſer Allmacht Werk und Bild; und dieſelbe mechaniſche Bewegung lebt und regt ſich in dem Innern und allen Theilen unſerer Pflanze. Die göttliche Allmacht hat dieß Pflanzenleben unter das Zwangsgeſetz der Nothwendigkeit geſtellt. Aber unter dem geregelten Getriebe des Mechanismus werde ich zugleich das freiere Spiel des organiſchen Lebens bei dieſer Pflanze gewahr. In den geradelinigten Mechanismus blind gehorchender Kräfte greift die Kreisbewegung der Endurſachen. Die Endurſache zwingt den Mechanismus zu ihrem Dienſte. Die Pflanze entwickelt Blumen, dieſe erzeugen Früchte und Samen zur Erhaltung der Gattung nach dem Ableben der Pflanze. Ich gewahre nicht bloß und allein den Nachhall des ſchaffenden Wortes in dem Stande und der mechaniſchen Bewegung meiner Pflanze, ich erblicke die deutlichſten Spuren eines unendlich weiſen Verſtandes, eines Verſtandes, der über das Leben der Blume und über alle Theile der Welt, mit der das Leben dieſer Blume unmittelbar und mittelbar zuſammenhängt, weiſe gebietet. Auch der Ordnung des Denkens nach (ordine rationis) ſind die mechaniſchen Kräfte unſerer Pflanze vor ihren teleologiſchen Wirkungen; aber der Zeit nach ſind beide gleich und in innigſter Vereinigung.

Der vorgedachte Endzweck bestimmt die Richtung der mechanischen Kräfte, und die rückwärts begründeten mechanischen Kräfte realisiren als Mittel den vorbedachten Endzweck. So ist jedes organische Produkt nicht nur der Spiegel der Allmacht des Vaters, und der Weisheit des Sohnes, es ist auch der sinnliche Ausdruck ihrer innigsten Vereinigung.

Derselbe Causal- und Finalverband ist im Großen wie im Kleinen dieser unermeßlichen Weltorganisation. Die Gestirne sind Pflanzen und Blumen in den Gefilden des Himmels.

N.

III.

Das
organisirte Bestehen der Jesuiten in Rheinpreußen.

Dieser Aufsatz führt die verehrlichen Leser zwar in das verflossene Jahr und zu einer, wie es scheinen mag, vergessenen Manipulation der protestantischen Sionswächter zurück; da aber die Vorfechter der Parthei von Zeit zu Zeit die alten Taschenspielereien wieder von vorne beginnen, so mag es nicht uninteressant seyn, eine solche Gaukelei genauer anzuschauen.

Die, wie es schon der Name, noch mehr aber die oft und vielbewährte That, bekundet, gegen das Katholische durchaus feindselig gesinnte Zeitschrift „der Protestant", theilte im Januarhefte des vorigen Jahres ein sogenanntes Aktenstück mit, welches das organisirte Bestehen der Jesuiten in den Rheinprovinzen des Königreichs Preußen untrüglich beweisen soll (debet). — Außer „dem Protestanten" verbreitete auch der geistesverwandte Hesperus dieselbe Nachricht in einem eigenen Correspondenzartikel, und wer weiß, wie viele andere ähnliche Blätter noch abschriftlich, um vermittelst dieses, in die Einbildungskraft Vieler als schauerlich eingeprägten Gespenstes, nach alter Ammen Sitte die armen Unmündigen Deutschlands zu ängstigen. Von der andern Absicht, selbst bei den Regierungen Mißtrauen zu erwecken, oder gar gehässige Untersuchungen zu veranlassen, will ich nicht einmal reden. Die Freiheitsprediger würden schwerlich der Freude sich erwehren können, wenn sie überall die Katholiken unter die strengste Aufsicht der Polizei zu bringen vermöchten.

Im Hesperus Nro. 154., und in der Fr. O.P.A.Z. Nro. 183., 1829, erschien hierauf unter dem gegründeten Bemerken, daß man seit einiger Zeit viele Unrichtigkeiten über die Stadt Koblenz verbreitete, von eben daher eine widerlegende Erklärung, die der Welt kurz, klar und unumwunden vor Augen legte, was es mit diesem als höchst wichtig angerühmten Aktenstücke für eine Bewandtniß hat. Der Verfasser der Erklärung erzählt in dem ungekünstelten Tone eines ehrlichen redlichen Mannes, aber zugleich über die schändliche Art, wie man beim hellen Mittagslichte von protestantischer Seite das gute deutsche Volk am Gängelbande des Betruges herumzuleiten sucht, erstaunt, auf das horazische: risum teneatis amici, und parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, hindeutend, der Grund jenes Aktenstückes sey folgender: „Seit einem Jahrhundert, oder vielleicht noch länger, bestehe in Koblenz unter Handwerksleuten eine geistliche Brüderschaft, deren Mitglied Jeder durch einen kleinen Geldbeitrag werden kann. Bei den in der Brüderschaft vorkommenden Sterbfällen hat sie dagegen die Verpflichtung, den Verstorbenen zu Grabe zu begleiten, und ihm eine Messe lesen zu lassen. Sie ertheilt auch Zeugnisse des Wohlverhaltens (die wohl als Bettelbriefe benutzt werden mögen) mit einer uralten, vor etwa 80 Jahren gedruckten Eidesformel; und aus dieser wollten nun der Protestant und jener Correspondent den untrüglichen Beweis des organisirten Bestehens der Jesuiten in den Rheinprovinzen des Königreichs Preußen herleiten. Der Jesuiten riechende Dr. S. (der dem Protestanten jenes Aktenstück mitgetheilt hat) und jener Correspondent (der dem Hesperus den Artikel Nro. 114. lieferte) sind, wie billig, hier — in Koblenz — sehr ausgelacht worden.“ — Durch diese wahrheitgemäße, mit der Unterschrift eines Kaplans und zweier achtbaren Bürger aus Koblenz versehene, Erklärung glaubte man, die mit

der fixen Idee vor dem Gespenste des Jesuitismus unaufhörlich geplagten Unglücklichen und ihre finsteren Geistesleuker hinlänglich beruhigt und widerlegt zu haben.

Weil aber der Verfasser der Erklärung sich zu sagen erlaubt hatte, daß die Verbreiter des oben angeführten Aktenstückes und des daraus gefolgerten organisirten Bestehens der Jesuiten in den Rheinprovinzen des Königreichs Preußen von den munteren Bewohnern von Koblenz wie billig sehr verlacht worden seyen, tritt gleich in dem Fr. Journal Nro. 187., 1829, ein noch mehr an der Mond- oder Milzsucht leidender Leser des Hesperus und der Fr. O.P.A.Z. in die Schranken, um als würdiges Mitglied der großen, über ganz Deutschland verbreiteten, auf den Sturz der katholischen Kirche, gleichviel durch welche Mittel, sinnenden Brüderschaft, die ersten Lügen durch noch größere Tollheiten zu bekräftigen, und wo möglich den von Natur aus fröhlichen Rheinländern auch das noch einzig übriggebliebene, aber freilich gegen die protestantische Lügendreistigkeit etwas verwegen gebrauchte Gut des Lachens, für immer zu verleiden. Dieses Auslachen der munteren Koblenzer muß den Helden, der nun den Kampfplatz betritt, ungemein geärgert haben, denn damit beginnt er seine „Bemerkungen gegen den Aufsatz im Hesperus Nro. 154., und in der Fr. O.P.A.Z. Nro. 183." — Zuerst stellt er die Frage, ob wohl das am Anfang und Ende geäußerte Lachen den Herrn Erklärer und seines Gleichen gleich beim Lesen jenes Aktenstückes ergriffen und während des ganzen fortgesetzten Durchsehens desselben beherrscht habe? dann wäre es auch erklärt, meint der Gespensterseher, wie jener Herr darin gar nichts gefunden hat, was der Einsender desselben an den Protestanten, und der mehrgedachte Correspondent von Nro. 114. des Hesperus als denkende Männer (das heißt, übelfeindselig denkende) fanden.

Auf diese Frage, wegen des Auslachens, erwiedern wir unserem Geisterseher ganz ernsthaft und der Wahrheit gemäß, daß dasselbe den Herrn Erklärer und alle Unbefangenen von Koblenz bei dem ganzen Durchlesen des sogenannten Aktenstückes, von Anfang bis zu Ende, nicht einen einzigen Augenblick verlassen habe, daß aber auch die fröhlichen und aufgeweckten Rheinbewohner nie ohne gegründete Ursache einen Andern verlachen. Hielten wir den Leser des Hesperus und der Fr. O.P.A.Z. wie seine Geistesgenossen nicht für Unbeschnittene an Herzen und Ohren, so würden wir hier ebenfalls an sie die Frage stellen, ob sie denn noch nichts zu ihrem noch größeren Ärger von dem allgemeinen von Koblenz aus über das ganze katholische Deutschland weiter verbreiteten Lachen über besagtes Aktenstück und die immer mehr sich verbreitende Jesuitenriecherei vernommen? — Daß jedoch der Herr Erklärer von Koblenz nicht so ganz ohne Grund über das Phantom der Jesuiten in Rheinpreußen gelacht habe, scheint der Leser des Hesperus und der Fr. O.P.A.Z. selbst eingestehen zu wollen, indem er in Bezug auf dessen Erklärung sagt: „freilich war er im Besitz einer mehr in's Einzelne gehenden Sachkenntniß;" bald scheint ihn jedoch diese gegen die Grundsätze der großen antikatholischen Brüderschaft unüberlegt geäußerte Aufrichtigkeit zu gereuen, daher folgert er nun als tiefdenkender Mann, daß der mehrbenannte Erklärer wegen dieser „mehr in's Einzelne gehenden Sachkenntniß" selbst als Jesuit, als ehrsames Mitglied jener Brüderschaft, und wirklich Eingeweihter angesehen werden müsse; sein Auslachen deutet er daher als ein schlaues scherzhaftes anderer Uneingeweihter, und weil nun er selbst ein Mitglied dieser Brüderschaft ist (und folglich die Jesuiten in Rheinpreußen bestehen), daher sey auch sein Versuch erklärlich, die ganze Sache, die durch jenes Aktenstück zum Tage kam, schnell und für immer niederzu-

ſchlagen. Ganz richtig und folgerecht geſchloſſen, Herr Geiſterſeher! der unſchuldigſt Angeklagte iſt gerade dann als verdächtig anzuſehen, wenn er zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, wie zur Widerlegung ſeiner Ankläger, den Hergang der Sache wahrheitgemäß und getreu erzählt, je mehr er es aber verſucht, durch geeignete Aufſchlüſſe ſich von der ungerechten Anklage zu reinigen, deſto eher iſt er als ſchuldig und ſtrafbar zu betrachten; ſtreng und unerbittlich iſt daher über einen Solchen der Stab zu brechen; hoch lebe die proteſtantiſche Logik! — Damit aber der vielbenannte Erklärer von Koblenz nicht glaube, als habe er das deutſche Volk von der Richtigkeit des organiſirten Beſtehens der Jeſuiten in den Rheinprovinzen des Königreichs Preußen überzeugt, noch mehr aber, damit Niemand ſeiner Erklärung Glauben beimeſſe, fährt der Leſer des Hesperus und der Fr. O.P.A.G. fort, den begonnenen Faden weiter zu ſpinnen, und die einmal durch ſeine Vorgänger aufgeſtellte Behauptung ferner zu verfechten. Daran, ſagt er daher in ſtolzanmaßendem Tone, möchte ſich aber doch der muntere Lacher geirrt haben, wenn er ſeinen Verſuch für gelungen anſehen wollte; denn aus dem vorgelegten Aktenſtücke folgt allerdings, (sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas) was der Einſender an den Proteſtanten, H. V. S., und der Correspondent des Hesperus Nro. 114. ableiteten, wenn auch auf eine andere Art, (sic!) als es namentlich der Erſtere that, der nicht in Koblenz wohnt. Lebte er da, ſo würde er allerdings nicht an das Daſeyn ganz förmlicher Jeſuiten glauben, (und doch hat man ſie als wirklich vollkommen organiſirt ausposaunet!) weil er keine dieſer Leute in ihrem Kloſter? oder auf den Straßen?? in ihrem Habite??? ſehen würde. Aber an die müſſe er glauben, (wer nennet ſich hier nicht der vom Anfange des Chriſtenthumes unſichtbar vorhanden geweſenen pro-

teſtantiſchen Kirche!) an deren Daſeyn er auch bloß nach jenem Aktenſtücke nicht zweifeln kann, (darf, nitimur in vetitum) an die, ſelbſt aus dem Laienſtande, durch eine Brüderſchaft dieſem Orden angehörigen Menſchen, die allerdings Jeſuiten ſind (αυτος εφα). — Indem unſer Geiſterſeher hiermit das öffentliche organiſirte Beſtehen der Jeſuiten in Rheinpreußen ſelbſt als nichtig und grundlos anerkennt, ſucht er nun nach dem anerkannten Sprnche: „im Dunkeln iſt gut fiſchen,“ mit allem möglichen Aufwande von Wortſchwall und Lügen die Mitglieder obengenannter Brüderſchaft, deren Tendenz nach der Erklärung von Koblenz klar und offen vor Augen liegt, als geheime unſichtbare, aber um ſo gefährlichere Jeſuiten zu verſchreien.

Der in beſtändigem Paroxismus redende Leſer des Hesperus und der Fr. D.P.A.Z. faſelt nun gewaltig viel von den eingeklöſterten und nicht eingeklöſterten Jeſuiten, von ſolchen, die in dem bürgerlichen Stande lebten, ohne Kutte und Tonſur gingen, in keinem öffentlichen Gebäude wohnten, und den eigentlichen Patribus gerade nur durch eine Brüderſchaft verbunden waren und ſind. — Dieſe letztere Jeſuitenſpezies, die nun nach des freundlichen und luſtigen Erklärers (wie ſchmeichelhaft!) Eingeſtändniß in Koblenz beſteht, — eine Stirne wie jene unſeres Geiſterſehers gehört dazu, um der Wahrheit zum Trotze ſo etwas zu behaupten und aus obiger Erklärung von Koblenz als eingeſtanden zu folgern, — war oft, und iſt es zum Theil noch, ſo unbefangen und unſchuldig, daß ſie nicht einmal wußte, daß, und wie durch ſie nicht wenig böſe Zwecke der höheren Jeſuiten ausgeführt werden. Der Verfaſſer redet hier wahrſcheinlich als Mitglied einer geheimen ſtaatsgefährlichen Geſellſchaft, deren Eingeweihter er iſt, und ſchließt von ſich und ſeinen edeln Genoſſen auch auf die Jeſuiten, ex ungue leonem. —

Mit ähnlicher Geistesverrücktheit will unser Gespenstermann das stete Daseyn verborgener geheimen Jesuiten unter dem Namen einer von Lojala's Schülern frühe ausgedachten willführigen untergeordneten Schaar weiter beweisen. Alle ehemals unter der Leitung der Jesuiten am Rheine und Maine nur in Bezug auf Gottesverehrung bestandenen Brüderschaften und Sodalitäten und noch in der katholischen Kirche bestehenden rein-geistlichen Vereine, z. B. zur anständigen christlichen Beerdigung armer Verblichenen, zur Verpflegung verlassener hilflosen Kranken u. s. w., dergleichen man ja auch fast in jeder Handwerkszunft findet, sind ihm daher nichts als Ausflüsse und pfiffige Anstalten des zumal in unseren Zeiten höchst gefährlichen Jesuitismus, wo die Mitglieder desselben als Reisende im Laienkleide aus Frankreich kommen, den Rhein und Main überschreiten, und das vertriebene und gebeugte Ungethüm (??) wieder zu Kräften zu kommen, und die Rückkehr in die Gegenden, die es verlassen mußte, wieder zu versuchen scheint. Als ächter Liberale, als wohlmeinender aber unberufener Rathgeber der Fürsten, als herzlichster Verehrer des Pfarrgottesdienstes, fordert er daher auf, nach dem Wunsche helldenkender Bischöfe und Pfarrer (?), die nach bisher aus einer fehlerhaften Beachtung der Kultfreiheit zu gottesdienstlichen Zwecken offen gelassenen Jesuitenkirchen von Seite der Regierungen zu schließen oder gar niederzureißen, um das Andenken an jene bösen † † † auszulöschen, die Brüderschafts- und Sodalitätsleide aufzuheben, und Allermänniglich zu zwingen, an dem Pfarrgottesdienste (der bei den Katholiken fleißiger als irgendwo besucht wird), welchen der Staat ordnen ließ, fleißigen Antheil zu nehmen.

Dieß sind die huldsamen Rathschläge, die unser Geisterseher in seiner hohen Weisheit den Regierungen vorzuschreiben sich nicht entblödet. Die Sturmglocke wird

geläutet, der Feuerlärm hallet überall wieder, und wenn auch kein Mensch Feuer sieht, so heißt es doch zuletzt, es müsse immerhin etwas daran gewesen seyn.

Uns scheinen die jetzigen Zeiten viele, sehr viele Ähnlichkeit mit jenen traurigen der Verfolgung des Christenthumes in den ersten und letztverflossenen Jahrhunderten der christlichen Ära zu haben. Allenthalben treten Verläumder, Anfeinder und Verfolger gegen die katholische Kirche auf. Die Fahne, unter der man sich sammelt, ist die des Unglaubens; das Losungswort, das die Verbündeten stets im Munde führen, und wodurch sie sich die Erringung des unzweifelhaftesten Sieges versprechen, ist das, durch das unaufhörliche Bestreben dieser feindseligen Rotte nach den Begriffen Vieler mit allem Bösen und Abscheulichen identisch gewordene Wort Jesuitismus, und die Waffe, mit der ohne Rast gefochten wird, ist — die Lüge. — Wie einstens die heidnischen Philosophen, Auguren und Götzenpfaffen vor den Thron der römischen Cäsaren traten, durch erlogene Schilderungen die Zusammenkünfte der Christen und deren Religionsgeheimnisse bald als staatsgefährlich, bald als der Sittlichkeit, dem allgemeinen Besten zuwiderlaufend darzustellen und dadurch die Flamme der Verfolgung anzufachen suchten, so und mit gleichem Eifer sucht eine gewisse Parthei in Deutschland die Katholiken, ihre Religionsgebräuche und ihre sonstigen wohlthätigen, von dem Geiste der Religion ausgehenden Anstalten, durch immer neue und schändlichere Lügen vor den protestantischen Fürsten mit dem beständigen Rufe Jesuitismus, Jesuitismus, anzufeinden. Der Zweck hiervon liegt zu deutlich vor Augen, als daß er übersehen werden dürfte. Den kaufmännischen protestantischen Holländern gelang es vor etlichen Jahrhunderten durch die teufelischsten Lügen, die katholische Religion aus dem Kaiserthume Japan zu verdrängen, und eine

gänzliche Ausrottung des christlichen Namens daselbst zu erwirken; Gleiches, wir sagen es offen, sucht man in Deutschland zu vollbringen. Ubi desint vires, tamen est laudanda voluntas. Zur besonderen Freude gereicht es uns, am Ende unseres Aufsatzes unsern Lesern noch folgendes aus der Preußischen Staatszeitung über den vielbesprochenen Jesuitismus in Rheinpreußen mittheilen zu können:

„Berlin, 13. August 1829. Durch eingegangenen amtlichen Bericht hat es sich bestätigt, daß die in mehreren Tagesblättern verbreitete, an sich schon wenig glaubwürdige Nachricht von einem organisirten Bestehen der Jesuiten in den k. Rheinlanden durchaus ohne Grund ist.“ Wahrscheinlich will man auch ähnliche Untersuchungen bei andern Regierungen hervorrufen, weil auch in anderen Ländern ähnliche Befürchtungen ausgestreut werden. *) Der Kunstgriff ist bisher gelungen, daß die schreckbaren Machinationen des Antichristianismus unbeachtet blieben. Von daher kommt ein Unheil, das endloses Verderben über Länder und Völker bringt.

*) Es hat die allgemeine Kirchenzeitung in der Jesuitenkirche von Mannheim die Jesuiten noch leibhaftig hausen gesehen. Vielleicht ist gar in einem unterirdischen Gewahrsam noch eine Brut des schrecklichen Ungeheuers verborgen, die bei der ersten besten Gelegenheit hervorbrechen und die Protestanten auffressen wird. Um der Sache recht auf den Grund zu kommen, wäre wohl das Sicherste, die Kirche mit den sie umgebenden Gebäuden zu demoliren. Vielleicht wird auch dort noch ein Theil des ungeheuern Reichthumes aus Paraguay von einem alten Drachen bewahrt. Andere Häscher sollten billiger Weise nach München geschickt werden, um dort die Jesuiten, welche in dem letzten Schulplan ihr Unwesen getrieben haben, zu ergreifen und der protestantischen Inquisition auszuliefern. Paulus von Heidelberg und einige Leute von der rothen Kappe möchten diese Expedition vielleicht glücklich zum Ziele führen.

IV.

Evangeliophoros oder der Bibelträger,

ein Gespräche zwischen Cannius und Polyphem. *)

C. Was will hier unser Polyphem wohl erjagen?

P. Wie magst du fragen, nach was ich jage ohne Hund und Jagdzeug?

C. Vielleicht gilts eine Schmarozernymphe?

P. Schön gerathen. Sieh, hier ist das Netz dazu.

C. Wie, was sehe ich? Bachus in der Löwenhaut, Polyphem mit einem Buch, das über und über mit Schildern, Knöpfen und Figuren von Erz bewaffnet ist. Hat's militärische Bedeutung?

P. Schau es erst recht an.

C. Ja, ja, recht fein, nur etwas ist daran vergessen.

P. Was fehlt ihm noch?

C. Dein Wappen.

P. Und das wäre?

C. Ein Sylenenkopf, wie er zum Faßthürchen heraus schaut. Aber sage mir, von was handelt es? doch wohl von der Trinkkunst?

P. Nimm dich in Acht, daß du nicht unvorsichtig eine Gotteslästerung ausstöst.

C. Wie? was? es wird doch nicht gar etwas Geistliches betreffen?

P. Ja wohl das Heiligste; es ist die Bibel.

C. Wahrhaftig; nun wie kömmt Polyphem und das Evangelium zusammen?

P. Wie fragst du? Was thut Christus und ein Christ beisammen?

---

*) Von Erasmus, übersetzt aus der Elzevirischen Ausgabe von 1636, S. 524.

E. Das weiß ich wohl; allein dir ziemte beſſer ein Schlachtſchwert, denn wenn mir ein Unbekannter von deinem Ausſehen auf dem Meere begegnete, ich würde ihn für einen Seeräuber, wenn aber in einem Walde, für einen Buſchklepper halten.

P. Aber dieſes Evangelium lehrt uns, daß wir Niemand nach dem Scheine beurtheilen ſollen; denn wie unter einem Bußkleid öfters ein tyranniſches Gemüth verborgen, ſo iſt zuweilen bei geſchornem Kopfe, gedrehtem Schnauzbarte, ſtruppichten Augenbraunen, fürchterlichen Blicken, bei gefedertem Hut, Soldatenrock und Kriegsſtiefeln ein evangeliſcher Geiſt zu finden.

E. Warum nicht? Man findet ſogar manchmal ein Schaf unter dem Felle des Wolfs verborgen, und wenn den Dichtern zu glauben iſt, einen Eſel unter einer Löwenhaut.

P. Ja, ich kenne einen, der ein Lamm auf den Schultern und den Fuchs im Herzen trägt; dem ich gerne wünſchte, daß, wie er ſchwarze Augen hat, er weiße Freunde haben und ſo golden werden möge, als ſeine Haare ſcheinen. *)

E. Trägt aber der nicht ein Schaf auf dem Scheitel, der wie du einen Filzhut und ſogar noch den Vogelſtrauß darauf ladet? Handelt er da nicht ſo abgeſchmackt, daß man ſagen muß, den Vogel auf dem Kopf und den Eſel darunter?

P. Das beißt.

E. Aber das wäre fein, wenn das Evangelium, das du mit ſo verſchiedenen Zierrathen verſaheſt, dagegen dich auch zierete. Du zierteſt es mit Farben, möchte es dich doch mit guten Sitten zieren.

*) Iſt eine Anſpielung auf den Anzug der Kanoniker, zu denen Erasmus gehörte, die ein weißes Schaffell auf den Achſeln als Rochet trugen, und auf ſeine gelb gelockten Haare.

P. Laß mich nur sorgen.

E. Ja nach deiner Gewohnheit.

P. Nun laß das Sticheln. Scheint es dir wohl verwerflich, die Bibel mit sich herumzutragen?

E. Im Geringsten,

P. (Fährt ihm in die Rede.) Wie bin ich der Geringste oder Kleiner als du mit deinem Grauschimmel?

E. Ich halte dich für nicht so groß, wenn der Esel die Ohren aufregt.

P. Doch gewiß größer als einen Büffel.

E. Gut, wenn der Vergleich gefällt; ich habe dich aber nicht den Geringsten geheißen, sondern wollte „im Geringsten nicht" sagen.

P. Sage mir, was für ein Unterschied zwischen zwei Eyern ist?

E. Sag' mir erst, was für ein Unterschied zwischen dem mittlern und kleinen Finger ist?

P. Jener ist größer.

E. Nun, was für ein Unterschied ist denn zwischen Wolfs- und Eselsohren?

P. Jene sind kleiner.

E. Richtig getroffen.

P. Was soll aber das? man mißt gewöhnlich das Lange oder Kurze mit der Spanne und Elle, und nicht mit Ohren?

E. Gut. Man nennt jenen, der Christus trug, Christophorus; dich Polyphem, der du das Evangelium trägst, sollte man Evangeliophorus heißen.

P. Hältst du es also nicht für heilig, das Evangelium zu tragen?

E. Nein, sonst müßtest du mir zugeben, daß ein Esel das heiligste Thier sey.

P. Wie so?

E. Weil einer ſtark genug iſt, 3000 Bibeln zu tragen; und wirklich hielte ich dich ihm nicht ungleich, wenn du nur ordentlich dazu geſattelt wäreſt.

P. Es iſt doch auch nichts ungereimtes, jenem Eſel eine gewiſſe Heiligkeit zuzuſchreiben, auf dem Chriſtus geritten iſt.

E. Ich beneide dich nicht darum, und wenn du von ihm Überbleibſel willſt, will ich ſie dir zukommen laſſen, damit du ſie küſſen kannſt.

P. Da giebſt du mir ein ſehr angenehmes Geſchenk, denn der Eſel wurde durch Berührung des Leibs Chriſti geheiligt.

E. So ſo, die haben auch Chriſtus berührt, welche ihn mit Fäuſten ſchlugen.

P. Mein, rede doch einmal ernſthaft; iſt's nicht fromm, die Bibel herumzutragen?

E. Nun dann, wenn es ohne Scheinheiligkeit, wenn es auf die rechte Art geſchieht.

P. Fort mit der Scheinheiligkeit in's Kloſter; was hat ein Soldat mit der Scheinheiligkeit gemein?

E. Ei, ſage mir erſt, was verſtehſt du unter Scheinheiligkeit?

P. Wenn du äußerlich was anders darſtelleſt, als du's im Herzen haſt.

E. Aber was ſoll denn das Herumtragen des Evangeliums darſtellen? Nicht wahr ein evangeliſches Leben?

P. Ich meine wohl.

E. Wenn aber das Leben dem Buche nicht entſpricht, iſt das nicht Scheinheiligkeit?

P. Es ſcheint allerdings. Was heißt aber, das Evangelium auf rechte Art herumtragen?

E. Manche tragen es in den Händen, das können auch Laſtträger, Maulthiere und Eſel; andere tragen es im Munde herum, und da fährt ihnen kein Wort heraus,

als Christus und das Evangelium, d. i. pharisäisch; endlich tragen es einige im Geist herum. Der nur thut es auf rechte Art, welcher es mit Hand, Mund und Herz herumträgt.

P. Wo findet man diese?

C. In den Kirchen giebts Diakonen, die das Evangelienbuch mit den Händen herumtragen, es mit dem Munde dem Volke verkünden und im Herzen behalten.

P. Und doch sind nicht alle heilig, die das Evangelium im Herzen tragen.

C. Mach mir keinen Sophisten. Der trägt es nicht im Herzen, der es nicht innig liebt, und der liebt es nicht herzlich, der es nicht in seinen Sitten auszudrücken suchet.

P. Das ist zu hoch für meinen Verstand.

C. Ich muß also handgreiflicher reden. Wenn jemand eine Flasche Wein von Beaune *) auf seinen Schultern trägt, was hat er anders als eine Last?

P. Nichts anders.

C. Wenn du den Wein in den Mund nimmst und gleich wieder ausspuckst?

P. So wirds nichts nützen, so mache ich's aber nicht.

C. Wenn nun Jemand, wie du, sein reichliches Maaß hinabschluckt?

P. Ah, da giebt's nichts Herrlicheres.

C. Nicht wahr, das erwärmt den Leib, röthet das Gesicht und erheitert die Stirn?

P. Ganz richtig.

C. Etwas ähnliches geht mit dem Evangelium vor; denn so es in das Innerste des Gemüths gesenket wird, erneuert es den ganzen Menschen.

*) Beaune eine Stadt in Burgund, wo sehr guter rother Wein wächst.

P. So wird dir wohl wenig evangelisches Leben vorkommen?

E. Diese Frage wird wohl keiner richtiger lösen als du?

P. Sie war auch doppelt vorgeschnitten.

E. Was würdest du thun, wenn dich jemand einen Wüstling schälte, oder in's Angesicht einen Lügner hieße?

P. Was ich thun würde, ich prügelte ihn durch.

E. Und wenn er dir einen Backenstreich hinschlüge?

P. So haute ich ihm den Kopf dafür ab.

E. Dein Buch aber lehrt „du sollst der Beleidigung ein sanftes Wort und dem, der deine rechte Wange geschlagen hat, die linke entgegensetzen.“

P. Ich hab's wohl gelesen, aber es fiel mir wieder aus.

E. Du betest vermuthlich öfters?

P. Das wäre pharisäisch.

E. Pharisäisch beten ist, lang, aber nur zum Scheine beten; dagegen lehret dein Buch „man soll allzeit aber von Herzen beten.“

P. Doch, ich bete zuweilen.

E. Wann denn?

P. Wann mir's in Sinn kommt, ein bis zweimal in der Woche.

E. Was betest du alsdann?

P. Das Gebet des Herrn.

E. Wie vielmal?

P. Einmal, denn das Evangelium verbietet das öftere Wiederholen. *)

E. Giebst du recht acht auf das, was du betest?

P. Das habe ich noch nicht versucht. Ist's nicht genug, wenn ich's nur wörtlich hersage?

*) Ist Mißverstand; denn Christus wiederholte am Oelberge dreimal seine Bitte, und die Psalmen haben zehnmalige Wiederholungen.

C. Kaum, denn Gott hört nur die Stimme des Herzens. Fastest du fleißig?

P. Nie.

C. Allein die Bibel will das Beten und Fasten.

P. Ich auch, wenn es nur der Magen leiden würde.

C. Aber Paulus sagt, daß die dem Bauche dienen, Christus nicht dienen können. Issest du jeden Tag Fleisch?

P. Wenn's giebt.

C. Allein deine Gladiatorsschultern könnten sogar von Kraut und Baumrinden hinreichend ernähret werden.

P. Christus sagt aber: „Was zum Munde eingeht, verunreinige den Menschen nicht."

C. Ja, wenn's mäßig, wenn's ohne Anstoß genossen wird; denn Paulus, ein treuer Schüler Jesu, will lieber vor Hunger sterben, als seinen schwachen Bruder durch die Speise ärgern, und er befiehlt uns ihm nachzuahmen, damit wir Allen in Allem gefallen mögen.

P. Paulus und Ich sind zwei.

C. Kömmst du den Armen gerne zu Hülfe?

P. Ich habe nichts dazu.

C. Wohl hättest du, wenn du mäßiger leben und fleißig arbeiten wolltest

P. O, die Ruhe ist gar zu süße.

C. Hältst du die Gebote Gottes?

P. Das ist was schweres.

C. Thust du Buße über deine begangenen Fehler?

P. Christus hat für uns gelitten.

C. Wie willst du denn beweisen, daß du das Evangelium liebst?

P. Das will ich dir gleich zeigen. Da war ein gewisser Pater, der von der Kanzel gegen die neue Übersetzung der Bibel schmähte, mit dem kam ich einmal zusammen; ich griff ihm mit der Linken in die Haare, und mit der Rechten schlug ich ihm so tapfer in's Gesicht,

daß er ganz voll Beulen wurde, dann absolvirte ich ihn von seinem begangenen Fehler, da ich ihm dreimal mit dieser Bibel auf den Scheitel drei Beulen in den drei heiligsten Namen schlug. Heißt das nicht das Evangelium vertheidigen?

E. Genug, genug; und sonderbar evangelisch, das Evangelium mit dem Evangelium vertheidigen!

P. Nicht genug, es kam mir auch ein Andrer seines Gelichters zur Hand, der weder Anfang noch Ende im Schreien gegen den neuen Übersetzer des Evangeliums zu machen wußte; da ward ich so vom evangelischen Eifer ergriffen, daß ich ihn mit drohender Miene darnieder warf, und er auf beiden Knieen um Verzeihung bitten mußte. Ja, wo er's nicht gethan und bekannt hätte, daß er auf Anstiften des Teufels gehandelt habe, so war schon der Säbel über seinen Hals geschwungen; ich versichere dich, ich glich dabei dem erzürnten Mars. Und das geschah vor mehreren Zeugen.

E. Mich wundert nur, daß der arme Mann nicht entseelt vor dir niederfiel. Doch weiter; lebst du auch keusch?

P. Das mag wohl geschehen, wenn ich einmal alt werde. Aber soll ich dir die Wahrheit bekennen, mein lieber Cannius? — —

E. Ich bin kein Priester. Wenn du beichten willst suche einen andern.

P. Ich beichte zwar nur Gott; jedoch dir will ich's bekennen, daß ich noch kein vollkommener, sondern nur ein gemeiner Evangelischer bin. Wir haben, wie du weißt, vier Evangelien, und wir, insgemein Evangelische, jagen vorzüglich vier Sachen nach, daß es dem Bauche wohl ergehe, daß dem, was weiter unten, nichts fehle, daß wir zuschauen, wovon wir leben, und daß wir endlich uns alles erlauben, was uns beliebt. Wenn dann

das alles da ist, so rufen wir bei'm Becherklang: Juhe! Es lebe das Evangelium! Es herrsche Christus! — —

C. Gott, was ist das für ein Leben? Wahrhaft kein Evangelisches, sondern Epikureisches.

P. Das will ich nicht widerstreiten; allein du weißt, daß Christus allmächtig ist, und uns plötzlich in andre Menschen umändern kann.

C. Wohl aber auch in Schweine, was man leichter glauben kann, als in bessere Menschen.

P. O, gäbe es doch in der Welt keine schlechtere Menschen, als die Schweine, Ochsen, Esel und Kameele. Du kannst viele kennen lernen, die schrecklicher als Löwen, räuberischer als Wölfe, wohllüstiger als Sperlinge, bissiger als Hunde, schädlicher als Schlangen sind.

C. Lieber Polyphem! Bei allem dem wäre es doch Zeit, daß du aus einem beseelten Thiere dich einmal zu einem vernünftigen Menschen umänderteſt.

P. Du hast recht; denn unsre Zeitpropheten weissagen, das Ende der Welt stehe vor der Thür.

C. Um so mehr solltest du dazu Vorkehr treffen.

P. Ich erwarte die Hand Christi.

C. Sieh aber auch zu, daß du seiner Hand ein weiches Herz darreichst. Doch sage mir, aus was schließen diese Propheten auf die Nähe des jüngsten Tages?

P. Sie sagen, daß die Leute jetzt grade so handelten, wie bei der einbrechenden Sündfluth; sie schwelgen, essen und trinken, freien und heurathen, ehebrechen, kaufen und verkaufen, wuchern und bauen, Könige führen Krieg, Priester haschen nach Reichthümern, Theologen machen Vernunftschlüsse, Mönche laufen die Welt aus, Erasmus schreibt Gespräche, und damit ja alle Übel zusammenkommen, so tragen Hunger, Durst, Raub, Mord, Krieg, Pest, Aufruhr und Mangel und Noth des Volks

das ihrige bei; ſcheint's nun nicht, das Ende aller zeitlichen Dinge nahe heran?

C. Und was iſt wohl bei dieſem Haufen von Übeln für dich das läſtigſte?

P. Rathe einmal.

C. Daß die Spinnen deinen Beutel überſponnen haben.

P. Ich will vergehen, wenn du es nicht auf's Haar getroffen haſt. — Ich komme ſo erſt vom Zechgelage her, ein andermal will ich dann mit dir nüchterner vom Evangeliſchen disputiren.

C. Wann werde ich dich einmal nüchtern ſehen?

P. Wenn ich's ſeyn werde.

C. Und wann wirſt du es ſeyn?

P. Wenn du mich ſehen wirſt. Indeß lebe wohl, mein lieber Cannius.

C. Ich wünſche dir gleichfalls, daß du werden mögeſt, was dein Name anzeigt. *)

P. Du ſollſt mich doch auch nicht an Höflichkeit übertreffen; daher wünſche ich, daß es dir nie an dem mangeln möge, woher dein Name abgeleitet iſt. *)

---

*) *Πολυφημος* heißt ein ehrenvoller Menſch.

*) Cannius kann wie das lateiniſche cajus von *γαιος*, alſo auch von *γανος* Fröhlichkeit hergeleitet werden.

V.

Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte. [1])

Ueber die christliche Erziehung.

Aresing, den 30. Dez. 1798.

Indem ich dich, lieber Miterzieher der Kinder meines Freundes, zum heiligen Antritte deiner wichtigen Stelle

---

[1]) Was wir unsern Lesern hier mittheilen, ist aus dem trefflichen Buche des Hochwürdigsten Bischofs v. Sailer entnommen, welches im verflossenen Jahre unter dem Titel: „Bischof Sailer's Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte" zu Sulzbach in der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung erschienen ist. Das Ganze besteht aus folgenden XVII. Hauptrubriken: I. Erzählungen. S. 1. II. Der Friede, eine Geschichte. S. 29. III. Kurze Fragen sammt gediegenen Antworten. S. 47. IV. Gespräche. S. 71. V. Adressen. S. 93. VI. Funken, d. i. Sprüche, Lehren ꝛc. mit kurzen Inschriften. S. 107. VII. Elemente der Kunst zu leben. S. 129. VIII. Erfahrungen, Bekenntnisse, Schicksale (eigene und fremde). S. 135. IX. Blätter aus dem Tagebuche eines Selbst- und Schriftforschers. S. 145. X. Noch eine Zugabe von kurzen Fragen und gediegenen Antworten. S. 215. XI. Kurze Dialogen über Philosophie. S. 235. XII. Für Aspiranten zur Seelensorge. S. 243. XIII. Perlen biblischer Weisheit. S. 255. XIV. Für den Jüngling in seinem ersten Ausfluge. S. 271. XV. Briefe und Bruchstücke aus Briefen. S. 279. XVI. Laute aus der verschwiegensten Kammer. S. 317. XVII. Zum Schlusse ein paar Reliquien aus verschiedenen Himmelsstrichen und verschiedenen Zeiten. S. 331.

Diese Rubriken zerfallen dann wieder in verschiedene Unterabtheilungen. Das hier Ausgezogene soll durchaus nicht als Auswahl betrachtet werden; denn diese wäre in der That sehr schwer, wenn nicht unmöglich, da gewiß unter einer großen Anzahl Leser der Eine sich besonders durch dieses, der Andere durch jenes angezogen fühlen wird. Das Buch kommt uns vor wie ein Schrein, in dem Kost-

entlassen muß, so will ich es vor Gottes Angesichte noch einmal versuchen, dich einzuweihen in das große Geheimniß aller Menschenbildung:

Sey Gottes, um Gottes-Menschen zu bilden!

Was für die meisten Menschen ein Geheimniß ist, weil sie keine gesalbten Augen haben, es im Lichte zu schauen, das ist dem Christen, dem Jesus das Auge geöffnet hat, die klarste Wahrheit:

Sey selbst erst Gottes,
Sey selbst ganz Gottes,
Um Menschen zu bilden, die ganz Gottes sind.

Denn nur das Gute, das in dir lebt und aus dir leuchtet, spricht und handelt, ist im Stande, in Andern Licht, Leben, Sprache, That zu werden.

Sey also erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen: mild und sanft, stille und ruhig, demüthig und bescheiden, machtvoll zum Dulden des Widrigen und zum Entbehren des Angenehmen, frohthätig zur Vollbringung edler Werke und zur Beharrung im Guten, arbeitsam und gehorsam jeder Macht, die über dich gesetzt ist, mäßig, gerecht und gottselig, ein Bild des steten Gebetes und der nie müden Selbstverläugnung.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was durch dich andere werden sollen: voll Glauben an Gott, voll Vertrauen auf Gott, voll Liebe zu Gott.

---

barkeiten aller Art aufbewahrt werden; da mag nun jeder Liebhaber sich aussuchen, was seinem Schönheitsgefühle und Bedürfnisse am meisten entspricht. So viel können wir Jeden versichern, daß er in diesen Erinnerungen den erhabenen Geist der Religiosität, die reinste Liebenswürdigkeit des Gemüths und die geprüftesten Erfahrungen des Lebens auf jedem Blatte finden wird. Wer das Glück hat, den Hochverehrten selbst zu kennen, wird in dessen Erinnerungen den treuesten Reflex seiner Seele bewundern.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen: ein Jünger und Nachahmer Christi, ihm treu bis in den Tod; der Muth hat, ihm die Schmach des Kreuzes nachzutragen, und die Gnade, ihm zu leben und zu sterben; der alle seine Gottesworte mit zweifellosem Glauben, alle seine Verheißungen mit unerschütterter Zuversicht, alle seine Führungen mit unwandelbarer Liebe umfaßt.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen: gerade und ohne Falsch im Umgange mit Gott, mit den Menschen, mit dir selbst; und werde immer noch reiner von allem, was falsch und krumm ist, um alles, was nicht gerade ist, in andern zu tilgen.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen: ein würdiges Glied der menschlichen, ein heiliges der christkatholischen, ein treues der vaterländischen Gesellschaft, das werth ist, alle Vortheile dieser dreifachen Verknüpfung zu genießen, und muthig, alle Lasten derselben zu tragen.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen: ein Musterbild der inneren Ruhe, die aus dem Zeugnisse des guten Gewissens, aus dem bestehenden Muthe zur ferneren Selbstbekämpfung, und aus der ungeschwächten Zuversicht auf die ewige Vorsehung entsteht, und durch das allmächtige Gebot des Beispiels das tobende Meer in anderen sänftiget.

Sey erst selbst, und sey es ganz, was andere durch dich werden sollen. Dieß Geheimniß aller Erziehung dolmetsche dir der Geist der Wahrheit, und laß es ein helles Licht in dir werden, daß du, von Klarheit zur Klarheit verklärt, andere auch von Klarheit zur Klarheit fortführen mögest, . . . bis wir alle — den Könige des Lichtes gleich, ihn selbst im Reiche des Lich

tes sehen, und — selbst vollendet — keiner Erziehung mehr bedürfen werden. Alles übrige macht sich in der Erziehung wie von selbst, wenn dieses Geheimniß der Erziehung überall die Oberhand behält:

1. Eins mit dem Herzen der Ältern, wirst du auch die Kinder in dem Einssein mit ihren Ältern erhalten.

2. Eins mit dem Herzen des himmlischen Vaters, wirst du auch die Kinder leicht zu dem Einssein mit Gott bringen.

3. Eins mit dir, wirst du auch die Kinder Eins mit sich und unter sich und mit dir erhalten:

4. Und sind deine Zöglinge Eins mit Gott, mit ihren Ältern, mit sich, und mit dir, so werden sie durch Glauben an dein Wort, und durch Übung nach deinem Wort, all' das leicht erlernen, was sie an Künsten, Wissenschaften, Sprachen, Sitten erlernen müssen, um einst „edle Gottesmenschen zum Heile ihrer Mitmenschen" zu werden.

Nun Lieber, gehe nach ** (Gottes Engel begleite dich!) und sage dem Haupte der Familie, den Kindern und der Mutter, die sie alle geboren hat, was dir dein Herz eingiebt.

K. M. S.

Von der Forstkultur neuesten Styls.

Eine kleine Provinz im Monde, genannt das Ländchen des Enfans Raisonneurs, ließ, im Drange, das Forstwesen aufzuklären, den schönsten Wald des Ländchens nach einer neuerfundenen, hochgepriesenen Methode bearbeiten, das heißt: die Bäume wurden erstens mit den Wurzeln aus der Erde gerissen; zweitens, auf die Spitze gestellt (so daß die Wurzeln über sich gen Himmel ragten, und die Wipfel in der Erde steckten); drittens:

mit künstlich angebrachten Stützen in dieser Richtung gehalten, daß sie nicht umfallen konnten, — denn, sagten die Restauratoren, die Wipfel mögen nun unmittelbar und selber saugen, und frühe bekommen, was sie sonst spät und durch Umwege und nur von den fernen Wurzeln hätten erhalten müssen: Dieß sey das Prinzip der ächten und reinen Forstwissenschaft.

Die älteren Einwohner des Ländchens behaupteten, es wäre Schade, daß die Bäume ihre Herrlichkeit den Grillen der Restauratoren aufopfern müßten; allein sie wurden als Obskuranten ausgelacht, und strenge angewiesen, mit dem Geiste des Jahrhunderts gleichen Schritt zu halten — und ihre Vorurtheile gegen die besseren Einsichten der Zeit zu vertauschen. — Tout comme chez nous!

Kurze Fragen sammt gediegenen Antworten.

Frage.

Wozu das Sinnliche in dem Gebiete des Geistlichen?

Antwort.

Es war ein und dasselbe Bedürfniß, das unserem göttlichen Erlöser es eingab, im Vaterunser dem Gebete eine Formel, in den Sakramenten der Gnade einen Körper, und in Petrus seiner Kirche eine sichtbare bleibende Einheit zu geben ... das Bedürfniß, die Sünder selig zu machen, auf eine göttlich-menschliche Weise... Wahrhaftig, die Liebe des Erlösers zum sündigen Geschlechte der Menschen ist ein zu wenig bekannter und zu selten gebrauchter Schlüssel, den Sinn der heiligen Schrift aufzuschließen.

Frage.

Warum kann kein Versuch, die Religion aus der Welt zu schaffen, je gelingen?

Antwort.

Darum kann kein Versuch, die Religion aus der Welt zu schaffen, je gelingen, weil, wenn die Religion aus der Welt geschafft werden sollte, zugleich die Menschheit aus der Menschheit getilgt werden müßte; denn in jedem zum Selbstbewußtseyn und zur Besonnenheit gekommenen Menschenindividuum regt sich ein unüberwindlicher Durst nach Ruhe. Und dieser Durst regt sich in dem obersten Gemüthe des Menschen, und dieß oberste Gemüth kann nur in Gott ruhen, weil es hat eine vim centripetam nach seinem Mittelpunkte, Gott. Daher die Religion und das unaustilgbare Bedürfniß nach ihr.

Frage.

Was ist der leichtfaßlichste und anschaulichste Beweis von der Würde und dem unendlich großen Werthe der christkatholischen Kirche?

Antwort.

Ein Factum entscheidet für gemeine und tiefblickende Augen, und das eine entscheidende Factum heißt:

„Gott hat bei allen den Mißbräuchen, Vorurtheilen, Kriegen, Sünden, die unter Christen herrschten und herrschen, in der katholischen Kirche und durch die katholische Kirche in der Welt erhalten die lautere und vornehmste Hinterlage des Glaubens:

„Gott in Christus, wie sich Paulus ausdrückt, macht heilig und selig, was sich durch die Lehre und Einsetzungen Christi in Glaube, Liebe, Hoffnung heilig und selig machen läßt;“

und hat diese Hinterlage erhalten vom ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung bis zum neunzehnten.“

Sollten wir in dieser Erhaltung der Wahrheit nicht dankbar anerkennen Gottes Huld und Beistand, und um Gottes und der Wahrheit willen auch das Gefäß, in

dem sich das reine Gold, der köstliche Schatz erhielt, die Kirche, anerkennen?

Frage:

Wie heißt das Unmögliche, das meine Zeit (in vielen ihrer Vor- und Nachschwimmer) wirklich machen will?

Antwort.

Meine Zeit will Glückseligkeit ohne Tugend, Tugend ohne Gottesverehrung, Gottesverehrung ohne Gotteserleuchtung — will Politik ohne Moral, will Moral ohne Religion, will Religion ohne Offenbarung, will Offenbarung ohne Kirche, und Kirche ohne den heiligen Geist bestehlich machen — will das, was nur in Einigung bestehen kann, trennen, und durch Trennung gedeihlich machen.

Der Jüngling auf dem Scheidewege.

Die Genußsucht.

Komm, Jüngling, und vertraue dich meiner Führung! Genießen ist Weisheit; dir selbst den Genuß verkümmern — ist Thorheit.

Das Gewissen.

Traue der tückischen Eigenliebe nicht; sie ist die verführendste Krämerin, indem sie Thorheit für Weisheit, Weisheit für Thorheit verkauft!

Genußsucht.

Laß den alten Brummelbär in des Menschen Brust, und schließ dich an mich an. Wozu die süßen Neigungen deines Herzens, wenn du ihnen nicht gehorchen dürftest? Wozu die Blumen auf der Au des Lebens, wenn du sie nicht pflücken dürftest?

Das Gewissen.

Sieh'! da verräth sich die Wolfsklaue der im Lammfelle verhüllten Eigenliebe! Was deinen Neigungen schmei-

chelt, und ſie zu deinen Gebieterinnen macht, iſt Feind deiner Vernunft, deiner Tugend, und ſelbſt jeder wahren Lebensfreude.

Da erſchien in der Geſtalt eines Pilgers der Schutzgeiſt des Jünglings, und riß ihn von der Genußſucht weg, mit dem Worte: Flieh' von dieſer Dirne; ſie iſt Giftmiſcherin; und wies ihn zum Gewiſſen; das iſt, ſetzte er bei, deine wahre Freundin, deine eigentliche Gebieterin.

Der Schutzgeiſt fuhr fort:

Dort auf dem Berge ſiehſt du die lichthelle Hochburg, die Kirche des Herrn: darin findeſt du die Auslegung aller Offenbarungen, aller Ausſprüche Gottes.

Hier ward der Schutzgeiſt unſichtbar, und der Jüngling, ſeiner Weiſung gehorchend, blieb dem Gewiſſen treu, und verließ die Hochburg nie wieder.

Der Seher und ſein Gott.

Der Seher.

Herr, ich ſah drei Scenen von dem großen Trauerſpiel vor mir vorübergehen; ich zittere in Erwartung der vierten.

Ich ſah in der erſten Scene, wie grundſchlechte Politiker dich verabſchiedeten mit dem Worte: wir brauchen deiner nicht mehr, um Land und Leute zu regieren; wir können's ohne dich: Ich ſchwieg und weinte.

Ich ſah in der zweiten Scene, wie unverſtändige Moraliſten dich verabſchiedeten mit dem Worte: wir brauchen deiner nicht mehr, um die Menſchen gut und froh zu machen: wir können's ohne dich. Ich ſchwieg und heulte laut auf.

Ich ſah in der dritten Scene, wie wahnſinnige Theo-

logen dich, mein Herr und Gott, mit dem Worte verabschiedeten: auch wir brauchen deiner nicht mehr: wir können die Menschen ohne dich weise und selig machen. Ich schwieg .... und schrie: Herr, wie lange noch?

Der Herr.

Weil sie mich abgedankt haben, so werde ich mich ihrer auch nicht mehr bedienen können, und ohne sie wirken — ein Neues schaffen müssen.

Der Seher.

Erbarmer! erbarme dich ihrer, und verwirf uns nicht!

Bekenntniß.

So wenig tröstliche Aussichten in der denkenden Welt der praktische Unglaube an das Göttliche eröffnet: so schlägt doch der alle Bande zerreißende Wollustdrang in der sinnlichen Welt meine Hoffnung eines bessern Äons noch gewaltiger darnieder.

„Alles Gute, das noch ist, kam aus gottesfürchtigen Familien, und eine gottesfürchtige Familie und eine keusche Ehe ist Einerlei. Und Gottesfurcht und Keuschheit in Familien ist das Kind des göttlichen Christenthumes, das in christlichen Gemeinen, Schulen, Kirchen, Schriften — verkündet ward.

Neuere Heilkünstler der öffentlichen Tugend glaubten darin, daß man unsern Geistlichen Weiber gäbe, eine kräftige Arznei wider das verderbte Zeitalter zu finden. Allein gerade das Verderbniß unserer Tage widerlegte diese heroische Meinung. Denn man hat ja den nichtgeistlichen Ständen längst Weiber gegeben, und doch sind adulterium und vaga libido so allgemein in den nichtgeistlichen Ständen, als schauerlich in ihren Folgen.

Rückblick auf das achtzehnte Jahrhundert am Schlusse desselben.

Drei hoch bedeutende und tief eingreifende Ereignisse dieses Jahrhunderts stehen vor mir:

1. Die Gährung der Philosophie in Deutschland.
2. Der Ausbruch der Revolution in Frankreich.
3. Die Aufhebung der Jesuiten in der ganzen katholischen Welt, in und außer Europa.

---

27. Jänner 1802.

Grundansichten über Tugend und Christenthum; an einen Forscher, der noch keine hatte.

1. Man mag die Tugend setzen, worin man wolle, sie ist doch nichts anders, als ein lebendiges Gottes- und Ewigkeitsgefühl, in dem sich der Entschluß, *) so zu handeln, daß wir im Auge Gottes und der Ewigkeit bestehen mögen, erzeuget, festiget — realisiret.

Dieser Entschluß geht zunächst

a) auf Bewachung der unedlen Triebe in uns, damit sie nicht eine Empörung wider die Ordnung anrichten können, und b) auf Bekämpfung derselben, wenn sie aufrührerisch werden wollen; dann c) auf Reaktion wider die Reize zum Bösen, die von außen einwirken, darnach d) auf einzelne Handlungen (nur im Geiste des Entschlusses); endlich e) auf Belebung jenes Gefühles von Gott und Unsterblichkeit, dadurch dem Entschlusse selber die nöthige Kraft zufließt.

2. Man mag das Christenthum setzen, worin man wolle, es ist doch nichts anders, als der besondere göttliche Geist der israelitischen Offenbarung und Verfassung in's Allgemeine übergegangen. Aus der

*) Hier besser: End-Schluß, d. i. ein am Ende aller vorbereitenden Uebungen des Geistes gefaßter Willensbeschluß.

sinnlichen Richtung Eines Volkes zu Gott — mußte eine geistliche Richtung aller Völker zu Einem Gotte hervorgehen.... mußte hervorgehen durch Christus, in dem sich der Geist der israelitischen Verfassung, Weissagungen, Verheißungen ꝛc. konzentrirt hatte, und durch Christi Jünger, von Christi Geist belebet.

Und diese hervorgegangene neue Richtung aller Völker zu Gott mußte einen neuen geistlichen, sichtbaren Gottesstaat auf Erden gründen und erhalten.

Und dieser neue Gottesstaat hat die Merkmale: Er kommt aus Gott durch Christus, umfaßt alle Völker, ruhet auf dem Fels Petrus, und dauert, vom Geiste Christi regiert, bis an's Ende der Welt.

---

6. Junius 1802.

Error calculi.

Die uns nur die christliche Dogmatik zu nehmen großmüthig vorgeben, spielen uns auf einem Griff mit der christlichen Glaubenslehre auch die allerheiligste Moral, die mit der Glaubenslehre innigst verbunden ist, aus Herz und Leben. Das Nur ist also sinnlos oder Unsinn.

---

12. Junius 1802.

Also nächstens wird der Säkularisationstanz getanzet werden.

Es ist ein Ärndtetanz für Viele, die nicht gesäet haben; ein Todtentanz für Mehrere, die nichts verschuldet, und wenig mehr zu ärndten haben werden für ihre Verdienste um die Welt.

---

5. August 1802.

Der schönste Brautkranz hat Thränenperlen in sich; die beßte Ehe wallet auf Dornenpfaden. Doch die Thränenperle schließt Herz und Himmel auf, und

der Dornenpfad weiset an das Matrimonium spirituum im Lande des Heiligen, das die beßten Ehen hier nur antizipiren, und dieß nur in den beßten Lebensmomenten.

1806.

Zum Hochzeitsfeste.

1. An der ehelichen Liebe kann nichts ewig seyn, als die Einigung der Gemüther; denn nur die überlebt die Vereinigung der Leiber und selbst auch die Lebensdauer der Verehelichten.

2. Im Brautkusse liegt viel Segen; er offenbart sich aber am verläßigsten, wenn sich bei der goldenen Hochzeit beide Theile noch mit derselben Innigkeit umarmen.

3. Religion sey Basis eurer Verbindung, Würze eurer Freuden, Trägerin eurer Leiden, Hüterin eurer Herzen.

4. Das Gute des einen Theils fällt auf einen desto reineren Spiegel, und bildet sich desto lieblicher ab, je mehr der andere seinem Ich sterben gelernt hat, und umgekehrt.

5. Lasset kein drittes, was es sey, neben einkommen; es wächst schnell zur Scheidewand empor.

6. Freude macht schön, und ein stilles Gemüth kann viele Freuden beherbergen.

7. Das Gebet, das aus zweien Gemüthern, wie aus Einem strömt, zaubert die beßte Freude in's Herz, oder feßtiget sie darin.

8. Wenn sich die Liebenden von der Arbeit isoliren, so verschwistern sie sich mit Elend und Thorheit.

---

10. October 1812.

Die christliche Idee von dem christlichen, häuslichen Leben ist unter Christen so selten geworden, daß man sie für untergegangen oder untergehend halten muß.

Und doch ist nichts Herrlicheres, als diese Idee. Nach ihr sind nämlich Mann und Weib gleichsam Ein Herz, das die Liebe aus zweien Herzen gebildet, und das Sakrament Christi und die Einsegnung der Kirche tüchtig gemacht hat zur Bevölkerung der Erde und des Himmels mit neuen Gotteskindern und Gotteserben.

Nach derselben Idee sind die Kinder Pflanzen, aus Gottes Garten hieher verpflanzet, daß sie Ihm wachsen, Ihm gedeihen sollen; sind Lieblinge im Reiche Gottes, die der Herr selbst in seiner Hand trägt und als seine jüngern Geschwister lieb hat; sind Stämme, berufen, Bauhölzer zur Herstellung des heiligen Tempels, oder Säulen zu werden, die ihn tragen sollen.

Am Pfingstsonntage.

I. Aus den Früchten des Geistes in sich erkennt der Christ den heiligen Geist, den geistigen Christus (in quo sunt omnia).

II. Aus dem heiligen Geist, aus dem geistigen Christus erkennt er im neuen Lichte den historischen Christus (per quem sunt omnia).

III. Aus dem historischen Christus erkennt er den ewigen Christus, das Wort, den Sohn — im Vater, und den Vater selbst (ex quo sunt omnia).

---

23. September 1825, 4 Uhr Morgens.

Heute röthet sich das fünfzigste, das Jubeljahr meiner Weihung zum Priester der katholischen Kirche. Die fünfzig Jahre, die wie ein Morgentraum vorüber sind, geben mir das Infinitesimum von einem Ewigkeitsblicke, dem die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft als ein Ganzes erscheinen, dessen Mittelpunkt Gnade, dessen Umkreis lauter Barmherzigkeit ist.

In der Jubelmesse sprach der Herr zu mir: Je mehr sich dein Herz von aller Anhänglichkeit an das Irdische losgerissen haben wird, desto geistlicher werden dein Gemüth, Sehnen, Gedanke, Wort, Blick, That Geberde ꝛc. seyn. Und je geistlicher du selber wirst, desto mehr werden dir die Natur und die Geschichte B[illegible]d zur weitern Verklärung deines Innersten, und Spiegel und Wiederhall deines wirklichen Seyns.

1829.

Der erste Jänner.

Der Engel Michael.

Da bringe ich dir wieder einen neuen Tag von deinem Herrn.

Ich.

Habe Dank, lieber Engel, und bringe mir morgen wieder einen; und, wenn du mir keinen mehr zu bringen hast, so komm du doch zu mir und bringe mich selbst zum Herrn.

Michael.

Bringe den heutigen Tag so zu, als wenn er der letzte wäre, und bekümmere dich nicht um den morgigen.

Noch eine Zugabe von kurzen Fragen und gediegenen Antworten.

Frage.

Was ist der beste Rath in lichtscheuen Tagen?

Antwort.

Achte der Nachteulen nicht — die dir über dem Kopfe fliegen; aber auf dem Kopfe sitzen laß keine — sie könnten dir das Auge aushacken.

Frage.

Worin besteht die gefährlichste Augenkrankheit jener Gelehrten, die sich mehr lieben, als die Wahrheit?

Antwort.

Darin, daß sie in China und in Athen, im alten Roma und im neuen Paris Göttliches sehen — nur nicht in Israel, und schon gar nicht in Nazareth, und am allerwenigsten in dem jetzigen Rom.

Frage.

Was läßt sich über das Verhältniß der Philosophie und Politik zur Religion mit Grunde behaupten?

Antwort.

1. Religion ist nichts Gemachtes, sondern etwas Gegebenes, und der sie gab, und geben kann, ist allein Gott.

2. Philosophie, die, wenn sie die ächte ist, demüthig seyn muß, hat die Religion gefunden, nicht erfunden, und wird, statt sie zu meistern, zu ihr selbst in die Schule gehen.

3. Ist sie aber an Selbstsucht krank, dann wird sie die subjektive, individuelle Vernunft, das ist, sich selbst, zu ihrem Götzen machen, und das Knie beugen vor dem Gemächte ihres Kopfes.

4. Politik, in so weit sie von der Moral getrennt, die Entwürfe der Willkühr durchzusetzen sucht, hat die Religion nicht gefunden, nicht erfunden, sondern entweihet sie durch Mißbrauch zur Durchsetzung ihrer Plane und Gewaltstreiche.

5. Wenn aber die Politik gesund ist, und nichts im Auge hat als Gerechtigkeit, Ordnung und Wohlfahrt; so wird sie die Religion selbst ehren, und als den letzten Anker der Gerechtigkeit, der Ordnung und gemeinsamen Wohlfahrt, und als das höchste Kleinod der Nationen aufrecht halten.

Zehn Lehrstücke an einen muntern Arbeiter im Weinberge des Herrn.

Die Wahrheit, die Gott selber ist, spricht: Mein Sohn, gieb mir dein Herz, gieb es mir ganz, und laß es mir auf immer.

1. Mein Sohn, gieb Gott — dein Herz: Dieses Hin- und Ergeben deines ganzen Herzens an Gott allein sey dein Morgen-, sey dein Mittags-, sey dein Abend-, sey dein Mitternachtsopfer.

2. Wie du an Gott und Gottes ewige Gerechtigkeit glaubst: so halte dich mit derselben vollen Hin- und Ergebung an Christus und Christi allgeltende Erlösung! Seine Huld, seine Gnade erleuchtet, reiniget, heiliget, führet, beseliget alle, die sich ihr anvertrauen.

Ihr öffne dein Gemüth, und laß sie herein, und laß sie in dir wirken, und durch dich, und wirke du selbst mit ihr.

3. Wie du an Gott und Gottes ewige Gerechtigkeit, an Jesus Christus und Christi allgeltende Erlösung glaubst, so halte dich mit derselben vollen Hin- und Ergebung an den heiligen Geist, und an die Eine, heilige, katholische, apostolische Kirche, die von Christus auf den Fels Petrus erbauet ward, und auf demselben Felsen fortbesteht.

Selig, sagt mit dem heiligen Cyprian alle Weisheit, selig, wer Gott zum Vater, die Kirche zur Mutter hat!

4. Bei allem, was dich drückt, beunruhiget, trüget, blick auf zu deinem Herrn und in dein Herz hinein; denn von oben kommt das Heil, und wurzelt in deinem Innersten, und reifet darin.

5. Sey demüthig ohne Ängstlichkeit, thätig ohne Ängstlichkeit, stillleidend ohne Ängstlichkeit, denn dein Gott ist mit dir.

6. Laß kein Geschrei von der rechten, keines von der linken dich außer Fassung bringen; denn es verstummet wieder, und giebt nichts, und kann dir nichts nehmen, was du dir nicht nehmen lässest.

7. Kein dürres Flachsreislein verbrennt so schnell im Glutofen, als schnell die Sünde dem Reusinnigen vergeben ist.

8. Sey einfältig vor Gott, klug vor Menschen, mitleidend und freigebig gegen den Nächsten, offen vor dem Freunde, treu in deinem Berufe.

9. Wie sich der Leib erneuert durch Speise und Trank, so der Geist durch Gottes Wort und Gebet.

10. Bewahre den Frieden Gottes — in deiner Vernunft durch festes Anhalten an die ewige Wahrheit; bewahre den Frieden Gottes in deinem Gemüthe durch stetige Selbstbeherrschung und Zuversicht auf alle Führungen der höchsten Weisheit; bewahre den Frieden Gottes in deinem Gewissen durch unwandelbare Treue gegen alle Winke der höchsten Heiligkeit und durch Ergebung an die grenzenlose Erbarmung, die uns Allvergebung und ewiges Leben verheißt und giebt.

Weltkunde.

Die Welt hat sich in unserer Ansicht geändert. Wenn sie ihre 6666 irrige Meinungen abgestreift hätte, so schadete es ihr nicht.

Aber Eines haben die Weltumschaffer noch nicht gefunden...

Den festen Sinn für das Gute, den kein Schreckensystem rauben, und keines geben kann.

Den festen Frieden, den keine Umwälzung nehmen, und keine schaffen kann.

Die feste Aussicht, die kein Tod verdunkeln, und kein falsches Leben geben kann. — Das fehlt noch.

Und dieß Drei-Ein ist doch allein — unsers ersten, ganzen Strebens werth, nicht wahr, Theuerster? Das Übrige, und was nicht dazu führt, ist ein vergoldeter Rauch, ein vorübergehender Traum, ein verzuckertes Gift, oder ein Puppenspiel, das nicht mit auf die Reise geht...

---

12. Februar 1820.

An eine bewährte Mutter und ihre Kinder.

Hier das verlangte Bruchstück von der höhern Heilsanstalt.

I. Die ganze Erde ist ein Invalidenhaus, in dem die Menschheit, durch Sünde von der ursprünglichen Gesundheit abgefallen, allmählig genesen soll. Genesen können wir nur dadurch, daß wir die Krankhaftigkeit fühlen, zum Arzte kommen, und, im Gehorsam gegen seine Verordnungen, dem ganzen Heilungsprozesse uns unterwerfen lernen, und darin aushalten, bis die göttliche Kur an uns vollendet ist.

II. Die Kirche selbst ist nichts anders, als die vom Arzte gestiftete Heilsanstalt, die er regiert, die er besucht, und durch seine Freunde zur lebendigen Heils- und Segensquelle für die Leidenden macht.

III. Der Unterschied zwischen den Patienten ist der: einige Kranke halten sich, ohne der Genesung zu bedürfen, schon von Natur für gesund, erkennen also keinen Arzt für sich nothwendig, und gehen auch zu keinem, gehören also zu den Unheilbaren, weil sie in diesem Wahnsinne sich gegen alles Heil verwahret und verschanzet haben. Andere fühlen ihre Krankheit, glauben aber, sich durch sich, durch ihre Willensthätigkeit, ohne Arzt, ohne Arznei, heilen zu können, sind ohne

Christus in der Welt, gehören also zu denen, die unter den Gefährlichkranken den ersten Platz einnehmen, und nicht selten mit den Unheilbaren in Eine Klasse fallen. Wieder Andere fühlen ihre Krankheit, gehen zum Arzte, aber scheuen den Heilungsprozeß, und sterben in ihrer Krankheit, weil sie dem Arzte zu früh aus der Heilungsschule gelaufen, oder wie immer die Arznei uneingenommen gelassen haben. Die Auserwählten unter den Kranken sind die, welche im lebendigen Gefühle der Krankheit, im siegenden Vertrauen zum Arzte, und im stetigen Gehorsame gegen seine Vorschriften beharrend, allmählig genesen, und genesend, ihre hergestellten Kräfte im Dienste ihres Herrn (denn der Arzt ist der Herr) verbrauchen, bis sie seinem Gebote zufolge, aus dem Krankenhause in den Saal der Gesunden versetzt, das neue Lied singen werden: „Heil dem Lamme, das unser Heil, unser Herr und unser Alles ist."

IV. Unter die Letztern wollen die bewährte Mutter, ihre Kinder und wir alle mit unsern Freunden gehören. O, es war mir so wohl in Ihrem Hause! Wie wohl wird es uns erst seyn droben im Saale der vollendeten Gesundheit! Da wird uns kein Krankheitsstoff mehr drücken; da wird es ausgekämpft, ausgelitten und ausgenesen seyn.

V. Der Umstand, daß eine Schwester durch die Handbietung der andern genesen ist, — ist das feinste Sinnbild auf den Geist der Kirche: Alle Glieder sollen unter den Einflüssen des Einen Hauptes einander gliederliche Dienstleistung thun — auch in der geistigen Genesung, dem Endzwecke der Kirche und aller Dinge.

VI. Genesung ist der Übergang von den Wehen der Krankheit zum Gefühle der werdenden Gesundheit, der Übergang von der herrschenden Selbst- und Weltliebe zur herrschenden Gottes- und Nächstenliebe; die Vollendung,

der heiligen Liebe iſt die Geſundheit ſelber, wie Auguſtinus ſo kurz und ſchön ſagt: Timor medicamentum, caritas sanitas.

VII. Die Krankhaftigkeit haben wir, als die Nachkommen des erſten Adams, durch ihn; die volle Geſundheit gewinnen wir, als die Nachkommen des zweiten beſſern Adams, durch Ihn...

---

6. Dezember 1826.

Kraftgebet in trüben ungewiſſen Stunden.

Unſer Vater! Da die Vergangenheit ſchon in deinen Schooße ruht, ſo will ich auch noch die Zukunft dazu — hineinwerfen, und, was allein noch übrigt, die Gegenwart tragen lernen. Hülf du dem Träger, daß er nicht unterliege!

VI.

Hirtenbrief der katholischen Bischöfe Irlands. *)

Vielgeliebte Brüder in Christo!

Nachdem wir uns zu Dublin versammelt haben, um nach unsrer Gewohnheit über unsre Pflichten und die unsrer Sorge anvertrauten heiligen Angelegenheiten uns zu berathschlagen, werden wir durch die Liebe Gottes und unsre Liebe für Euch getrieben, diesen kurzen Unterricht an Euch zu erlassen.

Wir danken zuerst Gott und unsrem Herrn Jesus Christus, daß Ihr nicht nur fortfahret, Eine Seele zu seyn, indem Ihr gemeinschaftlich im Glauben des Evangeliums arbeitet, sondern auch, daß dieses Evangelium zunimmt und Früchte trägt, dergestalt, daß Eure Fortschritte allen offenbar sind, und man von Eurem Glauben in der ganzen Welt spricht. Erinnert Euch immer, daß weder wer pflanzt gilt, noch wer begießet, sondern nur der, welcher das Gedeihen giebt, Gott, (I. Cor. III. 7.) wie auch, daß wer bis an's Ende verharret, selig wird. (Matth. X. 22.)

In Wahrheit, geliebte Brüder, diese Epoche muß für uns eine Zeit der Freude seyn, nicht allein wegen Eurer Fortschritte in der Tugend, sondern auch weil unsre göttliche Religion in der letzten Zeit erleichtert, und Eure bürgerlichen Rechte beträchtlich erweitert wurden. Ein wichtiges und wohlthuendes Gesetz und geeignet, viele Wunden zu heilen, ist in den Kammern durchgegangen, seit wir unsern letzten Hirtenbrief an Euch erlassen haben. Ja,

*) Diesen Hirtenbrief, die erste amtliche Erklärung des katholischen Episkopats in Irland seit der Emancipationsbill, haben sieben und zwanzig Bischöfe unterschrieben, an deren Spitze Dr. Patrik Curtis, Primas von Irland steht.

noch im letzten Jahre sah man dieses ganze Land in Gährung; die Leidenschaften herrschten statt des Gesetzes; Menschen, geschaffen sich zu lieben, standen gegen einander in einem fast blutigen Kampfe; die öffentlichen Interessen wurden vernächläßigt oder vergessen, die Bande des Blutes waren gerissen; die Wirksamkeit der Regierung war geschwächt, die der Gesetze entkräftet, und die Religion, welche den Leidenschaften Stillschweigen gebietet, und den öffentlichen Frieden befestigt, war gehemmt in der Erfüllung dieses heilsamen Berufes. Aber der, durch den die Könige regieren, und die Gesetzgeber die Gerechtigkeit beschließen, erhob sich und sprach zu dem Meere: besänftige dich! und zu den Stürmen: tobet nicht mehr! Unser huldvoller und vielgeliebter König, da er die Fußtapfen seines erlauchten Vaters betrat, hatte Mitleiden mit dem Zustande von Irland und beschloß, ihm das unschätzbare Gut des religiösen Friedens zu schenken. Diese große Wohlthat mußte um so mehr Freude unter uns verbreiten, da wir unter den Räthen Sr. Majestät die ausgezeichnetsten seiner Söhne, und einen gesetzgebenden Held glänzen sahen — einen Mann, den der Allmächtige erkohren hatte, die Ruthe, welche Europa gezüchtiget hatte, zu zerbrechen, und den die Vorsehung erweckt hatte, die Thronen zu befestigen, und die Altäre wieder herzustellen, — um die Räthe Englands in der gefährlichsten Crise zu leiten, und das Blut zu stillen und die Wunden des Landes zu heilen, das ihn geboren werden sah. Ein erleuchtetes und weises Parlament hat vollendet, was der Souverain und seine Räthe begonnen hatten; die Früchte ihrer Weisheit und Gerechtigkeit sind schon sichtbar. Der Sturm, welcher im Anzuge war, dieses Land zu verschlingen, hat sich gelegt, und eine gute gesellschaftliche Ordnung, sammt dem Frieden und der Gerechtigkeit, die davon unzertrennlich sind, steht im Begriffe, sich in diesem

Königreiche, das die Parteien seit langer Zeit zerrissen haben, zu befestigen.

Verdient demnach der König, den das Gesetz Gottes uns zu ehren verpflichtet, jetzt nicht alle Ehrfurcht, alle Unterwürfigkeit und alle Anhänglichkeit, die Ihr ihm bezeigen könnt? Verdienen nicht seine Minister ein Vertrauen, welches dem Eifer, den sie in unsren Anliegen bewiesen, entspricht? Und hat der gesetzgebende Körper, der Euch aus Eurer Erniedrigung erhob und Euch ohne Vorbehalt alle Privilegien gestattete, die Ihr verlangtet, nicht Anspruch auf Eure Verehrung und Liebe? Wir hoffen mit Zuversicht, daß Eure Gesinnungen in dieser Beziehung mit den unsrigen übereinstimmen, und daß eine standhafte Anhänglichkeit an die Verfassung und die Gesetze Eures Vaterlandes, so wie an die Person und die Regierung unsres so huldvollen Königs, Euer ganzes Betragen beseelen werde.

Bestrebet Euch daher auf alle Weise das Ziel zu befördern, welches die Kammern im Auge hatten, als sie dieses wohlthätige Gesetz annahmen — nämlich die Beruhigung und Verbesserung Irlands. Die religiösen Zwiste sollen aufhören; man rede nicht mehr von Zänkereien, von Parteiungen und bürgerlichen Uneinigkeiten; vermessene ungerechte und ungesetzliche Eide sollen unter Euch nicht mehr gehört werden; und wann die Stifter des Aufruhrs und der Zwietracht Eure Ruhe zu stören drohen, so suchet Schutz gegen sie in der Vertheidigung, die das Gesetz Euch bietet! Seyd nüchtern und wachet über Euch, daß Niemand Euch Böses nachreden kann. Ersticket eher Euern Widerwillen, als daß Ihr einen Gegner herausfordert; endlich thut alles, was von Euch abhängt, den Frieden und guten Willen unter allen Klassen des irländischen Volkes zu befördern.

Was nun unsre ehrwürdigen Brüder, die Mitglieder des Klerus, jeden Ranges betrifft, so weisen wir sie hin auf das Beispiel, das wir selbst geben. Dieses soll die Regel seyn, die sie in ihrem Verhalten befolgen! Wir haben unsre Bemühungen mit den Laien vereinigt, um unsre gesetzlichen Rechte wieder zu erlangen, ja sie wieder zu erlangen, ohne die Freiheit unsrer Kirche zu gefährden. Unsre vereinigten Bemühungen wurden gekrönet, weil wir die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Religion und die Stimme der Humanität für uns hatten. Wir erfreuen uns des Erfolgs, ungeachtet einiger Einschränkungen, die beleidigend sind für uns, ja nicht nur für uns, sondern auch für die religiösen Orden, die seit den ersten Jahrhunderten der Kirche ein Gegenstand ihrer mütterlichen Sorgfalt und Zuneigung waren. Diese Einschränkungen, die, wie wir glauben, kein Opfer waren, welches die gesunde Politik, sondern einzig die ungerechten Vorurtheile forderten, die mehr als Einen rechtlichen Mann beherrschen, konnten uns nicht hindern, uns der Wohlthat zu freuen, die unsrem Vaterlande geworben ist. Allein was unsre Freude eben so sehr belebt hat, wie der Triumph der Nationalangelegenheit, besteht darin, daß wir eine Pflicht nicht mehr zu erfüllen haben, welche die Nothwendigkeit allein mit unserm Amte vereinbaren konnte, eine Obliegenheit, welche die Umstände der vergangenen Zeit uns übertrugen, die wir aber mit Freude aufgegeben haben, indem wir wünschen und hoffen, daß weder wir noch unsre Nachfolger je sie wieder von neuem zu erfüllen haben werden. Dieses sind die Gesinnungen, die der Geist unsres Berufs uns einflößt, sie hörten nie auf uns zu beseelen, und unser Klerus, immer folgsam unsrer Stimme, wird sich gerne davon durchdringen lassen, wie wir, damit nach der Vorschrift des Apostels, wir alle dasselbe reden und keine Trennung unter uns herrsche.

Übrigens, geliebte Brüder, Priester und Laien! beschwören wir Euch, standhaft im Glauben zu seyn. Waret diesen Glauben ohne Schmälerung und Makel, denn er ist eine vollkommene Gabe, die von Oben kömmt, und übertrifft alles, was diese Welt oder ihre Herrscher uns geben können. Lasset Euch nicht niederschlagen durch Trübsale, noch von der Verführung fortreißen. Schützet gegen Gefahren die Kinder, die der himmlische Vater Eurer Sorgfalt anvertraut hat. Der Fanatismus ist eine Pest sowohl für Kirche als Staat; verschließet ihm Eure Thüren, und gestattet ihm keinen Einfluß auf die Erziehung Eurer Kinder.

Was diese Erziehung betrifft, so hoffet mit uns, daß unsre, auf Gerechtigkeit und das allgemeine Interesse gegründeten, Bitten von der Regierung und dem gesetzgebenden Körper, die kein anderes Ziel haben, als das Wohl Aller zu verwahren und den öffentlichen Frieden zu befestigen, mit Wohlwollen aufgenommen werden.

Empfanget, vielgeliebte Brüder! unsren Segen, und die Gnade Gottes, die allen Begriff übersteigt, bewahre Eure Herzen und Euren Geist in Jesus Christus.

Dublin, den 9. Februar 1830.

Folgen die Unterschriften.

VII.

Literatur.

Neueste Bekenntnisse für die Wahrheit bei ihren Gegnern; auch ein Beitrag zur dritten Jubelfeier der Augsburgischen Confession, von Dr. Fr. Brenner. Bamberg bei Dederich 1830.

Zur dießjährigen Säcularfeier der Übergabe der Augsburger Confession sind bereits schon eine Reihe von Schriften im Drucke erschienen, alle von protestantischen Authoren verfaßt, aber auch größtentheils fast ohne allen wissenschaftlichen Werth. Entweder biethen sie uns eine trockene Erzählung der schon längst bekannten Geschichte dieses Ereignisses, oder einen neuen Abdruck der Confession; etwas nur einigermaßen Bedeutendes finden wir, wie gesagt, in keiner. Daneben ist auch schon viel geredet worden von der bevorstehenden Jubelfeier in den protestantisch-theologischen Zeitschriften; es erschienen nach und nach auch die gesetzlichen Anordnungen für die bevorstehende Feier, und das Jubelgetön, das nun einmal erhoben werden soll, beginnt allmählig lauter zu werden. In diesen lauten Jubelruf mischet nun auch unser Hr. Verf. seine Stimme. Er hat uns erst im vorigen Jahre mit einer Schrift beschenkt, die er im gerechten Unwillen über die Befangenheit, zum Theil krasse Unwissenheit protestantischer Schriftsteller, die sich herausnahmen, den katholischen Lehrbegriff zu schildern, ohne ihn im Geringsten begriffen zu haben, das Gericht betitelte, eine Schrift, gegen deren bitter treffenden Tadel sich noch nicht ein Einziger von den Gerichteten oder deren Anwälten zu erklären wagte. Es scheint, sie haben die Rüge eingesteckt, und somit sich selbst für schuldig erklärt. — In der oben angezeigten Schrift hat der Hr. Verf. wieder eine Zusammenstellung einzelner

Äußerungen protestantischer Authoren geliefert, aber nicht wie dortmals in der früheren Schrift als Zeugnisse der Unwahrheit und Unwissenheit, sondern als Zeugnisse für die Wahrheit. Es ist etwas Merkwürdiges: während der große Haufe der protestantischen Gelehrten (— nicht des protestantischen Volkes, welches für die Säcularfeier kein großes Interesse zeigt —) im lauten Jubel aufschreit, den katholischen Glauben seit 300 Jahren weggeworfen zu haben, — erhebt sich gerade in unserer Zeit eine Reihe besonnener Schriftsteller unter den Protestanten, welche, es mit ihrer Parthei gut meinend, darauf hinweisen, was dem Protestantismus Noth thut; aber indem sie in Bezug auf seine Dogmen, seinen Cultus, seine gesellschaftliche Verfassung Verbesserungs-Vorschläge machen, in der That nichts anderes als das Wahre und als das Rechte in Vorschlag bringen, als was wesentlich katholisch ist. Sieht man noch dazu, wie das, was sie in Vorschlag bringen, auch Eingang findet, und da und dort auch ausgeführt wird, und wie wirklich der Protestantismus nach ihren Vorschlägen anfängt sich umzugestalten, so kann man bei allem Ernste, den die Sache an sich verdient, nicht umhin, den Zug der Ironie zu erkennen, der die ganze Geschichte des Protestantismus durchstreifet. Die Protestanten warfen den Katholizismus ab, und suchen die Wahrheit außer ihm; aber nachdem sie 300 Jahre gesucht haben, lassen sich gerade unter dem besonneneren Theile derselben Stimmen hören, die das als das Resultat des 300jährigen Suchens aussprechen, was man vor 300 Jahren weggeworfen hat; also das Ende der 300jährigen Bewegung lenkt wieder auf den Anfang zurück. Der Verf. hat auf diesen Ausgang des Protestantismus hingewiesen; er beruft sich bloß auf das Factum; er weiset nur im ruhigen Tone (der aber durch die Natur der Sache zur Ironie wird, so

wenig dieß der Verf. durch die äußerliche Form der Einkleidung beabsichtigt) die Jubelnden, die darüber jubeln, sich vom Katholizismus losgerissen zu haben, darauf hin, daß sie mitten in ihrem Jubel auf dem Wege sind katholisch zu werden. Der mit den letzten Gründen seines Glaubens bekannte Katholik, kann es aber auch schon durch Schlüsse a priori erkennen, daß nur dieß der Ausgang des Protestantismus seyn kann! Weder in dem Protestantismus des 16. Jahrhunderts wird die katholische Kirche untergehen, als ob etwa Luthers oder Calvins Lehrbegriff der Ausdruck der absoluten Wahrheit wäre, in dessen Anerkennung sich endlich alle vereinigen müßten, die bis zur absoluten Wahrheit durchgedrungen sind; — noch müssen beide, der Katholizismus und Protestantismus untergehen, um ein drittes Höheres, das erst der Ausdruck der absoluten Wahrheit seyn könnte, zu erzeugen, als ob beide nur zeitliche Gegensätze wären, hervorgerufen, um erst den geistigen Prozeß zur Auffindung der absoluten Wahrheit, die noch nicht vorhanden wäre, einzuleiten und fortzuführen, — sondern der Ausgang der 300jährigen Trennung kann nur die Versöhnung mit der katholischen Kirche seyn. Man wird sich aber mit ihr versöhnen, wenn man sie wahrhaft begriffen haben wird; und nur dieß ist die wahrhafte Bedeutung des geistigen Entwickelungsprozesses, der nun seit 300 Jahren eingeleitet ist, nämlich eben die Wahrheit der katholischen Kirche zur begriffsmäßigen Anerkennung zu bringen. — Allem Anscheine nach ist dieser geistige Entwickelungsprozeß seinem Ende näher, als die Jubelnden sich einbilden, wir sind dessen auf das Gewisseste überzeugt: „in 100 Jahren wird das Fest der Kirchentrennung nicht mehr gefeiert;“ vielleicht ist dann sogar schon das Fest der Versöhnung an dessen Stelle getreten. —

Unser Hr. Verfasser wählte übrigens zur Zusammenstellung der Zeugnisse für die Wahrheit unter ihren Geg-

nern folgende Anordnung. Er geht die einzelnen Unterscheidungslehren einzeln durch, und rubricirt unter eben so viele Überschriften, als man einzelne Unterscheidungslehren der Protestanten anführen kann, die einschlägigen Stellen aus den Schriften der protestantischen Schriftsteller. Am Schlusse jedes Artikels wird immer auf das, was die Augsburger Confession darüber sagt, hingewiesen. Es wird den Lesern willkommen seyn, einige der aufgeführten Zeugnisse ausgehoben zu finden.

Indem der Hr. Verf. gleich im Anfange vom Episcopat spricht, bemerkt er: die Katholiken behaupten vor Allem, daß Christus nicht bloß ein ephemeres Apostolat, sondern in diesem einen permanenten Episcopat angeordnet, demselben die Erhaltung und Verbreitung seiner Religion aufgetragen, ihn deßhalb mit besonderen Vollmachten versehen, und dadurch vor allen seinen übrigen Anhängern ausgezeichnet, und über dieselben gesetzt hat. Der Episcopat ist gleichsam der ewig bleibende Christus auf Erden, die zeugende und bildende Kraft seines Leibes, der Kirche, zugleich die charakteristische Signatur ihrer Originalität und Wahrheit (s. Apostelg. XX. 28. — I. Cor. XII. 28. Ephes. IV. 11.). Mehrere Protestanten haben bei dem nun überhandnehmenden Zerfließen ihrer Körperschaft in eine formlose Masse auf jene wesentliche Urorganisation der christlichen Kirche wieder ihre Blicke geworfen, erkennen an ihr eine göttliche Institution, und wünschen, daß durch ihre Wiedereinführung der gänzlichen Auflösung ihres Kirchenwesens vorgebeugt werden möge.

Hierüber folgen nun Aussagen von Horst — Krug (!) — Ewald — Bretschneider — Sack — Pustkuchen-Glanzow — Clausen u. A. Zugleich wird nachgewiesen, wie man wieder in mehreren Staaten Bischöfe aufge-

stalt hat, namentlich in Preußen — in Rußland — im Herzogthum Nassau.

Vom Presbyterat sprechend, sagt der Hr. Verf. pag. 9: „Hier nähern sich Protestanten den Katholiken auf eine doppelte Weise, einmal, daß sie die Presbyterien, wiewohl nach anderer Natur und zu einem andern Zwecke, ihrer Gemeinde wieder gegeben, und dadurch der apostolischen Kirche gleichförmig zu werden wünschen, — das anderemal (pag. 10), daß sie ihre Prediger zu einer Art Priester umgestalten, und dieselben nicht mehr als bloße Wortdiener, sondern als gewisse Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, als Weihespender an die Gemeinden, als geistige Opferer sowohl ihrer selbst als der Gläubigen betrachten." Unter denen, die hier als Zeugen der Wahrheit unter ihren Gegnern angeführt werden, stehen unter anderen Daub — Marheinecke — Kaiser — Fißler — Harms.

Der Papat.

Diesen von den Protestanten am allermeisten angefeindeten Punkt im katholischen Systeme betreffend, hat der Hr. Verf. äußerst wichtige Äußerungen protestantischer Schriftsteller angeführt. Er weiset erstlich nach, wie sich unter den Protestanten der Wunsch laut ausgesprochen hat, daß eine oberste Auktorität in Glaubenssachen constituiret werden möge, und es klingt zuweilen komisch, auf welche Weise man dieß auszuführen gerathen hat. Hr. Dr. Pustkuchen-Glanzow macht den Vorschlag zu einem Surrogat-Papat für den Protestantismus in der Art, daß er auf die Errichtung einer rein theologischen Universität (?!) im Königreiche Preußen anträgt, die eine „Zusammenziehung aller theologischen Facultäten der sechs preußischen Hochschulen zu einem einzigen Gelehrtenvereine seyn soll, damit die evangelische Kirche in solch' einer großen Centralanstalt ein Forum

gewinne, vor welchem theologische und kirchliche Erörterungen mit Bedeutung verhandelt werden, eine Behörde, deren Stimme ihre wesentlichsten Interessen vor dem Staate und der Welt anerkennt und eben deßhalb bei aller anständigen Ruhe nachdrücklich und erfolgreich vertritt, ein Gericht, das über kirchliche und doktrinelle Fragen ein ehrwürdigeres Urtheil, als zeither irgend erwirkt werden konnte, zu fällen im Stande ist. Wir würden in einer solchen Anstalt den ersten Grundstein zu einem festeren Baue der deutschen evangelischen Kirche erblicken, denselben Mittelpunkt der Einheit, als welchen die deutschen Episkopalisten unter den Katholiken den Pabst mit seinem Cardinals-Collegium ehren." — Ferner führt uns der Hr. Verf. mehrere protestantische Schriftsteller vor, welche über den in der katholischen Kirche bestehenden Papat höchst achtungsvoll sich aussprechen.

Steffens in den „Carricaturen des Heiligsten" sagt: „die schönste Zeit des blühenden Mittelalters bildete sich aus dem Systeme der Hierarchie, und für alle Zeiten hat die Geschichte ihren segensreichen Einfluß verzeichnet, wie sie die Härte der irdischen Herrschaft und selbst gerechter Verträge milderte, das Gleichgewicht aller Stände unterhielt, die Zwistigkeiten der Reiche einem höheren Gerichte unterwarf, wie durch den belebenden Strom der ewigen Liebe zwar nicht das Böse verschwand, wohl aber alles Herrliche und Große gedeihen konnte, die Gefühle eine wunderbare Tiefe, die Gesinnungen eine großartige Kühnheit, die Wissenschaften und Künste eine hohe Bedeutung erhielten. Leider ein solches Verhältniß kann niemals völlig rein auf Erden erscheinen. In den Mittelpunkt, wie in den Umkreis wirft das Böse seinen finsteren, verwirrenden Schatten, der Glaube wankt unter den Völkern, und der Mittelpunkt verrückt sich selbst, indem er durch Zweifel verrückt scheint. Auf einmal auf mehreren, ja

auf allen Punkten erzeugen sie die verwirrenden Störungen, und zu keiner Zeit konnte eine solche herrliche Idee in ihrer völligen Reinheit erscheinen. Daher dämmerte der Keim der Insurrektion zu allen Zeiten in der Kirche, indem das, was innerlich vereint seyn sollte, in der genauesten äußeren Trennung, feindlich sich innerlich trennte. Secten entstanden, die an der Unfehlbarkeit der Kirche zweifelten; irdische Kämpfe mit irdischen Waffen um irdische Gewalt benahmen dem Glauben seine innerste Kraft selbst bei den Gläubigen, und Jahrhunderte hindurch häuften sich die Mißverständnisse, die der Selbstsucht des irdischen Verstandes seinen höchsten Triumph vorbereiten sollten. Eine große Insurrektion, so müssen wir von unserem Standpunkte aus die Reformation nennen, trennte mächtige Länder von der kirchlichen Gewalt. Wer je tief forschend die innere Consequenz und Sicherheit der Kirche durchschauet, dem ist es klar, daß die Reformation wahrhaft revolutionär und demagogisch war." — Nachdem Steffens dann die französische Revolution als den Gipfel der Reformation bezeichnet, entrollt er die Gegenwart und Zukunft wie mit einem Seherblicke und sagt ferner: „Aber mächtige Reiche sind dem alten Glauben treu geblieben, die Kirche hat ihre Gewalt in bedenklichen Zeiten bewährt, vernichtende Uneinigkeit übt ihre zerstörende Kraft unter den Abtrünnigen; die Fürsten, ihrer tiefsten Gewalt beraubt, haben, indem sie unrechtmäßig nach einer höheren streben, die Gewalt über die Völker verloren, ein dürftiges Völkerrecht vermehrt den gesetzlosen Zustand der Länder unter einander, und nach einem furchtbaren Gerichte dürfte die verschmähte Hierarchie das in Reue und Zerknirschung vergehende Europa zu dem ursprünglichen Schooß der Kirche wieder zurückführen."

Am allerwerkwürdigsten aber ist, wie der Hr. Verf.

pag. 32 mit Recht bemerkt, daß Protestanten neuerlich sogar den Vorschlag gemacht haben, den römischen Bischof geradezu als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen; und zu diesen gehört Daub und v. Meyer (in seinen Blättern für höhere Wahrheit.) —

Es würde zu weit führen, wenn wir hier noch mehrere Stellen aus der Schrift des Hrn. Verf. ausheben würden. Wir begnügen uns, hier nur noch die Zusammenstellung und Vergleichung der neueingeführten preußischen Kirchenagende mit dem Missale romanum unsern Lesern vorzulegen, welche Zusammenstellung der Hr. Verf. in der Absicht gemacht hat, um zu zeigen, wie man auch in dieser Beziehung zu dem verworfenen katholischen Ritus zurückkehrt.

Missale romanum.	Preußische Agende.
In nomine Patris —	Im Namen des Vaters —
Psalm: Judica. Adjutorium nostrum —	Unsere Hülfe sey —
Confiteor —	Allbarmherziger —
Misereatur — oder Bekenntniß der Sünden und Bitte um ihre Vergebung.	Gott und Vater! In tiefer Demuth erkennen und bekennen wir vor dir —
Introitus: ein Psalm oder anderer Vers. (Wechselnd.)	Wo ist ein Gott, der größer wäre — (gleichfalls wechselnd) —
Kyrie eleison —	Kyrie eleison —
Gloria in excelsis —	Ehre sey Gott in der Höhe —
Dominus vobiscum —	Der Herr sey mit euch —
Oratio. — (wechselnd)	Gebet. — (wechselnd)
Lectio epistolae —	die Epistel —
Graduale — ein Psalm oder anderer Vers, (wechselnd) Alleluja.	Ein Spruch mit Alleluja, vom Chor wiederholt. Verschieden.
Lectio s. Evangelii —	das heil. Evangelium —
Laus tibi Christe. —	Gelobt seyst du, o Christus!
Credo —	Ich glaube —
Offertorium — (ein Psalm oder anderer Vers, dann die Bestimmung	Ein Spruch, wechselnd. (Der übrigen Handlung könnte die Hin-

des Brodes oder Weines zum Opfer durch einige Gebetsformeln)

Secreta: stilles Gebet.

Sursum corda —

Praefatio — Danksagung —

Sanctus —

Canon. Fürbitte für Erhaltung des Glaubens und für das Wohl der Gläubigen —

Erwähnung der Gemeinschaft mit den Heiligen.

— — —

Bitte um Abwendung der ewigen Verdammniß und um Beizählung zu den Auserwählten.

Consecration —

Erinnerung an Jesu Tod. Darstellung seines Leibes und Blutes dem Vater zu einem segenvollen Genusse derselben. Bitte um Licht und Ruhe für die Abgestorbenen.

Pater noster —

Pax. Friedenskuß —

Agnus Dei —

dreimal wiederholt

Drei Gebete um den Frieden und um die Früchte eines würdigen Empfanges des heil. Abendmahles.

Communio.

Postcommunio: Danksagung und Bitte hinsichtlich empfangener und künftiger Gnaden.

Benedictio.

stellung des Brodes und Weines auf den Altar als entsprechend angesehen werden)

— — —

Richtet eure Herzen —

Recht ist es und wahrhaft würdig

Heilig —

Herr Gott! du wollest deine christliche Kirche — Hülf einem jeden in seiner Noth —

(fehlt gegen das Zeugniß des ganzen Alterthumes.)

Einleitungsrede zur Abendmahlsfeier.

Bitte um Erlösung von Sünde und allem Uebel, und um bleibende Verbindung mit Gott.

Consecration —

Diese wichtigen Punkte, welche allgemein in den ältesten Liturgien sich vorfinden, wurden, sonderbar genug! zur Abendmahlsfeier nicht aufgenommen.

Unser Vater —

Der Friede des Herrn —

O Lamm Gottes

dreimal —

(Dieselben Gebete wurden, jedoch nur zum beliebigen Gebrauche, von der neuesten Agende nachgetragen.

Communio.

Danksagung und Bitte auf denselben Zweck hingehend.

Segensspruch.

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung die durchgängige Übereinstimmung der neuesten preußischen Kirchenagende in der angeführten Stelle mit dem katholischen

Meßritus. *) Fährt man so fort, theils die bisher außer ihrer trockenen Predigt alles öffentlichen Kultus entwöhnten protestantischen Laien wieder auf den katholischen Ritus zurückzuweisen, theils aber zugleich auch protestantischer Seits auf eine so bestimmte Weise den Dogmen der katholischen Kirche das Wort zu sprechen, wie uns hievon der Hr. Verf. so viele Beispiele in seiner Schrift vorgeführt hat, so muß allerdings die Versöhnung mit raschen Schritten herbeigeführt werden. Würden übrigens diejenigen, welche in diesem Jahre die Übergabe der Augsburger Confession feiern, nur das mit Herz und Mund bekennen, was diese Confession ausspricht, so würde die Scheidewand in der That schon jetzt fast gänzlich gehoben seyn. Unser Hr. Verf. hat das besondere Verdienst, eben in Bezug auf die Augsburger Confession nachgewiesen zu haben, wie diese fast kein Dogma der katholischen Kirche im Wesentlichen verwirft, und durchaus katholisch sich ausspricht. Demnach müßten die Katholiken, wenn nur die dießjährige Feier der Übergabe der Augsburger Confession als das aufrichtige und allgemeine Bekenntniß ihres Inhalts angesehen werden dürfte, diese Feier mit wahrer Freude begehen sehen; denn die Feier würde uns ja dann zeigen, daß die protestantische Kirche auf den Punkt wieder zurückgekommen sey, auf welchem sie der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche näher stand, als zu irgend einer andern Zeit.

Indem wir dem Hrn. Verf. für diese seine neue höchst verdienstliche Arbeit unsern Dank sagen, fügen wir nur

*) Allerdings etwas Aergerliches für die Eiferer unter den Protestanten. Als neuerlich die preußische Kirchenagende auch in Baden eingeführt wurde, hat ein ehemaliger protestantischer Pfarrer seinen Unwillen darüber in einer „Leichenrede auf die evangelisch-protestantische Kirche“ ausgesprochen. Auch ein starker Mißton in der dießjährigen allgemeinen Jubelfeier: „eine Leichenrede auf die protestantische Kirche von einem protestantischen Pfarrer“ im Jahre der 3. Säcularfeier ihrer Confession?

noch den Wunsch bei, daß diese Schrift recht viele Leser finden und besonders überall da verbreitet werden möchte, wo Katholiken unter Protestanten lebend vor ihren Augen das dießjährige Jubelfest feiern sehen müssen, welches wahrscheinlich von protestantischen Predigern wieder fleißig benutzt werden wird, um über die katholische Kirche zu schimpfen.

Geschichte der christlichen Kirche von Joseph Othmar, Ritter von Rauscher, Weltpriester und ordentlichem Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes zu Salzburg. Erster und zweiter Band. Sulzbach, in der v. Seidel'schen Buchhandlung. 1829.

(Beschluß.)

(Siehe Märzheft S. 377.)

Der fünfte Abschnitt umfaßt die äußern Schicksale der Kirche in dem Zeitraum vom J. 211 bis 250. Um diese Zeit trat für die bedrängte Kirche, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, eine wohlthätige Ruhe ein, die an Dauer alle früheren übertraf. Caracalla, jeder Laune verschwenderischen Muthwillens fröhnend, verbot, jemanden wegen des Verbrechens der Götterverachtung zu verdammen; Heliogabal, im Übermaß schändlicher Genußsucht, gedachte nicht einmal der Christen; Alexander Severus, durch Vermittelung seiner Mutter Julia Mammäa, begünstigte sogar die Christen; nach der kurzen Unruhe unter Maximin, kehrte der Friede schöner wieder, besonders unter Kaiser Philippus, von dem sogar Viele behaupten, er sey Christ gewesen. Leider begünstigte und veranlaßte die äußere Ruhe die innere Unruhe, besonders in Afrika, wo selbst Tertullian, früher der Stolz der afrikanischen Kirche, durch seinen hochfahrenden Eigensinn, die Stütze einer Sekte ward. Ja selbst der große Origenes befleckte seinen wohlverdienten Ruhm durch übereilte verwegene Behauptungen, sein edles Herz dachte je-

doch an keine Irrlehre; fern vom Eigensinne der Häretiker, überließ er seine Ansichten zweifelnd dem Urtheile seiner Leser, und der Entscheidung der Kirche. Zudem mochten manche Irrlehrer den Namen des gefeierten Mannes mißbraucht und seine Schriften corrumpirt haben, worüber sich schon Origenes selbst in seinen Briefen beklagte. Unwürdig in jeder Weise war die Art, wie Demetrius ihn behandelte. Das Christenthum machte in dieser Zeit schnelle Fortschritte in seiner Ausbreitung. Sehr anziehend ist die Schilderung des Verf. von der Bekehrung des großen Bischofs Cyprian, dieser Säule des Christenthums, und des Gregorius des Wunderthäters.

Sechster Abschnitt vom J. 250 bis 260. Harte Verfolgungen trafen von neuem die Kirche. Aber durch Stürme läutert der Herr die Lüfte, durch Trübsale seine Auserwählten. Unter Decius und Gallus trafen die Kirche Leiden, wie sie bis dahin noch keine bestanden hatte. Nicht alle Christen widerstanden dem schrecklichen Sturme mit dem gewohnten Heldenmuthe; mehrere durch längere Ruhe lauer und weichlicher geworden, zumal diejenigen, welche Reichthum und Ehrenstellen besaßen, erbleichten vor den Schrecknissen des Todes. Andere beharrten eine zeitlang, wichen aber von der Länge der Qualen überwunden. Andere ließen sich Scheine geben, als hätten sie den Göttern geopfert (libellatici). Aber wir begegnen auch vielen würdigen Beispielen edler Heldenkraft jedes Standes, Geschlechtes und Alters, deren Muth ihre Verfolger oft in ein lähmendes Erstaunen versetzte. Damals hatte auch Origenes die Folter und andere Marter zu erdulden, worauf er bald starb. Wir können nicht umhin, zu Gunsten dieses unermüdeten, Jahrhunderte von Thätigkeit ausfüllenden, Lehrers ein Zeugniß von Hieronymus anzuführen, dessen Urtheil hierin um so unparteiischer ist, wo er lobt, als er schonungslos gegen die Irr-

thümer eifert, welche mit oder ohne Schuld in den Werken des großen Mannes gefunden werden. *) „Seit seinen Kinderjahren ein großer Mann und eines Martyrers würdiger Sohn, lenkte er zu Alexandrien die Christenschule, als des tief gelehrten Priesters Clemens Nachfolger, und trug vor der Wollust solchen Abscheu, daß er sich voll frommen doch unklugen Eifers selbst entmannte; rottete jede Regung der Habsucht aus, wußte die heilige Schrift auswendig, wandte die Nächte wie die Tage an ihre Erklärung. Er trug mehr denn tausend Reden in der Kirche vor, und verfaßte unzählige Abhandlungen über die heil. Schrift. Wer von uns vermag so viel zu lesen, als er geschrieben hat? Wer bewundert nicht den Flammengeist, der aus seinen Schriften athmet? Wenn irgend ein Eiferer Judas uns seine Irrthümer vorhält, so nehme er die Antwort: auch der große Homer schlummert manchmal; doch bei einem großen Werke muß man den überschleichenden Schlaf zu gute halten. Lasset uns nicht die Fehler jenes nachahmen, dessen Tugenden zu erreichen wir nicht fähig sind.“ — Glorreich endete damals auch der heil. Pabst Sixtus, der edelmüthige Diakon Laurentius und Cyprian, die Krone der Kirchen Afrika's.

In diesen Zeitpunkt fällt auch der Streit über die Aufnahme der Gefallenen, worin der heil. Cyprian mit so unerschütterlicher Standhaftigkeit sich den Mißbräuchen widersetzte. Um so betrübender aber ist der Streit zwischen diesem großen Manne und dem Pabste Stephanus über die Ketzertaufe, wo er im heil. Eifer zu weit ging, wozu aber des Stephanus gebieterische Heftigkeit vieles beitrug. — Diese Streitigkeiten beschreibet der Verf. mit vieler Umsicht.

Siebenter Abschnitt. Wiederhergestellter Friede, Aufkeimen drohender Irrlehren vom J. 260 bis 298. Vale-

*) Hieronym. epist. 65. ad Pammach.

rian mußte seine an den Christen verübte Grausamkeit unter Sapors schmählichstem Sclavenjoche entgelten, und die Verfolgung hörte wieder auf. Der Orkan, welcher Haine zersplittert, führt auch manchmal befruchtende Saamenkörner auf eine Öde, wo sie Wurzel fassend reichlich hervorkeimen. So führte damals der wilde Kriegssturm den Saamen des Evangeliums zu den Gothen durch gefangene Christen, und die Wilden, vor denen der Thron der Auguste zitterte, beugten ihr stolzes Haupt unter das sanfte Joch Christi. Aber auch die Hyder des Irrthums erhob ihr Haupt wieder. Sabellius und Paul von Samosata wagten es, im stolzen Eigensinne Gottes des Unbegreiflichen unnahbares Wesen frevelhaft anzutasten. Auch der Saame des gnostischen Unwesens trieb einen neuen Sprößling hervor, der an Dauer wie an Verderblichkeit die frühern übertraf, — die Sekte der Manichäer. — Der Verf. erörtert weitläufiger dieser Sekte Ursprung, Lehre, Einrichtungen, Ausbreitung und Schicksale ihres Urhebers Manes ꝛc.

Achter Abschnitt. Wüthende Verfolgung der Christen in allen Theilen des römischen Reichs, vom J. 298 bis 313. Die Wuth des Heidenthums und der Hölle hatte ihre letzte Kraft aufgeboten, die Lehre des Gekreuzigten zu vertilgen. Schaudererregend wüthete durch zehn Jahre unausgesetzt die schrecklichste Verfolgung in allen Theilen des Reiches. Unzählige Schlachtopfer errangen staunenswürdig die glänzende Siegespalme, bis endlich die Hölle ermüdete und die Kreuzesfahne siegte. Und nun verkündete die Bildsäule des Augustus, der auf das Kreuz sich stützte, dem staunenden Kapitolium, daß seine tausendjährigen Götzen sich zum Sturze neigten. In einer Beilage erörtert der Verf. die Erscheinung des Kreuzes während Konstantin's italischem Feldzuge, und beweiset die Wirklichkeit derselben mit hinreichenden Gründen.

Des ersten Zeitraumes zweiter Theil. Innere Gestaltung der Kirche.

Erster Abschnitt. Leitung und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten. — Recht interessante Gegenstände werden in diesem zweiten Theile abgehandelt; im ersten Abschnitte in 18 §§. von der bischöflichen Gewalt und dem Vorrange derselben vor der priesterlichen. — Von dem Vorrange und der Gewalt des Nachfolgers Petri, — wo der Verf. dem Einwurfe, daß man in den ersten Jahrhunderten von keinem Primate und Vorrange wisse, sehr richtig begegnet, indem er bemerkt, daß die Reinheit und lebendige Liebe der ersten Zeiten bewirkte, daß die Dazwischenkunft des Nachfolgers Petri selten nothwendig war, auch wurde seine Einwirkung durch den schwachen Zusammenhang der zerstreuten unterdrückten Kirchen erschwert; darum tritt das oberste Haupt der Kirche als solches vor Konstantin minder oft hervor, und die Abgränzung seiner Rechte zeigte sich nur in flüchtigen Umrissen. Daß es aber dennoch nicht an glänzenden Beweisen für den ausgeübten Primat in dieser ersten Periode fehle, hat der Verf. zur Genüge dargethan; wir erinnern nur an den Ausspruch des Kaisers Aurelian in der Sache des Paul von Samosata, und an das Benehmen des heil. Stuhls zu Rom gegen den großen Bischof Dionysius von Alexandrien, und des Letzteren Rechtfertigung. Von den Vorrechten der Bischöfe der Hauptstädte. — Meist in den Hauptstädten hatten die Apostel gewirket, von ihnen aus verbreitete sich das Christenthum weiter auf dem Lande, daher die Verhältnisse von Mutter- und Tochterkirchen. Aber noch keine verschiedene Namen bezeichneten damals die Verschiedenheit der Rechte, wie auch von der apostolischen Einfalt dieser Zeiten nicht anders zu erwarten steht. Von dem Ansehen und Wirkungskreise

der Kirchenversammlungen, von ihrem Gebrauche und Alter. — Von den Rechten der Bischöfe innerer ihrer Kirchsprengel, — Verrichtungen derselben, und etwaige äußerliche Auszeichnung. Von der Beschaffenheit und Verwaltung der Kircheneinkünfte — Unterhaltung der Geistlichen durch Darbringung frommer Gaben. Wie wenig Zwang aber dabei obwaltete, erhellet genugsam daraus, daß ihre Darbringung, selbst außer dem Gottesdienste, als eine ehrenvolle Gestattung angesehen, und die Geschenke unbussfertiger Sünder zurückgewiesen wurden. Von dem Wirkungskreise der Priester, Landbischöfe, Diakonen, Diakonissinen und Ordnungen der niederen Geistlichkeit. — Über die hohe Achtung der Enthaltsamkeit (Cölibat) über die Allgemeinheit derselben im geistlichen Stande und deren Ursprung — ist die geschichtliche Vorstellung des Verf. eben so einfach als wahr. — Von der Verleihung kirchlicher Würden — wobei der Einfluß der Gemeinden und die Eigenschaften der dazu bestimmten Personen in Anregung kommen. Von den christlichen Unterrichtsanstalten. — Diese waren theils Katechetenschulen zum Unterricht der Jugend und der Katechumenen, theils christliche Philosophenschulen zur Darstellung der christlichen Lehre in ihrem ganzen Umfange, im wissenschaftlichen Gewande, mit Aufnahme des Haltbarsten aus dem Gebiete der Philosophie, um die Lehre der Wahrheit auch vor Ungläubigen zu begründen. — Beide Gattungen vereinigte rühmlich in sich die Katechetenschule zu Alexandrien.

Der zweite Abschnitt hat zum Gegenstande die Anordnungen und Gewohnheiten der Kirche in Bezug auf die Ausspendung der heil. Sakramente, auf Andachts- und Bußübungen. Diesen Abschnitt wird jeder Freund des christlichen Alterthums mit Vergnügen lesen. Der

Verf. giebt im 1. §. Aufschlüsse über die ursprüngliche Bauart und Eintheilung der Kirchen, über Zierrathen und heil. Gefäße, worüber er sehr schön bemerket: „Sobald die Gemeinden zahlreicher wurden, und die längeren Zwischenräume der Verfolgung die Sorge für Nebensachen gestatteten, begann man die Kirchengefäße aus Gold und Silber zu verfertigen. Vor dem Unendlichen ist freilich der Elephant und der Wurm, das Gold und das Holz gleich; denn er schuf beides durch den Hauch seines Willens, aber der Sterbliche findet in seiner Beschränktheit einen Maßstab für Größe und Werth des Endlichen. Der Gläubige, dessen Glauben lebendig ist, kann deßwegen, so lange er auf Erden wandelt, nicht umhin, zu wünschen, daß jene Stoffe, welche seinem irdischen Auge Größe und Reichthum ankündigen, zum Dienste des heil. Sakramentes versammelt seyen." Ferner wird erwähnt die Vorbereitung zum Empfange der heil. Taufe; — die Disciplin der Geheimhaltung; — die Stufenordnung der Katechumenen und deren Aufnahme; — die Ausspendung der heil. Sakramente der Taufe und Firmung, wo der Verf. nach Anführung der heil. Gebräuche bemerkt, daß man die ganze Reihe derselben nicht überblicken könne, ohne die Unwandelbarkeit der von Gott behüteten Kirche zu bewundern, denn mit kleinen im vierten Jahrhundert hinzugekommenen Zusätzen, finden sich sämmtliche in den Feierlichkeiten wieder, mit welchen die Kirche in unseren Tagen die Ertheilung der heil. Taufe vorschreibt. Von der heil. Firmung heißt es: „Nur die Lust, einer Gegenpartei zu widersprechen, vermag zu erklären, wie unter Anderen der gelehrte Bingham behaupten kann, die Firmung sey in den ersten Jahrhunderten nur für eine zum Sakramente der Taufe gehörige Feierlichkeit gehalten worden. Denn daß sie für keine außerwesentliche gleichgültige Feierlichkeit betrachtet wurde, bezeigt die große

Wichtigkeit, welche das ganze Alterthum auf dieselbe leget; wurde sie aber für einen wesentlichen Bestandtheil der Taufe angesehen, warum hielt man immer doch die Taufe auch ohne darauf folgende Firmung für giltig, und zur Seligkeit hinreichend? Daß Cyprianus und in seinem Sinne Nemesianus von den beiden Sakramenten (utroque Sacramento) sprechen, widerstreitet dieser Meinung eben so offenbar, als es die Hochachtung dieser Bischöfe für das heil. Mittel der Gnadengaben an den Tag leget. Sehr ansprechend ist die Beschreibung der Versammlungen zur Feyer des heil. Abendmahls, und ihrer einzelnen Bestandtheile, wo alles mit dem heutigen Opfer der Christen so schön übereinstimmt; daß schon im höchsten Alterthume eine festbestimmte Form der Liturgie bestand, ist ersichtlich aus der auffallenden selbst wörtlichen Übereinstimmung in den Hauptmomenten der heil. Feier, und dieß nicht nur zwischen den Kirchen angränzender Provinzen, sondern zwischen denen des äußersten Westens und des fernsten Ostens, wovon die, wenn auch sparsamen Überreste kirchlicher Denkmäler aus der Zeit vor Konstantin häufige Spuren erhalten haben. Dieses Zusammentreffen läßt sich nur durch apostolische Anordnungen erklären, aus deren gemeinsamer Quelle alle schöpften. Dieß beweis't auch, daß es den Geistlichen nicht gestattet war, die Gebetformeln nach Gutdünken zu wählen und zu wechseln. — Die §§. 8. — 12. behandeln die Ausspendung des heil. Sakraments außer der Messe, — die Vorbereitung zum Empfange desselben, — die Zeiten und Veranlassungen der Feier des heiligsten Opfers und der übrigen gottesdienstlichen Handlungen und der des Christenthums so würdigen Liebesmahle. Die §§. 12. — 16. behandeln die öffentliche Buße und ihre Stufenordnung, — die strenge Anwendung und Verschiedenheit der Bußgesetze, — Abkürzung der Kirchenstrafen, — geheime Ausspendung des

Bußsakraments. Wir können nicht umhin, hier eine schöne Stelle aus Origines [1] anzuführen, worin die geheime Beicht, ihr Verhältniß zur öffentlichen und das Amt des Priesters als Freundes, Arztes und Richters mit den deutlichsten Worten bezeichnet erscheint: „Wenn der Sünder seine Schuld verbirgt und in sein Inneres verschließet, so wird er im Innern beängstiget; wenn er aber sein eigner Ankläger wird, so bringt er die Sünde von sich und tilget den ganzen Krankheitsstoff. Nur erforsche sorgsam, wem du deine Sünden bekennen mögest. Prüfe zuerst den Arzt, welchem du die Ursache des Übels entdeckest; es sey Einer, welcher mit den Kranken krank zu seyn, mit den Weinenden zu weinen versteht, welcher der Übung mitleidenden Mitgefühls kundig ist, so daß, wenn er, welcher sich dir als einen erfahrenen und barmherzigen Arzt erprobt hat, dir einen Rath giebt, du ihn auch ausführest und befolgest. Und wenn er nun erkannt hat, dein Übel sey so beschaffen, daß es vor der Versammlung der gesammten Kirche bekannt und also geheilt werden müsse — den Übrigen zur Erbauung, dir selbst zu sicherer Genesung: — so mußt du dem Rathe des erfahrenen Arztes folgen." §. 16. erwähnt mit Beweisführung der Ölung der Kranken und der Weihe der höheren Geistlichkeit. Was die Ehen der Gläubigen belangt, so finden wir, daß die Kirche schon in den ersten Jahrhunderten das nämliche Verhalten beobachtete wie heute. Schon Ignatius, der Schüler der Apostel schreibt an Polykarp: [2] Es geziemet sich, daß Bräutigam und Braut ihre Verbindung dem Urtheile des Bischofs gemäß eingehen, damit ihre Ehe dem göttlichen Gesetze unterthan sey, nicht der Begierlichkeit fröhne." Die Kirchenvorsteher behaupteten, daß es ihnen zustehe, über Zuläßigkeit oder Unzuläßigkeit der Ehen zu entschei-

[1] Homil. II. in psalm. 37. §. 6.

[2] Epist. ad Polycarp. §. 5.

den. Nicht alle von den Staatsgesetzen gebilligte Verbindungen erkannte die Kirche als solche an, mit unerschütterlicher Festigkeit hielt sie sich an die Bestimmungen der Offenbarung, nie erkannte sie eine Verbindung als Ehe an, welche ein Gatte bei Lebzeiten des andern einging, nie gestattete sie ihren Gliedern, von der anlockenden Freiheit Gebrauch zu machen, welche die römischen Gesetze in Betreff der Ehetrennung gestatteten. Alles, was wir von den Ehen der Gläubigen in den ersten Jahrhunderten wissen, deutet auf die enge Aufsicht, welche die Kirche über sie hielt, und Tertullianus giebt uns überdieß ein deutliches Zeugniß, daß sie unter kirchlichen Feierlichkeiten und bekräftigt von dem Segen des Priesters eingegangen wurden: „Wie soll, spricht er, meine Rede genügen, die Seligkeit einer Ehe zu beschreiben, deren Band die Kirche schließt, die Opferung bestätiget, welche von dem Segen besiegelt, von den Engeln verkündigt, von dem himmlischen Vater bekräftiget wird?“ *) Übrigens bedarf es keiner Erinnerung, daß eine den Christen feindselige Gesetzgebung, auf das, was ihnen Ehe oder Unzucht war, nicht die geringste Rücksicht nahm, und wenn z. B. ein unwürdiger Bekenner Christi seine Gattin entließ, weil eine Andere sein wankelmüthiges Herz erobert hatte, die römischen Gerichtshöfe seiner neuen Verbindung alle bürgerlichen Rechte einer Ehe sicherten. Aber die Kirche unterließ in solchen Fällen nicht die ihr eigenthümliche Gewalt auszuüben, sie belegte solche ungehorsame Kinder mit Kirchenstrafen, sie erklärte ihre Verbindung für Unzucht, und schloß sie auf immer, oder doch auf die Dauer ihrer sündhaften Verbindung von der Gemeinschaft der Gläubigen aus. Leider ist die Kirche auch zuweilen heute noch gezwungen, in christlichen Staaten solche Mittel anwenden zu müssen.

*) Ad uxor. l. II. §. 9.

Der §. 18. enthält die Übung und Verbindlichkeit des Fastens. Daraus ersehen wir ihre frühere Allgemeinheit und Strenge, und die ehrwürdigsten Denkmäler des Alterthums bezeugen, daß nicht nur die Gläubigen der ersten Jahrhunderte der Übung des Fastens voll des eifrigsten Bußgeistes oblagen, sondern daß auch die Bischöfe das Recht übten, Fastengebothe zu erlassen. Und da der Zweck des Fastens Bezähmung der Sinnlichkeit ist, diese aber unvollkommen bleibt, wenn vielleicht die Beschaffenheit der Speisen die Beschwerlichkeit hebt und vergütet, welche der Aufschub des Essens verursachte, so befliſſen sich die Gläubigen gewiß an Fasttagen einer besonderen Mäßigkeit, und mieden alles, was für den Gaumen stärkeren Reiz hatte. An manchen Tagen enthielten sie sich nicht nur des Fleisches, sondern auch aller saftigen Speisen, und begnügten sich mit trockener Nahrung, daher Xerophagiæ. In den letzten §. §. dieses gehaltreichen Abschnittes beschreibt der Verf. die Feier des Sonntages, Freitages, Sonnabends und der Festtage des Herrn; zuletzt die Verehrung der Heiligen und ihrer irdischen Überreste. Die schöne Reflexion des gefühlvollen Verf. über letzteren Gegenstand müssen wir für unsere Leser hier beifügen: „Das Gefühl der Fortdauer des menschlichen Geistes, welches so tief in die innerste Menschenseele verwebt ist, bewirkt, daß von jenen, welche wir im Leben anstaunten und liebten, auch nach dem Tode das Gedächtniß uns theuer und verehrlich ist. Der Römer ehrte das Andenken der Triumphatoren, vor deren Wagen gefesselte Könige gingen; und durch die Erinnerung der Sieger, welche sich selbst und die Welt und die Hölle bezwangen, wird die Brust des Christen mit freudiger Ehrfurcht ergriffen. Ja er erfüllt durch diese willkommene Empfindung eine Pflicht gegen den, dessen Kraft und Gnade in dem Siege, wie in dem Lohne seiner Heiligen

offenbar wird. Wir empfehlen uns in das Gebet lebender Frommen, weil wir nicht zweifeln, daß der Gott der Liebe das Flehen der Bruderliebe wohlgefällig aufnehmen werde; sollen wir nicht Seine verklärten Freunde vertrauensvoll um ihre hülfreiche Fürbitte anflehen? So ist die Verehrung der Heiligen und das Anrufen ihrer Fürbitte Nichts, als die Befriedigung eines Dranges, welcher in der Brust eines gläubigen und zarter fühlenden Christen unwillkührlich entsteht; darum konnte sie in den ersten Jahrhunderten um so weniger fremd seyn, je schöner und voll der Begeisterung in ihrem Raume jedes christliche Gefühl sich entfaltete;* und wir setzen hinzu, je unwiderstehlicher jene großen Heldenseelen Bewunderung, Liebe und Zutrauen abnöthigten.

Eben so natürlich und schön sagt der Verfasser von der Reliquienverehrung, daß der menschlichen Natur für die Überreste der Abgeschiedenen eine gewisse ehrerbietige Scheu eingeprägt sey. Stets sah man die Mißhandlung einer Leiche für das höchste Weh an, welches die Rache üben, oder die strafende Gerechtigkeit über den Frevler verhängen kann. Die gegen die mächtigsten Gefühle der Menschheit verhärteten stolzen Spartaner scheueten es dennoch nicht, die Leichen ihrer Mitbürger vom Feinde durch Demüthigungen zu erkaufen, um ihnen ein anständiges Begräbniß zu verschaffen. Der Christ erwartet mit Zuversicht, der schaffende Hauch der Allmacht werde dereinst den Staub des zerfallenen Leibes wieder beleben, auf daß er erneuet und verklärt mit dem seligen Geiste die ewige Herrlichkeit theile; mit wie viel höherer und reinerer Ehrerbietung muß darum der Christ die Leichen betrachten, von denen er weiß, daß sie mit Christus bereits sich der himmlischen Herrlichkeit erfreuen, die Leichen der Blutzeugen, welche für den Heiland duldeten und starben?

Absichtlich haben wir uns länger bei diesem Abschnitte

aufgehalten, damit sich unsere Leser an dem schönen Bilde der christlichen Vorzeit erbauen, damit sie die Kirche recht in ihrer Wiege betrachten mögen, und mit Freude erfüllt werden, wenn sie die nämliche unveränderliche göttliche Heilsanstalt im neunzehnten Jahrhunderte wieder finden.

Wir haben nun noch den Inhalt des letzten Abschnittes anzugeben, und dieser handelt von der kirchlichen Literatur der drei ersten Jahrhunderte. Diese Epoche des Christenthumes ist für uns von großer Wichtigkeit und Merkwürdigkeit; denn je näher sie den Zeiten der Apostel steht, je reicher sie vom Geiste des Herrn erfüllt war, desto mehr muß es uns verlangen, die Worte ihrer Lehrer zu hören, um unsern Glauben zu befestigen, die Beispiele ihres Wandels zu schauen, um unsere Frömmigkeit zu nähren, zu entzünden. Allein jene würdigen Schüler der Apostel verwendeten ihre Kraft und Bemühung mehr auf die Betrachtung und die Verkündigung des Glaubens, das lebendige Wort galt ihnen, und das mit Recht, mehr, als unserem schreibseligen, aber glaubens- und thatenarmen Jahrhunderte. Leider theilten überdieß noch viele christliche Schriften jener Zeit das Schicksal so mancher anderen Denkmäler des menschlichen Geistes, die im Sturme der Zeiten untergingen, aber uns darum die Überreste um so theurer machen.

Zuerst erzählt der Verf. die Geschichte des Kanons der heil. Schriften und der Werke unter dem erborgten Namen des Heilandes und seiner Apostel. Von den übrigen Schriften des christlichen Alterthums giebt der Verf. immer den gedrängten Inhalt und derselben Veranlassung an, oft hebt er auch kräftige Stellen aus denselben aus, was den Werth des Werkes sehr erhebt; dann weiset er auch durch beigesetzte Marginalnoten, nach seinem gegebenen Plane, auf den ersten Theil der geschichtlichen Behandlung zurück, wo die Gegenstände in ihrem geschichtlichen Zusammen-

hange mitgetheilt sind. Die angeführten Schriften und Schriftsteller sind folgende: die apostol. Canonen und Constitutionen, — das angebliche Schreiben des Barnabas, — des Hermas Bücher von dem Hirten, — Clemens von Rom, — die sogenannten Clementinen, — der voll apostol. Begeisterung geschriebene Brief an Diognet, — die Briefe des heil. Ignatius, — des Polycarpus, — Papias, — Justinus Martyr, — Tatian, — Hermias, — Athenagoras und der übrigen Apologeten des zweiten Jahrhunderts; ferner Dionysius von Korinth, — Theophilus von Antiochien, — Hegesippus, — Irenäus, — Cajus von Rom, — die Sibyllinischen Gesänge, — Clemens von Alexandrien, — Origenes, mit Recht genannt Adamantius wegen seiner großen Gelehrsamkeit und seiner mühevollen Schriften. — Julius Afrikanus, — Hippolytus, — Tertullianus, — Minucius Felix, — Cyprianus, — Gregorius der Wunderthäter, — Dionysius der Große, — Pierius, — Pamphilus, — Methodius, — Petrus von Alex, — Lucianus und Arnobius. Zum Schlusse giebt der Verf. noch eine chronologische Übersicht dieser Periode.

Nach diesem Überblicke der Geschichte und ihrer Behandlung werden unsere Leser in unser Urtheil einstimmen, daß der Verf. Schönes und Treffliches geleistet habe und allen gerechten Anforderungen entspreche. Eines besonderen Vorzuges dieses Werkes dürfen wir jedoch nicht vergessen.

Da man in unseren Tagen sehr oft genöthigt ist, in die historische Treue mancher Geschichtschreiber gegründete Zweifel zu setzen, so hat unser Verf., um allen Forderungen zu genügen, allenthalben am Rande die Quellen ganz genau angegeben, aus welchen er geschöpft hat, um auch andern die ächten Quellen zu zeigen. Die höchste Anerkennung aber verdient die Wärme, womit der Verf. die Geschichte behandelt, welche auf den Reichthum seines religiösen Gefühls schließen läßt, wodurch diese Art der

Behandlung bedingt ist. In dieser Bearbeitung zeigt der Verf. einen Charakter, der eben so weit entfernt ist von einer feindseligen Polemik, als von religiöser Gleichgültigkeit. Er belehrt nicht blos, er begeistert auch, denn Gründlichkeit, Belesenheit und Kritik ist mit Lebendigkeit der Darstellung verbunden. Dem Gebildeten wie dem weniger Geübten ist dieses Werk zu empfehlen; auch dürfte sich die Vollendung desselben nicht so lange hinausschieben, indem der Verf. in der Vorrede sagt: „die schon begonnene Fortsetzung wird mir durch einen kurzen auf das Bedürfniß meiner Vorlesungen berechneten Abriß der gesammten Kirchengeschichte und zahlreiche Vorarbeiten zu einer ausführlichen Darstellung erleichtert; ich kann daher mit so viel Wahrscheinlichkeit, als sich überhaupt von menschlichen Dingen etwas sagen läßt, die Versicherung geben, daß dieser neue Versuch, die Geschichte der Kirche Christi darzustellen, seinem Ziele rascher zuschreiten wird, als mancher frühere.“ Wir wünschen dem gelehrten Verfasser zur baldigen Vollendung seines Werkes die dauerhafteste Gesundheit. — Der Preis für den Band von 440 Seiten zu 2 fl. 12 kr. ist mäßig. Druck, Papier und Format lassen nichts zu wünschen übrig.

Die neuaufl ebende Schirmvoigtey des österreichischen Kaisers über die römisch-katholische Kirche und den päbstlichen Stuhl (,) geschichtlich und in ihren Folgen für Staat und Kirche angedeutet von Alexander Müller, Regierungsrath in Weimar. Erfurt, in der Keyser'schen Buchhandlung. 1829. 8°

Wenn der Leser unter diesem wortreichen Titel sich Vieles versprechen zu dürfen berechtigt ist, so scheint der durch seine Ehescheidungsgeschichte sattsam bekannte Verf. um so weniger geneigt, seinen Erwartungen entsprechen zu wollen. Wenigstens fühlt sich Rez. nach genauer Durch-

leſung des Werkchens zu dieſer Vermuthung bewogen; und ſtellt er ſich auch durch dieſes freimüthige Bekenntniß nicht als einen jener unterrichteten und unbefangenen Leſer dar, die den Geiſt unſerer Zeit begriffen, und für die der Verf. ſeine Andeutungen beſtimmt hat (S. 70.), ſo wagt er es doch, frei und unerſchrocken das, was ihm als Wahrheit erſcheint, dem gegenüber, was der Verf. als ſolche aufgeſtellt hat, auszuſprechen, und glaubt eben dadurch zur Bekämpfung der Heuchelei, des Myſticismus, der Geiſterſeher (beſſer der Geſpenſterſeher, zu denen der Weimarer Regierungsrath vor Allen zu gehören ſcheint) und der geheimen Kleriker (ſolche kennt eine ſichtbare Kirche nicht) gleich dem Verf. (S. 70), wenn auch in anderer Weiſe, etwas beitragen zu können. — Um aber zuvörderſt einen allgemeinen Überblick und gleichen Standpunkt mit Hrn. Müller zu gewinnen, iſt es nothwendig, die Veranlaſſung zu bezeichnen, welche den Verf. zu vorliegendem Schriftchen aufgefordert hat. Dieſe war nämlich die Rede, welche der Botſchafter des kaiſ. öſter. Hofes, Graf Lützow, bei Gelegenheit der Pabſtwahl Pius VIII. gehalten. Obſchon vorauszuſetzen iſt, daß die meiſten unſerer Leſer dieſelbe ſchon längſt zu Geſichte bekommen, ſo wird es doch gut ſeyn, dieſelbe hier wörtlich anzuführen, wie auch der Verf. (S. 25 — 31 incl.) gethan, damit jedem Unbefangenen es gleich in die Augen ſpringe, daß man ein wirklicher Geiſter- und Geſpenſterſeher ſeyn müſſe, um das herauszufinden, was der Verf. in derſelben ſo klar darliegend gefunden hat.

„Eminenzen! Durch das höchſte Wohlwollen des erhabenſten Kaiſers von Oeſterreich und apoſtoliſchen Königs zum Botſchafter und außerordentlichen Geſandten an dieſen Ihren oberſten Senat beſtimmt, halte ich es für meine nächſte Pflicht, die Schreiben zu übergeben, von denen die erſten den tiefen Schmerz ausdrucken, der den erhabenen Kaiſer ergriff bei der traurigen Botſchaft von dem Tode Leo's XII. ruhmreichen Andenkens; die andern aber meine Sendung enthalten, ſo wie den Auftrag, der mir

geworden ist, die Rathschläge meines Fürsten und seine Gedanken in dieser Zeit auszudrücken, wo von Ihnen in einer Angelegenheit von so hoher Bedeutung für den Ruhm und den Glanz unserer heiligsten Religion Fürsorge zu treffen ist.

„Der erhabenste Kaiser und apostolische König hält gewiß den Titel des besonders geliebten Sohnes und beständigen Vertheidigers unserer heiligen katholischen Kirche höher als alle andere, welche durch die Gnade des Allerhöchsten von den glorreichen Vorfahren auf die Krone seiner Majestät gebracht wurden, und ergriff daher diese Gelegenheit, durch eine außerordentliche Botschaft ein öffentliches und feierliches Zeugniß seines religiösen Eifers für die katholische Kirche und den apostolischen Stuhl abzulegen. Dieser Akt, von solcher Gesinnung ausgehend, wird Ihnen, hochwürdigste Väter! die Ueberzeugung geben, daß Oesterreichs Kaiser, indem er die Freiheit Ihrer Stimmen und des ganzen Conclave's beschützt, in keiner Weise und zu keiner Zeit der Kirche fehlen werde, nicht anders ihr beistehend, als wie ein Sohn der geliebten Mutter soll. Von dieser Gesinnung durchdrungen, wünscht der erhabene Kaiser, daß zur höchsten Ehre des Pontifikats, für das unter Gottes Beistand Ihr hochweiser Convent Vorsorge zu treffen hat, derjenige Cardinal gewählt werde, der dessen vollkommen würdig ist. Sie, hochwürdigste Fürsten der kathol. Kirche! wissen ganz, mit welchen Tugenden der Nachfolger des heil. Petrus geschmückt seyn muß. Der Kaiser, und mit ihm die ganze kathol. Welt fordern von Ihnen, hochwürdigste Väter! einen solchen obersten Bischof, der in seiner Weisheit und Mäßigung die doppelte Gewalt, die er bekleidet, so anwende, wie es zu der ganzen Kirche Frommen und Ruhe, so wie zum Glücke des gesammten Europa's dienen mag.

„Unter den hohen Sorgen, welche von dem scharfsichtigen Geiste des neuen Pabstes unaufhörlich erwogen werden müssen, ist wegen ihrer Erhabenheit und Größe gewiß jene keine leichte, sich, um möglichst viele Verdienste zu erwerben, einen Namen zu hinterlassen, der von der ganzen Nachwelt mit dankbarem Herzen genannt wird, und deßwegen darum bemüht zu seyn, daß, wie er zum Pontifikate aufsteigt, die Segnungen von ihm ausgehen, welche ich die Erbschaft des heil. Angedenkens Leo's XII. zu nennen wage. Sie sehen, hochwürdigste Väter! daß ich von jenen Segnungen rede, welche durch die steten Sorgen und Bemühungen Leo's XII. die kathol. Kirche mit höchster Freude erkennt, wenn sie in einigen der erlauchtesten Länder durch die Verbreitung ihrer Lehre und Disciplin den

Glanz und den Cultus wunderbar sich vermehren sieht. So groß war die Weisheit, das Ansehen und die wahrhaft väterliche Sorge desselben für seine Söhne! Wir sehen in diesen unsern Zeiten, wie auch in entfernten Reichen Fürsten, wahre Väter ihrer Völker, Ihren gerechten Wünschen menschlich und milde entgegenkommen. Leo XII., kurz erst dem Leben entnommen, hatte durch seine hohe Humanität und Weisheit nicht bloß die Achtung und das Wohlwollen der Fürsten Europa's sich erworben, sondern auch deren Herzen durch ausgezeichnete Aufrichtigkeit und Redlichkeit überwunden. Einem würdigen Nachfolger geziemt es, in seine Fußtapfen tretend, ein so großes Werk zu vollenden, und den Rathschlägen und Wünschen der Fürsten zu entsprechen, von denen die schönsten Monumente der Gerechtigkeit, des Friedens und des väterlichen Wohlwollens gegen alle diejenigen bestehen, die ihrer Herrschaft untergeben sind. Von den Ansichten und Wünschen des erhabensten Kaisers und apostol. Königs über diese Angelegenheit von höchster und ernstester Bedeutung wird Ihren erlauchter Senat, hochwürdigste Väter! der hochwürdige und sehr ehrwürdige Hr. Cardinal Albani noch vergewissern, den der Kaiser und König außer mir zum Gesandten und zum Dolmetscher Seiner, der kaiserl. königl. Majestät Gesinnung erklärte und einsetzte, und durch mich die deßfallsige Eröffnung machen ließ, wie aus dem übergebenen kaiserl. königl. Schreiben vom 26. Februar erhellt. Vertrauend auf die erhabenen Tugenden und Gesinnungen wahrer christl. Religion, durch die besonders dieser erlauchte Convent sich auszeichnet, dem es zukommt, mit Hülfe des heil. Geistes, der kathol. Welt das sichtbare Oberhaupt zu geben, einen würdigen Stellvertreter unseres göttlichen Erlösers, wird der erhabene Kaiser die Wahl freudig anerkennen, welche sich unter den vorbemerkten Gesichtspunkten empfiehlt. Nach dieser Darlegung der gerechten und frommen Gesinnungen meines erhabensten Fürsten bleibt mir, hochwürdigste Väter! noch übrig, mich Ihrer Güte und Freundlichkeit zu empfehlen, und zu versichern, wie sehr es mir angelegen seyn werde, die bestimmtesten Beweise meiner Ergebenheit und meines Pflichtgefühls gegen dieses heil. Collegium und gegen jeden Einzelnen von Ihnen an den Tag zu legen.“

Ref., und mit ihm ungezweifelt jeder redliche Leser, wenn er auch die dem Verf. so anstößigen Worte hin und her überlegt, findet in der angeführten Rede weder ein völkerrechtl. Compliment, noch eine offizielle Erklärung, daß der Kaiser von Oesterreich jenes Recht (der Schirmvoigtey) des deutschen Kaisers als auf ihn übergegangen

betrachtet, wie S. 31 gesagt ist; wohl aber die feierlichste Erklärung der kindlichen Liebe und Ergebenheit, welche der Kaiser wie jeder gemeine Katholik der Kirche als seiner Mutter schuldig ist; den Ausdruck und die Bereitwilligkeit, jene Kirche, zu der er sich mit Herz und Mund bekennet, nach Kräften zu erhöhen, in so fern dieses ohne Gefährdung und Kränkung der Rechte Dritter geschehen kann. Und dazu ist nicht nur jeder kathol. Regent, sondern auch jeder gemeine Katholik verpflichtet; zwar nicht durch die Gewalt des Schwertes oder durch niedere Proselytenmacherei, wie sie am häufigsten gerade unter Jenen gefunden wird, welche Andere damit zu brandmarken sich bemühen, während selbst ihr ganzes Thun und Treiben versteckter oder offenbarer nichts als ein Herbeiziehen zu ihrer Parthei, oder doch Abreißung einzelner Glieder von der inneren geistigen Gemeinschaft der kathol. Kirche ist; also nicht durch solche Mittel, sondern durch ein wahres christliches Leben, damit die Welt daran erkenne, daß sie Jünger Christi seyen, und den Vater im Himmel dafür loben. Oder sollte es denn, alle andere politische Gründe hier nicht in Anschlag zu bringen, einem kathol. Regenten gleichgültig seyn, welcher Mann, von welchem Charakter und Eigenschaften, den Stuhl Petri besteige, durch welchen Schritt er, nach dem auf Schrift und Tradition gegründeten kathol. Glauben, sichtbares Oberhaupt und Mittelpunkt der ganzen kathol. Welt wird? Es wird wohl dem Hrn. Verf. schon zu Ohren gekommen seyn, daß gewöhnlich bei dem Tode des Pabstes nach Beendigung der üblichen Todtenfeier die ganze christliche Gemeinde aufgefordert werde, Gott um Verleihung eines neuen würdigen Oberhauptes anzuflehen, und daß dafür sogar stehende Gebete in der Kirche festgesetzt seyen; findet er dieses nicht unbillig, wie kann er es tadeln, daß ein kathol. Fürst durch seinen Gesandten denselben Wunsch laut vor der Welt

ausspreche, und zwar vor jenen ehrwürdigen Männern, durch die, als in ihren Repräsentanten, die Kirche sich ihr Oberhaupt wählet, und in dem Augenblicke, wo diese im Begriffe stehen, jene wichtige Wahl zu beginnen, auf welche die ganze Welt gespannt ist.

Und was nun jene Äußerung: Geliebter Sohn und beständiger Vertheidiger der kath. Kirche betrifft, welche hauptsächlich die Galle des Hrn. Verf. gereizt zu haben scheint, so wird der nüchterne und unbefangene Leser auch nicht den geringsten Anstoß darin finden können; denn Vertheidiger und Beschützer seiner Religion, und der Kirche als ihrer Trägerin, Wahrer und Erhalter der althergebrachten Rechte und der rechtlichen Constitution muß jeder Regent in seinem Lande, mithin auch der österreichische Kaiser in seinen Staaten seyn; aber er kann sich auch einen Solchen noch in dem Sinne nennen, als es ihm nicht gleichgültig seyn kann, wie die Katholiken in andern Ländern gehalten, ob ihnen die vertrags- und naturgemäß zustehenden Rechte unversehrt erhalten werden oder nicht. Daß dieses ohne die geringste Verletzung der Souveränitätsrechte geschehen könne und müsse, und daß somit auch der richtige Sinn der angeführten Rede nur nach dem Bestehenden und gesetzlich Anerkannten und Beschwornen zu ermessen sey, bedarf keiner näheren Erörterung. Übrigens scheint auch das allgemein Bekannte noch bemerkt werden zu müssen, daß unsere Zeit es mit den Titeln der Könige, Fürsten ꝛc. nicht allzugenau nehme, oder daß Könige und Fürsten ꝛc. sich nur schwer entschließen, solche, die von ihren Ahnen auf sie vererbt wurden, abzulegen, wenn sie auch schon längst das zu seyn aufgehört, was durch dieselben bezeichnet wird. Um hier nur ein Beispiel aufzuführen, mache ich aufmerksam auf England; den Titel Beschützer des Glaubens, den Heinrich VIII. wegen seines gegen Luther geschriebenen Buches, worin er die

kathol. Lehre vertheidigte, vom Pabste erhielt, führte nach ihm der schwache Eduard wie die blutdürstige Elisabeth, und alle Könige bis herab auf diese Zeit, obgleich erst in unseren Tagen die kathol. Kirche aufhörte, dort eine verfolgte und schmählich unterdrückte Sclavin zu seyn. Die kleinen Fürstenthümer haben längst zu existiren aufgehört, und doch führen immer noch die Könige ꝛc. in ihren Wappen und Titulaturen die Zeichen und Namen derselben. Gedenken wir nun noch nebenbei der unzweideutigsten Erklärung, womit der österreichische Kaiser die Auflösung des römischen Reiches anerkannte (wie der Verf. selbst S. 22, 23 bemerkt), so hätte ihm die angeführte Rede um so weniger eine überraschende Erscheinung seyn können, als sie auch nicht das geringste Anstößige enthält. Aber das Wohl der Staaten liegt ihm zu sehr am Herzen, als daß er es abweisen könnte bei so günstiger Gelegenheit, die Gefahren zu entwickeln, welche aus der vermeintlich neu aufblühenden Schirmvoigtei entstehen könnten, obwohl diese jetzt noch ein Ei ist, aus dem aber ein Crocodill kriechen, und ein Schneeball, aus dem aber eine Lawine werden kann (S. 32). (Der Rez. dürfte vielleicht eher die Wahrheit errathen, wenn er behauptet, der Verf. habe nur diese scheinbare Gelegenheit ergriffen, um seine schon lange zusammengetragenen Ideen daran anzuknüpfen.)

Ehe er jedoch diese drohenden Gefahren näher entwickelt, hält er es und Rez. mit ihm für seine Pflicht, die Schirmvoigtei des römischen Kaisers geschichtlich anzudeuten. Aber was versteht der Verf. unter geschichtlich? Alles, nur nicht was der schlichte Menschenverstand damit verbindet. Oder findet sich nicht jeder nach einer solchen Ankündigung zu erwarten berechtiget, der Hr. Verf. werde zeigen, wie nach und nach die Titel: advocatus, defensor ecclesiae sich gebildet, wie diese Idee, schon dem ersten christlichen Kaiser nicht fremd, in dem Abendlande durch

die Verhältnisse der Zeiten nothwendig hervorgerufen in's klarste Bewußtseyn trat; wie nur auf diese Weise die Kirche und mit ihr Bildung und Wissenschaft gerettet und erhalten werden konnten in jenen Jahrhunderten, wo die Völker in ihrer stürmischen Jugendzeit nur für das Äußere empfänglich auch durch äußere Gewalt für das Höhere und Geistige mußten vorbereitet werden. Aber mit seinem: So war es im Mittelalter, hat sich der Verf. aller dieser Mühen enthoben, weil er ja nur für Unterrichtete seine Andeutungen bestimmt hat; Rez. aber ist doch immer der einfältigen Meinung, jeder Aufsatz müsse die Belehrung Anderer bezwecken, sonst möchte es besser seyn, sich selbst die Mühe und Anderen das Geld zu ersparen. — Doch wäre es ungerecht, zu verschweigen, daß der Hr. Verf. uns manches bis jetzt Unbekannte niedergelegt habe, versteht sich aber, ohne jede historische Nachweisung, vielmehr, wie es gar nicht schwer zu erweisen seyn wird, ganz un- und gegengeschichtlich. Hieher rechnet Rez. die Behauptung (S. 5), daß die Könige erst durch die Hände der Bischöfe gekrönt und gesalbt, als von Gottes Gnaden eingesetzt angesehen wurden. Schon Christus hat die Könige ꝛc. als von Gottes Gnaden erklärt, und noch deutlicher der h. Paulus, dessen meiste Briefe mit den dringendsten Ermahnungen schließen, der Obrigkeit zu gehorchen, denn sie sey von Gott gesetzt, wer sich ihr widersetze, handle den Anordnungen Gottes zuwider u. s. w. Hätte dieser Gedanke nicht das Innerste der ersten Christen durchdrungen, so ließe es sich nicht begreifen, wie dieselben sich so ruhig hätten opfern lassen können, am allerwenigsten in einer Zeit, wo sie den Helden an Zahl überlegen oder doch gewiß gleich waren, oder, um ein Beispiel unserer Tage zu berühren, wie die Irländer in ihrer angebornen Tüchtigkeit so lange Zeit mit bewundrungswürdiger Ruhe wie das Vieh sich behandeln lassen mochten. Rez. be-

trachtet nicht den Staat als eine durch bloße Willkühr der Menschen, also ganz zufällig entstandene, sondern durch deren Bedürfnisse nothwendig bedingte und in diesem Sinne von Gott selbst ursprünglich gestiftete Gesellschaft, und darum auch ihr Oberhaupt als von Gottes Gnaden. Denn wenn es wahr ist, daß der in allen Menschen auf gleiche Weise sich zeigende Trieb des Zusammenlebens verwirklicht werden muß, so kann es nicht lange unentschieden bleiben, ob der Staat wirklich unbedingt nothwendig und als solcher von der Vernunft postulirt werde; hätte aber Gott nicht diesen Trieb in die Menschen gelegt, und somit uranfänglich selbst alle Staaten gegründet, so würde sein Werk wohl schwer dem Vorwurfe der Unvollkommenheit entgehen, weil doch einmal eine Vereinigung der Menschen unter einem Oberhaupte als absolut nothwendig erscheint, um die Zwecke der Menschheit überhaupt, welche man auch immer als solche angeben mag, zu realisiren. Wie aber nun der Verf. ein solches System, wornach die Regenten und ihre Gewalt als göttlicher Abkunft erscheinen, auch ein System des Rechtes des Stärkeren nennen könne, wodurch jede Revolution geheiligt, und jeder Thronräuber ein Fürst nach der göttlichen Weltordnung sey (S. 57), läßt sich eben so wenig begreifen, als das vom Hrn. Verf. unmittelbar daraus Abgeleitete (S. 58), wie nämlich dasselbe System es dahin brachte, daß Friedrich I. Hadrian IV. die Steigbügel halten mußte, Innocenz III. ganz Frankreich mit dem Interdikt belegte, und wie überhaupt alle wirkliche oder erdichtete politische Sünden der Päbste des Mittelalters daraus geflossen. In demselben Systeme findet auch die bis jetzt immer noch verweigerte Anerkennung des westphälischen Friedens von Seite des römischen Hofes ihren hinreichenden Erklärungsgrund. Was nun dieses insbesondere betrifft, ward schon so oft entgegnet, daß

diese Nichtanerkennung die Ruhe Europa's eben so wenig stören, als eine feierliche Anerkennung von Rom mit Billigkeit gefordert werden könne. — Betrachten wir die Gründe, aus welchen die Kirche ihre Protestation als eine rechtmäßige erklärt, etwas näher. In dogmatischer Rücksicht kann gewiß keine Frage seyn, was wir von diesem Widerspruche zu halten haben; denn da die katholische Kirche lehrt, daß Christus nur eine wahre Kirche gestiftet, und sie selbst sich als diese eine betrachtet, so muß sie jede andere als eine falsche ansehen; in sofern also in diesen Friedensbestimmungen die Anerkennung liegt, daß neben der katholischen Kirche noch eine oder mehrere wahre Kirchen bestehen könnten oder bestünden, mußte nothwendig der Pabst gegen diesen Beschluß protestiren, weil er sonst einen Satz aufgegeben hätte, der das Grundprinzip der ganzen Kirche ist, deren Fundament kein getheilter, sondern nur ein Christus ist. Aber auch in anderen Rücksichten war und ist die Protestation gut begründet. Die katholische Kirche hatte vor der Spaltung überall freie, öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes; und nun sollte sie, je nachdem der Zufall es wollte, in einigen Provinzen nur als tolerirt angesehen — aber auch nur angesehen, nicht immer behandelt werden — wo sie kurz vorher die einzige, die herrschende war. Es traf zwar nach demselben Zufall ein gleiches Loos auch einige protestantische Provinzen, ohne daß diese dagegen protestirten; aber kann denn ein Unrecht dadurch, daß es beiden Partheien widerfährt, ein Recht werden? Vielmehr scheint mir dieses ein doppelter Grund zur Protestation. Es ist zwar dieß ein allgemein geltender Grundsatz: was dem Einen recht, ist dem Andern billig; dieses kann aber doch keinen andern Sinn haben als: zwei gleichen Theilen müssen nothwendig auch gleiche Rechte zukommen; wenn nun aber beiden Theilen nicht alle jene Rechte eingeräumt

werden, welche sie mit Recht fordern können, wird darum die Protestation des einen Theils als ungerecht erscheinen müssen, weil der andere nicht protestirt? muß ich darum eine Ungerechtigkeit ertragen, weil mein Gegner über eine gleiche schweigt? Mochten also die Protestanten immerhin die Bedingungen anerkennen und billigen, die katholische Kirche that es nicht und konnte es nicht thun; durch ihre Protestation hat sie immer und beurkundet es jetzt noch, daß sie es fühlt, wie ihr Unrecht geschehen, und hat ihr auch diese Protestation zu nichts genützt, so hat sie doch dadurch ein Unrecht nie förmlich als Recht anerkannt. Auch muß darauf noch aufmerksam gemacht werden, daß die katholische Kirche nie behauptet, man habe ihr Unrecht angethan gegenüber den protestantischen Religionsparteien — eine solche Protestation wäre ungezweifelt ungerecht gewesen — sondern sie behauptete die Ungerechtigkeit des Beschlusses im Allgemeinen.

Auch scheint mir, hatte die katholische Kirche noch ein größeres Recht gegen diese Bestimmung zu protestiren, als die protestantischen Parteien. Seit vielen Jahrhunderten hatte sie den ganzen Erdboden in Besitz, es war keine Frage ob sie mit Recht eine freie Existenz fordern könne; Fürsten und Völker freuten sich bei Erscheinung des Evangeliums und unterwarfen sich unbedingt seinen Gesetzen; sie war zugegen bei der Geburt jener Staaten, die sich nun gegen sie empörten, ja selbst die meisten hatte sie genährt und erzogen; und nun, da die Söhne sich kräftig genug fühlten, schlugen sie die Mutter mit Fäusten, und glaubten noch viel gethan zu haben, wenn sie dieselbe mit Schmach und Spott bedeckt, in die Lappen ihres zerrissenen Gewandes ärmlich eingehüllt — ein steter Triumph für sie — einherschleichen ließen. Die katholische Kirche hatte also einen zweifachen Grund zu protestiren, und wenn die protestantischen Parteien nach dem Naturrecht

freie Religionsübung fordern konnten, so konnte es aus demselben Grunde auch die katholische, aber sie konnte es auch vermöge ihres Besitzstandes, da hingegen die andere Parteien erst von gestern waren; verletzte also dieser Artikel des Friedensbeschlusses die protestantischen Rechtsansprüche von einer Seite, so verletzte er die der Katholiken von zweien. Es würde die Grenzen der Rezension eines so kleinen Werkchens bei weitem überschreiten, wollten wir die Ungerechtigkeit der willkührlichen Trennung der Kirchengüter, wie sie bei diesem Frieden vorgenommen wurde, aus dem Begriffe der Kirche selbst als einer Gesellschaft nachweisen; auch haben namhafte Gelehrte dasselbe schon zur Genüge dargelegt. Nur das Eine sey noch zu bemerken vergönnt: Wollten wir die Stiftungsurkunden aller Jahrhunderte bis hinauf zur sogenannten Reformation durchgehen, so würden wir finden, daß alle Güter und Besitzungen jener Kirche übermacht wurden, die sich jetzt noch die katholische nennt; alle wurden jener Gesellschaft gegeben, deren Haupt der römische Pabst war; nun aber hat diese Gesellschaft nie zu existiren aufgehört, wenn gleich Einzelne aus ihr heraustraten und eine andere Gesellschaft gründeten, streng unterschieden von der ersten, und daher auch ohne Rechtsansprüche auf deren Besitzungen, nur mit dem übernommenen Rechte neue Besitzungen zu erwerben — aber auf rechtmäßigem Wege, nicht durch Raub und offenbare Plünderung. Die Kinder treten in die Rechte der Ältern ein, aber nur in so fern als die Rechte und Pflichten der Letztern auch Rechte und Pflichten der Erstern werden; nun aber stand es auch den Ältern, wenn sie einmal der Kirche eine rechtmäßige Schenkung gemacht, selbst nach Gewinnung einer andern Überzeugung nicht mehr zu, dieselbe wieder zurückzunehmen, da der dadurch entstandene Vertrag nicht einseitig aufgehoben werden kann; welchen

Anspruch konnten also die Nachkommen auf das machen, was von ihren Vorfahren der katholischen Kirche nicht nur geschenkt, sondern auch von dieser angenommen, viele Jahrhunderte besessen und durch die feierlichsten Erklärungen der Kaiser und Fürsten als ihr Eigenthum anerkannt worden war. So wenig Empörer eines Staates, wenn sie auch die Überzeugung gewonnen zu haben glauben, die Verwaltung desselben sey eine unrechtmäßige, auf verhältnißmäßige Theilung der Staatsgüter anstehen können, eben so wenig konnten es die von der katholischen Kirche tretenden Religionsparteien, deren Ausscheidung die katholische Kirche immer als ungerecht und als Empörung ansehen muß. Der vom Stamme losgerissene Ast kann keine Nahrung mehr von jenem ziehen; aber das Recht bleibt ihm unbenommen zu einem eigenen Stamme sich zu konstituiren; in dem kleinen Staate der Bienen ziehen mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe die Empörer aus, daß sie aber ein anderes Königreich begründen, können die andern nicht wehren.

Wir können es nicht umgehen, eine andere, wenn möglich, noch gröbere Sünde gegen die Geschichte nachzuweisen, und dieses um so weniger, da Viele, die gewiß nicht in Allem dem Hrn. Verf. beistimmen möchten, dieselbe sich zu Schulden kommen lassen. S. 9 heißt es nämlich: Die geistliche Gewalt übte der Pabst allein, bald unmittelbar, bald mittelbar durch seine Bischöfe als seine Gehülfen aus; der Kaiser aber als sichtbares Oberhaupt der Christenheit sollte in weltlichen Sachen die weltliche Gewalt üben, doch immer abhängig vom Pabste und unter seiner Aufsicht.

Rez. wäre es sehr erwünscht, wenn der Verf. hätte die Güte haben wollen, seine Belege beizufügen; aber da er es nicht der Mühe werth fand, so darf es Rez. sich nicht verdrießen lassen, einige und zwar bekannte, anzuführen.

Als Karl der Große im J. 800 (und der Verf. wird doch dieses schon zum Mittelalter rechnen?) nach Rom kam, war es sein angelegentlichstes Geschäft in der Sache des Pabstes Leo zu untersuchen. Dieser war nämlich das Jahr zuvor von einigen Römern bei einem feierlichen Umgange mit Gewalt angefallen, gröblich mißhandelt und in ein Kloster gesperrt worden, aus welchem er aber des Nachts entkam und bei Karl hülfeflehend in Paderbrunn (Paderborn), da dieser eben auf einem neuen Feldzug gegen Sachsen begriffen war, erschien. Der Kaiser berief eine Versammlung, und obgleich kein Verbrechen des Pabstes erwiesen werden konnte, bestieg dieser dennoch die Kanzel, und schwur auf das Evangelium und im Namen der heil. Dreieinigkeit, daß er frei sey von jedem angeschuldigten Verbrechen. Seine Feinde wurden hart bestraft, Einige mit Blendung, Andere mit Exil, Andere mit gelindern Strafen, je nach dem Verhältnisse der Theilnahme an der Mißhandlung. *) — Einen eben so glänzenden Beweis, wie ihm der Kaiser das Werkzeug oder der getreue Vollstrecker der Befehle des Pabstes war, liefern uns dieselben Annalen ad an. 815. Nach diesen wurde dem Kaiser Ludwig hinterbracht, Leo der Pabst habe einige vornehme Römer, deren Verschwörung gegen ihn (den Pabst) entdeckt wurde, hinrichten lassen. Der Kaiser darüber aufgebracht, schickte seinen Neffen, Bernhard, König von Italien, nach Rom, die Sache näher zu untersuchen, und nur mit Mühe konnte er durch Abgesandte des Pabstes besänftiget werden. Und dieses geschah unter Ludwig, den man gewöhnlich den Schwachen oder auch den Frömmler zu nennen pflegt. — Obschon das Angeführte hinreichte, die Behauptung des Hrn. Verf. im Allgemeinen: So war es im Mittelalter, zu widerlegen, so hielt

*) Eginhard. Annales. ad an. 799. 800 bei Perta. T. I. Annal. Sax. bei Recard u. a. m.

ſich Reg. dennoch verpflichtet, auch die ſpätern Zeiten zu berühren und zwar gerade ſolche, in welchen die geiſtliche Gewalt ihre höchſte Spitze erreicht hatte. Fragen wir nach den Grundſätzen, nach welchen Gregor VII. handelte, wie er den Staat und ſein Verhältniß zur Kirche aufgefaßt, ſo ergiebt ſich, daß er jenen nicht als eine bloße Zwangsanſtalt, einen äußern Zuchtmeiſter anſah; ein höherer Zweck war ihm aufgeſtellt, derſelbe nämlich, den auch die Kirche zu erreichen ſich bemühen ſoll; nach einem Ziele ſtreben beide Gewalten hin, und zur ſchnellen Erreichung ſollen Staat und Kirche freundſchaftlich ſich verbinden. Aber darum hatte Gregor doch nicht beide Gewalten mit einander vermiſcht, oder die weltliche als einen Ausfluß der geiſtlichen angeſehen; Eine wie die Andere iſt von Gott, [1] und ſo wenig das eine Aug' dem andern von ſeinem Lichte borgt, und wie beide den menſchlichen Körper vermittelſt des ihm durch ſie zuſtrömenden Lichtes leiten, eben ſo wenig iſt eine Gewalt in der andern enthalten, ſondern beide ſollen dem einen hohen Zwecke im Reiche Gottes dienen. [2] — Hätte Gregor wirklich die Behauptung aufgeſtellt, nur die Kirche beſitze alle Gewalt, und habe die weltliche nur Verwaltern übergeben, ſo ließe ſich doch ſchwer begreifen, wie er mit Wilhelm von England in ſo freundſchaftlichem Verhältniß ſtehen konnte, [3] der doch gewiß nichts weni-

[1] *Deus* (alſo nicht der Pabſt) in summo culmine rerum te posuit, ſchreibt Gregor an Heinrich (und eben ſo an Wilhelm, König von England. Ep. l. 7. ep. 23.), per quem multi possunt aut a recto tramite aberrare, aut religionem Christianam observare. Ep. l. 2. ep. 31.

[2] Sicut duobus oculis humanum corpus temporali lumine regitur, ita his duabus dignitatibus (geiſtlich und weltlich) in pura religione concordantibus corpus ecclesiæ spirituali lumine regi et illuminari probatur. Ep. l. 1. ep. 20.

[3] Ep. l. 1. ep. 70, l. 7. ep. 23. 25. 26. 27. l. 8. ep. 5.

ger seyn wollte; als ein vom römischen Stuhle aufgestellter Verwalter. Zwar findet sich bei Gregor die Äußerung, die geistliche Gewalt stehe über der weltlichen, die Geistlichen seyen Väter und Meister der Könige, [1] — und er hat Recht; aber gerade so, wie er den Heinrich auch seinen Herrn nennt; [2] denn haben auch beide Gewalten nur einen Zweck, so erkannte doch Gregor sehr wohl, daß sie in sich selbst ganz verschieden seyen, und wie die Kirche in ihren Mitgliedern, insofern sie zugleich Bürger und Glieder des Staates sind, unter dem Staate steht, so ist auch der Staat in seinen Repräsentanten, insofern sie Mitglieder der Kirche sind, derselben unterworfen. Daß dieses die wahre Ansicht Gregor's gewesen, ergiebt sich aus der von ihm angeführten Äußerung Constantin's, als er den letzten Platz zu Rom einnehmend sagte, die Bischöfe seyen Götter, und aus der zwar etwas sonderbar klingenden aber dennoch eben so richtigen Behauptung, die Könige und Fürsten stünden sogar, wenn sie vom Teufel besessen seyen, [3] unter den Exorcisten. [4] — Mit dieser Darstellung der Ansichten Gregor's, die nicht aus vorgefaßten Grundsätzen, sondern aus der ungetrübtesten Quelle, seinen Briefen, entnommen sind, läßt sich sehr gut die Behauptung vereinigen, Spanien, [5] Ungarn, [6] die Insel Corsika [7] und andere Länder seyen Eigenthum des römischen Reiches, und der Pabst könne dieselben als Lehen

[1] Ep. l. 8. ep. 21.

[2] Ep. l 3. ep. 7.

[3] Gregor war natürlich noch nicht so aufgeklärt, daß er an der Existenz der Teufel gezweifelt hätte; war ja doch auch der große Luther noch in diesem Irrthum verstrickt!

[4] Einer der niedrigsten Grade der kirchlichen Aemter.

[5] Ep. l. 1. ep. 6. 7. l. 4. ep. 28.

[6] Ep. l. 2. ep. 13. 63. 70.

[7] Ep. l. 5. ep. 4.

nach Gefallen übergeben; denn Gregor betrachtete dieses Recht nicht als ein Ausfluß seiner geistlichen Gewalt, sondern er leitet es aus Verträgen her, [1]) deren Ächtheit zu untersuchen nicht hierher gehört. — Gleiches wie von Gregor können wir auch im Ganzen von dem großen Innocenz behaupten, obgleich dieser in seinen Ansichten weit über jenen hinausstrebt, da es ihm klar zum Bewußtseyn gekommen war, daß die Freiheit der Kirche durch eine völlige äußere Unabhängigkeit bedingt sey. Ohne hier sein Verhältniß zu Deutschland und dessen eidbrüchigem Otto, das zu berühren, was er gegen Alphons von Castillien und Philipp August von Frankreich in ihrer Ehescheidung gethan; da alles dieses von einem andern Standpunkte aus beurtheilt werden kann und muß, wollen wir nur die Gründe betrachten, aus welchen Innocenz sein Einmischen in die Streitigkeit Philipp August's und Johannes ohne Land, obgleich wir nicht finden, daß jener es angefochten, rechtfertigte, denn erst nachdem der Ausspruch des Pabstes gegen Philipp ausgefallen, finden wir diesen schwierig. Der Pabst beruft sich auf das dem Theodor unterschobene und von Karl d. G. angeblich wiederholte Gesetz der unbedingten Appellation an die geistliche Gerichtsbarkeit; ferner behauptet Innocenz, daß, da der Eid vor das geistliche Gericht gehöre, der mit ihm und Johann aber geschlossene Friede durch einen Eid bekräftiget, [2]) der Friedensbruch somit ein Meineid sey, mithin unter dem Ge-

[1]) Notum vobis (den Spaniern) fieri volumus, regnum Hispaniæ ex *antiquis constitutionibus* b. Petro et s. r. ecclesiæ in jus et proprietatem traditum esse. Ep. l. 4. ep. 28.

[2]) Cum inter reges ipsos formata sint pacis fœdera, et utrisque præstito juramento firmata, quæ tamen servata usque ad præfixum terminum non fuerunt: nunquid non poterimus de juramenti religione cognoscere, quod ad judicium ecclesiæ non est dubium pertinere, ubi rupta pacis fœdera reformentur.

sichtspunkte als Sünde die Sache unter seiner Gewalt stehe. *) Daß ihn übrigens ihr Lehnverhältniß nichts angehe, erklärt er ausdrücklich. **) Vielen Anstoß bei Innocenz gab das Bild, welches er von Kirche und Staat gebrauchte, wenn er nämlich behauptete, Kirche und Staat verhalten sich zu einander wie Sonne und Mond; Rez. findet sich geneigt ihm beizustimmen, insofern er nämlich Kirche und Religion für gleichbedeutend nahm; und nicht nur Innocenz, sondern die größten Männer vor und nach ihm haben es ausgesprochen, daß die Religion — und ist nicht die Kirche ihre Trägerin? — die mächtigste Stütze, die Sonne der Staaten sey; und wer jetzt noch daran zweifeln wollte, dem könnten die Jahrbücher der jüngsten Zeiten es verkünden, daß man nur über eingestürzte Altäre den Weg zur Erschütterung der Thronen bahnen könne.

Übrigens kann hierdurch nicht gesagt werden wollen, daß die päbstliche Gewalt gar keine Überschreitungen sich zu Schulden kommen ließ; im Gegentheil gestehen wir recht gerne ein, daß Manches schon an Gregor, mehr noch an Innocenz, und Vieles an einigen seiner Nachfolger zu tadeln sey; nur das darf nicht außer Augen gelassen werden, daß nicht Herrschsucht der Päbste, sondern ihre Zeit selbst sie zu einer so furchtbaren Gewalt erhob, und daß es gewiß schändliche Entstellung der Geschichte sey, das als allgemeiner Charakter des Mittelalters aufzustellen, was nur dem letzten Drittheile desselben angehört.

---

*) Cujus (peccati) ad nos pertinet sine dubitatione censura, quam in quemlibet exercere possumus et debemus.

**) Non enim intendimus judicare de feudo, cujus ad ipsum spectat judicium, nisi forte juri communi per speciale privilegium vel contrariam consuetudinem aliquid sit detractum.

Nachdem wir in diesen Zügen zur Genüge dargestellt zu haben glauben, was der Verf. unter geschichtlich versteht, müssen wir noch in Kurzem die Folge berühren, welche aus dieser vorgeblich neu aufblühenden Schirmvoigtei für Staat und Kirche sich ergeben soll. Vor Allem, glaubt der Hr. Verf., werde die Parität dadurch gefährdet, indem es eine unabweisliche Verpflichtung des Advokaten des Pabstes und der römischen Kirche sey, alle jene, welche von ihr getrennt sind, wieder mit ihr zu vereinigen (S. 34). Aber auch hier dürfte man glauben, habe der Verf. den Begriff eines Defensor der Kirche nicht richtig aufgefaßt, da, wie das Wort selbst ausweis't, und auch die Geschichte es bestätiget, nur Sicherung der Kirche vor äußeren Anfällen, keine offensive Stellung, die Hauptbestimmung desselben war. Es ist daher nicht zu besorgen, daß durch die neu aufblühende Schirmvoigtei des österreichischen Kaisers, und besonders wie sich aus der oben angeführten Rede erschließen läßt, die anerkannte Parität gefährdet werde, und darum findet es auch Ref. etwas zu ängstlich, so sehr auf eine Association der protestantischen Bundesglieder zu dringen, um die Rechte der vielen Kirchen der einen gegenüber aufrecht zu erhalten (S. 35 f.), wenn der Verf. nicht aus andern Gründen, die er aber nicht gerne laut werden läßt, zu dieser Aufforderung sich bewogen findet. Doch zu seiner Beruhigung dürfte das wohl bemerkt werden, daß die Kirche selbst nicht geneigt ist, eine Advokatie aufkommen zu lassen, wie sie im Mittelalter bestand; vielmehr erkennt sie dieselbe für jene Zeit nothwendig, für die gegenwärtige aber selbst schädlich. Aber der Verf. hat Gründe für seine Besorgniß, nämlich das Prinzip der Alleinherrschaft in der katholischen Kirche. Aber es ist doch schon so oft erwiedert worden, daß diese Alleinherrschaft, welche die katholische Kirche zu erreichen strebt,

keine solche sey, welche die Staaten verwüstet und Throne umstürzet; vielmehr will sie ihr Universalreich in den Gemüthern erbauen; das Reich, über das sie die Alleinherrschaft anstrebt, ist das Reich der Geister, ein Reich also, das selbst unter dem äußern Drucke fortbestehen kann. Es fallen somit auch die drei Haupterforderungen weg, welche S. 44 f. als unbedingt nothwendig zur völligen Herstellung der staatsrechtlich sanktionirten Rechtsgleichheit der verschiedenen Religionsverwandten angegeben werden. Nämlich: I. Volle Anerkennung der protestantischen und reformirten Kirche von Seite der römischen Curie. Versteht der Hr. Verf. darunter eine sogenannte religiöse Toleranz, so muthet er der Kirche nichts weniger zu, als einen Ausspruch, wodurch sie sich selbst zerstört (siehe oben). II. Abschaffung aller jener Lehren und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche die Verdammung des anders Denkenden bezwecken, und das Sittlichkeitsgesetz verletzen. Dahin werden nun gerechnet die unverträglichen Canonen und die staatsgefährlichen (?) Bullen. Ehe hievon eine Rede seyn kann, glaubt Rez. mit Recht fordern zu dürfen, daß man vorerst die Flüche und Verdammungen, welche gar nicht selten in den Evangelien und den Apostelbriefen (am häufigsten bei dem Jünger, den Jesus liebte, vorkommen, als mit unserem toleranten Zeitalter unverträglich, herausreiße; so lange dieses nicht zu Stande kommt, wird es wohl auch um die erste Forderung nicht so gleich nach Wunsche gehen. Es ließe sich zwar hierüber noch so manches bemerken, da es aber schon zum Überdrusse oft wiederholt wurde, daß die Kirche nicht die Menschen, sondern nur die Lüge und Unwahrheit verdamme, so will Rez. lieber den Hrn. Verf. auf den ersten besten katholischen Katechismus verweisen, wo er bei der Frage: Verdammen

wie die anders Denkenden u. dgl.? Aufklärung finden kann, wenn er sie sucht.

III. Den Katholiken muß vor Allem der Genuß der durch hierarchische Willkühr und Anmaßungen ihnen entgegenen unveräußerlichen Menschenrechte gesichert werden. Dieses kann aber nur dann geschehen, wenn ihnen der freie Gebrauch ihres Verstandes, die Lesung der heil. Schrift, und ihren Priestern die Ehe gestattet wird.

Rez. findet sich wahrlich hier in der größten Verlegenheit, was aus dem Hrn. Verf. zu machen sey, ob er wirklich seinen Verstand schon verloren, oder denselben, da er ja auch Katholik ist, noch nicht erhalten hat, denn eine solche abgeschmackte Verläumdung ist ihm in der That noch nicht zu Ohren gekommen, daß den Katholiken nicht einmal der freie Gebrauch ihres Verstandes, geschweige denn der Vernunft gestattet sey. Rez., obschon in dem festen Entschluß, ein guter Katholik seyn und bleiben zu wollen, ist auch eben so fest entschlossen, den freien Gebrauch nicht nur seines Verstandes, sondern auch seiner Vernunft an keinen grausamen Tirannen zu verkaufen, der ihn in harte Fesseln schlüge, und er wünschte sehr, den Hrn. Verf. hierin zum Nachfolger zu haben. — Was den Gebrauch der heil. Schrift betrifft, so hätte sich der Hr. Verf. in den Volksschulen eines Besseren belehren können, in welchen die Schriften des neuen Testamentes entweder in Auszügen oder auch ganz als gewöhnliches Lesehandbuch dienen, und wo dieses bis jetzt noch nicht der Fall war, ist gewiß am meisten die Nachläßigkeit der Schulinspektoren Schuld, und wo es hie und da nicht mehr der Fall ist, hat es nicht ein Verbot der Kirche, sondern der jedem Höheren feindselige Zeitgeist abgeschafft. — Daß die Aufhebung der Priesterehelosigkeit auch herbeigezogen würde, ließ sich er-

warten, aber die Müßigkeit, womit es geschah, verdient Anerkennung. Denn in unseren Tagen, wo Witz und Bosheit sich in dem Maße gegen dieses alte, ehrwürdige, ganz aus dem Geiste des Christenthumes herausgewachsene Institut verschworen haben, daß Viele, die gewiß aus den redlichsten Absichten, das Gute zu fördern, sich ihrer Parthei angeschlossen haben, ohne doch darum ihr Benehmen unbedingt zu billigen, verdächtiget werden, wäre man auf Mehreres gefaßt gewesen; denn man ist es schon gewohnt, keine Flug-, Zeit- und gelehrte Schrift, auch die sonst gediegensten Aufsätze ꝛc. zu lesen, ohne einen beißenden Ausfall, einen hohlen Witz und spöttischen Hohn, dem man mit aller Mühe ein Plätzchen einzuräumen sucht. Müssen nicht selbst Rezensionen vorzüglicher sowohl als unbedeutender Schriften dazu dienen, ihren Herzen Luft zu machen, damit doch ja nicht drei Zeilen geschrieben werden, ohne einen Ausfall auf das verhaßte Ungeheuer. Werden nicht nach eingemischtem Lob und Tadel des Verf., nach angegebenen möglichen Verbesserungen, nach erwiesenen Plagiaten ꝛc. um den letzten unangenehmen Eindruck zu verwischen, und das Publikum mit dem Verf. und diesen mit dem Rez. auszusöhnen, Probestücke vorgelegt, die gewöhnlich die unbedeutendsten des ganzen Werkes sind, aber darum willkommen und angeführt, weil sie mit in das allgemeine Verdammungsurtheil einstimmen. Alle Stände hat man, so scheint es, in den Sold genommen, damit von den Hörsälen der Gelehrten bis herab zu den schmutzigsten Bauernkneipen der Anwald nicht vermißt werde. Denn ja auch der harmlose Bauernstand scheint mit den Kriegsereignissen des fernen Orients nicht zufrieden, an dem Kampfe, der im Vaterlande geführt wird, thätigen Antheil nehmen zu wollen, und hat darum als seinen Repräsentanten und Wortführer einen Bewohner der schwäbischen Alp an das Publikum abgeschickt. Das

traurige Schicksal der katholischen Geistlichkeit muß in der That das redliche Herz des Biedern recht tief ergriffen haben, daß er sich entschließen konnte, dem Schriftchen so manche theure Stunde zu widmen; denn daß es ihm mit dem Schreiben nicht so schwer wie mit dem Componiren mag gegangen seyn, läßt sich daraus erschließen, daß er seinen Unterricht in den frühern Volksschulen erhielt, die bekanntlich vor 30 — 40 Jahren noch etwas zurückstanden. Wäre das Schriftchen im Winter erschienen, so ließe es sich leicht begreifen, wie hinter dem erwärmenden Ofen, in dem Kreise der Vertrauten ein solcher Gegenstand leicht besprochen werden konnte; aber es muß darum um so angenehmer überraschen, weil es gerade im höchsten Sommer an den Tag trat, wo bekanntlich der Landmann vom frühen Morgen bis spät am Abend seine Beschäftigung auf dem Felde findet.

Es würde zu weit führen, wollte hier das alles nur kurz berichtet werden, was eine Zurechtweisung ꝛc. verdient, z. B. die verweigerte Anerkennung Friedrichs II. Königs von Preußen von Seiten Pius VI. die Unfehlbarkeit des Pabstes, aber Rez. glaubt in dem Angeführten zur Genüge den Geist und die Tendenz des Verf. bezeichnet zu haben. Bemerkt werden muß aber doch noch der Haß, welchen der Hr. Verf. gegen das Corpus Juris Canon. gefaßt hat, es ist ihm eine Sammlung wahrer Schandbriefe für die Gegenwart, voll von solchen Stellen, wodurch der öffentliche Friede gestört, aller gesunde Menschenverstand vernichtet, alle Freiheit zu denken gewaltsam unterdrückt, und Dummheit und Aberglaube den Nationen der ganzen Welt eingeimpft werden sollen. (S. 50.) Mit Enthaltung jeder anderweitigen Bemerkung hält Rez. diesen Eifer, um nur das Wenigste zu sagen, für einen höchst unvernünftigen, denn da das Corp. jur. can. eine Zusammenstellung aus Schlüssen der Concilien, Aussprüchen

der Päbste, der Kirchenväter und alter Kirchenschriftsteller ꝛc. ist, so müßten, um doch was Ganzes zu leisten, alle jene Schriften überhaupt verbrennt werden, denn die herrlichen Prädikate, welche der Hr. Verf. dem ganzen Werk gegeben, müssen nothwendig auch von den einzelnen Bestandtheilen desselben gelten.

Durch einen ziemlich großen Druck hat der Hr. Verf. für die Augen seiner Leser und das Tohu Babohu seines Beutels väterliche Sorge getragen, und wäre die Redaktion des Katholiken nicht so grausam, so dürfte die Bogenzahl der Rezension jener des Schriftchens nicht viel nachstehen; letztere Bemerkung nur darum, um zu wissen, daß man auch mit sehr Wenigem 71 Octavseiten vollschreiben kann.

Römisch-katholisches Gesangbuch. Mit Gutheißung des Hochwürdigsten erzbischöflichen Generalvikariats in Cöln. Herausgegeben von Chrysanth Joseph Bierbaum, Kaplan zum heil. Remigius in Bonn. Dritte stark vermehrte Auflage. Bonn, 1830. Gedruckt bei P. Neusser, am Hof, Nro. 41. Auf Kosten des Herausgebers.

Das vorliegende Gesangbuch, welches dem Hochwürdigsten Herrn Erzbischofe von Cöln gewidmet ist, verdient ganz die ihm geworthene Aufnahme. Der reiche Schatz der erhabensten Lieder, den unsre heil. Kirche besitzt, ist mit Sachkenntniß und richtigem Gefühle bei der Gestaltung dieser zweckmäßigen Sammlung benutzt worden. Wenn auch das Buch selbst nicht so volumiνös ist, was der würdige Herausgeber gerade vermeiden zu wollen scheint, so enthält es doch Alles, was zur kirchlichen und zur häuslichen Andacht erforderlich ist. Die Einrichtung der Meßandachten hat dem Rez. besonders gefallen, da bei den meisten Gesänge und Gebete mit einander abwech-

sein; nur scheint es erwünscht, daß bei einer zu erwartenden vierten Auflage auch mehrere Vespern beigegeben werden; was vielleicht so eingerichtet werden könnte, daß sie durch Benutzung eines oder des andern besondern Festgesanges, das eigenthümliche Gepräge der besondern Feste erhielten. Wer dieses Gesangbuch genau durchgeht, und den erhabenen Geist erfaßt, der darin wehet, wird gewiß die Überzeugung gewinnen, daß zur Beförderung der Andacht bei'm Gottesdienste und zur Erbauung der Gemüther keineswegs nothwendig ist, durch neue Lieder den frommen Sinn zu wecken; sondern daß eine einsichtsvolle Auswahl und Benutzung des Vorhandenen mehr als genüge zur Befriedigung aller geistigen Bedürfnisse. Wir glauben, diese Bemerkung um so mehr machen zu müssen, da nicht bloß eine gewisse Gewandtheit in Handhabung des Reimes, und einiger Gedankenschwung den kirchlichen Dichter macht, sondern eine lebendige Auffassung des Christenthums und dessen Heilsanstalten und eine tiefe Göttinnigkeit, wie wir dieß bei so vielen frommen und heiligen Männern finden. Daher auch in ihren Gesängen die himmlische Erhabenheit und die kindliche Einfalt, wodurch die größten Geister, wie das einfache Gemüth des schlichten Menschen so sehr ergriffen werden.

Nebst dem angegebenen Gesangbuche hat Hr. Bierbaum auch noch einen „Kurzen Leitfaden zum Unterrichte im Gesange" und ein Bändchen „Dreistimmiger Kirchenlieder, welche auch einstimmig können gesungen werden" herausgegeben. Diese Schriftchen empfehlen wir noch besonders den Seelsorgern und Schullehrern, welchen daran gelegen ist, die Schuljugend und durch diese die Gemeinden allmählig in einem würdigen Kirchengesange heranzubilden.

Meßgesang von Aloys Klar, Doktor der Philosophie, k. k. ö. Professor an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Prag, 1828.

Vorliegendes zehn Seiten starker Meßgesang, welchem schon in einigen Erzbisthümern und Bisthümern der österreichischen Staaten die öffentliche Einführung zu Theil geworden ist, verdient sowohl wegen der im Texte eben so edel ausgesprochenen als reinen Empfindung der wahren Gottesverehrung und des lebendigen Glaubens, als auch wegen der einfachschönen und ergreifenden Melodie, welche dem Texte beigegeben ist, allen Freunden des deutschen Kirchengesangs, als ein wohlgelungener Beitrag zur Beförderung des Gottesdienstes anempfohlen zu werden. In sechs vierzeiligen Strophen besingt der Introitus die Allgegenwart Gottes; zum Gloria ergießen sich drei Strophen über die trostvolle Freude der Beseligung der Menschen durch die Ankunft des Heilandes; zum Evangelium verkünden vier derselben die Würde und Erhabenheit des Gottmenschen und des Christenthums; bei'm Credo erkennen wir in dreien den christkatholischen Glauben als den Sieg der die Welt überwindet; bei dem Offertorium hören wir in lieblicher Poesie noch in den Worten des heil. Paulus: *) „Ich rufe euch zu, ihr Brüder, bei den Erbarmungen Gottes, daß ihr euch ganz dargebet zum lebendigen, tadellosen und wohlgefälligen Opfer; dieses sey euer vernünftiger Gottesdienst," die Gemeinde zu Gott rufen.

Aus dieser theilweisen Andeutung des Inhalts erkennt man zwar, daß dieser Meßgesang von etwas weitem Umfange ist; allein derselbe kann auch abgekürzt werden, da die einzelnen Strophen größtentheils von der Art sind, daß sie für sich schon einen vollen Erguß des Herzens

*) Rom. XII. 1.

enthalten, der um so beachtungswerther erscheinen muß, da sich der Text immer auf eine wichtige Glaubenslehre stützet. Nur Eines sah Ref. ungern, daß nämlich für die einzelnen Theile der Messe, nicht auch eine veränderte Versart, oder auch ohne diese, eine veränderte Melodie, welche dem Gesange eine Abwechslung und somit eine neue Schönheit gegeben hätte, von dem Hrn. Verf. gewählt wurde.

Wir machen die Freunde des Kirchengesanges auf diese schöne Meßandacht besonders aufmerksam, da sie leicht angeschafft und unter der Schuljugend zur Einübung vertheilt werden kann. Der Beifall, den dieser Meßgesang in Österreich gefunden hat, ist so groß, daß der würdige Verf. nebst höchster Anerkennung seiner Verdienste um die Beförderung des Kirchengesanges, sich auch schon eines Kapitals von 3250 fl. zu erfreuen hat, das zu einem Freiplatze für ein armes blindes Kind verzinslich hinterlegt ist.

Das Mosel-Eisgangs-Lied von einer wunderbar erhaltenen Familie und einem traurig untergegangenen Mägdlein im Dorfe Lay bei Koblenz, am 10. Februar 1830. *)

Von diesem hochtragischen Liede, das Niemand ohne tiefe Rührung und Erbauung lesen wird, theilen wir die fünf folgenden Strophen mit, um die gefühlvollen Leser zu veranlassen, das Ganze, welches aus 42 Strophen besteht, zum Besten der Unglücklichen in Lay und zum eigenen geistigen Besten sich zu kaufen.

*) An finden bei dem Einnehmer des Frauenvereins zu Koblenz, für welchen Verein auch der Ertrag bestimmt ist.

Mann, Weib und sieben Kind,
Seht, achtzehn Hände arm
Empor gestrecket sind:
„Helft, helft, daß Gott erbarm!“
Es hebet sich das Eis,
Es wälzt und brauf't heran,
Knickt Bäume wie ein Reis,
Zerschmettert Schiff und Kahn;
Hilf Gott! Weh! Angst und Noth!
Die Hütte hebt sich schon,
Rings tobt der grimme Tod:
Das hört, das sieht der Sohn.

Vom Nachbardache schallt
Ein ernster Christen-Chor:
„Nur Gott hat hier Gewalt,
„Zu dem nur schrei empor.
„Jesu, der helfen kann,
„Dich, Weib und Kind befehl,
„Du bist des Todes, Mann,
„Denk deiner armen Seel.
„Adies, o Nachbar gut!
„Du mußt zu Grunde gehen,
„Es kommt das Eis mit Wuth,
„Auf dich ist's abgesehn.“ —

Der Sohn thut einen Schrei,
Der Vater zu ihm spricht:
„Mit uns ist's nun vorbei,
„Der Herr geht in's Gericht.
„Du warst ein frommer Sohn,
„O Hannes! all dein Tag,
„Halt, was vor Gottes Thron
„So nah, ich sterbend sag.
„Vor Allem hoch allein
„Lieb deinen Gott und Herrn,
„Und dann den Nächsten dein,
„Arbeit' und helfe gern.

„Den Priester ehre hoch,
„Folg treu der Obrigkeit,
„Dank Gott für leichtes Joch
„In einer schweren Zeit.
„An Vater, Mutter denk

„ Und die Geschwister dein,
„ Manch' Vater-unser schenk
„ In's Eisgrab uns hinein.
„ Halt unser Kühchen gut,
„ Es bringt dir seinen Lohn,
„ Adies, mein Fleisch und Blut!“ —
Da segnet er den Sohn.

Hell schreit die Mutter weh!
Hell schrei'n die Kinder auf,
Der starre Wogensee
Frißt ihre Stimmen auf.
Nun beten Mann und Weib
Und Kinder, Herz an Herz,
Ein angstbeseelter Leib,
Viel Hände himmelwärts:
„ Ach Herr Dein Will' geschehʼ,
„ Herr habʼ mit uns Geduld!
„ Auf Jesu Wunden sehʼ,
„ Und nicht auf unsre Schuld!“ —

Katholisches Gebetbuch von Pastor Sandfort. Zweite sehr vermehrte Auflage. Münster, 1830. Gedruckt mit bischöflicher Approbation.

Dieses ganz im Geiste der heil. Kirche geschriebene Gebetbuch gehört unstreitig zu denen, die wirklich geeignet sind, die Christen im Geiste und in der Wahrheit beten zu lehren. Wenn der Hr. Verf. sich in der Vorerinnerung zur Meßandacht also ausdrückt: „Ergreifend sprechen diese altkirchlichen Gebete den Geist der Kirche Jesu aus; alle zeichnen sich aus durch Kraft des Inhaltes, durch apostolischen Sinn, durch Klarheit des Ausdruckes, durch Würde und kräftige Kürze;“ — so mag das allein schon beweisen, daß er ein Kenner und Liebhaber des ächten Gebetes ist, und als solcher die erste und nothwendigste Eigenschaft besitzt, ein gutes Gebetbuch

für Andere zu verfassen. Von dem, durch die Legion neumodischer Gebetbücher mehr noch, als durch die Belehrungen geistreicher Beter bewährten Grundsatze, ausgegangen, daß die Gebete der Kirche nicht nur die ältesten, sondern auch heute noch die schönsten sind, hat der Verf. überall durch vorausgeschickte Belehrung über die Gebete und Andachtsübungen der Kirche Geist und Herz der Betenden zu beleben gesucht, und das auf eine solche Weise, daß dieses Gebetbuch jedem katholischen Beter gefallen muß. Der weniger Unterrichtete findet hier in gedrängter Kürze jene Belehrung, ohne welche Zerstreuung und Langweile sich so gerne bei'm Gebete einstellen. Auch der Gebildete und Kundige findet Nahrung für Geist und Herz in den Erklärungen, die der Verf. über jene kirchliche Andachten und Ceremonien giebt, die heute nur darum Vielen kleinlich scheinen, weil sie den Geist der Kirche zu erfassen nicht mehr im Stande sind. — Rez. ist der Meinung, daß es bei einem Gebetbuche weniger darauf ankomme, die Wünsche und Anliegen des Herzens in schönen Worten und wohltönenden Phrasen auszudrücken, als durch Worte das Gemüth zu dem erheben zu lehren, der die stille Herzenssprache am liebsten hört, und darum mag der Verf. wohl Entschuldigung finden, daß er bei Abfassung dieses Buches mehr das im Auge behalten, was Noth thut, als das, was die Zeit liebt. — Wer in dichterischer Prosa, oder in wohlgelungenen Versen dem lieben Gott sein Anliegen vorzutragen wünscht, dem räthet Rez. dieses Buch nicht an, wohl aber allen denen, die das Erhabene und Salbungsvolle jener Gebete kennen lernen wollen, die der Priester bei'm heiligen Opfer am Altare, und bei den übrigen im Laufe des Jahres vorkommenden öffentlichen Andachten verrichtet. — Rez. erlaubt sich jedoch den Wunsch, daß der fromme Verf. bei einer allenfalls zu erneuernden Auflage durch Unterdrückung der im

Versen wiedergegebenen kirchlichen Lobgesänge und Reimgebete dem Geist der Zeit ein wenig huldigen wolle; wodurch der Werth des Buches auch für jene sich erhöhet, die es vielleicht ohne alles Weitere als ein veraltetes Gebetbuch bei Seite legen würden, wenn das verwöhnte Aug und das zarte Ohr bei'm ersten Aufschlagen unglücklicher Weise durch so harte Verse würden beleidigt werden.

Am Grabe meines Erlösers. Ein Erbauungsbuch für Katholiken vorzüglich in der Charwoche von Professor und Direktor Nadermann zu Münster. Gedruckt zu Münster 1830 mit Genehmigung der geistlichen Obern.

Dieses in hohem Aufschwung des Geistes und in warmen Gefühlen eines religiösen Herzens geschriebene Werkchen enthält ernste und würdevolle Betrachtungen über das Leiden und Sterben Jesu, die ganz geeignet sind, jene Gefühle zu wecken, von denen Christen in der heiligen Leidenswoche durchdrungen seyn sollen. Der Inhalt dieses kleinen aber geistreichen Büchleins ist in zwei Theile zerlegt, von denen der erste als Privaterbauung zu betrachten, der zweite zur öffentlichen Andacht bereitet ist. Jeder der sechs Betrachtungen geht ein kurzer Trauergesang voran, in denen der Verf. in die heiligsten Gefühle sich ergießt. — Auf diese rührenden Strophen folgen ernste Worte an das sinnliche und sündige Herz, dann reuemüthige Selbstanklagen verbunden mit aus dem Herzen entquollenen Bitten zum sterbenden Weltheiland. Erhaben stehen diese frommen Herzensergießungen des vom lebendigen Glauben begeisterten Sängers über dem matten und zweideutigen Wortkram der in den Andachtsstunden für diese heiligen Tage aufgeführten Betrachtung.

Geistliche Blumenlese aus den Briefen der heil. Johanna Franziska von Chantal, nebst ihrer Lebensbeschreibung. Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung, 1830.

Der ungenannte Verf. dieser kleinen Blumenlese hat hier auf wenig Blättern viel schönes und gutes zusammengetragen. Die der Blumenlese voranstehende Lebensbeschreibung gehört unstreitig zu denjenigen, in denen jeder Christ, wessen Standes er seyn, und in welchen Verhältnissen er auch leben mag, viel Belehrendes und Erbauendes für sich finden kann. — In dem Leben der seligen Mutter von Chantal ist zu ersehen, daß jeder Stand heiligt, wenn er als Beruf von oben angetreten, und diesem Beruf durch gewissenhafte Erfüllung der Standespflichten entsprochen wird. — Wie als Kind, so als Gattin, als Mutter, als Wittwe war sie ein eben so schönes Tugendmuster in der Welt, wie sie es später als Oberin in der klösterlichen Einsamkeit ward. Um tugendhaft zu werden, war für sie keine Klosterzucht nothwendig; aber ein höherer Drang zog sie nach dem Höhern. — Wem die geistreichen Schriften der gottseligen Mutter unbekannt sind, der mag aus diesen ihren Briefen entnommenen Kernsprüchen erkennen, daß diese treue Schülerin des großen Franz von Sales eben so aufgeklärt als demüthig fromm war. — Die in diesem Buche enthaltenen Goldkörnlein gleichen an Gewicht und Schönheit jenen eines Thomas von Kempis; jedoch liegen manche etwas tief vergraben, und lassen sich nur vom geübten Geistesauge erspähen. Von den 366 Kernsprüchen die nach Monaten und Tagen vertheilt sind, will Rez. nur einen und den andern hierher setzen. (10. Nov.) Gewiß, jenes Herz ist allzu geizig, dem Gott nicht genügt, so wie jenes Herz unselig ist, das sich mit weniger, als Gott — begnügt. — (11. Febr.) Laßt uns andere erbauen, durch Demuth, Sanftmuth,

unsere Andacht und Selbstverläugnung, — und nicht durch Abmergelung unseres Körpers. — (31. März.) Vor allem muß man jene Weibsperſonen fliehen, welche ſich den Anſchein vom Heiligen und Entzückten geben. — Eine wahre liebenswürdige Heiligkeit iſt eine tiefe Demuth und Unterwürfigkeit begleitet von einer heiligen Munterkeit im Gange des gemeinſamen Lebens.

Maria oder Wahrheit und Liebe. Eine Briefſammlung mitgetheilt von S. J. F. Wendal. Münſter, 1830, gedruckt mit biſchöflicher Approbation.

Was die Geſchichte aller Jahrhunderte lehrt, daß, wie Wahrheit und Liebe, ſo Irrthum und Haß immer gepaart erſcheinen, findet ſich auch in dieſem trefflichen Werkchen beſtätigt. — Maria, eine eben ſo gründlich unterrichtete als herzlich fromme Katholikin erſcheint hier als eine vom Geiſte Jeſu durchdrungene Glaubens- und Tugendheldin. Im Familienkreiſe von proteſtantiſchen Freunden und Anverwandten, deren Glauben Mariens Mutter verlaſſen hatte, werden mit jugendlichem Spott und alter Bitterkeit die Lehren und Gebräuche der katholiſchen Kirche angegriffen, und mit allen Waffen aus der Werkſtätte des alten Irrthums und des naturaliſirenden Unglaubens auf ſie eingedrungen. — Sie hört und ſtaunt über die Leichtgläubigkeit und kindiſchen Vorurtheile, mit denen ſo viele aus jenen befangen ſind, welche die Katholiken gerne für blinde Nachbeter angeſehen wiſſen möchten. Sie hört die fadeſten Spöttereien gegen das Heilige und Ehrwürdige, und antwortet auf alles mit jenem eifrigen Ernſt, mit jener ſchonenden Liebe, die am ſchönſten die Wahrheit beurkunden, und den Sieg derſelben erhöhen. Maria erſcheint in dieſen eben ſo anziehenden als lehrreichen Familiengemälden als treues Abbild jener Kirche, die, weil

gebaut auf den unerschütterlichen Felsen, weil des höhern Beistandes versichert, darum ihrer siegreichen Kraft sich bewußt, mit solchen Waffen zu kämpfen nicht nöthig hat, deren sich der Irrthum und Unglauben bedienen, oder sonst wehrlos sind. — Während Maria nach ritterlich bestandenem Kampfe für Glaube und Tugend, durch Ausübung der reinsten vollkommensten Nächstenliebe, als ein ächtes Kind des Evangeliums beweis't, daß, wo der Glaube ächt, auch die Tugend geläutert ist, beginnt ein neuer Kampf zwischen zwei jungen rüstigen Kämpfern, Johannes Graf Alderstädt und Otto Graf Wildenbach. Ersterer erscheint als ein mit allen von Paulus (ad Ephesios Capt. 6.) anempfohlenen Waffen ausgerüsteter Kämpfer; Letzterer aber als einer von jenen, die mehr geeignet sind, eine angelernte Geschicklichkeit in eitlen Luftstreichen, als ihre Nervenkraft im ernsten Kampfe zu erproben. So sehr auch Otto, als Veteran im Religionskampf durch künstliches Manöveriren seinen Gegner bald zu täuschen und in die Enge zu treiben, bald durch hitzige Angriffe ihn aus der Schanze zu schlagen sucht, so zeigt sein Gegner durch seine feste und ruhige Haltung, daß er auf sicherem Boden stehe. Durch jede Erwiederung, auf des Gegners Aufforderung, giebt Johannes ihm zu verstehen, daß er entweder als ein Unwissender seine Stellung nicht kenne, oder aus verblendetem Stolze sie nicht erkennen wolle, in jedem Falle aber besser gethan hätte, wenn er den fleggewohnten und doch zum Frieden gestimmten Gegner in Ruhe gelassen. Otto aber, darob erzürnt, läßt die große Trompete blasen, und Generalmarsch schlagen zum Angriff der Ober- und Unterfeldherrn der ihm entgegenstehenden Armee. Sind diese nur einmal niedergeworfen, dann ist der Sieg unser, denkt ganz richtig der Kluge Wildenbach. Aber auch diese Kriegslist entgeht dem wackern und umsichtigen Alderstädt nicht. Hart wird hier,

aber wohlverdient, Otto heimgeschickt. — So traten auch diese ungleichen Kämpfer von dem Kampfplatze ab, jeder mit der Waffe, die er mitgebracht, ohne daß Friede ward zwischen den Streitenden.

Die Art, wie in diesem Buche über die zwischen Katholiken und Protestanten divergirenden Glaubens- und Disciplinarlehren gesprochen ist, muß auch die ärgsten Gegner theologischer Kontroversen befriedigen. Der Hr. Verf. scheint sowohl aus Schriften, wie durch Umgang die Erfahrung geschöpft zu haben, welche große und empörende Vorurtheile viele auch sonst gebildete Protestanten gegen die Katholiken hegen, und wie wenige derselben aus katholischen Schriften sich eines Bessern zu belehren suchen. — Darum scheint er auch diesem Buche einen Titel vorgesetzt zu haben, der eben so anziehend, als die gewählte Behandlungsform modisch, und die Schreibart reizend und lieblich ist. Rez. wünscht von Herzen, daß recht Viele von jenen, die im Irrthume befangen sind, dieses Büchlein zu Händen bekommen, es lesen, und das Gelesene beherzigen möchten.

Der Prophet Hoschea, treu aus dem Hebräischen übersetzt und mit philologisch-kritischen Anmerkungen erläutert für katholische höhere Lehranstalten, von F. W. Goldwitzer. Landshut, 1828. Druck und Verlag von Joseph Thomann.

Diese mit vielem Fleiße und scharfsinnigen Bemerkungen ausgestattete Übersetzung des Propheten Osea wird für angehende Theologen ein sehr brauchbares und nützliches Buch seyn; daher sind die der Übersetzung vorausgeschickten Bemerkungen, S. 8, für die, welche sich dem Studium der hebräischen Sprache widmen, sehr dienlam. Es ist ein großer Gewinn, wenn unsere jungen Theologen durch die heilige Sprache des alten Bundes immer

tiefer in dessen Heiligthum eingeführt werden. Es wird ihnen sicherlich Manches sich aufschließen, was ohne dieß unverständlich bliebe. Da wir überdieß keine trockenen Philologen wünschen, sondern wahre Geistesmänner, so werden diese das Bibelstudium geistig erfassen, und darin die göttlichen Rathschlüsse zur Beseligung der Menschheit in leiseren und lauteren Andeutungen zur eigenen Anschauung und zur Verkündigung der Wahrheit und ihrer uralten Bestätigung finden.

Erklärung.

In Bezug auf die gegen die „Beichte" jüngst erschienene Broschüre, auf deren Titelblatt ein gewisser Stäudlin mit der Qualität eines katholischen Geistlichen und Pfarrers, und Leipzig als Druckort figuriren, darf Unterzeichneter nichts erwiedern, als daß er, sowohl was die quellenmäßige Forschung, als auch was die nothwendige kritische und hermeneutische Verarbeitung und was die Unbefangenheit des Urtheils betrifft, auf das Urtheil des gelehrten Publikums vertraue. Auch auf seine Rechtgläubigkeit hat die Broschüre, um allseitig zu wirken, Verdacht zu werfen gesucht, und allen katholischen kritischen Blättern, mit Ausnahme deren von Freiburg, allen Werth abgesprochen. Hätte der Schmäher gewußt, daß zuletzt genannte Zeitschrift bei Anzeige des Commentars über Johannes in Bezug auf den Verfasser eine von der seinigen ganz und gar abweichende Gesinnung geäußert, so würde er auch diese nicht weiter haben gelten lassen, wie er aus derselben Ursache die Tübinger nicht mag. Ich will aus der äußersten Leidenschaftlichkeit und Dürftigkeit und aus der plumpen Weise und Sprache der Schrift mich nicht verleiten lassen, auf einen andern Verfasser, welcher hinter dem Namen Stäudlin verborgen liege, zu schließen; aber das gerechte literärische Publikum möge selber sehen, ob ihm ein solches Übermaß von literärischer Nichtswürdigkeit und unverschämter Schmähesrei je vorgekommen ist?

Alee.

VIII.

Ueber die Lostrennung der kathol. Kirche Deutschlands vom röm. Stuhle. *)

L'envie que le démon porte aux hommes, ne lui permet pas de laisser jamais l'Eglise en repos. Il lui suscite de temps en temps de nouveaux ennemis pour tâcher de la détruire. L. de Tillemont. Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles. Tom. VII. part III. p. 1055. ed. Bruxell. 1715.

Es ist noch nicht so lange, daß ein würdiger Mann das bedeutungsvolle mahnende Wort gesprochen: „Wir stehen nahe an einer der größten Epochen für die Religion, wo jeder, dem die Kraft verliehen, die Verpflichtung hat, einen Stein herzuliefern zu dem erhabenen Gebäude, dessen Plane sichtbar beschlossen sind.“ Und der Mann, der dieß gesprochen, glaubte vor Allem sich berufen, die Einheit des Glaubens und des christlichen Lebens zu wahren, die er im obersten Bischofe, im heil. Vater zu Rom erkannte. Und wir müssen es ihm nachrühmen, daß er eine Thätigkeit geübt, die aus dem tiefsten Bewußtseyn dessen hervorgegangen ist, was Noth thut, eine Thätigkeit, die von Allen, die je berufen sind, auch jetzt noch, und vielleicht auf lange Zeit geäußert werden muß; da die trübe Wolke am Horizonte der Kirche bei weitem noch nicht

*) Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift: Der katholischen Kirche zweiter Theil, oder Paragraphen zu einer neuen Verfassungsurkunde derselben, mit Begründungen aus Geschichte, Christenthum und Vernunft. Mit dem Motto: Ein System ist nicht sowohl durch Angriffe umzuwerfen, als durch ein — neues, das sich kühn darneben stellt. Jean Paul. (XVIII. 100.) Altenburg, 1830. Verlag der Hofbuchdruckerei.

vorübergezogen, sondern, wie es scheint, erst recht im Anzuge ist. Betrachtet man das, was die katholische Kirche seit vielen Jahren, und insbesondere seit der letzten Feier der Reformation von denen, die ihr gegenüber standen und noch gegenüber stehen, leiden mußte; so wird man beinahe genöthiget als Grund der Ankämpfung jenes Prinzip zu erkennen, von dem der achtbare Tillemont in der von uns angeführten Stelle spricht. Dieß scheint um so mehr angenommen werden zu müssen, je weiter man in das Innere des Kampfes eingeht, und die Art und Weise in's Auge faßt, wie er geführt wird. Weit entfernt jedoch, den Streit aus etwas anderm zu erklären, als aus leider meistens nur selbstverschuldeter Unwissenheit des Geistes und Feindseligkeit des Herzens, wollen wir auf diesen Streit näher eingehen, ihn zuerst im Allgemeinen in's Auge fassen, und dann erst zu dem besondern Gegenstande kommen, für welchen folgende Blätter geschrieben sind.

Seit die Trennung der protestantischen Gemeinden von der allgemeinen Kirche besteht, und mit der Zeit nur noch mehr sich befestigte, konnte vernünftiger Weise ein Friede zwischen beiden nicht wohl erwartet werden, zumal da jene ein stets protestirendes Prinzip aufgenommen, und folglich, so lange dieses in ihnen bleibt, vom Kampfe nicht ablassen können. *) Der Kampf aber, zu dem

*) Das immerwährende Protestiren ist so sehr das Wesen des Protestantismus, daß dieser ohne jenes aufhören würde. Aus diesem Grunde ist es auch zu erklären, wie ein Schleiermacher behaupten konnte, die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche müßten bloß in so fern als eine Glaubensregel angesehen werden, als sie sich dem Verderbnisse der römischen Kirche widersetzten. Reformationsalm. B. II. S. 376. Dabei aber sinken diese Bücher nothwendig in ihrem Ansehen tief herab, und es ist nicht anzunehmen, daß Schleiermacher im Bewußtseyn des ächten Protestanten eine Uebereinstimmung mit dem

sie stets die katholische Kirche herausbriefen, wurde verschieden geführt. Bald warfen sie sich auf das Innere, das Dogmatische, bald auf das Äußere, die Verfassung der Kirche. Nach beiden Richtungen aber mußte es den Protestanten angelegen seyn, das Wesen des Katholicismus anzugreifen und dadurch diesen zu zerstören.

Die Kirche erkennt nicht allein die heil. Schrift, sondern auch die Tradition für die Regel des Glaubens, und unterscheidet beide Quellen nicht eigentlich an sich, da sie Eins sind, sondern siehet in der erstern nur die Verkörperung des lebendigen Wortes. Von diesem lebendigen Worte nun behaupten die Protestanten, es sey im Laufe der Zeiten unrein geworden und habe darum seine verbindende göttliche Kraft verloren. Sie waren dabei von dem Bewußtseyn geleitet, daß die heil. Schrift in der Tradition, so wie diese katholischerseits angeschaut wurde, ihre eigentliche Sanction habe, und daß somit das Gebiet der Tradition weiter sey, als das der heil. Schrift, wovon in dieser selbst mehrere Andeutungen vorkommen. Ließ man die Tradition unangefochten, so war das Spiel verloren, denn aus der Tradition bewies ja der Katholik, was der Protestant läugnete, oder doch bezweifelte. Auf die erste Quelle also, die geschrieben und unbezweifelt war, wollte man zurückgehen, ohne zu bedenken, daß das geschriebene Wort doch eigentlich nur durch das ungeschriebene erhalten worden war, und gedeutet werden kann. Wenn auch mancher der Reformatoren durch eine gute und nicht zu verwerfende Absicht geleitet werden konnte, so ist doch im Ganzen nicht zu verkennen, daß die Leidenschaft blind machte, und daß man in dieser Blindheit im-

seinigen je finden werde. Freilich hatte Schleiermacher bei dieser sonderbaren Behauptung den Zweck, die protestantischen Theologen des Eides auf ihre symbolischen Bücher auf eine feine Weise zu entbinden.

mer weiter ging in seinen Angriffen auf das, was bisher das Heiligste und unerschütterlich schien. Bisher hatte die Kirche das größte Ansehen, die höchste Auctorität, und durch diese Auctorität ist die Einheit des Glaubens erhalten worden. Wer nun die Auctorität der Kirche aufhob, mußte nothwendig auch die Einheit des Glaubens aufheben. Dieß zeigte sich auch bald. Denn kaum war der Abfall von der katholischen Kirche geschehen, als die protestantische Partei in mehrere Sekten zerfiel, wovon eine jede wieder auf's neue protestirte und Sekten zeugte. Zuletzt aber, und dieß konnte schon frühe vorausgesehen werden, litt der Glaube an Christus selbst Schiffbruch, und es trat die rationalistische Kirche hervor, in der Gestalt, wie wir sie heute noch sehen. Diese neue Kirche sah sich natürlich als eine höhere Entwickelung und Gestaltung der alt protestantischen an, so wie diese dasselbe von sich im Verhältniß zur katholischen behauptet hatte. Somit könnte man sagen, daß sich die Feinde der katholischen Kirche vermehrt haben, wenn auch nicht der Zahl nach, doch nach den verschiedenen Arten, wie man jetzt auf sie allenthalben eindrang. Die Rationalisten sehen an ihr eine feste Vormauer des Glaubens an Christus und waren ihr schon darum gehäßig. Merkwürdig ist es aber, daß sie zum Theil versuchten, jenen Glauben im Allgemeinen zu untergraben, und dadurch die Kirche selbst zu vernichten, auf die er vorzüglich gestützt war. Aus der Erfahrung wußten sie, daß es ihnen nicht so leicht seyn würde, die altgläubigen Protestanten auf ihre Seite zu ziehen; eben so war es ihnen nach ihrem schärfern Blicke nicht unbekannt geblieben, daß der Kirchenglaube auf die heil. Schrift allein ohne die Tradition nicht gebaut werden könne. Dieß nun sagten sie unverholen den alten Protestanten zu ihrer eigenen Beschämung. So ließ schon früher Semler sich hören: „Es ist nichts

als Unwissenheit in der Geschichte, daß christliche Religion mit Bibel verwechselt wird, als ob es kein Christenthum gegeben hätte, da es noch keine Bibel gab, als ob darum die oder die weniger gute fromme Christen hätten seyn können, die von vier Evangelien nur eins und von so und so viel Briefen nur einige kannten. Vor dem vierten Jahrhundert ist an ein vollständiges neues Testament nicht zu denken gewesen, und doch hat es immer ächte Christusschüler gegeben.“ Wichtig aber ist, was in dieser Sache Lessing that, und um so wichtiger, da er gewissermaßen das Orakel seiner Zeit war. Er bekämpfte mit siegenden Waffen die Lehre der Protestanten über ihre Bibel als den alleinigen Glaubensgrund. „Ich kann unmöglich, sagt er, vorsätzlich taub seyn, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsere Reformatoren, unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehen lassen müssen, was sie so ausschließlich der Schrift beizulegen für gut fanden.“ War so der Glaubensgrund der protestantischen Kirche durch die Rationalisten erschüttert, so war für den, der im Ernste darüber nachdenken wollte, nur ein zweifacher Ausweg möglich. Entweder mußte er sich in der Verzweiflung zu den Rationalisten schlagen, oder zur katholischen Kirche zurückkehren. Und wir sehen, daß die gelehrtesten und ernstesten Protestanten das eine von beiden auch wirklich befolgten. Ein großer Theil der Protestanten aber blieb indifferent; und das war der weniger lebendige. Ein eben so großer verharrte bei der alten Lehre, aber voll Feindseligkeit gegen die Rationalisten, und was natürlich ist, auch gegen die Katholiken. Ein Repräsentant dieses Theils der Protestanten ist Claus Harms, für die gegenwärtige und für die frühere Zeit.

Traurig war nun allerdings die Lage der alt protestantischen Kirche. Die neue rationalistische hatte sich in so herrlichem Glanze erhoben, und die Meinung der gebildeten Zeit für sich gewonnen, daß die Mutter neben der jungen angebeteten Tochter nur noch als tolerirt erschien. Die Rationalisten freuten sich natürlich des Sieges über den alten Glauben, und dadurch, daß sie die protestantische Lehre in ihrem innersten Grunde wankend gemacht, hofften sie nun auch über die katholische Kirche, den Felsen des christlichen Glaubens, den Sieg in Bälde davon zu tragen. Mancher Katholik, der damals an Lessing einen Gehülfen zu haben glaubte, wußte nicht, daß es am Ende auch auf ihn abgesehen sey. Doch wir kehren zu den alten Protestanten zurück. Um gegen die katholische Kirche, mit der sie nie Gemeinschaft haben wollten, selbst nicht gegen die Rationalisten, um so sicherer kämpfen zu können, versuchten sie es, mit den Rationalisten temporär sich zu vereinen, und dadurch, wenn auch nicht wesentlich, doch numerisch sich zu verstärken. Aber bei jedem Schritte in dem Kampf wurde es sichtbar, daß die allzu verschiedenen Elemente in keine wahre Einheit treten könnten, und daß vor allem kein Heerführer sich finde, dem die Einzelnen gehorsam wären. Darum traten sie bald wieder auseinander, und die Plane wurden zu Schanden. Sollte sich aber die alte protestantische Kirche jetzt und für allemal zufrieden geben? Mit Nichten. Damit würde ja der Protestantismus selbst zerfallen. Sie versuchte es nun in einem ihrer Verfechter, und dieß ist in der That ein merkwürdiger Versuch, sie versuchte es, die Katholiken sammt und sonders für Rationalisten zu erklären, und eben darum sich selbst als die allein wahre Kirche Christi hinzustellen. Der Syllogismus war folgender. Jedes System, das die Quelle der Religion nicht in Gott, sondern innerlich in den Menschen setzt,

das also die Lehre nicht aus äußerer Mittheilung von oben, sondern aus dem Menschen selbst heraus und aus den Kräften seines Geistes construirt, ist naturalistisch. Von diesem Naturalismus aber giebt es verschiedene Arten. Unter seine Fahne gehören nicht bloß die englischen Freidenker, die französischen Philosophen und die deutschen Rationalisten, sondern alle Schwärmer, Mystiker, Enthusiasten und Fanatiker, so fern sie sich auf das innere Wort, das innere Licht, den innern Christus beziehen; aus demselben Grunde nun auch das Haupt der römischen Kirche, der Pabst, indem er behauptet, daß der Geist seines Innern oder seiner Vernunft, in scrinio pectoris sui, aus unmittelbarer Eingebung Gottes in Sachen des Glaubens und der Sitten normativ und regulativ entscheiden könne, auch ohne und über die heil. Schrift. Selbst die Concilien sind naturalistisch, rationalistisch und schwärmerisch, so fern sie ihre Entscheidungen auf Erleuchtung des heil. Geistes, und nicht auf die heil. Schrift gründen. Auf diese Weise wurden nun Katholiken und Quäcker in eine und dieselbe Kategorie gesetzt, die doch sonst die stärksten Gegensätze, ja Widersprüche zu einander bilden. Doch mit diesem Syllogismus wurde wenig gewonnen. Es war in ihm keine gesunde Logik wahrzunehmen, und das wirkliche Leben wollte sich am allerwenigsten nach ihm zuschneiden lassen. Die Katholiken bewiesen nur zu deutlich, daß sie keine Naturalisten und keine Rationalisten seyen, so wie die Rationalisten hinwiederum wenig Katholisches an sich zeigten. Und somit war der Vorwurf auch ohne ein geschriebenes Wort abgewiesen und der fein angelegte Plan zerfiel sogleich nach seiner Schöpfung in sein Nichts zurück.

Unterdeß haben aber weder Protestanten noch Rationalisten aufgehört, gegen die katholische Kirche feindselig zu verfahren. Natürlich ohne Erfolg, und zum Theil zu

ihrem eigenen Nachtheile, da die Angriffe unter sich selbst widersprachen und dadurch ein Zeugniß ablegten gegen die Kirchen, aus denen sie gekommen waren. Der große Widerspruch der protestantischen Kirche wurde nirgends offenbarer als zu einer Zeit, in der dieß hätte am wenigsten geschehen sollen, zur Zeit der Säcularfeier der Reformation. Da zeigte es sich nämlich, daß die Protestanten nicht nur nicht verstehen, was die katholische Kirche sey, sondern daß sie auch nicht einmal wissen, worin denn das Wesen der Reformation bestehe. Und so geschah es denn, daß die großen Anstalten, die in dieser Zeit zur Unterdrückung der katholischen Kirche gemacht wurden, zur Erlösung der letztern, und zur Schmach der erstern ausfielen.

Der Sieg der protestantischen Kirche, den nun auch die Nationalisten herbeizuführen suchten, in wunderlicher Verbindung freilich, sollte in einem Buche gefeiert werden, zu dessen Herausgabe sich Mehrere verstanden, ich meine den Reformationsalmanach.

Zuerst ist bemerkenswerth der Aufsatz von Dr. Johannes Voigt mit der Aufschrift: Universalhistorische Ideen über die Nothwendigkeit der Reformation. Nach ihm giebt es im Menschen zwei göttliche Quellen, und zwar finden sich diese in den Bestrebungen und Wirkungen des Gemüthes und Verstandes, aus denen der Glaube und die Erkenntniß entspringet. Beide sind verschiedenen Wesens und entgegengesetzter Natur. Der Verstand dringt auf ein ewig fortgehendes immer weiter dringendes Vernehmen und Verstehen, ewige Forschung, unendliches Streben nach Einsicht und Erkenntniß. Alle Ruhe und jede Grenze ist daher wider sein Wesen, und nur gezwungen kann er in Schranken gehalten werden. Darum genügt ihm auch keine Wahrheit im Lehrn. Der Gegensatz vom Verstande ist das Gemüth. In ihm ist eine beständige

Ruhe, ein friedliches Genügen mit dem einmal Ergriffenen, ein stilles Genießen und Ergötzen an seinem Schatze, es will kein weiteres Zergliedern und Zerlegen des empfangenen Eindrucks, noch eine Verdeutlichung des einmal festgefaßten Gegenstandes. Darum geht der Mensch leichter zu neuen Vorstellungen als Begriffen als zu einem andern Glauben über, und deßwegen auch ist der Glaube mächtiger und schwerer zu bekämpfen als der Verstand. Von der Entwickelung dieses Gedankens, die der Verfasser plötzlich abbricht, geht er zur Kirche über. Wie in der Geschichte des Staates, so muß es auch in der Religion drei Hauptmomente geben, einen vollständigen Despotismus, einen Despotismus mit einem Antheil von Republikanismus, einen Republikanismus mit einem Antheil von Despotismus. Die asiatischen Religionen sind despotisch, das Heidenthum ist republikanisch, das Christenthum ist monarchisch-republikanisch. Das Christenthum begann damit, das Gemüth mehr als den Verstand, und Roms Religionsform, monarchischer als die Griechenlands zu ergreifen. Daraus nun entstand die Schöpfung des Pabstthums. Aber diesem gegenüber erschien aus dem Verstand und der Idee der Freiheit die Schöpfung des Kaiserthums. Dieses ist die erste Erscheinung von dem Eingreifen des Verstandes in das Gebiet des Glaubens, und ihr schlossen sich die Ketzerstreitigkeiten an. So nun bildete sich ein Kampf des Verstandes und Gemüthes, des Glaubens und der Einsicht. Dieser wird vom Verfasser bis zum höchsten Endpunkt zur Reformation nämlich, dargestellt. Wenn nun zwar der Verfasser dieses Aufsatzes philosophische und historische Reflexionen mit einander verbindet, und sonach etwas Unnatürliches construirt, wenn die philosophischen nur halb wahr, die historischen aber völlig unrichtig sind; so wird doch die Wirksamkeit der Päbste und der römischen Kirche, eben so wie die Wirksamkeit der protestan-

ästchen in etwas gesetzt, was in der menschlichen Natur gegründet ist. Dieses Natürliche aber wird ganz vermißt im zweiten Aufsatz von Christ. Niemeyer, Prediger zu Dadeleben, unter der Aufschrift: Luther's Auftreten, vorbereitet durch das Vergangene, und einwirkend auf das ihm gegenwärtige Zeitalter. Diese Abhandlung steht im schneidendsten Widerspruche mit der erstern. Nicht im Gemüthe, nicht im Glauben, in der Treue und Zufriedenheit wird das Wesen und Wirken des Pabstthumes gesucht, sondern in der gänzlichen Entartung desselben, da es dargestellt wird als die Wiege und Pflegerin aller Laster und Verderbnisse. Nur in der frühesten Zeit war das Auftreten der römischen Bischöfe nach Niemeyer nothwendig und heilsam. Aber die römischen Bischöfe entarteten bald, verkannten ihren Zweck, und ihr Streben ging dahin, eine Tyrannei zu gründen, die ihnen alles unterwerfen, und ihrem Stolz, ihrer Herrschsucht und Habsucht jede erdenkliche Befriedigung gewähren, und ihnen die Freiheit geben sollte, den niedrigsten Trieben zu fröhnen. Luther ist Retter der Menschheit, und seine Bestimmung war: die Welt von ihrer despotischen Sündhaftigkeit zu erlösen.

Die dritte Abhandlung ist ein Versuch einer Skizze über die Folgen der Reformation von M. G. C. Petri, Diakonus in Zittau. Der Verfasser setzt aber das Wesen der Reformation wieder in etwas ganz anderes, als Voigt und Niemeyer. Nach ihm hatte diese keinen andern Zweck, als die ursprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes der Christen von willkührlichen Menschensatzungen zurückzufordern. Wunderlich ist es aber, daß der Verfasser, wenn er auf die Früchte der Reformation zu sprechen kommt, nichts vorbringt als Entschuldigungen, warum sie so wenig gewirkt habe.

Die Abhandlung von Schuderoff, Superintendenten und Oberpfarrer in Naumburg über Protestantismus

und Kirchenreformation hat eigentlich den Zweck, das Wesen des Protestantismus zu untersuchen. Er kommt aber mit seiner Erklärung wiederum in Widerspruch mit den frühern Verfassern. Er ist ihm eine Denkweise, bezeichnend die entschlossene Herzhaftigkeit, gegen alles aufzutreten, was gewissen, wenn auch nur vermeinten Wahrheiten widerspricht, und gegen alles zu kämpfen, was nicht mit ihnen zusammenstimmt, sondern folgerecht sie untergraben würde. Protestanten sind, zufolge dieser Definition Philosophen, alle Martyrer, Jesus und die Apostel. Warum nicht auch die Muhamedaner? — Der Protestantismus ist also nichts als ein Oppositionsgeist. Damit ist er aber in's leere Nichts aufgelöst. Aus dem ganzen Aufsatze geht hervor, daß der Verfasser wohl das Wesen des Protestantismus, nicht aber das Wesen des Glaubens verstanden habe. Wenn er aber an die Nachtheile der Reformation kommt, und da von der Abhängigkeit der Kirche unter den Staat spricht, kann er sich nicht enthalten, auszurufen: „Mit einem: die protestantische Kirche liegt im Argen, und hat dermalen eine gar jämmerliche Gestalt, die sie jedoch, so gewiß Gott lebt, nicht behalten wird, und nicht behalten kann.“

An diesen Abschnitt schließt sich der von De Wette an über den Verfall der protestantischen Kirche in Deutschland, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. Da Schuderoff behauptete, Luther und seine Gehülfen haben den großen Riß in die Einheit des christlichen Bekenntnisses deutscher Nation gemacht, so ist mit ihm De Wette schon deßwegen im Widerspruche, da er sagt: „Nur die Päbstler sehen in Luthers Beginnen Schisma und Ketzerei, und geschichtlich wahr sey, daß nicht Luther den Riß in die Kirche gemacht, sondern die Päbstler.“

Mit allen vorausgegangenen Abhandlungen über das Wesen der Reformation und des Protestantismus steht

aber im Widerspruche der von H. L. Pölitz über die Ähnlichkeit des Kampfes um bürgerliche und politische Freiheit in unserm Zeitalter mit dem Kampfe um religiöse und kirchliche Freiheit im Zeitalter der Reformation. Ihm ist die religiöse Freiheit das Recht, ganz seiner individuellen Überzeugung zu folgen. Hier muß natürlich alle Kirche aufhören.

Die Abhandlung endlich, die von Schleiermacher noch beigefügt ist, hat den Zweck, zu beweisen, daß die symbolischen Bücher kein bindendes Ansehen haben.

Wir haben uns deßwegen etwas länger bei diesen Abhandlungen aufgehalten, weil wir zeigen wollten, welche Verwirrung in der protestantischen Kirche herrsche über das Wesen des Christenthums und das Wesen des Protestantismus, welchen letztern sie doch vor Allem kennen sollten. Diese Verworrenheit der Vorstellungen über den Protestantismus und die daraus hervorgehende Verschiedenheit der Darstellung desselben von Protestanten selbst steht aber in einem gewissen Verhältnisse zu ihren Vorstellungen, und darum auch zu ihren Bekämpfungen des Katholicismus. Sie beurtheilen diesen natürlich von ihrem individuellen Standpunkte aus, und selten oder nie fiel es einem bei, den Katholicismus allseitig zu begreifen. Darin aber waren sie einstimmig, daß die alte Kirche müsse angegriffen werden, freilich, ohne darin einstimmig zu seyn, wie und warum? — Mehr oder weniger bewußt waren aber die Angriffe auf den Pabst gerichtet, denn das erkannten sie wohl, daß, wenn die Heerde zerstreut werden sollte, zuerst der Hirt müßte geschlagen seyn. Ihre höchste Stärke hat die katholische Kirche in ihrer Einheit. Diese aber ist im Pabste, denn er ist schon seit den ersten christlichen Jahrhunderten das Centrum der Einheit. Wer also die Einheit der Kirche sprengen will, muß die Nichtigkeit des Pabstthums beweisen. Was aber mit Klarem

Gründen nicht erreicht werden konnte, das suchte man um so eher und leichter durch Verunglimpfung zu erzwecken. Der Pabst ward als der Feind weltlicher Throne dargestellt, gegen den man nicht genug Mißtrauen haben kann, da er darauf ausgeht, die Staaten sich abhängig zu machen. Man entdeckte nur Anmaßung, Gewaltstreiche, Ränke aller Art in den Handlungen des römischen Hofes. Und obgleich die Protestanten mit der griechischen, nestorianischen und syrischen Kirche wenig oder nichts gemein haben, so wurde doch die Freundschaft derselben fleißig gesucht, um wenigstens der Zahl nach sich gegen die Katholiken und ihr Oberhaupt zu verstärken.

Aber nicht nur unter den Protestanten sind Gegner des Pabstthums aufgestanden; selbst in der Mitte der katholischen Kirche fehlte es nie ganz, und insbesondere in unserer Zeit. Dieß ist um so leichter zu begreifen, da alle jene, die sich in dieser Zahl finden, mit jedem Worte verrathen, sie haben keinen großartigen Überblick über das Leben und seine Geschichte sich erwerben können. Es ist also meistens die Beschränktheit der Ansicht, was sie abhält, das große Leben der katholischen Kirche unter ihrem Oberhaupte zu begreifen. Und diese Beschränktheit legen sie in allem nieder, was sie in die Welt hinein sprechen oder schreiben. Wer nun in dieser Welt mit ihnen diese Beschränktheit theilt, wird allerdings angezogen und er glaubt um so mehr dem leeren Gerede. Aus diesen Ursachen können wir es uns allein erklären, daß heut zu Tage so Viele von der Aufhebung des Pabstthums und der Stiftung einer eigenen deutschen Kirche sprechen. Noch nie hat uns dieser Plan gefallen wollen, und wir haben uns entschlossen, ihn von seinen Hauptseiten zu beleuchten. Wir werden aber dieß um so mehr vermögen, je mehr wir uns an die Schrift halten, die in unserer Zeit diesen Plan auf's Neue durchsetzen will, und die wir

oben angezeigt haben. Sie enthält an und für sich alle Momente, die von jeher vorgebracht worden sind. Und dann hat sie noch das Ausgezeichnete, daß sie einen Grundriß giebt, nach dem die junge deutsche Kirche soll aufgebaut werden. Der Geschichtschreiber, der auch nur eine leise Ahnung von seinem Berufe hat, fühlt sich gedrungen, den geschichtlichen Wahrheiten jene Einseitigkeit, die auf vielen zeitlichen Erscheinungen ruhet, durch ihre universelle Darstellung zu nehmen, sie von Mißdeutungen zu reinigen, und dieß geschieht dadurch, daß sie unter den richtig beleuchtenden Focus gestellt werden, der im Historiker selbst seyn muß. Von diesem Verfahren aber finden wir bei dem Verfasser gerade das Gegentheil. Nicht daran zu denken, daß er die Thatsachen, die er schildert, aus den Quellen selbst geholt hätte, er ist auch unempfänglich für all das Gute und Wahre, das geistvolle und thätige Forscher der Geschichte zu Tag gefördert haben. Wir werden im Verlaufe der Abhandlung recht oft Gelegenheit haben, darauf aufmerksam zu machen.

Um aber den Geist des Verfassers gleich anfänglich kennen zu lernen, ist es nothwendig, das besonders zu betrachten, was er in der Vorrede zu seinem Buche sagt, und was wir eben deßhalb auch größtentheils wörtlich hierher setzen.

„Aufgedeckt, so beginnt das Buch, sind genug die faulen Flecken, an denen das Pabstthum und seine Verfassung leidet; gerüttelt ist genug an dem Lehr- und Wohngebäude, das römisch-hierarchischer Glaubensdespotismus aufgeführt hat. Mit den Stimmen, die sich seit den frühesten Jahrhunderten gegen römische Trügereien und Anmaßungen haben vernehmen lassen, vereinte sich jüngst auch die des Verfassers der „katholischen Kirche Schlesiens," — klar, kühn, schonungslos, durchgreifend und umfassend, wie kaum eine vor ihm. Deutschland horchte dem uner-

schrecknen Sprecher; die Freunde des Lichts freuten sich der Erscheinung; mancher Schlummernde, der die Blößen des römisch-päbstlichen Lehr- und Kirchenwesens so nicht kannte, wachte auf und schämte sich fast, ihm anzugehören; die Finstermänner vernahmen die Stimme mit Ingrimm und konnten sie nicht widerlegen, weil sie nur Wahrheit sprach. Aber der edle Mann hat mehr aufgeräumt und gelichtet, als aufgebaut, mehr die Gebrechen und Mängel eines veralteten morschen Gebäudes, als den Riß und Anschlag eines neuen dargestellt. Gleichwohl scheint dieß letztere nöthig und nützlich; freilich nicht, um den Kirchenfürsten in Rom für das Bessere, Wahre und Zeitgemäße zu gewinnen, — das hieße einen Mohren weiß waschen wollen, wie es auch der Verfasser der „katholischen Kirche" selbst recht gut eingesehen hat — sondern um Alle, die hier einwirken und förderlich seyn können, Fürsten und ihre Vertreter, Hohe und Niedere, Bischöfe und Pfarrherrn und jedes empfängliche Kirchenglied einer von Grund aus erneueten Kirchenverfassung mehr und mehr geneigt zu machen. Und darum möge es der Ungenannte einem Ungenannten, aber Geistesverwandten verzeihen, ja in der Ordnung finden, daß diese Schrift als „zweiter Theil" sich der Seinigen anhängt, und damit bloß zu verstehen geben will, sie ruhe mit der „katholischen Kirche" auf Einem Grunde, und geselle sich derselben nur ergänzend bei."

„Man wiederholt von Seiten der Päbstlinge Altes, hundertmal Widerlegtes mit dreister Stirn bis zum Eckel, warum sollte denn dem Lichte der Wahrheit nicht immer wieder frisches Öl zugegossen, warum nicht an der Hand der nie zu widerlegenden Geschichte die Blößen und Täuschereien des Pabstthums immer neu der Welt vor Augen gehalten, und dadurch dem lautern Christenthume und einer ihm entsprechenden Kirchenverfassung immer mehr

Freunde gewonnen werden? — Hierin aber wünscht der Verfasser dieses sich entschuldigt, wenn er die folgenden Paragraphen meist geschichtlich begründet, und daher Vieles sagen muß, was schon von Vielen gesagt ist.«

„Über seinen Beruf dazu und über die Entstehung dieses Werkes nur Folgendes: Wie er seit 25 Jahren nicht allein dem kirchlichen Wesen nahe stand, sondern auch mit warmem Interesse die Verhältnisse der verschiedenen Konfessionen betrachtete, so sah er besonders mit gespannter Hoffnung auf die Schritte hin, welche Pabst Pius VII. nach seiner Restauration durch die verbündeten Mächte, theils für die Verherrlichung der katholischen Kirche, theils für die schon wirklich begonnene und überall als Bedürfniß gefühlte Annäherung der verschiedenen Konfessionen, als würdiger Stellvertreter Christi thun würde. Was er that, ist bekannt, und wird auch in den folgenden Erläuterungen noch zur Sprache kommen. Schon wenige Jahre darauf entschloß sich der Verfasser, die obwaltenden kirchlichen Vorzüge und Verhältnisse in einer Schrift öffentlich zu beleuchten. Das Manuscript lag im J. 1819 fertig und führte den Titel: die römische Kirche im deutschen Lande, wie sie römisch-päbstlich wurde, und wie sie es anfangen müsse, um katholisch zu werden. Erst nach Beendigung des Manuscripts kamen bald hinter einander folgende Schriften in seine Hände: Was soll ein Konkordat mit Rom enthalten? ꝛc. von einem Religions- und Vaterlandsfreunde in Bayern. Ulm 1818. Deutschland und Rom, oder über das Verhältniß der deutschen Nation zum römischen Stuhle ꝛc. von Joseph Hillebrand. Frankfurt a. M. 1818. — Freimüthige Briefe über das Konkordat zwischen dem römischen Hof ꝛc. von einem protestantischen Kirchenvorstande im Obermainkreise des Königreiches Bayern. Leipzig 1819. Diese Schriften, insbesondere die beiden ersten, enthielten sehr Vieles von

dem, was der Verfasser in dem benannten Manuscript zusammengetragen hatte, und trafen in ihrer historischen Entwickelung so häufig mit ihm zusammen, daß er sich veranlaßt sah, dasselbe ungedruckt zu reponiren. Jetzt ruht es über neun Jahre und hat das Nonum prematur in annum mehr als vollständig erfüllt; die kirchlichen Verhältnisse sind seitdem in Wachler's Annalen, Schott's Voß und Stolberg, Paulus Sophronizon, Kirchenbeleuchtungen ꝛc. Zimmermann's Kirchenzeitung, Bretschneider's Heinrich und Antonio, Krug's, Tschirner's, von Rotteck's und fast unzähligen andern Schriften, vorzüglich aber in der katholischen Kirche Schlesiens, auf das vielseitigste besprochen und beleuchtet. Aber — etwas Wichtiges scheint noch zu fehlen, nachdem nun das Unhaltbare des römischen Pabstthums und seines ganzen Satzungswesens gezeigt und das Gebäude geistig bis in seine Grundfeste erschüttert, wenn auch in der Wirklichkeit noch nicht niedergerissen hat; nämlich: Der Plan und Aufriß zu einem neuen, wie ein solcher aus allen jenen Beleuchtungen hervorgeht. Und dieß ist es, was der Verfasser in den folgenden Paragraphen beabsichtigt. Daß er dabei sein früheres Manuscript nur theilweise benutzen konnte, und überhaupt gänzlich umarbeiten mußte, liegt in der Natur der Sache und in den seit neun Jahren hinzugekommenen neuen Erfahrungen und Ansichten."

„In Absicht auf die Behandlungsweise muß er mit dem Verfasser der „katholischen Kirche" erklären: „Sollte ich hie und da zu schonungslos verfahren seyn, hie und da einen Satz zu hart ausgedrückt haben, so ist dieß keiner andern Ursache zuzuschreiben, als meinem feurigen Eifer, für Religion und Völkerrecht zu nützen." — Jedoch glaubt er sich dabei mit dem Gedanken trösten zu können, mit welchem der wahrheitliebende Spittler sich bereits vor 50 Jahren beruhigte: „Selbst der bisher schwächere Theil

des kirchenhiſtoriſchen Publikums, deſſen Ohr nicht ganz geſchont werden konnte, ſelbſt der römiſch-katholiſche Klerus iſt nun durch viele ſchmerzhafte Operationen endlich ſo ſehr an das Hören der ganzen Wahrheit gewohnt, daß es um einiger Wenigen willen nicht der Mühe werth iſt, ſich reuen zu laſſen, die erkannteſte Wahrheit im Tone der vollſten Überzeugung geſagt zu haben.“....

„Soll er ſich ſchließlich auf die Frage einlaſſen: Von wem ſoll eine beſſere Verfaſſung der katholiſchen Kirche Deutſchlands ausgehen? — ſo ſind die Anregungen dazu von den Ständen und der Geiſtlichkeit ſchon ſeit 400 Jahren, und erſt in der neuern Zeit von der hohen Bundesverſammlung in Frankfurt, ſo wie von Geiſtlichen und Laien ſo vielfach gegeben, daß es nur an einem Punkte der Einheit fehlt, von welchem aus das Allgemeingültige für Deutſchland geſchehen kann; und dieſer iſt — die hohe deutſche Bundesverſammlung ſelbſt. In ihrer Hand liegt das Wohl der deutſchen Kirche; von ihrem einſtimmigen Beſchluſſe hängt die Emancipation derſelben von fremdländiſcher Botmäßigkeit ab; Ihr kommt es zu, eine Nationalſynode zu verſammeln, und durch dieſelbe, ganz unabhängig von Rom — wie es ja noch im neunten Jahrhundert geſchah — dasjenige berathen und beſtimmen zu laſſen, was der deutſchen Kirche frommt, auch, wenn es nöthig erachtet wird, die Wahl eines Primas zu veranlaſſen, der auf der Synode den Vorſitz führt, und in welchem die katholiſche Kirche Deutſchlands den Mittelpunkt ihrer Einheit erkennt. Möge nur die hohe Bundesverſammlung, mögen die katholiſchen Fürſten, mögen die Prälaten und die ganze katholiſche Geiſtlichkeit des Vaterlandes von der Überzeugung ausgehen: daß die Suprematie der römiſchen Biſchöfe, jedes rechtlichen Beſitztitels ermangeln, und daß ſchon darum die von den Päb-

strenbehauptete Oberhoheit über die Kirche kein Glaubensartikel der Katholiken seyn könne.“

In diesen Vorbemerkungen hat der Verfasser, wie schon angedeutet, seine ganze Ansicht niedergelegt, und das Buch selbst ist nur die ausgewickelte Vorrede. Es kündigt sich in ihnen uns sogleich ein Mann an, der zu der Klasse von Menschen gehört, die, je weniger sie tief und ernst eine wichtige Sache allseitig betrachtet, was sie allein behutsam, bedächtlich und bescheiden machen könnte, um so mehr alle Verhältnisse bei Seite setzen, und losstürmen auf etwas, was ihnen wenigstens durch sein Alterthum ehrwürdig seyn sollte, wenn sie auch etwas anderes der Achtung werth zu halten ihrer Seits nicht im Stande sind. Schon in den ersten Jahrhunderten tritt der Pabst aus der Zahl der Bischöfe hervor, und schon in der Mitte des zweiten wird seine Stellung als Centrum der Einheit von Cyprian theoretisch begründet. Im Mittelalter war er die Angel der Weltbegebenheiten. Jetzt noch hängen an ihm alle Katholiken in den verschiedensten Ländern der Erde. Erst in den neuesten Zeiten haben katholische und protestantische Fürsten mit ihm feierliche Verträge eingegangen und dadurch ihn anerkannt. Aber nun soll auf einmal Alles anders werden! Der Organismus der Kirche, wie er bisher sich entwickelt und befestigt im Leben und aus dem Leben der Völker seit Jahrhunderten, soll mit Einmal zusammenfallen, und ein anderer sich an seiner Stelle erheben; und zwar soll der neuere nicht eine weitere Entwickelung, nicht eine höhere Gestaltung des ersten seyn, wie es sonst nach den Gesetzen der physischen und geistigen Welt zu geschehen pflegt, sondern er soll entstehen durch eine plötzliche Abbrechung, durch einen einzigen Schnitt, durch den man die neue Kirche von der alten, also von ihren Wurzeln und ihrem Stamme trennt. Es ist uns nicht unbekannt, daß der Verfasser nur von der

deutschen Kirche redet. Aber sein „feuriger Eifer, für Religion und Völkerwohl zu nützen," kann es ihm wohl nicht verstatten, unter diese Völker nicht auch noch das französische, spanische, italienische ꝛc. zu zählen. Und in jeder Beziehung müßte ja mit der deutschen neuen Kirche die ganze Operation im Besondern vorgenommen werden, was im Allgemeinen mit der gesammten zu geschehen hätte. Aufhören also soll die alte Kirche, die sich deßwegen die katholische nannte, weil sie über den Erdkreis verbreitet war und noch ist; zerfallen soll sie in Kirchen, deren Grenzen, Flüsse und Berge, und politische Bestimmungen der Fürsten sind, in denen also weder Halt noch Bindung, noch Widerstand, noch Trost, noch Sicherheit zu finden ist. Oder wie könnte die alte Einheit erhalten werden? Die Einheit kann dadurch nicht erzweckt werden, daß man sie vernichtet, wo man sie lebendig findet. Doch Betrachtungen der Art sollen erst später vorkommen, wenn wir die vorliegende Schrift mit ihrer ganzen Tendenz beurtheilen.

Aber wer ist es, der diesen Rath der Welt, und der deutschen insbesondere giebt? — Es ist ein Mann, der seinen Namen nicht nennt, der die größte Unwissenheit in der bisherigen Entwickelung des kirchlichen Lebens und des Pabstthums insbesondere auf jedem Blatte verräth, der lebendig in den Quellen nichts geschaut, der die bisherigen gründlichsten Forschungen von Katholiken und Protestanten ignorirt, und zu alleinigen Gewährsmännern die Feinde des Pabstthums, einen seichten Paulus, einen die Wahrheit entstellenden Spittler (ich meine hier zunächst in Beziehung auf das Pabstthum) mit ein paar eben so gesinnten Commentatoren, einen dem Publikum erst neuerdings bekannt gewordenen und entlarvten Theiner, und die bekannten und unbekannten Verfasser von Flugschriften hat, die zwar Viel, aber wenig Gediegenes und der Beachtung Werthes in die Welt hinein gesprochen haben.

Von diesem Manne nun soll das neue kirchliche Leben mit einmal anfangen und ausgehen. Ein einziger Geist will für Millionen Geister eine Kirche entwerfen, und die deutsche Bundesversammlung hätte das ausgedachte Werk nur in's Leben zu setzen. Wenn der Verfasser bei diesem Gedanken von seinem welthistorischen Berufe nicht von einem Grausen befallen worden ist, das seine ganze Natur erschütterte, so erlaube er, daß dieß bei andern um so eher geschehe. Die Schrift selbst wird zeigen, welche Gemüthsstimmung ihm gebührt hatte.

Ehe wir an die Darlegung seiner Gründe und unserer Gegengründe kommen, ist aus den Vorbemerkungen noch Einiges nachzuholen. Der Verfasser sagt: man wiederholt von Seiten der Päbstlinge Altes, hundertmal Widerlegtes mit dreister Stirn bis zum Eckel.“ Aber schon in der sechsten Zeile darauf und auf demselben Blatte findet er es für nothwendig, sich zu entschuldigen, daß er so: Vieles habe sagen müssen, was schon von Vielen gesagt sey.“ Ein seltsamer Vorwurf, der sogleich auf den zurückfällt, der ihn macht.

Wenn er ferner S. XIII einsieht, daß er wohl, wie Theiner, der Verfasser der „katholischen Kirche“ zu schonungslos könnte verfahren seyn, so sehen wir dagegen nicht ein, wie man mit gutem Bewußtseyn schonungslos verfahren könne. Offenbar kann es ihm nur um die Wahrheit zu thun seyn, die höher steht als die Person. In diesem Falle hätte es keiner Entschuldigung bedurft. Er muß also die Person der Päbste oder daß Pabstthum selbst im Auge gehabt haben. In diesem Falle nun hat der Verfasser das Bewußtseyn, daß er nicht geschont habe, wo es Pflicht gewesen wäre, zu schonen, d. h. nicht zu entstellen.

Auf derselben Seite spricht er mit Spittler von einem „schwächern Theil des kirchenhistorischen Publikums, dessen Ohr nicht geschont werden konnte.“ Es ist nicht

ganz klar, wie das; schwächer zu fassen ist, der Zahl oder dem Grade nach. Im ersten Falle kommt es nicht auf die Zahl, sondern bloß auf die Wahrheit an; im zweiten muß aus der Schrift sich ergeben, zu welchem Theile er selbst gehöre mit all jenen, die sich stark fühlen und nennen. Nie aber ziemt es dem Manne, zum Voraus auf die mit Verachtung herabzusehen, deren Zahl und Kraft er noch nicht aus Erfahrung kennt.

Und nun gehen wir zu dem über, was wir uns in dieser Abhandlung vorgesetzt haben. Ehe aber etwas von Bedeutung ausgemacht werden kann, ehe Gründe und Gegengründe abgewogen werden können, muß man einig seyn über das, wovon es sich hauptsächlich handelt. Es muß also zuerst erkannt seyn, was denn eigentlich das Pabstthum sey, für was es sich stets selbst ausgegeben, und wofür es in der Kirche gehalten worden sey. Soll dieß angegeben werden, so müssen natürlich nur die Hauptmomente, mit Weglassung alles dessen, worin nicht Alle übereinverstanden sind, in's Auge gefaßt werden. Die Hauptmomente zusammengenommen aber geben uns die Idee des Pabstthums, so wie in dieser Idee wiederum die genannten Hauptmomente liegen müssen.

Idee des Pabstthums.

Die Idee des Primats wird, von seiner wahren Seite angesehen, also ausgesprochen werden müssen: der Primat ist der lebendige Mittelpunkt der Einheit der Gläubigen.

Diese Idee enthält Folgendes:

1. Der Primat ist der lebendige Mittelpunkt der Einheit in der Lehre des Christenthums, und sein Beruf ist: Erhaltung der Einheit der christlichen Lehre und Bewahrung in ihrer ursprünglichen göttlichen Reinheit.

1. Der Primat ist der lebendige Mittelpunkt des christlichen Lebens; seine Bestimmung geht auf in der Erhaltung frommer heiliger Sitten durch Cult und Disciplin.

2. Der Primat ist das durch die Bischöfe die Kirche leitende und regierende Prinzip; in ihm beruht die Bestimmung der apostolischen Gesammtgewalt.

4. Die Hierarchie muß nach dieser Idee, wie Alles, was in die Erscheinung tritt, den Formen der Zeit sich anpassen, sie muß sich an diese hingeben, um Einfluß üben zu können. Diese Hingabe ist aber keine Hingabe zur leidenden Unterwerfung ihrer selbst, sondern zur Erhebung, Erhöhung und Verklärung des zeitlichen in's göttliche Leben. Sie ist ein Heiligthum, mitten unter den Menschen errichtet, aus welchem Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe in voller Majestät hervor- und hineinstrahlen in eine mit Irrthum, Haß und Sünde kämpfende Welt, zur Herstellung der heiligen und ewigen Ordnung.

Das Pabstthum erfüllt also seine Bestimmung am reinsten, wenn es mit voller Freiheit und mit klarem Bewußtseyn diese Idee im Leben verwirklicht. Ohne diese Verwirklichung ist es mehr oder weniger, und nach der Erfahrung zuweilen auch ganz, aber nur in einigen unwürdigen Individuen, abgefallen vom großen Geiste der Hierarchie, in welchem Abfalle es zum Zerrbilde sich gestaltete. Durch solche Individuen, über die persönlich zu richten ist, wird aber die hohe Idee des Pabstthums eben so wenig aufgehoben als die des Königs durch einen schlechten Regenten vernichtet wird.

Daß aber die aufgestellte Idee des Pabstthums die wahre und in der Kirche stets vorhandene gewesen sey, dafür sprechen folgende Zeugnisse, die wir über die Maßen nicht häufen wollen. Es ist ohnehin jedem bekannt, welche Zeuge derselben in den verschiedenen Jahrhunderten ge-

funden werden. Der Pabst, das Pabstthum oder die römische Kirche wurde genannt:

1. Die Vorsteherin des Liebesbundes. [1]

2. Die Kirche, mit welcher wegen ihres höhern Vorranges die ganze Kirche übereinstimmen muß, also die Kirche, der die Hegemonie gegeben ist. [2]

3. Der Bischof der Bischöfe. [3]

---

[1] *Προκαθημενη της αγαπης.* Ignatii ep. ad Roman. *Προκαθημαι* heißt bei Ignat. vorstehen, vom Bischof gebraucht. Vgl. ep. ad Magnes. c. 6. Der Satz muß angereiht werden an den vorausgegangenen: *ητις προκαθηται εν τοπῳ χωριου Ρωμαιων.* Das *χωριον Ρωμαιων* ist wohl nichts anderes, als das römisch-kirchliche Gebiet, die Diöcese, der Ort aber, *τοπος*, ist die Stadt Rom. Wie aber könnte nun die römische Kirche, die zu Rom ihren Mittelpunkt hat, der römischen Kirche selbst wieder vorstehen? Dieß wäre ein Widerspruch. Die *αγαπης*, der Liebesbund, muß also in einem umfassenderen Sinne genommen werden, und die römische Kirche, d. h. der Bischof zu Rom als der Vorsteher desselben. Liebesbund selbst bedeutet den Bund der Gläubigen, die Kirche.

[2] Die berühmte Stelle bei Irenäus: Ad hanc enim Ecclesiam (Romanam) *propter potiorem principalitatem* necesse est, omnem *convenire* Ecclesiam, hoc est, eos qui sunt undique fideles — in qua semper ab his, qui sunt undique, conservata est ea, quae ab apostolis, traditio lib. III. c. 3.

[3] Tertullian. de pudicitia, c. 1. audio edictum et quidem peremptorium, Pontifex scilicet maximus, episcopus episcoporum dicit etc. Wenn auch Tert. im gereizten Zustande und vielleicht selbst spottend sprach, so thut dieß der Sache keinen Eintrag, da er in jeder Beziehung nur die Ansicht der Zeit aussprach. Vgl. Concil. chalced. in praefat. Vgl. Optat. Milev. Bono unitatis B. Petrus... et praeferri omnibus apostolis meruit, et claves regni coelorum communicandos ceteris solus accepit. lib. VIII. contr. Parmenian. n. 3. op. s. Opt. p. 104.

4. Der Ursprung der Weihe der Bischöfe, und die Form der Kirche. *)

5. Die Bischöfe sind Stellvertreter Petri, des Fürsten der Apostel. **)

6. Der Pabst über alle Kirchen der Welt. ***)

7. Der apostolische Stuhl, dem das Reich, die Macht und die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen ist, über alle Kirchen der Welt, in allen Dingen und in alle Weise. †)

8. Der allgemeine Patriarch. ††)

9. Das Haupt der Kirche der Welt. †††)

10. Der zur höchsten apostolischen Stufe erhobene Bischof. ††††)

11. Vater der Väter. †††††)

12. Der oberste Bischof der Bischöfe, der oberste Priester. ††††††)

13. Vorsteher des Hauses Gottes, und Aufseher im Weinberge des Herrn. †††††††)

---

*) Inde.... episcoporum ordinatio et ecclesiarum ratio decurrit. Cypr. ep. 33. ed. Paris. 27. Pamel. op. s. Cypr. p. 216.

**) Recolite, pater, quia beati Petri vicarius estis. Epist. 148. op. Petri Blesensis p. 233. Concil. Paris. VI. tom. VII. Concil. col. 1661.

***) Der Bischof von Patarta in Lycien sagt zum Kaiser Justinian: Auf der Erde kann es mehrere Landesherrn geben; über alle Kirchen der Welt aber ist nur Ein Pabst. Liberat. in breviar. de caus. Nest. et Eutych. Paris. 1675. in 8° c. 22. p. 775.

†) Maximus contr. Monothel. oper. Paris. 1675. 2. vol. in fol. Biblioth. P. P. tom. XI. p. 76.

††) S. Leo P. ep. 62.

†††) Innoc. ad P. P. Concil. Milev.

††††) S. Cyprian. ep. III. XII.

†††††) Concil. chalced. sess. 3.

††††††) Concil. chalced. in praef. et sess. 16.

†††††††) Concil. carthag. in ep. ad Damas.

14. Stellvertreter Jesu Christi, Bestätiger des Glaubens der Christen. [1]

15. Der oberste Bischof, der Fürst der Bischöfe. [2]

16. Abraham durch das Patriarchat. [3]

17. Melchisedech durch die Weihe. [4]

18. Der Mund Jesu Christi (vom heil. Petrus). [5]

19. Der Hauptstuhl, die Hauptkirche, die Quelle der priesterlichen Einheit, das Band der Einheit, die Kirche, in der die erste Gewalt ihren Sitz hat. [6]

20. Wurzel und Mutter aller andern Kirchen. [7]

21. Zuflucht der Bischöfe. [8]

22. Der oberste apostolische Stuhl. [9]

23. Die Vorsitz führende Kirche. [10]

24. Der erste aller Stühle. [11]

25. Moses durch das Ansehen, Samuel durch die Jurisdiction, Petrus durch die Macht, Hirt der Heerde Jesu Christi, Schlüsselträger des Hauses Gottes, der Hirt der Hirten, der zur Fülle der Gewalt berufene Bischof. Das Muster der Frömmigkeit, der Lehrer der Völker, der Vertheidiger des Glau-

[1] S. Hieronym. praef. in Evang. ad Damas.
[2] Concil. chalced. in ep. ad Theod. imperat.
[3] Ambros. in I. Tim. III.
[4] Concil. chalced. ad Leon.
[5] S. Chrysost. hom. II. in divers. Serm.
[6] Cyprian. ep. 55. ad Cornel. epist. III. 2. IV. 2. III. 8.
[7] Anaclet. pap. epist. ad omnes episc. et fideles.
[8] Concil. Alexandr. ad Felicem pap.
[9] Athanas.
[10] Justinian. in l. 8. C. de sanc. Trinit.
[11] S. Prosper. in lib. de ingrat.

lens, die Zuflucht der Unterdrückten, die Hoffnung der Unglücklichen, der Schrecken der Tyrannen, der Vater der Könige, der Erhalter der Gesetze, der Verwalter der kirchlichen Kanonen. *)

Schon klar liegt die aufgestellte Idee des Pabstthums in einer Stelle des Jakobus Cardinalis Papiensis ausgesprochen, der in ihm etwas Ewiges erblickte. **)

Die Generalversammlung des französischen Klerus im J. 1626 nannte den Pabst: sichtbares Oberhaupt der allgemeinen Kirche, Stellvertreter Gottes auf Erden, Bischof aller Bischöfe und Patriarchen, Nachfolger des heil. Petrus, in dem das Apostel- und Bischofsamt seinen Anfang genommen, und auf den Jesus Christus seine Kirche gebaut hat, indem er die Schlüssel des Himmels ihm gegeben mit der Unfehlbarkeit des Glaubens, die man in seinen Nachfolgern bis auf unsere Tage sich hat unwandelbar erhalten sehen. ***)

*) S. Bernardus in ep. 190. und vor Allem in libro de Consideret. Vgl. Neander, der heil. Bernhard und sein Zeitalter. S. 288. Vgl. die Zusammenstellung des Franz von Sales — Controv. de S. Franc. de Sales. Disc. 49. p. 247.

**) Die schöne Stelle heißt: „Opera aeternitatis in Pontifice sunt, vitam immaculatam praestare; lapsam Ecclesiae disciplinam erigere; restituendae libertati clericorum intendere; in bonis causis intrepidum se praestare; non vultus, non minas potentum timere; potiorem vita conscientiam ducere; in specula credita excubare; ad publicam gregis salutem oculos semper intendere; nihil suum credere, quod Christi non sit; meditari jugiter, miseris christianis, qui proximi infidelibus sunt, praesidia mittere; pacis tate non impedire missiones Legatorum; profectione propria, si expediat, pacare regna; nullibi ob causam privatam dissertiones optare, quoniam ut ministerium solis ubique sit salutare. De offic. Pont. et Cardinal. ab an. 1468.

***) Remarques sur le système gallican. Mons. 1668. p. 173. 174.

Zur Bekräftigung des Gesagten mögen noch folgende Zeugnisse hier stehen. „Was der Pabst sey, muß man nicht aus einigen Reden der Kirchenväter beurtheilen, sondern aus den Handlungen der Kirche und der Väter, und aus den Schlüssen ihrer Versammlungen. Der Pabst ist der erste. Welcher Andre ist von Allen gekannt? Welcher andre wird anerkannt von Allen, daß er auf den ganzen Leib einzuwirken vermöge, weil er den Hauptast hält, welcher überallhin einwirket?“ *)

„Gott hat den Sitz seines Kultus im Mittelpunkte der Erde aufgerichtet, und ihm einen ewigen Vorsteher vorgesetzt, auf den alle sehen sollen, damit sie um so besser in der Einheit erhalten würden.“ **)

„Ohne den Primat des Pabstes giebt es kein Mittel, den Streitigkeiten ein Ende zu machen und den Glauben festzusetzen.“ ***)

„Die Unterdrückung des päbstlichen Ansehens hat unendliche Keime der Uneinigkeit in die Welt gestreut; denn da es keine oberste Auctorität mehr gab, um die überall entstandenen Streitigkeiten zu beendigen, sah man die Protestanten unter sich selbst uneins werden, und in ihren eigenen Eingeweiden wüthen.“ †)

Eine Zusammenstellung beinahe alles Vorausgegangenen finden wir bei Bossuet, der sich in seiner Rede über die Einheit also vernehmen läßt: „Petrus erscheint in aller Weise als der Erste: der Erste im Bekenntniß des Glaubens; der Erste in der Verbindlichkeit, die Liebe zu üben; der Erste von allen Aposteln, der den Heiland erstanden

*) Pascal, Pensées de Pascal. Paris. 1803. tom. II. 2. part. n. 92 et 94. pag. 228.

**) Calvin. instit. VI. §. 11.

***) Hugo Grotius pro pace eccles. art. VII. oper. tom. IV. Bale. 1731. p. 658.

†) Pufendorf de monarch. pont. rom.

sah; wie unter ihnen er der Erste Zeuge vor allem Volk war; der Erste, als die Zahl der Apostel ergänzt werden mußte; der Erste, der den Glauben durch ein Wunder bekräftigte; der Erste in Bekehrung der Juden; der Erste in der Aufnahme der Heiden; überall der Erste. Ich vermag nicht Alles aufzuzählen, aber alles vereinigt sich, seinen Vorrang festzustellen.... Eine Gewalt, die mehreren verliehen, enthält schon in der Theilung ihre Einschränkung; während die einem Einzigen, und über Alle und ohne Ausnahme verliehene Gewalt alle Fülle in sich begreift.... Allen wird dieselbe Gewalt, aber nicht in gleichem Grade, noch in gleicher Ausdehnung ertheilt. Jesus Christus beginnt bei dem Ersten, und in diesem Ersten entwickelt er das Ganze... damit wir lernen... daß die kirchliche Gewalt, vor allen Dingen in der Person eines Einzigen festgestellt, sich nur unter der Bedingung steter Rückbeziehung auf das Prinzip ihrer Einheit ausgebreitet hat; und daß alle, die sie auszuüben haben, sich in unzertrennlicher Verbindung mit demselben Stuhle halten müssen."

„Dieser durch die heil. Väter so gefeierte Stuhl ist es, in dem sie gleichsam um die Wette den Vorrang des apostolischen Stuhls gepriesen haben, den allerobersten Rang, die Quelle der Einheit, und in dem Amte Petri die erhabenste Stufe des Priesteramtes; die Mutterkirche, in deren Hand die Leitung aller übrigen Kirchen beruhe; das Haupt des Bischofsthums, von dem jeder Strahl der Regierung ausgehe; den obersten Stuhl, den einzigen Stuhl, in dem allein die Einheit aller übrigen gesichert sey. In diesen Worten höret ihr die heil. Optatus, Augustin, Cyprian, Irenäus, Prosper, Avitus, Theodoret, das Concilium von Chalcedon und die übrigen; Afrika, die Gallier, Griechenland, Asien, den Orient und Occident zusammen vereint.... Weil es dem Rathschlusse Gottes gefallen, Spaltungen und Ketzereien zuzulassen, vermochte keine Verfassung mit

mehr Stärke sich zu erhalten, noch mit mehr Kraft jene zu vernichten. Durch diese Verfassung ist in der Kirche Alles stark, weil Alles göttlich in ihr, Alles einig ist; und wie jeder Theil göttlich, so ist auch das Band ein göttliches, und die Vereinigung eine solche, daß jeder mit der Kraft des ganzen handelt. Deßhalb sagten unsere Vorgänger... sie handelten im Namen des heil. Petrus, als Stellvertreter des heil. Petrus, durch die Auctorität, die allen Bischöfen in der Person des heil. Petrus gegeben sey, und sie sagten dieß selbst da, wo sie Kraft ihrer gewöhnlichen und untergeordneten Auctorität handelten; weil Alles zuerst auf den heil. Petrus gebaut, und die Verbindung in dem ganzen Körper der Kirche von der Art ist, daß, was jeder Bischof, der Ordnung nach und in dem Sinne der katholischen Einheit thut die ganze Kirche, der gesammte Episkopat und das Haupt des Episkopats mit ihm thun.“ [1])

Was die Anerkennung des heil. Petrus als des Ersten unter den Aposteln betrifft, die wir im ganzen Alterthume auf das ausdrücklichste finden, so sollen dafür keine Gewährsmänner angeführt werden. Um aber solchen, die an dem Primate seiner Nachfolger der Päbste, zweifeln, es eindringlich zu machen, wie sehr sie im Dunkeln sind, weisen wir sie an, folgende Zeugen nicht außer Acht zu lassen, die wir indeß nur namhaft machen wollen. Eusebius. [2]) Sokrates. [3]) Augustinus. [4]) Facundus. [5]) Das Concil von Arles. [6]) Das Concil von Sardika. [7]) Das erste Concil von Konstantinopel. [8]) Päbst Siricius. [9])

[1]) Vgl. von Maistre über den Pabst, übers. von Lieber. I. B. S. 41 – 43. — [2]) Histor. Eccl. p. 192. — [3]) p. 284. ed. Paris. 1696, den Streit über die Osterfeier betreffend. — [4]) Tom. 9. p. 156. 558. ed. Bened. — [5]) Tom. 2. p. 836. bei Sirmond. — [6]) Anno 314. epist. synod. ad Sylvestr. Pap. — [7]) Beim h. Hilarius p. 1290. — [8]) Can. 2. Vgl. die Urtheile des Zonaras und Balsamon in Beveregii Pandect. Can. p. 89. 90. — [9]) Conc. ed. Labbe. Tom. 2. p. 1027.

Zosimus. [1]) Bonifacius. [2]) Cölestin. [3]) Salvian. [4]) Sozomenus. [5]) Leo der Gr. [6]) Hilarius von Arles. [7]) Gelasius I. [8]) Anastasius II. [9]) Dorotheus von Thessalonich, Johann, Bischof von Nicopolis, die syrischen Mönche in ihrem Brief an Hormisdas. [10]) Pelagius I. [11]) Amacharius, Bischof von Auxerre. [12]) Optatus. [13]) Innocenz I. [14]) Athanasius. [15]) Hieronymus. [16]) Augustinus. [17]) Cyrillus der Heil. [18]) Der heil. Prosper. [19]) Der Verfasser des Buches de Vocatione Gentium. [20]) Vincentius Lerinensis. [21]) Das Concil von Chalcedon. [22]) Der Brief des Concils an Leo. [23]) Die Bischöfe von Gallien in ihrem Briefe an Leo. [24]) Theodoret. [25]) Eugen von Karthago. [26]) Cäsarius von Arles. [27]) Das Concil von Rom unter Symmachus. [28]) Ennodius. [29]) Das Concil von Rom im Jahr 502. [30]) Die afrikanischen Bischöfe zur Zeit des Fulgentius. [31]) Avitus von Vienne. [32]) Seba-

---

[1]) Concil. tom. 2. p. 1572. — [2]) Ibid. t. 4. p. 1706. 1707. 1710. — [3]) Ibid. t. 4. p. 1710. — [4]) p. 91. — [5]) Hist. eccl. l. 3. c. 8. — [6]) p. 53. 54. 224. 233. 269. 311. 312. ed. Lugd. 1700. — [7]) Leben bei Leo, p. 369. — [8]) Concil. t. 4. p. 1182. 1185. 1196. 1173. 1181. — [9]) Ibid. p. 1278. — [10]) Conc. t. 4. p. 1423. 1438. 1461. 1462. — [11]) Conc. t. 5. p. 800. — [12]) Ibid. t. 5. p. 939. — [13]) p. 41. 36. ed. Paris. 1676. — [14]) Conc. t. 2. p. 1272. — [15]) Ep. ad Felicem Pap. — [16]) Tom. 4. part. II. p. 19. Martianay. et lib. I. contr. Jovin. — [17]) Tom. 2. p. 91. tom. 9. p. 97. tom. 10. p. 411. 412. u. ep. ad Bonifac. ed. Benedict. — [18]) Tom. 8. part. II. p. 384. ed. Oxfort. 1709. — [19]) Adversus ingrati P. I. c. 2. — [20]) Wahrscheinlich Prosper Aquitanus lib. II. c. 16. — [21]) Commonitorium p. 331. ed. Par. 1663. — [22]) Concil. t. 4. p. 93. siehe Can. 28. — [23]) Concil. t. 4. p. 834. 838. — [24]) Leo m. p. 288. — [25]) Tom. 3. p. 984. 989. — [26]) Victor. de Vit. p. 29. ed. Dijon. 1664. — [27]) Concil. t. 4. p. 1310. — [28]) Concil. 4. p. 1323. — [29]) Sirmond. t. 1. p. 1627. 1639. — [30]) Concil. t. 4. p. 1336. — [31]) Fulgent. p. 639. — [32]) Sirmond. t. 2. p. 77. 128.

stian, Bischof in Larissa. [2]) Fakundus. [3]) Das Concil von Mopsuestia zur Zeit des Pabstes Virgilius. [4]) Gregor der Gr. [5]) Das ganze Patriarchat von Konstantinopel in verschiedenen Handlungen. [6]) Das Patriarchat von Alexandrien. [7]) Das Patriarchat von Antiochien. [8]) Das Patriarchat von Jerusalem. [9]) Die afrikanische Kirche. [10]) Die illyrische. [11]) Die Kirche von Frankreich. [12])

[2]) Concil. 1691. 1694. 1695. 1696. 1698. — [3]) Sirmond. p. 464. — [4]) Concil. t. 5. p. 505. Nov. Collect. Baluzii p. 1524. — [5]) Tom. 2. p. 645. 888. 1244. ed. Paris. 1705. — [6]) Leon. m. ep. 66. ad Anet. p. 284. p. 304. Concil. t. 4. p. 1034. 1035. 1097. 1098. 1202. 1201. 1074. 1083. 1092. tom. 5. p. 1075. tom. 6. p. 90. 115. tom. 8. p. 254. 269. 328. 287. 288. 289. 967. 1905. tom. 9. p. 979. Evagr. p. 349. ed. Par. 1673. Gregor. m. ep. tom. 2. p. 941. Leo Allatius, de libr. eccl. græc. p. 117. 118. — [7]) Leo. m. p. 220. 221. 313. Concil. t. 4. p. 1031. — [8]) Concil. t. 4. p. 1305. tom. 5. p. 37. Cotelier. mon. Eccles. Græc. t. 2. p. 140. 160. Pandect. de Beveregius. t. 1. p. 154. — [9]) Concil. tom. 6. p. 22. 41. 40. 20. 21. Monum. eccl. græc. t. 2. p. 140. — [10]) S. Augustin. tom. 2. p. 618. 628. und die Antwort des Innocenz p. 635. 639. 700 Concil. t. 4. p. 1791. 1792. S. Gregorii tom. 2. p. 561. 567. 611. 694. 916. 976. tom. 4. p. 142. 1186. 1198. 1199. — [11]) Concil. t. 9. p. 972. tom. 4. p. 1701. 1702. 1706. 1711. 1710. 1795. t. 3. p. 448. 610. V. N. Collectio de Baluze, p. 520. tom. 4. p. 1173. 1484. 1692. 1693. 1696. 1694. 1691. 1698. 1699. tom. 6. p. 447. tom. 8. p. 971. Cod. Theod. t. 6. p. 89. Cod. Justin. t. 2. p. 15. Justel. p. 621. 651. Leo m. ep. p. 211. 212. Baluze de Concord. l. 5. c. 23. Justin. Novell. p. 530. ed. Paris. 1628. p. 77. Tillemont. t. 13. p. 753. tom. 14. p. 479. Marca de Conc. lib. 5. c. 30. N. 12. Gesta Innoc. p. 33. Epist. Innoc. III. p. 668. tom. 1. p. 669. Rainald. 1237. N. 70. — [12]) Epist. Innoc. J. Concil. t. 2. p. 1250. 1254. Zosimi, Concil. tom. 2. p. 1567. Bonifacii Concil. t. 2. p. 1585. Cælestini, Concil. tom. 2. p. 1621. Leonis, ep. p. 217. 219. Hilarii Concil. t. 4. p. 1040. 1044. Symmachi Concil. t. 4. p. 1296. 1311. tom. 2. p. 1610. tom. 5. p. 321. 325. 800. 1680. tom. 2. p. 781. tom. 6. p. 1641. Gregor. m. ep. t. 2. p. 781. Marca, Conc. l. v. c. 40. Mabillon, litt. Gal. 276. Thom. Cantorb. ep. 406.

Von Spanien. [2]) Von England. [3]) Von Deutschland und die nordische Kirche. [4])

Die Idee des Pabstthums, so wie wir sie oben aufgestellt haben, und wie sie in der Kirche stets gelebt und gewirkt hat, wie aus den angeführten Zeugnissen zu ersehen war, ist es vor Allem, was das Pabstthum selbst so lange Zeit erhalten hat, und erhalten wird bis ans Ende der Tage. Diese hohe Idee ist es auch, was das Pabstthum wünschenswerth machen müßte, wenn auch noch keines vorhanden wäre. Zu wundern ist es daher, wenn von so vielen diese Idee nicht erfaßt wird, und wenn diese es unternehmen, ein Land, das bisher mit der Kirche durch den Pabst verbunden war, mit einmal aus dieser Einheit herauszureißen. Und da wird man denn allerdings begierig, die Gründe der Lostrennung zu vernehmen. Der Verfasser der Paragraphen hat es versucht, diese Gründe der Welt vorzulegen, der Hauptsatz des ganzen Werkes ist im ersten Paragraph enthalten und lautet:

„Die bisherige römisch-päbstliche Kirche in Deutschland konstituirt sich zur deutsch-katholischen, erklärt ihre Selbstständigkeit, und sagt sich vom römischen Pabstthum los.

---

[1]) Concil. t. 2. p. 1018. 1020. 1021. 1022. Tillemont, tom. 10. p. 789. Concil. t. 2. p. 1219. t. 4. p. 1033. 1035. 1034. 1036. 1068. 1466. 1469. Leon. m. ep p. 231. Gregor. m. tom. 2. p. 1260. Du Chesne, t. 3. p. 814. — [2]) Gregor. m. tom. 2. p. 1163. Bedae vener. t. 3. p. 25. Concil. t. 9. p. 1191. 1192. 1193. tom. 12. p. 1746. — [3]) Concil. t. 6. p. 1437. 1438. 1443. 1444. 1453. 1471. 1496. 1521. 1522. 1566. Secul. Bened. 4. Part. II. p. 142. 144. Biblioth. Patr. t. 16. p. 92. Concil. t. 9. p. 456. 496. 498. 597. 594. 176. 204. Concil. t. 7. p. 1542. Gesta Innoc. tom. 3. p. 40. Adam. Bremens. p. 9. 375. 455. ed. Hamb. 1706. Goldast. Conc. t. 2. p. 49. Rainald. 1221. N. 40. 1222. N. 25. 1319. N. 2. 1336. N. 61. 1207. N. 15. 1253. N. 24. 1344. N. 38. und N. 24.

Die katholische Kirche hat von jeher sich ausgegeben als: una, sancta, catholica et apostolica. Unter dieser Kirche war auch die deutsche begriffen. Diese soll nun nach der Anmuthung des Verfassers zwei ihrer Eigenschaften ablegen, die Einheit und Allgemeinheit. Und dennoch benennt er die losgetrennte deutsche Kirche noch eine katholische. Die Katholicität aber der neuen Kirche wäre nicht leicht zu erkennen, und die herrnhutische und quäckerische Sekte könnte sich alsdann mit demselben Rechte katholisch nennen. Mit welcher Kirche wäre denn die deutsche noch in einer Verbindung? wie erwiese sie ihre Allgemeinheit, d. i. ihren gemeinsamen Charakter mit andern? — Wir sind wirklich außer Stand zu erfassen, welchen Begriff der Verfasser mit dem Worte: katholisch verbindet. Als gäbe es eine deutsche Katholicität, die mit der französischen, spanischen ꝛc. nicht einig zu seyn brauche. Ohne Zweifel hat der Verfasser mit dem Worte keinen Begriff verbunden, und darum bloß es gewählt, weil es sich ihm zufällig eingestellt. *)

Um aber die Lostrennung von Rom zu rechtfertigen, sucht er vorerst vier Fragen zu beantworten. Diese Fragen sind:

a) Hat die Universalherrschaft des römischen Pabstes, und also auch die über Deutschland, einen rechtlichen Grund?

b) Haben die Päbste über Deutschland wirklich Segen verbreitet?

c) Haben sie sich als unfehlbar bewiesen?

*) Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Göthe im Faust. S. 98. Werk. B. 12. Ausgabe letzter Hand. Bei Cotta. 1828.

d) Haben sie sich durch ein Streben im Geiste Jesu Christi, durch Sittenreinheit und christliche Gesinnung ausgezeichnet?

Diese Fragen beantwortet der Verfasser mit Nein, und diese Verneinung ist ihm Grund zur Trennung.

Die Beantwortung der ersten Frage: ob die Universalherrschaft des römischen Pabstes einen rechtlichen Grund habe? geht von S. 2 — 28 und schließt mit den Worten: „Auf welchem Grunde ruhet sein angebliches Recht?“ — Die Antwort ist: „Auf Betrug und Lüge!“ — Ehe dieß aber dem Verfasser auf sein Wort hin nur so geglaubt wird, ist eine etwas tiefere Untersuchung der Frage und Antwort nothwendig, die er uns nicht übel nehmen wolle, da er zwar versichert, er begründe seine Sache auf Geschichte, Christenthum und Vernunft, wir aber an dieser versuchten Begründung großen Zweifel haben zu müssen glauben.

1. Sagt der Verfasser, die Päbste leiten ihre Oberhoheit über die Kirche bekanntlich von dem vermeintlichen Primat des Apostels Petrus her, und er sucht dieß zu widerlegen. Der erste Grund ist, daß Petrus selbst in der genannten Eigenschaft sich nicht angeschaut habe, weil ihm der Befehl des Herrn näher am Herzen gelegen sey: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen.“ Matth. XXIII. 8. 10. 11. Vgl. XX. 25.–27. I. Petr. II. 9. Hebr. VII. 26. ff., VIII. 1. ff., IX. 11. ff. (Wo von dem Einen Hohenpriester die Rede ist.)

Damit glaubt nun wirklich der Verfasser den Primat Petri in seiner Haltlosigkeit gezeigt zu haben. Es ist aber sogleich ersichtlich, daß der angeführte Grund nur ein negativer ist und an sich für die Sache gar nichts beweiset. Er scheint den heil. Petrus, so wie er uns in den Evangelien, der Apostelgeschichte und in den Briefen erscheint, durchaus keiner tiefern Betrachtung unterworfen zu haben.

Bald und leicht kommt man auf die Spur, daß er glaubt, Paulus habe in seinem Sophronizon B. I. H. 3. so wahr gegen Stolberg gesprochen, daß er jetzt nichts mehr zum Beweise seines Ausspruches brauche, als die Worte des Genannten abzuschreiben. Warum fiel es ihm nicht ein, als gründlicher Forscher der Geschichte (welches Ansehen er sich doch geben will) auch das zu lesen, was Paulus von Katerkamp erwiedert worden ist. *) Auf diese Schrift weisen wir somit den Verfasser hin, daß er aus ihr lerne, wie der Katholik den Primat Petri klar und deutlich beweise. Zu wundern aber ist es immer, wie er und Paulus und alle, die denselben bestreiten, nicht sehen, was doch so hell und klar vor Augen liegt. Schon die Berufung des Petrus, seine Namensveränderung, die eine symbolische Bedeutung hat, ist von großer Wichtigkeit; dann sein Verhältniß zu den Jüngern, unter denen er stets an der Spitze auftritt und das Wort führt; der Umstand, daß der Herr ihm all jene Vollmachten auch im Besondern verlieh, die er den Jüngern im Allgemeinen gegeben: Was ihr binden werdet ꝛc. Was du binden wirst ꝛc. Euch übergebe ich die Schlüssel ꝛc.; Dir übergebe ich die Schlüssel ꝛc.; seine Reise zu den neu gestifteten Gemeinden; sein Gericht über Ananias; seine Rede bei der Wahl des ersten Apostels und am Pfingstfeste; seine Vision wegen Aufnahme der Heiden; der Wunsch des Paulus, den Petrus zu sehen; die Obenanstellung bei Anführung der Namen der Apostel; sein erstes festes Glaubensbekenntniß; Alles dieses hat seine richtige Bedeutsamkeit und kann von all jenen nicht erklärt werden, die den Vorrang des Petrus läugnen. In den ersten christlichen Jahrhunderten dachte man über die-

*) Ueber den Primat des Apostels Petrus und seiner Nachfolger. Zur Widerlegung der dritten Beilage im dritten Heft des Sophronizon, von Dr. Theodor Katerkamp, Professor an der theologischen Fakultät in Münster. Münster 1820.

sen Gegenstand ganz anders, ohne Zweifel, weil das geistige Auge noch nicht mit so gewaltigen Nebeln des Vorurtheils geblendet war. Der Primat Petri ward allenthalben in der Kirche anerkannt. Folgende Zeugnisse mögen es bekräftigen, die wir deßwegen in Menge anführen, damit die Gegner um so weniger Lust zu läugnen haben, und nebenbei, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen nachzuschlagen, und zu sehen, mit welchem Recht sie ihre Ansicht der ganzen Kirche entgegensetzen. Origenes. [1]) Cyprian. [2]) Der heil. Hilarius von Poitiers. [3]) Basilius der Große. [4]) Gregor von Nyssa. [5]) Cyrill von Jerusalem. [6]) Gregor von Nazianz. [7]) Ephrem, Diakon von Edessa. [8]) Cyrill von Alexandrien. [9]) Petrus von Alexandrien. [10]) Optatus von Mileve. [11]) Epiphanius. [12]) Ambrosius. [13]) Sozomenus. [14]) Die Mönche, die Kaiser Theodosius den Jüngern um Zusammenberufung eines Concils beten. [15]) Isidor von Pelus. oder Da-

[1]) Commentar. in Joann. ed. Huet. tom. 2 p. 382. — [2]) Ep. 71. — [3]) Cant. 19. in cap. 16. s. Matthaei. — [4]) In cap. 2. Isaiae et Serm. de judicio Dei. — [5]) Serm. 2. de sanct. Stephan. p. 339. 343. ap. Zachanium. — [6]) Cateches. 2. 11. et 17. p. 31. et 151. — [7]) Orat. 26. p. 452. 453. orat. 7. p. 142. inter Insignia itinerarii italici Tallii, p. 24. et 25. — [8]) Serm. de compunct. et salute animae p. 142. und in Panoplia p. 479. — [9]) Tom. 4. lib. 5. in Joann. c. 1. lib. 12. p. 1061. u. l. 12. in Joann. t. 4. p. 1118. — [10]) Can. 9. bei Beveregius tom. 2. p. 14. — [11]) Contr. Parmen. lib. 2. p. 35. lib. 7. p. 129. et 130. Igitur negare non potes scire te in urbe Roma Petro primo episcopalem Cathedram esse collatam, in qua sederit omnium Apostolorum caput Petrus, unde et Cephas appellatus est: in qua una Cathedra unitas ab omnibus servaretur; ut jam Schismaticus et Peccator esset, qui contra singularem Cathedram, alteram collocaret etc. — [12]) Haeres. 51. lib. I. N. 17. haer. 59. c. 7. p. 50. und im Anchorat. c. 9. p. 14. — [13]) Tom. I. lib. 10. in Luc. p. 1512. u. cap. 12. epist. II. ad Corinth. — [14]) Lib. 7. cap. 4. p. 708. — [15]) Concil. t. 3. p. 426.

miett. [1]) Theodoret von Cyrus. [2]) Baſilius von Seleuc. [3]) Facundus von Hermian. [4]) Avitus von Vienne. [5]) Die Mönche, die dem Pabſt Agapet eine Schrift gegen Anthimus und Severus einreichten. [6]) Pabſt Agapet. [7]) Procopius. [8]) Baſilius und Aſterius. [9]) Macarius. [10]) Chryſoſtomus. [11]) Hieronymus. [12]) Auguſtinus. [13]) Leo d. Gr. [14]) Gregor d. Gr. [15]) Donatius von Pruſ. [16]) Kaiſer Konſtantin Pogonat. [17]) Johann von Damasc. [18]) Sophronus von Jeruſalem. [19]) Theodor, Abt zu Stud. [20]) Ignatius von Konſtantinopel. [21]) Photius von Konſtan-

---

[1]) Ep. lib. 1. ep. 142. 356. lib. 2. ep. 58. 99. — [2]) Ep. 77. p. 947. — [3]) Orat. 14. p. 83. orat. 16. p. 97. — [4]) Bei Sirmond. t. 2. p. 667. 722. — [5]) Bei Sirmond. t. 2. p. 141. — [6]) Conc. t. 5. p. 28. — [7]) Conc. t. 4. p. 1794. — [8]) De bello Gothico. p. 359. — [9]) Tom. 2. p. 268. 718. Novum Auctuarium de Combefis. tom. 1. p. 128. 145. — [10]) Hom. 26. p. 154. — [11]) Er nennt Petrus den Erſten der Apoſtel, die Grundlage der Kirche, den Fürſten der Jüngerſchaft, den Mund der Jünger und die Säule der Kirche. Tom. 6. p. 567. t. 3. p. 1004. tom. 6. p. 26. tom. 1. über das neue Teſtament p. 589. 591. 592. tom. 2. p. 566. 568. t. 3. p. 28. t. 2. p. 311. homil. 5. de pœnitent. t. 3. p. 4. hom. de 10 millium. talent. debitore et hom. 87. in Joann. hom. 55. in Matth. lib. ad eos. qui scandalizati sunt. Serm. 1. — [12]) Lib. I. adv. Pelag. c. 15. p. 179. u. c. 16. Matth. lib. 1. adv. Jovinian. p. 21. ed. Francof. tom. 4. part. 2. p. 491. p. 168. part. 1. p. 244. in epist. ad Gal. lib. I. contr. Jovin. Inter duodecim unus eligitur, ut capite constituto schismatis tolleretur occasio. — [13]) Serm. 16. n. 1. et 4. In illo uno Apostolo, id est, Petro, in ordine Apostolorum primo et præcipuo, in quo figurabatur Ecclesia utrumque genus significandum fuit, id est, firmi et infirmi, quia sine utroque non est Ecclesia. — [14]) P. 53. 164. 213. 217. 224. — [15]) Tom. 2. p. 21. 748. 1130. lib. 7. epist. 19. 12. lib. 5. ep. 13. 20. lib. 3. ep. 30. — [16]) Concil. t. 6. p. 7. 31. — [17]) Conc. t. 6. p. 1102. — [18]) T. 2. p. 591. 802. — [19]) Biblioth. Patr. t. 6. p. 107. — [20]) Bei Sirmond. t. 5. p. 192. 300. 301. 503. 600. 610. — [21]) Concil. t. 8. p. 1009. seq.

tinopel. [3] Ökumenius. [4] Der Abt Theophanes. [5] Theophylact von Acrid. [6] Euthymius Zigabenus. [7] Michael Syncel. [8] Nicetas von Konstantinopel. [9] Johannes Zonar. [10] Germanus von Konstantinopel. [11] Nicephorus von Konstantinopel. [12] Kaiser Michael Paleolog. [13] Die Armenier im 14. Jahrhundert. [14] Barlaam. [15] Georg von Trebisonde. [16] Die Synode von Florenz. [17] Isidor von Sevill. [18] Das lateran. Concil gegen die Monotheliten. [19] Pabst Hadrian der Erste. [20] Das Concil zu Frankfurt a. M. 794. [21] Beda der Ehrwürdige. [22] Alcuin. [23] Eutropius. [24] Lupus, Abt von Ferr. [25] Hinkmar von Rheims. [26] Rhabanus Maurus. [27] Peter Damiani. [28] Anselm von Havelb. [29]

---

[3] Bibl. Patr. p. 1600. 1601. — [4] Tom. I. p. 9. 10. — [5] P. 237. — [6] P. 486. über Luc. p. 517. — [7] Ueber das 21. Kapitel des heil. Johannes. — [8] Encomium s. Dionys. t. 2. v. S. Dionys dem Areopag. p. 220. — [9] Graecia orthodox. v. Allatius. p. 667. t. 1. — [10] Annal. t. 1. p. 134. — [11] Matth. Paris. p. 390. — [12] Lib. 2. p. 211. — [13] Concil. t. 11. p. 965. — [14] Rainald. a 1351. — [15] Rainald. a. 1339. N. 3. — [16] Graec. orthodox. t. 1. p. 561. — [17] Definimus sanctum Apostolicum, et Romanum Pontificem in universum orbem tenere Primatum, et ipsum Pontificem Romanum esse beati Petri Principis Apostolorum et rerum Christi Vicarium, totiusque ecclesiæ caput, et omnium Christianorum Patrem ac Doctorem existere, et ipsi in beato Petro pascendi, regendi et gubernandi universalem ecclesiam a Domino nostro Jesu Christo plenam potestatem traditam esse, quemadmodum etiam in gestis œcumenicorum Conciliorum et in sacris Canonibus continetur. Concil. tom. 13. p. 515. — [18] P. 489. — [19] Concil. t. 6. p. 157. — [20] Concil. t. 7. p. 102. — [21] Concil. t. 7. p. 1015. — [22] Tom. 7. p. 109. hom. in fest. Petri et Pauli. — [23] P. 1690. ep. ad Hambald. t. 2. Lection. Canis. ed. 1725. — [24] P. 8. bei Goldast, Monarch. s. Rom. Imper. t. I. — [25] P. 128. 283. — [26] Concil. t. 8. p. 1504. — [27] Tom. 3. p. 99. t. 5. p. 99. — [28] T. 2. p. 61. tom. 3. p. 286. — [29] Spicil. t. 12. p. 215.

Hugo v. S. Victor. [1] Hugo Ätherr. [2] Der heil. Bernhard. [3] Abälard. [4] Peter von Blois. [5] Anselm von Canterbury. [6] Orderic Vitol. [7]

In diesen Stellen ist gleichsam das Gesammtbewußtseyn der Kirche von ihrer Einheit in dem Einen Oberhaupte ausgesprochen, und wenn auch hie und da andere Stellen gefunden werden, die unserer Ansicht widersprechen, so haben sie ihren Ursprung leidenschaftlicher Controverse zu verdanken, und sind, da sie ohnehin nur selten vorkommen, gegen dieses Gesammtbewußtseyn keine Beweiskraft, so wenig als durch die unhistorische Auffassung des biblischen Petrus, wie wir sie bei unserm Verfasser finden, der Primat aufgehoben ist.

2. Der zweite Grund, den der Verfasser gegen den Primat vorbringt, ist, daß, wenn auch Petrus ihn gehabt hätte, (was er jedoch nicht zugiebt) ihn darum die Nachfolger desselben nicht auch schon hätten behaupten dürfen. „Billig aber dürfte man, da obige Anreden bloß dem Petrus persönlich gelten, fragen, wie man auf den enormen (?!) Gedanken kommen konnte, sie auf alle seine (vermeintlichen) Nachfolger zu beziehen, da doch zu einer solchen Übertragung weder in den Äußerungen Jesu irgend eine Veranlassung, noch in der gesunden Vernunft irgend eine Rechtfertigung, noch in den ersten christlichen Jahrhunderten irgend eine Spur davon zu finden ist.“ Da der Verfasser hier an die gesunde Vernunft appellirt, so fragen wir ihn: ob es vernünftiger wäre, anzunehmen, der Einheitspunkt, der für die Kirche im Pabst gesetzt wird (von den Katholiken) hätte mit dem Tode des Petrus schon wieder aufhören dürfen? — Schwerlich wird der Verfas-

[1] T. 2. p. 577. — [2] Bibl. Patr. t. 9. p. 547. — [3] T. 1. p. 186. 422. 670. — [4] P. 892. — [5] P. 497. — [6] P. 270. 288. 289. 162. — [7] P. 385.

ser, wenn er selbst Vernunft hat, von vernünftigen Katholiken dieses Eingeständniß fordern. Der Einheitspunkt war für die spätere Zeit nothwendiger als für die erste, da die Einheit noch nicht gestört war. „Ich weiß nicht, sagt Stolberg, was diejenigen, welche diesem dem Apostel Petrus von Jesus Christus gegebenen Vorzug eingestehen, ihn aber auf seine Person beschränken, für eine Absicht, die unser Heiland gehabt habe, sich denken mögen? Bedurfte denn die Kirche zu den Zeiten der Apostel, über die der heil. Geist so reichlich sich ergoß, eines sichtbaren Lenkers, eines Mittelpunkts der Einheit, dessen die über den ganzen Erdkreis verbreitete Kirche sollte entbehren können?“ All jene, die den Primat Petri und seiner Nachfolger läugnen, sollten zuerst, und das wäre das vernünftigste, beweisen, daß ein Pabst nicht nothwendig sey und nie gewesen sey. Die zweite Beweisführung würde sie, wenn auch die erste scheinbar geglaubt, in's große Leben der Kirche selbst hineinführen, und da würden sie erkennen und mit Steffens sagen: „Durch die Geweihten, durch die Priester bildete sich jenes unsichtbare Reich, dessen tiefe Gewalt über die Gesinnung, einem ungläubigen Geschlechte räthselhaft, unbegreiflich, ja dem falschen Verstande thöricht erscheinen muß, abermals der germanischen Natur gemäß, höchst persönlich. Die wundervolle innere Gestaltung der Hierarchie, jene geheime Pflegerin aller germanischen Größe, bildete sich allmählig in und mit dem Staate, und je verwickelter und verworrener in diesem, desto klarer und in sich fester entwickelten sich in jener alle Verhältnisse, deren tiefe Consequenz und innere Haltung selbst den Ungläubigen bei einer genauen Betrachtung mit Erstaunen erfüllt. Die früheren großen Concilien bildeten die ursprüngliche Form einer heiligen Vereinigung, deren Aussprüche für den Glauben eine feste unerschütterliche Regel wurden; aber da diese nur als

ein Außerordentliches da erſchienen, wo ein drohender Schatten das Chriſtenthum verfinſterte, da die fortdauernde Offenbarung einen feſten Mittelpunkt haben mußte, damit ein jeder Zweifel in ſeiner Entſtehung verſchwinde, erhob ſich aus der Menge der Geweihten die nie untergehende zur fortdauernden Inſpiration geſteigerte Geſtalt des Pabſtes, der unerſchütterliche Fels des Glaubens, der Petrus, dem der Heiland die Schlüſſel des Reiches vertraute, der Statthalter Gottes, in welchem die leuchtende Sonne der Kirche, nie untergehend, alle Strahlen der zerſtreuten Kraft immer inniger, immer durchdringender vereinigte.“ *)

3. Wird als Gegenbeweis vorgebracht: „Geſchichtlich ſteht feſt, daß der Titel Pontifex maximus ſeit Julius Cäſar von den heidniſchen Imperatoren in Rom getragen, dann von den chriſtlichen Kaiſern, um ihr Oberhoheitsrecht über die heidniſchen Prieſter zu bezeichnen, angenommen, ſpäter endlich, als das Heidenthum aus dem römiſchen Staate gänzlich verſchwunden und jener Titel nunmehr als leer von dem Kaiſer Gratian 480 zurückgewieſen war, von dem römiſchen Biſchofe uſurpirt wurde. So trugen chriſtliche Biſchöfe einen Titel aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum über, welcher dem letztern ganz fremd war.“

Unſer gründlicher Verfaſſer weiß dieß Alles aus dem Sophronizon des Dr. Paulus, und er iſt auf dieſe Auctorität hin ſeiner Sache ſo gewiß, daß er hier abermals das audiatur et altera pars nicht auf ſich anwenden wollte, wozu ihm doch der ſchon genannte Profeſſor Dr. Katerkamp Veranlaſſung genug gegeben hätte. Da er es unterlaſſen, auf die Gründe des letztern Rückſicht zu nehmen,

*) Heinrich Steffens, die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden. 1. Thl. S. 53, 54.

so möge er es jetzt nicht mehr vergessen, und damit es um so weniger geschehe, soll er seine eigenen Worte und in denselben das Nichtige seines Einwurfes hören, das er natürlich mit seinem Patronus, gemein hat, da dieser von jenem nur entlehnt ist.

„Pontifex Maximus mußte aus dem Priesterkollegium gewählt werden. [1] Er war keine Staatskontrolle gegen die Priester, sondern Organ der Priesterschaft gegen das Volk und den Senat, um zu verhindern, daß von diesem und jenem nichts der Religion Nachtheiliges beschlossen und eingeführt würde. [2] Er hing so gewiß mit der Priesterschaft zusammen, daß von seinen Verfügungen keine Appellation an das Volk oder an den Senat, sondern an das Priesterkollegium statt fand. [3] Dadurch, daß das oberste Pontificat an die Kaiser überging, wurde in dem Begriff dieses Amtes nichts geändert; was an dieser Thatsache einzig merkwürdig ist, das ist die Schlechtigkeit des römischen Volkes jener Zeit, welches nicht allein alle Stützen seiner politischen Freiheit, sondern selbst das Palladium seiner innern Freiheit so geduldig aus den Händen weggab. Indessen als die christlichen Kaiser von Konstantin an diesen Titel benutzten, um die Heiden durch Mittel, die in die persönliche Freiheit nicht eingriffen, zum Christenthume hinüber zu führen, da löseten sich allmählig die dem Heidenthume angehörenden Nebenbegriffe von der Idee des Pontificats ab; und als endlich die Zeit diesen Begriff zu seiner reinen Abstraktion erhoben hatte, da war kein Grund mehr vorhanden, der, heidnischer Überlieferung wegen, die römischen Bischöfe hätte hindern mögen, diesen Titel sich beizulegen; oder: hat denn das Christenthum eine eigene Sprache für sich eingeführt,

[1] Phil. XIII. 5. Orat. II. 2. Liv. VI. 6. Tac. hist. II. 91.

[2] Sueton. Aug. XXXI. Macrob. Satyr. L. XII. Liv. XXXI. 9.

[3] Liv. XXXI. 8. 9. XXXIV. 44.

welche die heidnischen Griechen und Römer nicht geredet hätten, noch mehr: war es der Gottheit unwürdig, mit einem Worte bezeichnet zu werden, welches aus der griechischen und lateinischen Sprache genommen war, und wodurch auch Heiden das höchste Wesen bezeichnet hatten? So wäre denn sogleich im Voreingange der Angriff des Dr. Paulus gegen Stolberg verunglückt; da dieser Angriff auf eine bloß hingeworfene Bemerkung gerichtet war, die in der Hauptsache nichts entschied, so mögen die Protestanten, deren Sache er zu führen vorgiebt, selber urtheilen, welche Erwartung sie sich von einem Sachwalter machen dürfen, der unnöthiger Weise und sogleich solche Blößen giebt.« S. 8. 9.

4. „Es ist vielfältig erwiesen, fährt der Verfasser fort, daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums an eine Oberherrlichkeit der Bischöfe in Rom nicht gedacht wurde; und wenn man ihnen unter den übrigen nach und nach die erste Stelle einräumte, so geschah es nicht deßwegen, weil sie Nachfolger des Apostels Petrus, sondern weil Rom damals die Hauptstadt der Erde und die dasige Gemeinde unmittelbar von dem Apostel Paulus (und Petrus?) gestiftet war.«

So findet der Verfasser in den ersten Jahrhunderten keinen Primat. Er ist ihm aber in den obigen Stellen, von denen viele und triftige aus den ersten Jahrhunderten sind, bewiesen worden. Freilich konnte damals der Primat noch nicht so ausgebildet hervortreten, wie wir ihn unter Leo d. G., Gregor d. G., Nikolaus I., Gregor VII. bereits entwickelt sehen. Daraus aber ist nicht zu schließen, daß er früher gar nicht vorhanden gewesen sey. Er war vorhanden, sonst würde er sich nie haben entwickeln und ausbilden können; er war vorhanden, sonst hätte er sich plötzlich und gegen das christliche Bewußtseyn in die Welt hereindringen müssen, was ihm nie möglich gewesen wäre,

so wenig gegen den Willen einer Gemeinheit, in einer demokratischen Gestaltung des politischen Lebens sich plötzlich ein König aufdringen kann. Darin aber fehlen auch nicht wenige Katholiken, daß sie den Pabst in Petrus und seinen nächsten Nachfolgern schon mit jenen ausgebildeten Rechten erblicken wollen, die erst die Päbste späterer Perioden genossen. Auch das ist ein Fehler, wenn man in jeder einzelnen That eines frühern Pabstes sogleich eine Primatialhandlung in der Weise sieht, daß man aus ihr allein schon den Vorrang erschließen zu dürfen glaubt. Erst alle Handlungen des römischen Stuhls zusammen, mit festem Hinblicke auf die andern Bischöfe, lassen, aber auch fest und sicher, auf den Primat schließen.

Den Vorrang aber aus der Bedeutsamkeit der Stadt herleiten, wie es vom Verfasser geschieht, ist verkehrt und ein Beweis, daß seine Anschauung lediglich eine äußere, mechanische, keineswegs aber eine lebendige und innere, und darum eine wahre sey. Rom selbst war hier nur Nebensache, aber allerdings eine glückliche, die wir uns aus der weisen Leitung der Vorsehung ableiten. Der Primat aber war etwas Lebendiges, das auch eine lebendige göttliche Grundlage haben mußte. Nie haben die römischen Bischöfe das Bewußtseyn in sich getragen, sie haben ihren Vorrang der Stadt zu verdanken. Sie würden dieser Ableitung doch auch einmal Erwähnung gethan haben. Sie trugen aber ein ganz anderes Bewußtseyn vom Ursprunge ihres Amtes in sich, und glaubten in Folge desselben auch an eine heilige Verpflichtung.

5. Bringt der Verfasser gegen den Primat die Concilien vor, auf denen der Pabst keinen Vorrang gehabt habe. Ein Beispiel von vielen und zwar ein solches, das statt aller Beweise dienen soll, wird das Concilium zu Karthago im Jahr 250 angeführt. Dieses Concilium, das in seiner eigenen Sache sprach, ist als Partei gegen

Rom schon gar nicht anzunehmen, und besonders wenn wir den gereizten Zustand der Gemüther bei demselben in's Auge fassen. Überhaupt scheint es, der Verfasser wisse nicht, welche Ansicht die Kirche von einem Concilium habe. Ein Concilium hat nur dann verbindende Kraft, wenn es allenthalben angenommen wird. Es kommt also nicht auf die Zahl der dabei erscheinenden Bischöfe an, sondern darauf, daß die Aussprüche der Versammlung von der zerstreuten Kirche gutgeheißen werden, insbesondere aber noch vom Pabste, dem Haupte derselben, wenn er nicht selbst betheiligt ist, wie zu Konstanz Johann XXIII. es war. Was nun aber das Concil zu Karthago im J. 250, auf dem gegen Pabst Stephan gesprochen wurde, betrifft, so wie die Worte Cyprian's, der Seele des ganzen, so muß bemerkt werden, daß es Cyprian selbst wieder ist, der bei ruhigerer Fassung dem Pabste den Primat zuerkannte, gegen den er eigentlich auch dießmal nicht gesprochen. Es schien ihm nur, der Pabst gehe zu weit. Die feste und unbestreitbare Anerkennung des Primats von Seite Cyprian's liegt in seiner Schrift über die Einheit in der Kirche. Da der Verfasser auf diese gar keine Rücksicht nahm, und auch den Streit über die Ketzertaufe nur aus dem Sophronizon, seiner beinahe alleinigen geschichtlichen Quelle, erfahren hat, so erscheint auch hier wieder seine Einseitigkeit, und nur verächtlich können wir hinsehen auf seine Prahlerei mit geschichtlicher Begründung seiner Sache. Um dieser Einseitigkeit etwas abzuhelfen, setzen wir ihm aus Cyprian's Buch über die Einheit Folgendes hieher. Cyprian spricht im Eingange über die in die Kirche eingerissene Spaltung, und sucht die Ursachen derselben auf, die er auch findet. „Doch, geliebteste Brüder! sagt er, Alles dieses geschieht nur alsdann, wenn man nicht zur Quelle der Wahrheit zurückkehrt, wenn man dem ersten Ursprung nicht nachforscht, und sich

an den Unterricht des himmlischen Lehrmeisters nicht hält. Läßt man sich aber so eine Erörterung und so ein Nachforschen gefallen, so bedarf es weder einer langen Abhandlung noch vieler Beweise: eine kurze Ansicht der Wahrheit gilt dem Glauben statt alles Beweises. Und nun führt Cyprian alles unmittelbar auf den Primat zurück.

„Der Herr spricht zu Petrus: (Matth. XVI.) „Ich sage dir, du bist Petrus, und über diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben: was du auf Erden binden wirst, das soll auch im Himmel gebunden, und was du auf Erden lösen wirst, das soll auch im Himmel gelöset seyn.“ So spricht er auch zu eben demselben nach seiner Auferstehung (Joann. XXI.) „Weide meine Schafe.“ Über diesen Einzelnen baut er also seine Kirche, diesem empfiehlt er die Weide seiner Schafe, und obgleich er nach seiner Auferstehung allen übrigen Aposteln eine gleiche Macht mittheilt, wenn er sagt: (Joann. XX.) „Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch; nehmet hin den heiligen Geist, wem ihr die Sünden nachlassen werdet, dem sollen sie nachgelassen seyn, und wem ihr die Sünden vorbehaltet, dem sollen sie vorbehalten seyn; so wollte er doch, um die Einheit deutlicher an den Tag zu geben, daß die Quellen eben dieser Einheit nur von Einem sich fortleiten. Allerdings waren die übrigen Apostel, was Petrus war, und sie waren Mitgenossen der nämlichen Ehre und Macht; doch der Ursprung hievon geht von der Einheit aus, und dem Petrus wird der Primat gegeben, um Eine Kirche Christi, und Einen Lehrstuhl dadurch deutlichst anzuzeigen. Alle sind Hirten, aber die Heerde nur Eine, welche alle Apostel, um nur Eine Kirche Christi darzustellen, mit übereinstimmender Lehre zu weiden haben.

„Auf diese Einheit der Kirche deutet auch der heil. Geist hin, wenn er in der Person des Herrn in dem hohen Liede spricht: Nur eine ist meine Taube, meine vollkommene, die einzige ihrer Mutter, und von der, die sie geboren hat, auserkoren. Wer sich nun an die Einheit der Kirche nicht hält, wie will er sich bereden, er halte es mit dem Glauben? Und wer sich wider die Kirche Christi auflehnt, derselben sich widersetzt, und den Lehrstuhl des Petrus, über welchen die Kirche erbaut ist, verläßt, wie will er glauben, er sey ein Mitglied der Kirche, da doch der heilige Apostel Paulus das Geheimniß der Einheit deutlich lehrt, und zeigt, wenn er sagt: (Ephes. IV.) „Es ist nur Ein Leib, und Ein Geist, nur Eine Hoffnung eures Berufes, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott.“ *)

Fassen wir Alles, was wir bei Cyprian über diesen Punkt finden, zusammen, so ergiebt sich folgende Ansicht des Cyprian. Der Episkopat ist nur Eines, und er ist ungetheilt. Zwar hat jeder einzelne Bischof seinen besondern Berufskreis, seine besondere Diöcese; aber er gehört nur dem Ganzen an, und ist nur etwas, sofern er am Ganzen hält und ein lebendiges Glied desselben ist. Die Einheit des Ganzen ruht aber in der Kathedra Petri, und diese ist es auch, die die Einheit der Kirche manifestirt, ut unitatem manifestaret.

Von dieser Anschauung des Cyprian vom Primat und der Kirche weiß nun freilich der Verfasser nichts, sonst hätte er den Streit von einer andern Seite ansehen müssen. Durch das, was das genannte Concilium gegen Stephan vorbrachte, ist der Primat eben so wenig angegriffen, als durch Cyprian's und anderer Bischöfe Briefe, so viel Bitterkeit auch in denselben gefunden wird. Man

*) De unitate eccles.

sieht nur, daß im leidenschaftlichen Eifer beide Theile zu weit gegangen sind.

Daß in den später erfolgenden allgemeinen Concilien des vierten und fünften Jahrhunderts (mit Ausnahme doch gewiß) von der Oberhoheit des römischen Bischofs keine Rede gewesen sey, kommt bloß daher, weil der Primat allenthalben schon anerkannt und also nichts Neues mehr war, was der Verfasser sogleich einsehen kann, wenn er die oben citirten Stellen nachschlagen will, und wenn er nachdenkt, warum in jenen Kirchenversammlungen, die über das Verhältniß Roms zu Konstantinopel etwas bestimmt haben, dem Bischofe von Rom stets der Vorrang gegeben worden sey. Daß die von Konstantinopel oft diesen Vorrang mit neidischen Augen angesehen und angefochten haben, hatte im Bösen, nicht in der Organisirung der Kirche seinen Grund. Was daher der Verfasser in dieser Beziehung vorbringt, hat, als aus einseitiger Betrachtung und aus polemischem Interesse hervorgegangen, keinen Werth und beweis't nichts gegen den Primat. Daß er sich in Gregor dem Großen, der bei all seiner Demuth doch Pabst seyn wollte, nicht ganz zurechtfinden konnte, ist natürlich. Denn demüthig seyn und doch Pabst seyn wollen, das ist ihm ein Widerspruch, den er nicht lösen kann. Eben so oberflächlich ist, was er über Bonifaz III. und sein Verhältniß zu Phokas sagt.

Obschon der Verfasser allenthalben dem Pabstthume den Weg versperrt und es durchaus nicht aufkommen lassen will, so muß er es doch mit einmal als entstanden vor sich sehen. Wenn er glaubt, durch zwei Hauptmittel habe es sich so sehr erhoben, durch das Legatenwesen und die Verleihung des Palliums; so irrt er sich schon darum, weil beides eine Folge der schon vorhandenen päbstlichen Macht war; die Folge eines Dinges aber ist noch nie dessen Grund gewesen. Der Pabst mußte zuerst

als solcher anerkannt und verehrt worden seyn, ehe er seine Legaten schicken und das Pallium verleihen konnte.

Und nun wendet der Verfasser sich zu Deutschland, und gedenkt mit Schmerzen zuerst des Eides, den Bonifaz, der deutsche Apostel, dem Pabste abgelegt, und dadurch ein festes Band zwischen Rom und unserer vaterländischen Kirche geknüpft hat. Da wir uns vornehmen, über diesen Punkt später zu sprechen, so wollen wir über das vom Verfasser hier Gesagte kurz seyn. Obschon er zugiebt, daß Deutschland unter Bonifaz fest an Rom angeknüpft worden sey, so weiß er doch sogleich auch wieder viel davon zu sagen, daß die fränkischen Könige eben nicht viel nach dem Pabst gefragt haben. Dieß erschließt er durch ihr Verfahren bei den Angelegenheiten der Kirche, insbesondere aus ihrer selbstständigen Berufung kirchlicher Versammlungen. Dabei vergißt er aber, daß Bonifacius und die ihm gleichen Priester und Bischöfe doch immer auch bei diesen Concilien erschienen und ohne Zweifel das Meiste gethan haben. Auch scheint er nicht zu wissen, in welcher Lage die neu entstehende Kirche des fränkischen Reiches gewesen sey, wie bei der Rohheit der Gemüther der weltliche Arm stets nothwendig eingreifen mußte. Bonifaz gesteht selbst, daß er ohne den Fürsten fast gar nichts vermöge. *) Mit der Macht des Fürsten war aber die des Pabstes nicht aufgehoben. Beide Kräfte wirkten vereint zusammen, und das Meiste, was der Pabst durch Bonifaz und die ihm ergebenen Bischöfe wollte, geschah. Und wenn es auch Beispiele gäbe, daß die Fürsten dem Pabste widersprochen, was würde dieß der Sache für einen Eintrag thun? War Gregor VII. nicht Pabst, als ihm Heinrich IV. gegenübertrat?

Mit einmal aber und unmittelbar kommt der Verfasser auf die Entthronung des merowingischen und die

*) Bonifacii ep. 4.

Erhöhung des pipinischen Hauses durch den Pabst. Dadurch ist aber doch gewiß die Macht des römischen Bischofs genugsam an den Tag gethan. So sehr war also, es kann nicht anders geschlossen werden, in dieser Zeit das Ansehen Roms gestiegen, daß ein mächtiger Fürst, der eine königliche Familie stürzen und die seinige an ihre Stelle erheben will, dieß nur durch den Pabst erlangen konnte. *) Es ist nur die Frage, ob der Pabst hierin rechtlich verfahren sey. Die Antwort liegt in den Umständen und in der geistigen und sittlichen Gestaltung der damaligen Zeit. Der merowingische Herrscherstamm war im Innern faul geworden, schreckliche Laster entehrten seine Glieder, blutige Familienkriege, Verwandtenmord, Incest

*) Der Hergang wird meistens sehr einfach erzählt. Pipinus, Dux Francorum, missa Romam legatione Zachariam Papam interrogat de Regibus Francorum ex antiqua Meroingorum stirpe descendentium, qui Reges quidem dicebantur, sed potestas regni tota apud Majorem Domus habebatur; excepto quod cartæ et privilegia Regis nomine scribebantur, et in martis campum, qui Rex dicebatur, plaustro bubus trahentibus vectus, atque in loco eminenti sedens, semel in anno a populis visus, publica dona solemniter sibi oblata accipiebat, stante coram Majore Domus, et quæ deinceps eo anno agenda essent, populis edocentibus, sicque Rege domum redeunte cætera regni negotia Major Domus administrabat. Orat ergo sibi decerni, *quis eorum juste Rex debeat dici et esse: is qui securus domi sedeat an ille, qui curam totius regni et omnium negotiorum molestias sufferat?* — Zacharias Papa *ex auctoritate B. Petri Apostoli* mandat populo Francorum, ut Pipinus, qui potestate regia utebatur, regni totius et nominis quoque dignitate frueretur Ita Hyldricus Rex, qui ultimus Meroingorum Francis imperavit, depositus, et in monasterium missus est, Pipinus vero in civitate Suessionum a S. Bonifacio Archiepiscopo in regem unctus regni honore sublimatus est. Annal. Fuldens. 751. et 752. in Marq. Freheri script. rer. Germ. Francof. 1600. Fol. Vgl. Erchambert. Breviar. Reg. Franc. ap. Usser. et Adon. Archiepisc. Viennens. Breviarium chronicorum.

war nicht selten. *) Vom Haupte aber ging das Verderben auf die Glieder herab und wurde allgemein. Von den ganz verdorbenen Königen wurden eben so schlechte Bischöfe gewählt, von denen das Unheil auch auf die anvertrauten Seelen überging. **) Ein neues Geschlecht mußte also auf den Thron erhoben werden, sollte nicht alle Religion vertilgt und alles Heilige profanirt werden. Dazu war das karolingische von der Vorsehung auser-

*) S. die Geschichte des Gregor von Tours, und ferner die von Sismondi und Luden.

**) Von den Bischöfen macht Gregor von Tours eine traurige Beschreibung. Denique Cautinus adsumto episcopatu, talem se reddidit, ut ab omnibus exsecraretur vino ultra modum deditus, nam *plerumque* in tantum infundebatur potu, ut de convivio vix a quatuor portaretur. Unde factum est, ut epilepticus fieret in sequenti, quod sepius populo manifestatum fuit. Erat enim et avaritiae in tantum incumbens, ut cujuscumque possessionis fines ejus termino adhaesissent, interitum sibi putaret, si ab eisdem aliquid non minuisset: et a majoribus quidem cum rixa et scandalo auferebat, a minoribus autem violenter diripiebat. Einen Presbyter ließ er lebendig begraben, weil er ihm ein gewünschtes Papier, das jener von der Königin erhalten hatte, nicht geben wollte. Man hielt ihn deßhalb für grausamer als Nero. In Cautino autem nihil sancti, nihil pensi fuit, de omnibus enim scripturis, tam ecclesiasticis quam saecularibus, adplene immunis fuit. Judaeis valde carus ac subditus erat, non pro salute, ut pastoris cura debet esse sollicita, sed pro comparandis speciebus, quas cum hic blandiretur, et illi se adulatores manifestissime declarant, majori quam constabant pretio venum dabant. Gregor. Turon. hist. eccl. Francor. l. IV. c. 12. p. 150. 152. ed. Paris. 1694. Ruinart. Auf einer Synode zu Chalons kommen zwei Bischöfe, Salonius und Sagittarius vor, von denen es heißt: objiciuntur eis crimina et non solum de adulteriis, verum etiam de homicidiis accusantur. Ibid. l. V. c. 28. p. 238. Und König Guntram wirft dem Bischof der ihn früher schon oft hintergangen hatte, vor: Tertio enim mihi, quod de episcopo dici iniquum est, pejerasti. lib. VIII. c. 2. p. 377.

sehen, und der Pabst sollte die neue Zeit durch die Macht seines Wortes herbeiführen.

Dennoch soll der Pabst, der dieß gekonnt, weil es die Vorsehung so und nicht anders gewollt, dennoch soll er nun sogleich wieder, weil der Verfasser es will, eben keine große Bedeutung haben und unter Karl d. G. in jeder Beziehung stehen. Dieß wird bewiesen aus dem Verlaufe des Bilderstreites. Zuerst wird behauptet, daß Karl's erleuchteter Geist die Inhaber des römischen Stuhls übersah. Was die Verehrung der Bilder selbst betrifft und die wahre und nicht entstellte Weise derselben, so kann sie nur von dem begriffen werden, der einmal für's Heilige und seine Offenbarungen Sinn hat, und dann Fleiß und Geschick genug besitzt, in den Quellen, und nicht in ihren Entstellungen zu forschen. Die Verehrung, keineswegs aber die Anbetung der Bilder, hatte ihren Ursprung in der durch's Christenthum erhöhten Natur des Menschen, der mit Christo ist und in ihm Erlösung und Heiligung findet. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Worte des Johannes von Damaskus. Es ward eingewendet, daß schon den Juden die Bilderverehrung verboten gewesen sey, und dadurch war der Gedanke ausgedrückt, daß dieß im Christenthume nun auch und um so mehr beobachtet werden müsse. Er antwortet hierauf: „In der alten Zeit erbauten die Israeliten keinen dem Namen eines Menschen geweihten Tempel, sie feierten keine Feste zum Andenken an Menschen, denn noch war die menschliche Natur unter dem Fluch und noch war der Tod Verdammniß, deßwegen war er mit Trauer verbunden, der Leichnam, und wer ihn berührte, wurde für unrein gehalten, jetzt aber seitdem die Gottheit mit unsrer Natur sich verbunden hat, als ein belebendes Heilmittel, ist unsre Natur verherrlicht und zum Unvergänglichen erhoben worden, daher wird der Tod der Heiligen gefeiert,

Tempel werden auf ihren Namen gebaut, und ihre Bilder entworfen. [1]) Ehemals wurden die Tempel mit den Gestalten und Bildern vernunftloser Geschöpfe ausgeschmückt, jetzt aber mit den Bildern der Heiligen, welche sich zu lebendigen und vernunftbegabten Tempeln des ihnen einwohnenden Gottes gemacht haben. [2])

Daß Karl der Bilderverehrung entgegentrat, hatte einen zweifachen Grund. Einmal wußte man im Abendlande die Unterscheidung nicht, welche das Morgenland zwischen Latreia und Proskynesis machte; und nahm das zweite für das erste, welche Verwechselung das Morgenland selbst entschieden und fest verwarf; der erste Grund ist also Unkenntniß der Sache. Der zweite liegt im Hasse Karl's gegen Irene, durch die die Bilderverehrung wieder in Aufnahme gekommen war. Am deutlichsten hat in dieser Beziehung wohl in die Sache geschaut der Privatdocent Lorentz in Halle, der glaubt, Karl habe dem abendländischen Concilium die Verhandlungen des morgenländischen entstellt vortragen lassen. [3]) Die Meinung des Pabstes trug am Ende doch den Sieg davon, die Bilderverehrung blieb.

Der Verfasser behauptet weiter, Karl habe in der Regel den Kirchen ihre Bischöfe und Äbte vorgesetzt. Besser würde er gethan haben zu sagen: in der Regel ließ er die Wahl der Bischöfe kanonisch geschehen, und Eingriffe in dieselbe von seiner Seite gehören zu den Ausnahmen. Ohne Zweifel ist es dem Verfasser wie noch so Vieles Geschichtliche in der Kirche unbekannt, daß Karl

[1]) De cultu imag. orat. II.

[2]) Orat. p. 710. seq.

[3]) Wir bitten diese Abhandlung selbst nachzulesen in seiner Schrift: Alcuin's Leben, ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und Kulturgeschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Friedr. Lorentz. Halle 1829. S. 102. — 143.

auf die Wahlen der Prälaten selbst in einem Gesetze auf das feierlichste verzichtet habe. Denn wir finden vom J. 803 ein Kapitular des Inhalts: „Nicht unkund der heil. Kanonen haben wir, damit im Namen Gottes die heil. Kirche im freieren Besitze ihrer Ehre sey, dem Klerus unsere Zustimmung gegeben, daß die Bischöfe durch Klerus und Volk nach der Vorschrift der Kanonen aus der eigenen Diöcese ohne Parteilichkeit und Bestechung nur wegen des Verdienstes und wegen der Weisheit gewählt werden sollen, damit sie durch Beispiel und Wort den Untergebenen auf jegliche Weise zum Frommen werden.“ [1] Dieselbe Verordnung machte später auch Ludwig d. Fromme. [2]

Ferner behauptet der Verfasser: „Die Pabstwahlen standen ihm (Karl d. G.) zu, und es war noch eine richtige Ansicht der Verhältnisse, wenn Pabst Hadrian I. auf einer römischen Kirchenversammlung 774 das Recht, einen römischen Pabst zu wählen und zu ernennen, Karl d. G. und seinen Nachfolgern übertrug.“ Zuerst nennt der Verfasser dieß eine richtige Ansicht der Verhältnisse. Welchen Standpunkt nimmt er hier ein? — Wohl den des krassesten Territorialisten, ohne zu wissen, daß diesem System die katholische Kirche nie gehuldigt hat. Wie ihm gegenwärtig noch die protestantische willig ergeben sey, möge er bei Neander und Schleiermacher erfahren, wenn ihm außer den Schriften des Paulus in Heidelberg auch noch Schriften geistreicher und gründlich gelehrter Männer bekannt sind. Das wird der Verfasser nie erweisen können, daß es in der katholischen Kirche stehender Grundsatz war, daß der Pabst vom Kaiser ernannt werde, wenn auch Beispiele von solchen Ernennungen in verwirrten Zeiten vorliegen.

---

[1] Capitular I. an. 803.

[2] Capitular an. 816. c. 2.

Daß aber Hadrian I. Karl d. G. dieses Recht gegeben habe, ist nicht wahr, und der Verfasser liefert hier wiederum einen Beweis seiner Unkenntniß in der Geschichte. Er hat jenes Gesetz Hadrian's bei Gratian D. 63. c. 22. im Auge, ohne zu wissen, daß die Unächtheit längst schon von De Marca und Baronius dargethan ist. *) Siegebert ist der erste, der jenes dem Kaiser verliehenen Rechtes gedenkt. Er lebte aber ungefähr 300 Jahre später, während große gleichzeitige Schriftsteller, selbst die Biographen Karl's, wie Einhard, nichts davon erwähnen. Die Investitur, mit der jenes Gesetz ganz verwebt ist, war in der Art und Weise, wie sie später aufkam, etwas Unbekanntes. Das Gesetz ist eine Interpolation, die den Zweck hatte, den ungerechten Handlungen Heinrich's IV. den Schein von Rechtlichkeit zu verleihen. Ferner haben wir zwei Briefe von Hadrian I. an Karl, die uns Sirmond als von den Jahren 784 und 783 aufbewahrt, die jenem Gesetze geradezu entgegen sind. Hadrian geht in ihnen den Kaiser an, in Bischofswahlen sich überhaupt nicht zu mischen. Auch hat Karl und seine unmittelbaren Nachfolger von diesem günstigen Gesetze geradezu den verkehrten Gebrauch gemacht. **) Dieß Alles hat der Verfasser nicht beachtet und sich somit unter die Menge jener begeben, die, um die Wahrheit unbekümmert, sich alle Mittel erlauben, die zu ihrem Zwecke führen. Giebt es auch einen heiligen Zweck, zu dem solche verächtliche Mittel führen? Oder ist wohl der Verfasser einer der vielen Jesuiten, die aus der katholischen Kirche sich in die pro-

*) Baron. ad an. 774. N. 10. De Marca, Concord. imper. et sacerdot. l. 8. c. 12.

**) Vgl. den gründlichen und kritischen Pagi, Breviarium historico-chronologico-criticum illustr. Pontific. Roman. Gest. tom. I. Venetiis 1730. p. 461. 462.

testantische hinüber geflüchtet haben, weil sie in der katholischen ihres Gleichen nicht fanden?

Endlich kommt der Verfasser noch, was zu erwarten war, auf die **Dekretalen**, die er wiederum nur aus Spittler und Paulus kennt. Die Dekretalen sind schon lange ein Gegenstand der Controverse geworden, und es hat nicht an solchen gefehlt, die, was freilich unter der Würde ist, mit Kraftworten, d. h. mit rohen Redensarten über sie hergefallen und sie ausgeschmäht haben als ein Werk des Bösen. Andere, und dieß Verdienst erwarben sich tiefe Protestanten unserer Zeit, Andere glaubten, jede Erscheinung im Leben habe gewisse Gründe die in der Zeit, in der wir jene treffen, aufgesucht werden müssen. Und auf diesem Wege, den sie auch bei den Dekretalen einschlugen, kamen sie der Wahrheit näher.

Es ist dem, der die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte kennt, nicht unbekannt, mit wie vieler Mühe und Anstrengung das Christenthum in den unkultivirten Theilen der abendländischen Welt verbreitet worden ist. So groß auch der Eifer der gelehrten und frommen Mönche Italiens war, so war demselben doch schon ein Hinderniß durch die Sprache gesetzt, durch die sie sich den rohen Völkern nicht unmittelbar verständlich machen konnten. Die rohen Horden mußten durch Äußerlichkeiten zuerst sich Eingang in's Innere verschaffen. Und hätten sie nur, die ersten Bekehrer, hätten sie nur stets ersetzt werden können durch Lehrer ihres Gleichen. Das war eben der Fehler und der daraus erwachsene Schaden, daß die späteren Bekehrer, die selbst erst bekehrt waren, nicht mehr den ersten glichen, weder an Eifer, noch Ausdauer, noch Gelehrsamkeit, noch Weisheit. Der Columbane, Winfride, Gallen und Corbiniane giebt es nur wenige. In dieser Zeit trat der Pabst kräftig auf, und er war der Vater der abendländischen Menschheit in mehr als einer

Beziehung. Er machte Völker und Regenten, die im Kindheitszustande noch begriffen waren, mündig. Aber kaum waren die Fürsten mündig geworden, als sie anfingen, gegen den feindlich sich zu benehmen, dem sie Alles, selbst die Festigkeit ihrer Throne, zu verdanken hatten. Völkerrechte wurden unterdrückt, und die Schwächern mußten der rohen Kraft des Stärkern unterliegen. Dieser unterdrückte Theil, wohin anders konnte er sich wenden, als zu dem Pabste, dem Schiedsrichter der Nationen und der Völker. Dieses hohe und zu seiner Ehre stets geführte Amt, machte aber dem Pabste Feinde in großer Zahl. Um gegen ihn aufzutreten, verbanden sich die Fürsten mit ihrem hohen Klerus, den Bischöfen, die sie selbst bald nach Gefallen wählten. Sie wählten aber meistens Männer, die sie zu ihren Kriegen als beherzte muthige Soldaten brauchen konnten, weltkluge Schlauköpfe, nachgiebige Schmeichler, oft beherzte Bösewichte, Männer ohne den heil. Geist. Es ist bekannt, wie solche Bischöfe ihren königlichen Herrn alles erlaubten, was wider göttliche und menschliche Rechte ist. Auf diese Weise entstand in der abendländischen Menschheit und gerade von den Ersten derselben ein Trutzbündniß gegen die Religion des Kreuzes und den Vertheidiger der guten Sache. Insbesondere hielten sich die Fürsten an ihre Metropoliten, ihre ersten Kreaturen im kirchlichen Systeme. Durch diese geschützt konnten sie das Unseligste anfangen und beenden. Eben so konnten die Erzbischöfe selbst, durch jene gehalten, Alles verüben, was ihnen Übermuth, Rachsucht und böser Wille eingab. Sie machten sich kein Gewissen daraus, Bischöfe, Äbte und Priester auf's ärgste zu mißhandeln, sie einkerkern, peitschen zu lassen, und ohne Grund abzusetzen. — Welche Folgen mußte dieß für die Sache Christi haben? — Welchem Zustande ging die Kirche schnellern Schritts entgegen? — Um den Untergang zu verhüten,

der dem religiösen Leben drohte, faßte ein Priester oder Bischof im fränkischen Reiche den Plan, dem schlechten Zustande dadurch ein Ende zu machen, daß er die Metropoliten und Fürsten demüthige, und dem Pabst unterwerfe. Er verfaßte und sammelte Dekretalien der Päbste, die er unter dem Namen Isidorus Peccator herausgab, in welchen als der rothe Faden der Grundsatz ausgesprochen war, daß der Pabst über die Metropoliten gebieten könne, und der Statthalter Christi sey. Dieß war in der Hauptsache nichts Neues; es wurde nur auf's neue eingeschärft. Die Bischöfe wurden nun aus der Sclaverei der Metropoliten befreit, die Geistlichkeit dem weltlichen Herrscher entzogen und in eine selbstständige und wahrhaft priesterliche Thätigkeit gesetzt. Man ließ sich dieses System gefallen, weil es von der Zeit und durch die Gerechtigkeit geboten war. Nur in unserer Zeit hat man diese Ansicht verloren, weil man überhaupt ungeschickt ist, in fremde Zeiten sich lebendig zu versetzen, und die Erscheinungen nach der Wahrheit zu prüfen. Hatte nicht Nikolaus I.*) der große Pabst und Vertheidiger der guten Sache die Zustimmung der ganzen Welt für sich, als er im Abend- und Morgenlande im Sinne seiner Dekretalen zuerst edel handelte?

Und so nehmen wir für dießmal von unserm Verfasser Abschied, mit dem Versprechen, im nächsten Hefte des „Katholiken" mit ihm gewiß wieder zusammen zu treffen. Für dießmal glauben wir, ihn der Unkenntniß der katholischen Ansicht vom Pabstthume und seiner Begründung und der katholischen Kirche überhaupt, so wie der Unerfahrenheit in der Geschichte überwiesen zu haben, und wir glauben, es werde uns das Nächstemal nicht viel schwerer werden.

*) Vgl. Plank, Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, B. II. S. 806. ff.

IX.

Fragen und Antworten

die auch in Deutschland ernstlich zu erwägen sind. *)

Der Unterricht in der Klasse.

Der Mann des Lycée spricht zu den katholischen Schülern:

Jesus Christus ist der Mensch gewordne Sohn Gottes, der verheißne Messias, der Erlöser des Menschengeschlechts. Die Messe ist das Opfer des Leibes und Blutes Jesu Christi, auf dem Altare dargebracht zur Vergegenwärtigung und Fortsetzung des Opfers am Kreuz. Die Anrufung der Heiligen ist gut und heilsam. Die Buße ist ein Sakrament, worin die nach der Taufe begangenen Sünden nachgelassen werden. Der Pabst ist der Stellvertreter Jesu Christi, das sichtbare Oberhaupt der ganzen Kirche. Dieses sind Wahrheiten der katholischen Religion, meine Kinder! Dieses ist die Lehre der Kirche!

Zu den jüdischen Zöglingen.

Meine Kinder! Der versprochene Messias ist noch nicht auf der Erde erschienen. Jesus Christus ist nur der Sohn des Panther, *) ein Betrüger, der als vor-

*) Folgendes aus dem Correspondant findet auch in vielen deutschen Schulen seine Anwendung. Setzen wir nur statt des Journals Lycée, welches das Schulmonopol in den Händen der Universität, und die ohne Rücksicht auf Religion errichteten öffentlichen Lehranstalten in Frankreich in Schutz nimmt, die Vertheidigung des sogenannten allgemeinen Religionsunterrichtes, und die Liebhaber der gemischten Dorfschulen und Gymnasien; so werden wir dasselbe Ergebniß finden. Will man zuletzt das so oft wiederkehrende Bekenntniß: Wir haben ja Alle nur einen Gott, als den einzigen Glaubenspunkt in allgemeine Geltung bringen, so mag man auf dem betretenen Wege fortfahren; nur sage man nicht mehr, daß die Christusreligion noch unter uns erhalten werden solle. D. U.

*) Talmud von Jerusalem.

geblicher Wunderthäter gekreuzigt wurde. *) Es giebt kein anderes Opfer, als die des mosaischen Gesetzes. Die Messe, die Anrufung der Heiligen, das Sakrament der Buße, das Ansehen des Pabstes sind nur Hirngespinste. Dieses sind Wahrheiten der jüdischen Religion, meine Kinder! Dieses ist die Lehre der Rabbiner!

Zu den protestantischen Zöglingen.

Meine Kinder! Der Messias ist gekommen, und Jesus Christus ist der Messias. Die Messe ist eine teuflische Handlung. Die Anrufung der Heiligen ist Abgötterei. Die Buße ist kein Sakrament, und die Sünden werden darin nicht vergeben. Der Pabst ist voll Teufel, Lügen, Gotteslästerung und Abgötterei, er ist der Urheber und Beschützer aller Laster, der Feind Gottes, der Antichrist, der Zerstörer des Christenthums. Der Pabst ist der eingefleischte Teufel; wie Jesus Christus Gott und Mensch ist, so ist der Pabst Mensch und Teufel. *)

Dieses sind Wahrheiten der protestantischen Religion, meine Kinder! Dieses ist die Lehre der Reformation! Und es ist nothwendig, daß in allen Primärschulen die Kinder jeder Religion in den Stand gesetzt sind, die Wahrheiten ihrer Religion kennen zu lernen!! *)

Ein jüdischer Zögling.

Mein Herr! ich begreife nicht, wie eine der Wahrheiten der katholischen Religion lehrt, Jesus Christus sey der Mensch gewordene Sohn Gottes, der versprochene Messias, der Erlöser des Menschengeschlechts, während eine der Wahrheiten der Religion, wozu ich mich bekenne, lehrt, der versprochene Messias sey noch nicht auf der Erde erschienen, Jesus Christus sey nur der Sohn

*) Herban. Bibl. Patr. Mag. pag. 198.

*) Luther. op. ed. Germ. T. 7. pag. 394.; tom. 8. p. 269.

*) Moniteur, vom 28. April 1828.

von Panther, ein als vorgeblicher Wunderthäter Gekreuzigter!

Ein katholischer Schüler.

Mein Herr! ich begreife nicht, wie eine Wahrheit der protestantischen Religion lehret, die Messe sey eine teuflische Handlung, während eine der Wahrheiten der Religion, wozu ich mich bekenne, lehrt, die Messe sey das Opfer des Leibes und Blutes Jesu Christi, das auf dem Altare zur Fortsetzung und Vergegenwärtigung des Kreuzopfers dargebracht wird!

Ein protestantischer Schüler.

Mein Herr! ich begreife nicht, wie eine der Wahrheiten der katholischen Religion lehrt, der Pabst sey der Statthalter Jesu Christi, das sichtbare Haupt der allgemeinen Kirche, indem eine der Wahrheiten der Religion, wozu ich mich bekenne, lehrt, der Pabst sey der eingefleischte Teufel, wie Jesus Christus Gott und Mensch ist, so sey der Pabst Mensch und Teufel!

Der Mann des Lycée.

Meine Kinder! der Unterricht im Buchstaben des Katechismus, und nicht im Dogma, macht einen Theil des Primärunterrichts aus. *)

Ein katholischer Schüler.

Es ist nothwendig, daß man den Buchstaben des Katechismus begreife, und deßwegen muß er erklärt werden. **)

Der Mann des Lycée.

Ja wohl, mein Sohn! um gut im Buchstaben des Katechismus zu unterrichten, muß man ihn begreifen, er muß erklärt werden; um diese Erklärung zu geben, muß man im Besitze des ersten Unterrichts seyn, den alle auf

*) Moniteur, vom 28. April.

**) Moniteur ibid.

christliche Weise erzogene Menschen haben. Man darf nie denken, daß die Lehrer in die Prüfung des Dogma's eingehen dürfen; man wird von den Lehrern nur das fordern, was nothwendig ist zur gewöhnlichen Erklärung und leicht — — — — Es ist hierin nichts, was einen geraden und vorsichtigen Geist erschrecken könnte. Dieses ist eine Huldigung, die man dem Grundsatze bringen muß! *)

Studienzeit.

Ein katholischer Schüler spricht leise zu seinem Nachbarn:

„Er hat meine Frage über die Messe nicht berührt. Hast du begriffen was er von der Verschiedenheit der Erklärung des Buchstabens des Katechismus und des Dogma's sagte? Mir scheint's, der Hr. Pfarrer habe uns gelehrt, es handle sich im Katechismus nur um das, was man glauben und thun soll, und daß der Buchstabe des Katechismus, der ausspricht, was man glauben soll, nichts anders, als das Dogma selbst sey. Wenn der Hr. Pfarrer uns Wahrheit sagte, wie kann uns der Hr. Lehrer den Buchstaben des Katechismus, der ausspricht, was wir glauben sollen, d. h. das Dogma, erklären, ohne das Dogma selbst zu erklären?

Ein jüdischer Schüler leise zu seinem Nachbarn:

Dieser Mann ist unverständlich, alles, was ich begriffen habe, besteht darin, daß er über meinen Zweifel in Bezug auf den Messias nichts sagte.

Ein protestantischer Schüler.

Bravo, mein theurer Freund! unser Lehrer ist Protestant, er überläßt alles dem Privatgeiste, wie unser Prediger.

*) Moniteur ibid.

Recreationszeit.

Großer Lärm unter den Schülern.

Mehrere Schüler:

Wo ist denn die Wahrheit unter allen diesen Wahrheiten?

Mehrere andere:

Das heißt: alle Religionen sind wahr!

Andere:

Das heißt: alle Religionen sind falsch!

Andere:

Das heißt: Jeder ist Richter in religiösen Dingen!

Andere:

Das heißt: Es ist eben so gut, keine üben, und überall nur dem Lichte seiner Vernunft folgen u. s. w.

Was denken Sie, meine Herren des Lycée, ist dieß genug! Sind diese Schüler schlechte Logiker! Und hatte der Prälat so groß Unrecht, der unlängst sagte: „Das System, welches von Hrn. Dupin Toleranz des Unterrichts genannt wurde, ist eine wahre Intoleranz für alle Religionen, und die Vermischung der Schüler von verschiedenen Bekenntnissen in den Schulen zielt dahin, den Glauben der Völker in seinen Grundpfeilern zu zerstören, welches damit enden würde, daß an seine Stelle der absolute Indifferentismus gegen jede Religion gepflanzt werde; — ein gottloser Irrthum, der vorzüglich der Irrthum des Tages ist, und den man ohne Unterlaß zu verbreiten sucht; — ein Irrthum, der alles durchdringt, alles besudelt, alle Begriffe verwirrt, und selbst die Sprache verändert."

X.

Des Kaiserdomes zu Speyer achter Säkulartag. *)

Der Ursprung des alten, vordem in ganz Deutschland hochberühmten, Bisthums Speyer verliert sich in jenen Tagen des Alterthums, aus denen zwar die Geschichte Mancherlei von blutigen Schlachten an den Ufern des Rheins zu erzählen weiß, uns jedoch nur wenig, oder fast Nichts von der ersten stillen Gründung der Gemeinden aufbewahrt hat, welche sich zur christlichen Lehre bekannten. Es ist natürlich, daß in dem Drange einer ereignißgroßen Zeit, in welcher auf der einen Seite die römischen Imperatoren alle Kraft aufboten, um den unter seiner eigenen Schwere versinkenden Koloß der weltbeherrschenden Republik in seinem Sturze aufzuhalten, während auf der andern die aus den nordischen Wäldern hervorbrechenden Barbaren das Schwerd und die Brandfackel oft tief in Gallien hinein und bis an den Fuß der Alpen und sogar hinüber trugen, das bescheidene Aufblühen christlicher Kirchengemeinden unter dem Getöse der Waffen und dem endlichen Falle des stürzenden Kaiserreiches vergessen wurde. Gleich den meisten andern rheinischen Bisthümern trieb jenes zu Speyer die Wurzeln seines Anfangs — wie der fruchttragende Baum die Seinigen in die verborgene Erde — in die dunklen Zeiten der Völkerwanderung und höher hinauf, und wird später als bestehend vorgefunden, ohne daß uns die Geschichte den eigentlichen Zeitraum seiner Entstehung mit Bestimmtheit zu bezeichnen im Stande wäre.

*) Ein Festprogramm zum sechsten Sonntage nach Pfingsten 1830, von Johann Geissel, Domkapitular und Bischöfl. Geistl. Rathe zu Speyer.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Christenthum schon in den ersten Zeiten nach dem Tode der Apostel, und vielleicht noch bei ihrem Leben, durch mehrere ihrer begeisterten Schüler in Gallien verbreitet wurde. Auch wird erzählt, daß die Lehre des Kreuzes schon frühe viele Bekenner unter den römischen Legionen gewonnen, und daß insbesondere durch diese stets umherziehenden Männer des Krieges die Religion des Friedens von einem Ende der römischen Welt bis zum Andern sey getragen worden. Daher wird nicht unwahrscheinlich vermuthet, daß entweder einer der Apostelschüler — vielleicht Eucharius, als er mit seinen Gesellen Maternus und Valerius aus dem Lande der Triboker (Elsaß) herab durch jenes der Nemeter und Wangionen (Worms) nach Trier zog, und dort der Erste den Bischofsstuhl bestieg — auch am Speyerbache eine christliche Gemeinde gestiftet; oder daß die Legio Vindicum und die Legio Quarta und Decima Octava, welche (wie jene der Menapier im nahen Rheinzabern und die der Militum Martensium in dem noch näheren Altrip) abwechselnd in dem vielleicht schon von Drusus Germanicus oder Valerius Probus in der alten Nemeterstadt, auf einem Hügelvorsprunge, erbauten Kastelle ihren Standort und ihr Winterlager hatten, das Christenthum an die Ufer des Rheines gebracht haben. Jedoch finden sich weder aus der Periode der Verfolgungen, noch auch aus der späteren ruhigeren Zeit, als Constantius Chlorus in Speyer hoflagerte und diese Stadt sehr erhob, zuverlässige Angaben von dem Daseyn einer Christengemeinde; und eben so wenig läßt sich die Behauptung der Chronisten, daß Constantin zuerst ein Bisthum am Speyerbache gegründet, aus verlässigen Quellen darthun. Erst mit dem Jahre 349 findet sich ein Speyrer Bischof vor, welchen die Akten einer Synode zu Köln Jesse oder Tessius nennen; dessen Daseyn jedoch wieder höchst unge-

wiß bleibt, indem die berühmtesten Kirchenhistoriker nachgewiesen haben, daß jene Kölner Synode nie sey gehalten worden. Nach Jesse, dessen Kirchsprengel, wenn er wirklich schon bestand, sich kaum über die Grenzen des Speyergaues erstreckt haben mochte, ist die Reihenfolge der Bischöfe unterbrochen, weil, wie mehrere annehmen, der Speyrer Bischofsstuhl von Arianern eingenommen war, und die rechtgläubige Gemeinde nur Priester zu Vorstehern hatte, oder weil, wie andre mit mehr Wahrscheinlichkeit behaupten, die alte Nemeterstadt in den Stürmen der Völkerwanderung zerstört wurde, und mit ihr auch das Bisthum zu Grunde ging. Die Geschichtschreiber haben daher während einer Dauer von dritthalbhundert Jahren nur die einzige Nachricht aufgezeichnet, daß die wilden Schaaren des blutigen Attila auf ihrem verwüstenden Zuge im J. 451 auch Speyer eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht, den Dom, wohin die verzagenden Bewohner sich geflüchtet, erbrochen, die Priester bei'm Gottesdienste überfallen und sie mit allen Gläubigen rings um den Hochaltar ermordet hätten, so daß das Blut in Strömen durch die Kirche herabfloß.

Unter den fränkischen Königen erstand jedoch die untergegangene Nemidona — so hieß damals Speyer — wieder aus den Trümmern. Dagobert I. setzte zwischen 622 — 635 seinen Hofkaplan Athanasius auf den wieder errichteten oder neu gegründeten Bischofstuhl, und erbaute am östlichen Ende der Stadt, auf den Trümmern des altrömischen Kastells und eines Dianentempels, zu Ehren des heil. Stephan, eine neue Mutterkirche. Von da an folgten sich die Speyrer Bischöfe in ununterbrochener Reihenfolge; der Kirchsprengel dehnte sich aus in vier Archidiakonate in eilf Gauen diesseits und jenseits des Rheins, und wuchs sowohl an Ansehen seiner Bischöfe, da diese meistens, durch Gelehrsamkeit berühmt, als Räthe, Ge-

heimschreiber, Hofkapläne und Kanzler der Könige, in Staatsgeschäften sich auszeichneten, so wie auch an Macht und Reichthum, indem Könige, Herzoge, Grafen und Herrn das Hochstift mit Dörfern, freien Krongütern, Zehnten und sonstigen Kammergefällen beschenkten. Diese Macht wurde noch unter den, der Geistlichkeit so holden, sächsischen Ottonen bedeutend vermehrt, und die Eifersucht der benachbarten salischen Grafen Werner und Konrad, welche, in der Hoffnung, sich der Besitzungen des Bisthums zu bemächtigen, die Bischöfe Gebhard (849) und Bernhard (913) blendeten und ermordeten, konnte die wachsende Größe des Hochstiftes nicht unterdrücken. Der gewaltsame Tod der Oberhirten trug nur dazu bei, den Bischofstuhl und seine Macht desto mehr zu befestigen, und die Speyrer Kirche erhielt endlich ihren größten Glanz durch die nämliche salische Familie, welche das Aufblühen ihrer geistlichen Nachbarin schon seit hundert Jahren mit neidischen Augen bewacht hatte.

Im Jahre 1024 wurde nämlich Konrad II., aus dem Hause der Salier, Herzog des rheinischen Franciens, Graf im Speyer-, Worms- und Bliesgau, durch die Fürsten und Prälaten des Reiches, auf einer weiten Ebne am Rheine zwischen Worms und Mainz, unter freiem Himmel, auf den deutschen Kaiserthron erhoben; und diese Erhebung gedieh auch dem Speyrer Hochstifte zu besonderem Glücke. Schon vor seiner Thronbesteigung hatte Konrad mit besonderer Vorliebe theils in der von seinen Vätern ererbten Grafenpfalz auf dem Weidenberge zu Speyer, theils auf der, an den Grenzen des Speyergaues, auf einem waldigten Gipfel des Haardtgebirges thronenden Limburg, dem Stammschlosse seines Hauses, seinen Aufenthalt genommen, und auch später hoflagerte er gerne in dem alten Nemetes, von den ihm treuen Speyerern umgeben. Da starb, auf Limburg, wie die

Sage erzählt, sein erster Sohn durch einen Sturz vom Felsen oder mit dem Pferde, eines frühen Todes, und der durch diesen Unfall erschütterte Vater beschloß mit der tiefbetrübten Mutter des Sohnes Todesstätte Gott zu heiligen und das väterliche Schloß in ein Kloster umzuwandeln. Damit beschränkte sich jedoch nicht sein frommer Sinn. Das alte Münster zu Speyer, schon im ersten Baue beschränkt und unansehnlich, war durch die Länge der Zeit baufällig geworden und schien nicht ferner mehr würdig, die Kathedrale eines großen Bisthums zu seyn. Er beschloß daher im Jahre 1027, dasselbe von Grund aus neu zu erbauen, und das neue Gotteshaus zur Grabstätte seiner Familie zu weihen. Zugleich gelobte er auch noch, sein auf dem Speyrer Weidenberge ererbtes Hofgut in ein Stift zu verwandeln, und es dem Schutze des heil. Evangelisten Johannes zu empfehlen.

Drei Jahre lang hatte die Zubereitung zu diesem dreifachen Baue gedauert. Konrad entbot die Fürsten des Reichs an sein Hoflager nach Limburg; und am 12. Juli des Jahres Ein Tausend und dreißig, am neunten Sonntage nach Pfingsten, Morgens um vier Uhr, legte er den ersten Stein des neuen Klosters auf Limburg. Nach geendigter Handlung eilte er sogleich mit der erlauchten Versammlung durch das blühende Rheinthal nach Speyer, und legte dort, von der glänzenden Fürstenreihe umgeben, mit freudigem Herzen den Grundstein des neuen Domes, und noch denselben Morgen, vor dem Essen, den ersten Stein des Weidenstiftes. Von da an wohnte Konrad häufig im Retscher, der von Karl dem Großen erbauten Königspfalz, und betrieb mit rastlosem Eifer den Bau des Münsters. Des Kaisers Gegenwart zog viele Geistliche aus dem ganzen Reiche nach Speyer, und mit ihnen, welche in der damaligen Zeit das Feld der Wissenschaft und Kunst ausschließlich bebauten, begann ein neues und

reges Leben in der alten Stadt. Der dreifache Bau wurde sogar die Veranlassung einer neuen Architectenschule. Auf einem gegen den Rhein auslaufenden Hügel, wo der Speyerbach in diesen Fluß mündet, stiegen die gewaltigen Grundmauern aus der Erde. Zwanzig massive Pilaster trugen ein nach den vier Himmelsgegenden laufendes Kreuzgewölbe, die dunkle Krypta, gewöhnlich die Gruft genannt, in deren Blenden acht Altäre standen. Über dieser unterirdischen Kirche erhob sich der mittlere Chor mit dem Hochaltare; zur Rechten der Johannschor, zur Linken der Marienchor, an welche nach Morgen der Stiftschor, in dessen tieferem Halbkreise des Bischofs Baldachin stand, nach Abend aber der Kreuzchor mit dem Kreuzaltare, von den darin begrabenen Kaisern später der Königschor genannt, sich anschlossen. An den Letzteren reihte sich das majestätische Schiff, dessen weites Gewölbe von 24 mächtigen Pfeilern getragen wurde. In gleicher Linie mit ihm zogen die geräumigen Seitenhallen. Über das hohe Dach hinaus, unter dessen Friese eine bedeckte Gallerie rings um den Dom lief, stiegen zwei grandiose Kuppeln, die Östliche über dem Frohnaltare, des Gotteshauses Mittelpunkt, die Westliche, das Paradies genannt, die Stube der sieben herrlichen Glocken; und über die Kuppeln erhoben sich vier durchsichtige Thürme von massiven Quadern, im Viereck, bis zur Höhe von 248 Fuß, auf denen eine kupfervergoldete Kugel mit dem 16 Schuh hohen Kreuze bis zu den fernen Bergen erglänzte. Drei hohe Thore führten durch die gewölbten Gänge der Vorhalle zu der perspectivisch gebauten Flügelpforte, und durch diese in das Langhaus, und weiter von Treppe zu Treppe in die drei Chöre, welche einer über dem andern sich erhoben. Hohe, mit fleißig gearbeitetem Blätterwerke verzierte Bogenfenster, im Halbkreise gewölbt, gaben dem Langhause und den weiten Chören die nöthige Beleuchtung,

und das Schlaglicht der tieferen Halbfenster fiel in die Dämmerung der Seitenhallen, und beleuchtete die dort angebrachten Altäre und die in den Blenden aufgestellten Heiligenbilder. In Form eines Kreuzes gebaut lief das Münster von Abend nach Morgen 446 Fuß lang und in der Breite 178 Fuß. Im südwestlichen Winkel des Kreuzbalkens erhob sich die dem heil. Johannes geweihte Taufkapelle, unter deren achteckigter Kuppel, welche von acht kunstreich gearbeiteten Säulen getragen wurde, ein Taufbecken von gleicher Form, wie Kuppel und Kapelle, bestimmt war, allen Neugebornen der Stadt das Bad der Wiedergeburt zu ertheilen. Dieses Taufbecken wurde später, als der alte Taufritus des dreimaligen Untertauchens durch die dreimalige Aufgießung abgelöst worden, in die dunkle Krypta übertragen, wo er unter dem Namen des rauschenden Kelches den gläubigen Speyrern, welche Mirakel von ihm erzählten, ein Gegenstand frommer Verehrung ward, und jetzt noch, als kirchliches Alterthum, die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes zu erregen geeignet ist.

Der fromme Konrad erlebte zwar noch die feierliche Einweihung der neuen Abtei auf Limburg, aber die Vollendung seines Lieblingsbaues, des Münsters, zu schauen ward ihm nicht gegönt. Er starb am Pfingstmontage, — 4. Juni — des Jahrs 1039 zu Utrecht. Als er sein Lebensende herannahen fühlte, nahm er Abschied von seinem Sohne Heinrich III., empfahl ihm mit Bitte und hohem Ernst den seinem Herzen theuren Dom zu Speyer, und verordnete, daß seine Leiche, und alle seine Nachfolger auf dem deutschen Throne, wenn sie diesseits der Alpen stürben, ohne sich selbst im Leben schon eine Ruhestätte bestimmt zu haben, vor dem Kreuzaltare in der Kaisergruft zu Speyer beigesetzt werden sollten, zu ewigen Zeiten. Am acht und dreißigsten Tage nach seinem Tode

kam des Kaisers Leiche, in kostbare Stoffe eingesargt, den Rhein herauf nach Speyer. Der Bischof mit dem Domkapitel und allem Volke empfing sie am Stadtthore und begleitete sie auf den Münsterplatz, wo König Heinrich mit den Reichsfürsten den Sarg auf die Schulter nahm, ihn hinauf in's Königschor trug und unter Absingung der Todtenpsalmen in die erbaute Gruft hinabsenkte, wie es der Vater befohlen hatte. Auch die Mutter Gisela, deren frommes Gemüth, ob dem gewaltsamen Tode ihres älteren Sohnes tiefbetrübt, den ersten Vorsatz zur Erbauung des Münsters gefaßt hatte, begrub er vier Jahre später A. 1043 an des Vaters Seite im Königschore. Nach dem Tode der Eltern verweilte er häufig zu Speyer, um den Bau des Münsters zu fördern, für das er große Vorliebe ererbt hatte. Er schenkte dem Gotteshause ein kostbares Kreuz von gediegenem Golde mit edlen Steinen reich verziert, und das Haupt des heil. Pabstes Stephan, des zweiten Patrones des Münsters, das er von seinem Römerzuge aus Italien mitgebracht hatte. Im Jahre 1047 feierte er das Pfingstfest, und 1052 das Osterfest zu Speyer, und führte den Bau während 17 Jahren mit ungeheuern Kosten fort. Er wurde jedoch A. 1056 vom Tode übereilt, und neben seinen Eltern in dem unvollendeten Dome begraben. Erst sein Sohn Heinrich IV. brachte das kolossale Werk im Jahre 1061 zu Ende, und erbaute an der nördlichen Seite eine Kapelle zur Ehre der heil. Afra; und da der damals dicht unter den Mauern vorbeifließende Rhein die Fundamente unterwühlte, so berief er den berühmten baukundigen Bischof Benno von Osnabrück, welcher durch Felsmassen und neue Mauern die Fluten zurückdrängte, und das Münster gegen künftige Untergrabung sicherte. Den vollendeten Dom beschenkte der Kaiser mit unermeßlichem Schmucke in Gold, Silber, edlen Steinen und seidenen Paramenten;

so daß das Münster zu Speyer alle andre Kirchen Deutschlands an Größe und Reichthum überstrahlte und überall als ein Wunderwerk der Kunst gepriesen wurde. Sogar bis nach Konstantinopel war Heinrich's Vorliebe für das Gotteshaus zu Speyer bekannt geworden, und der griechische Kaiser, der sich die Freundschaft des abendländischen Herrschers erhalten wollte, schickte ein getriebenes Altarblatt von gediegenem Golde, mit vielen kunstreich gearbeiteten Figuren zum Geschenke, welches Heinrich seiner Bestimmung gemäß in den Speyrer Hochaltar fassen ließ. Noch schenkte Heinrich mehrere Herrschaften mit königlichen Bannrechten dem Kaiserdome zur Ehre der Muttergottes, weil, wie er dankbar urkundete, die Himmelskönigin, des Münsters Patronin, ihm aus vielen und großen Nöthen eine mächtige Retterin geworden war; allein seine Verehrung gegen die Allerseligste konnte ihn nicht gegen selbstgeschaffenes und verschuldetes Unglück schützen, das im Greise noch die Sünden des unbesonnenen Jünglings hart heimsuchte. Seine Gemahlin Bertha erlebte nicht mehr den Jammer ihres unglücklichen Gatten; der Tod rief sie mitleidig in der Blüte ihrer Jahre A. 1063 hinweg, und im Königschore in die Gruft der Großmutter ihres Gemahls mit prächtigen Leichenceremonien eingesenkt, entging sie dem Elende, das ihrer an des Gemahls Seite bei längerem Leben gewartet hätte. Der alternde Kaiser war nämlich, von dem Pabste mit dem Banne geschlagen, von seinem eignen Sohne wie ein reißendes Wild durch das Reich gejagt und von den Fürsten seines Thrones entsetzt, so tief herabgekommen, daß er an demselben Münster zu Speyer, das er in den Zeiten seiner Macht so hoch erhoben und so königlich begabt, um eine arme Pfründe bettelte, und bei derselben Muttergottes abgewiesen wurde, zu deren Ehre er das Gotteshaus mit kaiserlicher Pracht geschmückt hatte. Als

endlich Kummer, Scham und Elend dem gejagten Greise im Jahre 1106 das Herz gebrochen, brachte der Sohn, der mit dem Lebenden kein Erbarmen hatte, die wieder ausgegrabene, weil noch gebannte, Leiche des Vaters nach Speyer, wo ihr die ganze Geistlichkeit und das Volk bis auf die Grenze des Weichbildes entgegen ging und sie unter Gebet und Glockengeläute auf ihren Schultern zum Münster trug. Dort wurde sie, da noch der Bann auf ihr lag, in der von ihm erbauten Afrakapelle niedergesetzt, und stand fünf Jahre in einem steinernen Sarge, unbegraben, ohne Gebet und Todtenmesse, bis der Sohn auf seinem Krönungszuge nach Rom im Jahre 1111 dem gebannten Vater Absolution mitbrachte, und ihn am Vorabend unsrer Liebenfrauen Himmelfahrt, in Beisein unzähliger Fürsten und Bischöfe mit solchen Ehren neben seinen Vorältern in das Königschor bestattete, wie vor ihm kein anderer Kaiser war begraben worden. An demselben Tage machte Heinrich V. die Stadt Speyer zu des heil. römischen Reiches freier Stadt, mit der Bedingung, daß die Bürger alle Jahrtage des Begräbnisses feierlich, mit Kerzen in den Händen, zu Vigil und Todtenmesse in's Münster zu kommen gehalten seyen. Nach des Vaters Tode fiel auch Heinrich V. in Bann. Im Jahre 1115 feierte er das Weihnachtfest nur mit wenigen Bischöfen in Speyer, und zwang den von dem Reichstage von Kölln wiederkehrenden und ihm den Groll der Fürsten verkündenden Bischof Erlang von Würzburg bei Todesstrafe in seiner Gegenwart die Messe im Münster zu lesen. Erlang that's, entwich aber darauf heimlich aus dem Netscher. Im Jahre 1122 versöhnte sich Heinrich mit dem Pabste, starb aber schon am 20. Mai 1125. Auf dem Sterbebette befahl er die Reichskleinodien auf dem festen Reichsschlosse Trifels niederzulegen, bis die Fürsten einen neuen Nachfolger gewählt hätten, da ihm Gott keinen Erben gegeben; seine

Leiche aber ward mit Salz eingerieben, nach Speyer gebracht und im Königschore eingesenkt, mit Schild und Helm und zerschlagenem Siegelringe — des salischen Kaiserhauses letzter männlicher Sproße.

Von da an wurde der Kaiserdom Zeuge mancher merkwürdigen Ereignisse. Bei dem Reichstage, welchen Konrad der Hohenstaufe im Jahre 1146 wegen der Judenermordung und eines Kreuzzuges nach Palästina zusammengerufen hatte, kam auch der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux, am Vorabende des Weihnachtfestes den Rhein herab nach Speyer, und wurde, als des Pabstes Legat, von der Reichsversammlung und den Speyerern feierlich eingeholt und zum Münster geführt. Unermeßlich wogte die Volksmenge von nah und fern durch den Dom, das Domkapitel sang im Stiftschore das Salve Regina, und der Heilige war von der Fürstenversammlung, an deren Spitze der Kaiser stand, von den wogenden Volksmassen und der Herrlichkeit des weitberühmten Gotteshauses so ergriffen, daß er, von Begeisterung fortgerissen, bei'm Schlusse des Hymnus in die Worte ausbrach: „o Clemens! o Pia! o Dulcis Maria!" Dieser Zusatz wurde von da an mit dem Salve in allen christlichen Kirchen der Welt abgesungen, im Speyrer Münster aber der ganze Hymnus jeden Tag durch das ganze Jahr in feierlicher Melodie; woher es denn kömmt, daß das alltägliche Chorgebet des Domkapitels durch das ganze Jahr mit dem Salve geschlossen wird, bis auf den heutigen Tag. Das Andenken an den Besuch des Heiligen wurde im Dome auch noch durch vier Messingplatten verewigt, welche in den mittleren Gang des Schiffes eingelegt wurden, und auf welchen jene Ausrufungen an die Muttergottes eingegraben zu lesen waren. Drei Tage später hielt Bernhard vor der zum Gottesdienste versammelten Reichsversammlung von dem Letner herab eine feurige Rede von

der Noth des heil. Landes, und der Kaiser nahm mit allen Fürsten das Kreuz und empfing das Kreuzbanner aus des Heiligen Hand vom Hochaltare. Alle Anwesenden waren so begeistert und das Volk drängte so ungestümm, den Heiligen zu sehen, daß Konrad den Kaisermantel ablegte, den Abt auf seine Schulter nahm und ihn aus dem Dome trug, auf daß er nicht im Getümmel erdrückt würde. — Neun und dreißig Jahre später sah der Dom das Leichenbegängniß der Kaiserin Beatrix, des Rothbarts Gemahlin, welche in ihrem Leben dem Speyrer Münster einen kostbaren Reliquiensarg, in Form eines tragbaren Altars, von gediegenem Silber, mit Gold und edlen Steinen ausgelegt, geschenkt hatte, weil sie im Königschore zu ruhen wünschte. Ihre Tochter Agnes war ihr in zartem Alter schon vorangegangen, und bald folgte auch ihr Sohn Philipp von Schwaben. Er wurde im Jahre 1208 zu Bamberg in Gegenwart des Speyrer Bischofs, seines Kanzlers, ermordet, und sein Neffe Friedrich II. ließ ihn in einem bleiernen Sarge, den Ersten in der zweiten Reihe des Königschores, beisetzen. Neben ihn begrub man im Jahre 1291 den Habsburger Rudolph, als er kurz zuvor im Retscher auf einem großen Fürstentage den Landfrieden hatte beschwören lassen. Er war von Straßburg den Rhein herabgekommen, starb lebenssatt in Burg Germersheim, und seine Söhne brachten die Leiche in's Münster und senkten sie, in Gegenwart einer ungeheuern Menge Volks aus allen Gauen, welches den „guten Alten" noch einmal zu sehen nach Speyer gelaufen war, in die Gruft. Sein Erstgeborner Albrecht schlug sich mit dem Nassauer Adolph um des Vaters Krone, und weigerte dem in der Schlacht bei Göllheim von seiner Hand gefallenen unglücklichen Gegner ein königliches Begräbniß im Kaiserdome. Als jedoch der Kronräuber selber von der Hand seines Neffen meuchlerisch erschlagen ward, ließ Heinrich VII.

im Jahre 1309 die beiden königlichen Leichen nach Speyer bringen und berief zu deren Bestattung einen Reichstag. Albrechts Söhne ritten mit 700 Rittern in die Stadt, des Vaters Leiche kam den Rhein herab und jene Adolphs war schon am Tage zuvor aus Kloster Rosenthal heraufgebracht worden und stand in der Vorhalle des Münsters. Als Albrechts Sarg gelandet war, ging König Heinrich mit der kaiserlichen Wittwe Elisabeth und deren Tochter Agnes, so wie mit Adolphs Wittwe Imagina, von allen Fürsten und Bischöfen begleitet, dem Leichname bis an den Rhein feierlich entgegen, und geleitete ihn vor das Münster. Die Königin Agnes wollte fast vor Schmerz vergehen, und weinend und trostlos folgte sie, auf den Arm des Königs gestützt, dem Trauerzuge. Vor dem großen Thore des Domes ward der Sarg niedergesetzt, und der Kaiser und die Fürsten trugen zuerst die Leiche Adolphs aus der Vorhalle unter Glockengeläute und Todtengebeten in's Königschor, holten dann unter gleichem Gepränge den Sarg Albrecht's, und versenkten beide in die Kaisergruft neben einander hinab, also daß der Tod hier friedlich neben einander vereinigte, was im Leben ein bittrer Groll getrennt, und Albrecht hinabgelegt wurde, um nur eine Hand breit entfernt von der Seite dessen, den er so tödlich gehaßt und ihm sogar ein Königsbegräbniß verweigert hatte, im Todesschlafe dem Morgen der Auferstehung entgegenzuharren. Mit dem Österreicher war die Reihe der erlauchten Personen, welche im Königschore zur Ruhe des Grabes gebracht worden, geschlossen, und die zwölf Stulbrüder, welche die Erbauer des Domes gestiftet, auf daß sie, als Almosener des römischen Reiches und der römischen Könige, täglich siebenmal zu den sieben Tagzeiten über den Gräbern der Kaiser in besonderen Stühlen sitzen und beten sollten, warteten unausgesetzt ihres Amtes, und zogen mit den Kreuzherren, welche von Albrecht auf den

Kreuzaltar im Königschore gepfründet waren, sammt dem ganzen Domkapitel und dem Bischof an jedem Montage vor Frohnfasten über die Gräber mit Gesang und Gebet, in Andacht. Sie beteten alltäglich 200 Paternoster und Ave und unterhielten die ewige Kerze über der Kaisergruft, wie die alte Satzung es befohlen, ihrem Vorsteher, dem Stulbruderprobste in allem gewärtig.

Während anderthalb hundert Jahren nach der Bestattung der beiden Könige blühte das Münster in stiller Majestät fort, und wuchs an Reichthum, ward aber am 6. Mai des Jahres 1450 von einem harten Unfalle betroffen. Die große Orgel über der Vorhalle war schadhaft geworden, und ein Orgelmeister handthierte mit zwei, ihm vom Kapitel beigegebenen, Domvikaren auf dem Paradiese neben der Orgel, verleimte die Bälge und verlöthete die Pfeifen. Der Meister hatte des Tags über des Weines nicht gespart, und ging nach Mitternacht weg, ohne das Feuer, womit er gearbeitet, sorgfältig zu verwahren. Es kamen glühende Kohlen in die Hobelspäne und steckten die Orgel in Brand; das Feuer lief an den Glockenseilen in die Kuppel hinauf und in die Dächer des Langhauses und der Abseiten. Die Glocken schmolzen und die Dächer brannten nieder. Die Speyrer, durch Feuerlärm geweckt, liefen herzu um zu löschen; allein es war nicht mehr daran zu denken, und es gelang ihnen nur noch die nachläßigen und erst durch die Flamme von Schlaf und Rausch geweckten Wächter zu retten, die jetzt halbgebraten jämmerlich von der Gallerie herab, wohin sie sich geflüchtet hatten, um Hülfe riefen. Das Innre des Domes, die Gewölbe und Chöre blieben unversehrt; aber die westlichen Thürme nebst der Kuppel mußten eingeschlagen werden, da sie durchgebrannt den Einsturz drohten. Der Bischof kam noch an selbem Morgen von Burg Udenheim herüber und beschloß auf den rauchenden

Trümmern das zerstörte Gotteshaus in neuem Glanze herzustellen. Von Stund an betrieb er den Bau mit regem Eifer. Ausgeschickte Sammler brachten in allen deutschen Landen eine reiche Spende zusammen; aus dem ganzen Speyergaue kamen gutwillige Leute und handlangten emsig und halfen, um Gottes und der Jungfrau willen, des Landes Mutterkirche wieder herstellen. An die Stelle der geschmolzenen Glocken traten sechs Andre, von denen die Größte 203 Zentner wog. Die Bleidächer erglänzten auf's Neue und leuchteten mit den wieder erbauten Thürmen durch das Land. Das Münster wurde in anderthalb Jahren in solcher Schönheit wieder erneut, und der Bau so dauerhaft und zierlich hergestellt, daß von da an jener Brand der Glückliche genannt wurde.

Ein größeres Unglück traf den Kaiserdom im bekannten Orleans'schen Erbfolgekriege. Schon im September 1688 war der Marquis d'Huxelles mit zwei französischen Regimentern in Speyer eingezogen, und später folgte ihm der General Monclar. Beide lagen dort, und während andre Heerhaufen Philippsburg eroberten und Schwaben verwüsteten, ließen sie in Speyer alle Thürme und Ringmauern abbrechen. Als die Franzosen aus Schwaben zurückgetrieben wurden, gab Ludwig's XIV. Minister Louvois Befehl, alle Städte der Pfalz und auch Speyer niederzubrennen, unter dem Vorwande, damit die Feinde keine festen Plätze fänden. Dieser Befehl wurde den Speyerern bekannt gemacht und ihnen eröffnet, daß sie sich bereit halten sollten, nach Frankreich auszuwandern. Dabei versprach Monclar hinterlistig, den Dom zu schonen und rieth, alles Hausgeräthe und alles von Werth aus den Häusern dahin zu flüchten, wo sie es dann, nach Abbrennung der Stadt wieder unversehrt zurücknehmen könnten; doch gab er diesen Rath nur, um das durchaus von Steinen erbaute Münster desto gewisser zu verderben.

Am Morgen des dritten Pfingsttages, am 31. Mai 1789, trieb Monclar alle Bewohner aus der Stadt, den Weg nach Landau, und ließ alle, die sich über den Rhein zu flüchten suchten, niederschießen. Am Nachmittage um 4 Uhr vertheilte er 24 Mann mit Brandwürsten durch alle Gassen, und am Abende brach das Feuer schon an mehreren Orten aus. Es glutete die Nacht durch still und langsam fort und eben so den folgenden Tag, denn es war gänzliche Windstille. Die Franzosen, welche ein Lager vor der Stadt bezogen hatten, kamen herein und raubten die noch nicht brennenden Häuser aus; zogen sich aber am Abende wieder zurück, und spotteten des Jammers der Kranken und Wöchnerinen, welche auf der Straße lagen, und sie, um Gottes Barmherzigkeit willen, mitzunehmen flehten. In der Nacht vom 1. bis 2. Juni um 10 Uhr kam ein Gewitter vom Haardtgebirge her, und der heulende Sturm bließ die still lodernde Glut in Kurzem zu solcher Flamme, daß sich ein Feuerregen über die ganze Stadt ergoß. Um Mitternacht fiel das Feuer auch in das Münster; Mordbrenner hatten Brandwürste in die dasselbe umgebenden Kapitelsgebäude gelegt, und in kurzer Zeit stand der ganze Kaiserdom in Flammen. Die hohen Dächer und Kuppeln stürzten ein, die Glocken schmolzen, die Gewölbe brachen, und auch im Innern verging alles Kirchengeräthe mit den geflüchteten Fahrnissen der Speyrer zu Asche. Am Morgen war das alte Münster nebst den Kapitelsgebäuden ausgebrannt. Die Franzosen kamen über die noch in den Trümmern rauchende Stadt in den Dom und suchten noch zu erbeuten, was das Feuer verschont hatte. Sie zerschlugen die Marmorsarkophage im Königschore, öffneten die Kaisergräber, weil sie unermeßliche Schätze darin glaubten, rissen die Leichen König Albrechts und der Kaiserin Beatrix aus der Gruft und streuten die Gebeine in die Asche umher; da sie jedoch nur

einen rostigen eisernen Degen und eine kupferne Krone fanden, so standen sie von weiterem Nachwühlen wieder ab und ließen die andern Königsgräber unberührt. In wilder Wuth zerschlugen sie alle Altäre im Langhause, wie in der Krypta, brachen alles Eisen und Metall aus den Wänden, öffneten sodann die Gräber der Domherrn im Kreuzgange, und zerschlugen den Ölberg, der als ein Wunderwerk der Kunst gepriesen wurde. Es ist aufgezeichnet worden, daß ein Officier, als er ein Kruzifix wegzunehmen befahl, mit dem Stocke auf dasselbe geschlagen und ausgerufen habe: marche, bougre, marche! Nach dem Raubgesindel kamen die Mineurs, um den Dom dem Erdboden gleich zu machen. Sie warfen die ausgebrannten Mauern des Schiffes und der Seitenhallen nieder, schlugen die noch hängenden Gewölbe ein, und sprengten die Pfeiler in die Luft. Auch in der Krypta bohrten sie Sprenglöcher, um die vier Chöre mit der Kuppel und den Thürmen auf einen Schlag fliegen zu lassen; da kam jedoch noch zu rechter Zeit ein Eilbote des Marschalls de Duras, der die weitere Zerstörung untersagte. Nach einer andern Erzählung platzten die Sprenghöhlen ohne Wirkung, und das massive Gebäude trotzte der blinden Wuth der Zerstörer. Vom ganzen Dome blieben daher nur die mächtige Vorhalle mit den drei gewölbten Thoren und die Chöre mit den östlichen Thürmen. Alles Andre war ein Schutthaufen geworden.

So lag das Münster zehn Jahre lang mit der Stadt darnieder, eine ausgebrannte Öde, nur der Aufenthalt der Steinkäuze und Eulen. Der Schaden des Gotteshauses betrug dritthalb Millionen Gulden. Erst im Jahre 1700 kehrte das Domkapitel zurück, ließ die Chöre vom Schutte reinigen, und begann daselbst wieder den Gottesdienst. Im Jahre 1772 beschloß der Bischof August Philipp Karl den ganzen Dom wieder herzustellen. Das

Kapitel öffnete den lange ersparten Schatz; und ganz in der Form und Gediegenheit des ehemaligen Baues stiegen die Mauern auf den alten Fundamenten empor, erhoben sich die Pilaster und Halbsäulen und über ihnen die Kreuzgewölbe des Schiffes und der Seitenhallen. Auch die westliche Kuppel erstand wieder und trug sechs neue Glocken, welche schon im Jahre 1770 das Domkapitel hatte gießen lassen. Nur die beiden westlichen Thürme wurden nicht wieder gebaut, sondern durch zwei verkrüppelte geschmacklose Thürmchen nur angedeutet. Mehrere Domherrn stifteten prächtige Altäre von Marmor und Silber und schenkten goldne Kelche und Ciborien. Zwölf Jahre hatte der Bau gedauert und die Wiederherstellung weit über 200,000 Gulden gekostet. — Doch nach zwölf Jahren schon drohte dem Kaiserdome unvorhergesehene Gefahr, wie keine seit seiner Gründung. Die französische Revolution brach aus; die Republikaner kamen am 28. Dezember 1793 nach Speyer und schon am folgenden Tage drangen sie in's Münster und raubten alles, was das Domkapitel, welches zwei Tage zuvor sich über den Rhein geflüchtet hatte, nicht hatte retten können. Darauf zerschlugen sie die Chor- und Bruderstühle, die Altäre und Heiligenbilder, trugen die Orgel fort und warfen die Glocken und die große Uhr von der Kuppel, so wie die vergoldeten Kugeln und Kreuze von den Thürmen, und pflanzten die Jakobinermütze darauf. Dann drangen sie in die Sakristei und zerhieben die Schränke, in das Archiv und durchbohrten die alten Urkunden mit ihren Säbeln, und in die Bibliothek und schleppten die Bücher nach Landau, wo sie später zum Theil zu Flintenpatronen gebraucht und in der Schlacht von Austerlitz verschossen wurden. Zuletzt schlossen sie das Zerstörungsfest mit einer besondern Feierlichkeit. Der Dom besaß nämlich ein Madonnenbild in Lebensgröße von Holz, welches schon zur Zeit des heil. Bernhard berühmt war,

da es denſelben mit dem Gruße angeredet haben ſoll: unde tam tarde, sancte Bernarde? In dem großen Brande von 1689 war es auf merkwürdige Weiſe erhalten worden, denn es blieb, während im Marienchore alles und ſelbſt der Schrein, in dem es ſtand, verbrannte, unverſehrt und wurde nur von der Flamme geſchwärzt. Es erhielt daher von der gläubigen Menge den Namen der ſchwarzen Muttergottes und ſtand im Rufe der Wunderkraft. Dieſe Madonna trugen die Republikaner nebſt den vorgefundenen Kruzifixen, Chor- und Meßbüchern aus dem Dom auf den freien Platz vor dem Portale, und übergaben alles in feierlichem Zuge dem Feuer. Dann tanzten ſie in fröhlichem Reigen um das republikaniſche Auto-da-Fe, ſangen Freiheitslieder und pflanzten, als alles zu Aſche war, einen Freiheitsbaum auf die Brandſtätte. Von da an ſtand der Kaiſerdom leer. Durch den Frieden von Lüneville wurden die Gaue des Bisthums auf dem linken Rheinufer von dem Biſchofſtuhle abgeriſſen und ſpäter im Geiſtlichen den Biſchöfen zu Strasburg und Mainz zugetheilt. Das Domkapitel wurde aufgehoben — und da der Reichsfriedensdeputationsrezeß von 1801 auch jenſeits des Rheins alle Bisthümer ſäculariſirte, und demzufolge badiſche Truppen das Land occupirten; ſo war auch das uralte heilige Bisthum Speyer, das während 14 Jahrhunderten ſtill gewachſen und geblüht, auf immer erloſchen. Dem Bisthum ſollte auch des Bisthums Mutterkirche folgen. Ein Franzoſe — der Domaineureceveur Henrion — faßte den Plan „das ganze Münſter für 8,000, ſpäter für 15,000 Franken zur öffentlichen Verſteigerung auf den Abbruch auszubieten, alle Gewölbe, Hallen, Pfeiler und Thürme niederzuſchlagen oder mit Pulver zu ſprengen, den Platz zu ebnen, und einen Waffenplatz nebſt einem öffentlichen Garten mit einem Springbrunnen darauf anzulegen. Das Portal jedoch mit den drei Thoren und der Glockenkuppel ſollte ſtehen bleiben als ein Triumphbogen,

der den Ruhm des französischen Volkes bezeuge. An die Stelle der Wappen des Hochstiftes und des Domkapitels sollten die Worte gegraben werden: Au Peuple Français et à leur Chef — und: Leurs Vertus Effacent nos Regrets. Die beiden Standbilder der h. h. Stephan und Bernhard über den Seitenthoren sollten das Eine in das Bild der Minerva und das Andre in jenes der Abundantia umgewandelt, und aus der kolossalen Bildsäule der Muttergottes, mit dem Jesusknaben auf dem Arme, über dem Hauptthore sollte ein Napoleon, bewaffnet vom Haupte bis zu den Füßen, halb mit dem Mantel bedeckt, mit der einen Hand einen Ölzweig haltend, die andre Faust auf dem Säbelgriffe, und das Haupt mit einer Krone von Eichenlaub, Lorbeer- und Olivenblättern geschmückt, gemeiselt werden." — Der Präfekt hörte das Gutachten des Stadtrathes zu Speyer über diesen Plan; doch der verwarf ihn einstimmig und erklärte, daß er in keine Weise seine Einwilligung zur Zerstörung des Domes, der Zierde der Stadt, geben könne, sondern im Gegentheile für dessen Wiederherstellung die aufrichtigsten Wünsche hege. Dennoch wurde die Abbrechung des Münsters dekretirt, und der Unterpräfekt Verny machte dem Stadtrathe das Ansinnen, denselben zu ersteigern, und auf dem Platze des abgetragenen Gotteshauses einen Rindvieh- und Saumarkt anzulegen; allein der Magistrat verwarf die Zumuthung von Neuem. Schon sprach man davon den Dom auf Abbruch an den Wenigstnehmenden zu versteigern, als es dem Fabrikrathe und dem Bischofe von Mainz Joseph Ludwig unversehens gelang, ihn vor solch schmählichem Ende zu retten. Der Kaiser schenkte ihn am 23. September 1806 der katholischen Stadtpfarrei Speyer, und dazu noch die Kirchen der Kapuziner, Franziskaner und Jesuiten, um von deren Erlöse das Münster herzustellen. Allein der Erlös war nicht bedeutend genug; das kolossale Gebäude

stand fortwährend verlassen, da man es nur zu Kriegsmagazinen gebrauchte, oder gefangene Russen und Östreicher drin einsperrte. Nach der Schlacht von Hanau ward es als Militärspital benutzt. Später stand es ungebraucht; die Dächer der Kuppel und des Langhauses zerfielen; der Regen schlug durch, und die Sparren verfaulten; die Gewölbe borsten gelockert und stürzten herab. Es blieb verödet, und nur selten hörte man über den Kaisergräbern den einsamen Fußtritt eines Wanderers, der gekommen war, das alte Gotteshaus in seinem Versinken noch zu bewundern.

Da endlich leuchtete dem verlassenen Tempel wieder ein glücklicherer Stern, als die Rheinlande wieder an das Haus der Wittelsbacher zurückkehrten. Das im Jahre 1817 abgeschlossene Bayrische Concordat rief das versunkene Bisthum Speyer wieder in's Leben, und der Kaiserdom sollte wieder des Landes Mutterkirche werden. König Maximilian befahl des Münsters Wiedererbauung und gab das reiche Geschenk von 40,000 fl. aus dem Erlöse der Königlichen Waldungen zu dem Gotteswerke. Der Magistrat der Stadt Speyer, eingedenk der früheren Herrlichkeit des alten Gotteshauses und im Geiste der demselben gewogenen Vorväter, steuerte den ehrenvollen Beitrag von 12,000 fl. aus der Stadtkasse. Der Graf Lehrbach hatte früher schon 12,000 fl. zu gleichem Zwecke vermacht; der Landrath des Kreises votirte ein Procent Steuerbeischlag, und noch wurde eine freiwillige Kollekte durch das Land veranstaltet. Als so die Quellen ausgemittelt waren, begann die Wiederherstellung rasch, rückte behend voran, und ward schon in wenigen Jahren vollendet. Die Dächer und Gewölbe erhoben sich wieder, Altäre und Kanzel erstanden, Beicht- und Kirchenstühle nahmen das fromme Volk wieder auf, und eine neue Orgel begleitete wieder den frommen Gesang. Im November 1821 wurde das neue Domkapitel installirt; im Anfang des Jahrs 1822 bestieg der erste Bi-

schof wieder den neu errichteten Stuhl, und am 27. Mai desselben Jahres übertrug derselbe feierlich den Gottesdienst in das hergestellte Münster. Der neue Frohnaltar unter der hergestellten Kuppel, von sechs Kandelabern und zwei siebenarmigten Girandolen von vergoldetem Bronze geschmückt, wurde am 14. Horuung 1824 — an demselben Tage, an dem er vor dreißig Jahren war zerschlagen worden — feierlich eingeweiht, und ihm gegenüber erhob sich der neue, geschmackvolle Baldachin. Noch schenkte die Königliche Huld einen reichen Schmuck an Meßgewändern, Chorkappen, Mitren und sonstigem Gottesgeräthe, aus der Hofkapelle zu Aschaffenburg, zur würdigen Feier des Stiftsgottesdienstes, und hiezu noch vier herrliche Glocken, die größte im Gewichte von 107 Zentnern, um das gläubige Volk zur Feier der Kirchenfeste zu berufen. Im Königschore erhob sich über der Asche des römischen Königs Adolph, an der Stelle der zerschlagenen Sarkophage, ein neues Denkmal von seltner Schönheit — vier geflügelte Löwen von grauem Marmor, welche den imposanten Sarg von schwarzem Marmor tragen, auf dem man das Bild des in offenem Kampfe um sein gutes Recht gefallenen Helden erblickt, in knieender Stellung, mit emporgefalteten Händen, das edle freie Gesicht dem Hochaltare zugewendet, den weiten Königsmantel von der linken Schulter in reichem Faltenwurfe herabfallend, drunter die volle Ritterrüstung, den gekrönten und mit Federn geschmückten Helm zu seinen Füßen — welches durch Herzog Wilhelm von Nassau im Jahre 1824 seinem großen Urahn errichtet, des Königlichen Todten Gedächtniß, seines Hauses uralten Glanz, und die liberale Pietät des ehrenden Enkels in goldner Schrift dem Wandrer verkündet. Die andern Gräber, unbezeichnet durch Stein und Schrift, erwarten noch von der Zeit und von günstiger Gesinnung die Erinnerungsmale für die erlauchte

Asche, die sie in der Tiefe der bleiernen Särge umschließen.

So ist denn nach langer Zerstörung das uralte Münster zu Speyer wieder zum Hause des Herrn geworden, und von Neuem ragen die hohen Thürme und die hergestellten Kuppeln und Dächer der Mutterkirche des wieder errichteten Bisthums weit hinaus in den Speyergau — stolzer und freudiger noch, seitdem, nach dritthalbhundertjähriger Unterbrechung vom Tage der heil. Kordula des Jahres 1570 an, an dem der letzte Kaiser, Max II., den Dom besucht und die Verlobung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Karl IX. von Frankreich vor dem Hochaltare gefeiert hatte, wieder ein deutscher König — Bayerns Allverehrter Ludwig, an der Seite seiner erlauchten Gemahlin Theresia — im Jahre 1829, auf seiner Jubelreise durch seine alte treue Pfalz, am zweiten Pfingsttage, zur Gruft seiner königlichen Vorgänger kam, um im Königschore auf den Gräbern der entschlafenen Herrscher den feierlichen Hochamte beizuwohnen, und über ihrem Sarge zu beten. Acht hundert Jahre stand der Kaiserdom, eine Zierde der Stadt und des Landes, und die Jahre und die Menschengeschlechter gingen unaufhaltsam in buntem Wechsel an ihm vorüber. Die Zeit flog — aber die alten Mauern, Thürme und Chöre stehen, und blicken in ergrauter Majestät über die oftmals verjüngte Stadt, auf die alten und die neu entstandenen Dörfer des Landes und die mit jedem Frühling erwachende Natur. Von Neuem gehen die Feste des Kirchenjahres in wandelndem Cyklus mit ihren wechselnden Symbolen und Farben, diesen geist- und gemüthvollen Bildern, die Vergangenheit zurückstrahlend, die Gegenwart verschönernd und die Zukunft erhellend, gleich Verklärungen der Natur und des Menschenlebens, durch die Hallen des Domes; jeder Morgen sieht, wie seit achthundert Jahren, das unblutige

Opfer, den alten Herrschern, den Gründern und Erhaltern des Münsters zum Seelgerette; und wieder hört man der Geistlichen alltägliches Chorgebet über den Gräbern der Kaiser. *)

So blühe fort, du heil'ges Haus des Herrn!
Und über den versunk'nen Todtenmalen
Mög' für und für des Kreuzes goldner Stern
Von deinen Thürmen durch die Gaue strahlen!
Die Mutterkirche halte fort und fort
Der Ewige in seinem gnäd'gen Hort!
Es ruhe stets, gleich mildem Abendregen,
Auf Stadt und Land der Gottheit reichster Segen!

*) Jene Leser, welche die interessante Geschichte des Speyrer Kaiserdomes aus der in vorstehender Skizze nur einzelne Daten herausgehoben werden konnten, in ihrer ganzen sachreichen Ausdehnung kennen lernen wollen, machen wir auf das von demselben Verfasser in der Simon Müller'schen Buchhandlung zu Mainz in 3 B. erschienene Werk: „Der Kaiserdom zu Speyer" aufmerksam.

D. R.

Die am achten Säkularlag gehaltene Predigt folgt im nächsten Hefte.

XI.

Antrag des Abgeordneten der Ritterschaft des Königreichs Würtemberg, Freiherrn von Hornstein,

um Verwendung der hohen Ständeversammlung in Betreff der Verordnung vom 10. Februar 1830, des Schutz- und Aufsichtsrechts des Staats über die katholische Kirche. *)

Hochansehnliche Ständeversammlung!

In Folge der in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 5. März gegebenen Zusicherung sieht sich der Unterzeichnete verpflichtet, seine Beschwerde über die unterm 10. Februar 1830 erschienene „die Ausübung des verfassungsmäßigen Schutz- und Aufsichtsrechtes des Staates über die katholische Landeskirche“ betitelte Verordnung der hohen Ständeversammlung vorzulegen.

Es versteht sich wohl von selbst und bedarf keiner Ausführung, daß unter Schutz nur das verstanden werden könne, wodurch die Rechte der Kirche und deren Glieder gegen jeden Eingriff vollkommen gesichert werden, und daß dem Aufsichtsrechte keine solche Ausdehnung gegeben werden darf, daß es in eine förmliche Kirchenregierung übergehe.

Hieraus folgt denn auch nothwendig, daß der Wirkungskreis des katholischen Kirchenrathes als derjenigen Stelle, durch welche nach §. 79. der Verfassung obige in der Staatsgewalt begriffenen Rechte ausgeübt werden

*) Da wir schon einige Bemerkungen über die von den Landesregierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz erlassenen Verordnung des Schutz- und Aufsichtsrechts des Staates über die katholische Kirche mitgetheilt haben, so wollen wir auch unsern verehrlichen Lesern den genannten Antrag vorlegen, und dieß um so mehr, da es von hoher Wichtigkeit ist, daß die Stimmen der Laien sich vernehmen lassen, während von keinem Einspruche der betreffenden Bischöfe auch nur ein Wort verlautet.

ſollen, nur allein darin beſtehen könne, daß er von den Anordnungen der Kirchengewalt Kenntniß nehme, und wenn ſie dem Staate nachtheilig ſeyn ſollten, die geeigneten Vorkehrungen dagegen ergreife, aber auch wenn ſie nichts gegen die Rechte des Staates und der Einzelnen enthalten, die Genehmigung nicht verſagen dürfe.

Dieſe wohl unwiderſprechlichen Grundſätze vorausgeſchickt, will nun der Unterzeichnete zu Begründung ſeines Antrages jene Punkte aus der erwähnten Verordnung ausheben und beleuchten, welche mit dem fernern Beſtehen der garantirten kirchlichen Rechte der Katholiken unvereinbarlich ſind, und welche beſonders mit der durch §. 71. der Verfaſſung außdrücklich geſicherten Autonomie der katholiſchen Kirche ganz im Widerſpruche ſtehen, worin auch der Rechtfertigungsgrund dafür liegt, daß ich dieſe Beſchwerde über Verletzung der Verfaſſung durch obige Verordnung vor Eine Hochanſehnliche Ständeverſammlung bringe. *)

Es iſt von hoher Wichtigkeit, welche Worte für eine Sache gebraucht oder ihr gegeben werden, beſonders, wenn daraus Folgerungen abgeleitet werden können. In dieſer Beziehung iſt ſchon der Ausdruck im Rubrum der Verordnung „Landeskirche“ unzuläßig und logiſch unrichtig.

Der Begriff der katholiſchen Kirche iſt bekanntlich der einer allgemeinen; ſie kann deßhalb in keine Landesgrenze eingeſchloſſen werden, und aus dem Ausdrucke einer Landeskirche könnte man eine für ſich ohne alle Verbindung mit den unzähligen übrigen auf der Erde beſtehenden katholiſchen Kirchentheilen, und beſonders ohne Verbindung mit ihrem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, dem Pabſte, beſtehende Territorialkirche, folgern.

*) Dieſer Antrag wurde unterm 7. April d. J. noch in der letzten Sitzung der Ständeverſammlung übergeben, und von dieſer an den Ausſchuß überwieſen.

Die Verfassung gebraucht auch diesen Ausdruck niemals, und konnte ihn als dem Katholicismus, der über die Grenzen einzelner Länder weit erhaben ist, widersprechend, nicht gebrauchen. Der Ausdruck Landesbischof im §. 78. kann nichts präjudiciren, da es wohl einen Landesbischof, das heißt einen Bischof geben kann, der in seinem Sprengel alle Katholiken des Landes vereinigt.

Der §. 2. der Verordnung sagt:

„Der volle Genuß dieser Rechte steht allen katholischen Kirchengemeinden, so wie auch den einzelnen Katholiken zu, welche früher in keinem Diöcesanverbande gestanden waren. Es kann in keinem der oben erwähnten Bisthümer irgend eine Art von kirchlicher Exemtion künftig stattfinden."

Da das katholische Kirchenrecht sich von dem protestantischen besonders auch darin unterscheidet, daß nach letzterem die Kirchengewalt und der volle Genuß der kirchlichen Rechte ein Ausfluß der Kirchengemeinden — nach ersterem aber ein Ausfluß der lehrenden Kirche, der Hierarchie ist, und da, wo von Rechten, die die Kirche oder der Staat ertheilt, die Rede ist, in deren Ausübung nur die Einzelnen, nicht aber Kirchengemeinden, die im katholischen Kirchenrechte gar keine Stelle haben, gedacht werden können, so ist es unpassend und zu irrigen Folgerungen verleitend, einen besondern Nachdruck darauf zu legen, daß der volle Genuß der §. 1. genannten, vom Staate ertheilten Rechte allen katholischen Kirchengemeinden zustehen soll. Man könnte hiernach verführt werden, zu glauben, daß auch die Katholiken ihre kirchlichen Rechte nur durch die Gemeinde ausüben könnten.

Jeder Katholik steht frei für sich und unabhängig von einer Kommunität im freien Genuß seiner kirchlichen Rechte, und im Verbande mit der ganzen Kirche.

§. 4.

„Die von dem Erzbischof, dem Bischof und den übrigen kirchlichen Behörden ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisschreiben an die Geistlichkeit und Diöcesanen, durch welche dieselben zu etwas verbunden werden sollen, so wie auch besondere Verfügungen von Wichtigkeit unterliegen der Genehmigung des Staates, und können nur mit der ausdrücklichen Bemerkung der Staatsgenehmigung (placet) kund gemacht oder erlassen werden."

„Auch solche allgemeine kirchlichen Anordnungen und öffentliche Erlasse, welche rein geistliche Gegenstände betreffen, sind den Staatsbehörden zur Einsicht vorzulegen, ihre Kundmachung kann erst alsdann erfolgen, wenn dazu die Staatsbewilligung ertheilt worden ist."

Aus dem Begriff des Oberaufsichtsrechts und aus dem §. 71. der Verfassung, wonach die Anordnungen in Betreff der innern kirchlichen Angelegenheiten, wozu die rein geistlichen Gegenstände hauptsächlich gehören, der verfassungsmäßigen Autonomie einer jeden Kirche überlassen bleiben, folgt nothwendig, daß der Staat allein nur die Cognition, ob nichts zu seinem Nachtheile darin enthalten, aber dann, wo so etwas darin nicht gefunden wird, die Pflicht hat, die Promulgation nicht zu hindern oder zu verweigern, und es hätte daher nothwendig eine Zusage und Versicherung gegeben werden sollen, daß das Placet, wenn die allgemeinen kirchlichen Anordnungen nichts dem Staate Nachtheiliges enthalten, werde ertheilt werden, um der so leicht möglichen Auslegung vorzubeugen, als unterlägen die rein geistlichen Gegenstände selbst der Staatscognition.

Wenn die Verfassung §. 73. richtig die Kirchendiener nur in Ansehung ihrer bürgerlichen Handlungen und Ver-

hältniſſe der weltlichen Obrigkeit unterwirft, wie viel mehr ſollte auch dieſes in Beziehung auf allgemeine kirchliche Anordnungen und öffentliche Erlaſſe über rein geiſtliche Gegenſtände ausgedrückt ſeyn.

§. 5.

„Alle römiſchen Bullen, Breven und ſonſtige Erlaſſe müſſen, ehe ſie kund gemacht und in Anwendung gebracht werden, die landesherrliche Genehmigung erhalten, und ſelbſt für angenommene Bullen dauert ihre verbindende Kraft und ihre Gültigkeit nur ſo lange, als nicht im Staate durch neuere Verordnungen etwas anderes eingeführt wird. Die Staatsgenehmigung iſt aber nicht nur für alle neu erſcheinenden päbſtlichen Bullen und Conſtitutionen, ſondern auch für alle frühern päbſtlichen Anordnungen nothwendig, ſobald davon Gebrauch gemacht werden will.“

Der §. 4. ſpricht nur von den allgemeinen kirchlichen Anordnungen des Erzbiſchofs, des Biſchofs und der übrigen kirchlichen Behörden mit Ausſchluß der allgemeinen päbſtlichen Verordnungen; allein was von jenen gilt, findet auch in erhöhtem Grade bei dieſen Anwendung; denn allein das Oberhaupt der Kirche kann allgemeine kirchliche Verordnungen in eigentlicher Bedeutung erlaſſen, deren Verkündigung, wenn ſie nichts Staatsſchädliches enthalten, von dem Staate nicht verweigert werden kann, wenn der nach katholiſchen Grundſätzen auf göttlicher Anordnung beruhende Primat, und die in Würtemberg verfaſſungsmäßig garantirte Autonomie geachtet werden will.

Statt daß dießfalls dem §. 71. der Verfaſſung gemäß eine entſprechende Verſicherung gegeben iſt, ſind die päbſtlichen Anordnungen nicht einmal auf gleiche Linie mit den Erz- und Biſchöflichen geſtellt, ſondern um den Gegenſatz recht ſcharf zu bezeichnen, (ungehörigerweiſe)

in einem eigenem nachgesetzten §. alle und jede Verfügung des Oberhauptes der katholischen Kirche der landesherrlichen Genehmigung unterstellt, und zwar noch auf die prägärste Weise, die man sich denken kann; denn wenn diese Genehmigung auch ertheilt ist, so steht es in der Willkür des Staates, durch Staatsverordnungen statt der angenommenen päbstlichen Verordnungen etwas anderes einzuführen, und dadurch dieselben aufzuheben.

Offenbar ist hierdurch der Primat von dem Willen des Staats abhängig, oder was dasselbe, in seinen wesentlichsten Rechten untergraben, zu welchen gehören: die Oberaufsicht über die ganze Kirche, kraft welcher der Pabst aus den verschiedenen Gegenden Bericht einfordern oder Legaten und andere Stellvertreter absenden kann; die Pflicht, über die Vollziehung der Canones zu wachen, deren Anwendung zu sichern, daher auch die Befugniß in den geeigneten Fällen davon zu entbinden; die Pflicht, die Nachläßigkeit der Kirchenbeamten zu rügen, und kraft des successiven Devolutionsrechtes zu ergänzen; die Sorgfalt für die Erhaltung und Fortbildung der Kirchenverfassung, daher das Recht, allgemeine Kirchenverordnungen zu erlassen; die Pflicht, über die Einigkeit und den Frieden in der Kirche zu wachen, daher das Recht, in Glaubenssachen eine einstweilige Entscheidung zu geben, oder Stillschweigen zu gebieten; die Berufung der allgemeinen Koncilien, der Vorsitz auf denselben, und die Bestätigung ihrer Beschlüsse; die Beschützung wider Verfolgung und Ungerechtigkeiten, daher das Recht, in der durch Gesetz und Herkommen bestimmten Weise Appellationen anzunehmen; die Besorgung der äußern Angelegenheiten der Kirche, daher der Verkehr mit den weltlichen Regierungen über Sachen der allgemeinen Disciplin.

Wenn nun kein päbstlicher Erlaß kund gemacht und in Anwendung gebracht werden darf ohne landesherrliche

Genehmigung; so hängt es von derselben ab, ob der Pabst Berichte einfordern, Legaten absenden, über die Vollziehung der Canones wachen, nachläßige Kirchenbeamte strafen, allgemeine Kirchenverordnungen und einstweilige Entscheidungen in Glaubenssachen geben, Koncilien berufen, Appellationen annehmen, überhaupt die ihm zuständigen Angelegenheiten besorgen darf, oder nicht.

Noch mehr, wenn die Staatsregierung dem Oberhaupte der katholischen Kirche in den einzelnen vorkommenden Fällen die Ausübung obiger wesentlichen Rechte, die zugleich auf göttlicher Anordnung beruhende Pflichten desselben sind — gestattet, und also die Erlasse, worin allein jene Ausübung sich äußern und verwirklichen kann, genehmiget hat, so soll der Staat in einer neuern Verordnung etwas anderes einführen, und jene Genehmigung sogar wieder aufheben können!

Durch das königliche Rescript vom 24. Oktober 1827 (Regierungsblatt Nro. 46. S. 435) sind die päbstlichen Bullen vom 16. August 1821 Provida solersque und vom 11. April 1827 ad Dominici Gregis custodiam die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begrenzung, Ausstattung und Errichtung der dazu gehörenden Bisthümer mit ihren Domkapiteln, so wie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden betreffend, angenommen.

Diese beiden Bullen sollen also nun nur so lange verbindende Kraft haben, und gültig seyn, als im Staate nicht etwas anderes eingeführt wird! Diesem steht also zu, die Ausstattung und Errichtung des Bisthums Rothenburg mit seinem Kapitel, und seine Verbindung mit dem Metropoliten und dem Pabste bestehen zu lassen oder aufzuheben? Wie steht dieß und die vom Staate abhängige Dauer der Gültigkeit päbstlichen Bullen, mit der von der Regierung mit dem Kirchenoberhaupte getroffe-

nen, und selbst sogar im Eingang der Verordnung angeführten Übereinkunft im Einklang? Mit welchem Rechte können Vertragsverbindlichkeiten einseitig aufgehoben werden?

Jene Verordnung geht noch weiter; selbst für alle früheren päbstlichen Anordnungen ist die landesherrliche Genehmigung, sobald davon Gebrauch gemacht werden will, nothwendig. Erwägt man nun, daß selbst die Bestimmungen der Koncilien, so wie jene von Trient, welche eigens in den schon berührten Bullen ausdrücklich benannt und sich darauf berufen ist, durch päbstliche Bullen publicirt worden sind, wie dieß auch der einzige Weg ist, durch welchen sich die Kirche rechtmäßig aussprechen kann — wie die gesetzgebenden Gewalten in konstitutionellen Staaten nur durch die vollziehenden sich aussprechen, — so folgt, daß es in der Willkühr des Staates steht, alle Kirchengesetze — welche nichts anderes als authentische Erklärungen der göttlichen Bestimmungen sind, — in Anwendung bringen zu lassen, oder zu unterdrücken. Daraus folgt, daß die Aufhebung der Ehelosigkeit der Priester, die Veränderung oder Abschaffung der heiligen Messe und jeder Liturgie, der Ehegesetze, und aller bisher gültigen Canones lediglich von dem Willen der Regierung abhängen, derzeit die katholische Religion aufgehört habe, anders als durch und nach dem Willen der Regierung ferner noch zu bestehen, also gar nicht mehr zu bestehen!

Die katholische Kirche, eine der drei christlichen mit gleichen Rechten und Freiheiten und nach §. 70. der Verfassung mit freier öffentlicher Religionsübung begabten Kirchen, — solle alle ihre — und selbst die heiligsten Gesetze und Gebräuche nur mehr als eine zeitliche Begünstigung der Regierung zu betrachten haben dürfen?

§. 6.

„Ebenso, wie die weltlichen Mitglieder der katholischen Kirche, stehen auch die Geistlichen als Staats-

genossen unter den Gesetzen, und der Gerichtsbarkeit des Staates.“

Der §. 72. der Verfassung enthält, daß die Kirchendiener in Ansehung ihrer bürgerlichen Handlungen und Verhältnisse der weltlichen Obrigkeit unterworfen seyen. Es wäre also hier der Ausdruck als Staatsgenossen wegzulassen — und die Worte des §. 72. der Verfassung ausdrücklich aufzunehmen.

§. 9.

„Provinzialsynoden können nur mit Genehmigung der vereinten Staaten, welche denselben Kommissarien beiordnen, gehalten werden. Zu den abzuhaltenden Synodalkonferenzen wird der Erzbischof, so wie jeder Bischof, mit Genehmigung der Regierungen, einen Bevollmächtigten absenden.“

Es wird nicht bestritten, daß nach dem Beispiele der ältesten Koncilien und Synoden die Staatsregierung befugt seyn solle, Kommissarien für Wahrung ihrer Rechte abzuordnen. Allein gleichwie der Pabst Koncilien für sich beruft, und entweder in Person oder durch Bevollmächtigte den Vorsitz führt, so ist der Erzbischof berechtigt, für sich Provinzialsynoden zu berufen, und kann selbst oder durch Bevollmächtigte erscheinen. Es ist also eine gegen das Kirchenrecht anstoßende große Beschränkung, und sehr nachtheilig für die Sache, daß Provinzialsynoden nur mit Genehmigung der vereinten Staaten sollen gehalten werden können, und daß sowohl der Erzbischof als Präses der Provinzialsynode, gleich den andern Bischöfen, nur durch Bevollmächtigte soll erscheinen dürfen.

Auch wäre dieses gegen die Vorschriften des Konciliums von Trient.

§. 10.

„In keinem Falle können kirchliche Streitsachen der

Katholiken außerhalb der Provinz, und vor auswärtigen Richtern verhandelt werden.»

In so ferne anderen als dem Pabste oder dessen Legaten unter dem Ausdrucke („auswärtige Richter») dieses Prädikat beigelegt werden will, ist gegen diesen §. nichts einzuwenden. In katholischen Angelegenheiten ist der Pabst aber kein auswärtiger Richter, da er das Haupt der allgemeinen Kirche ist, und wenn daher durch diesen §. derselbe als Richter ausgeschlossen werden wollte, so würde damit eine Verletzung des §. 71. der Verfassung involvirt seyn, da dieser die Autonomie der katholischen Kirche garantirt, und wie oben gezeigt worden, es zu den wesentlichsten Rechten des Oberhauptes der Kirche gehört, Appellationen anzunehmen und in letzter Instanz zu entscheiden.

§. 16.

„Der Gewählte hat sich alsbald nach der Wahl, wegen seiner Bestätigung an das Oberhaupt der katholischen Kirche zu wenden. Vor der Consecration legt derselbe in der Eigenschaft als Bischof den Eid der Treue und des Gehorsams in die Hände des Landesherrn ab.»

Vor der Consecration ist der Gewählte noch nicht Bischof, er kann also keinen Eid in einer Eigenschaft ablegen, die er noch nicht hat. Diese Beeidigung könnte vor dem Amtsantritte geschehen, wie es im §. 7. dieser Verordnung mit dem Erzbischof vorgeschrieben ist.

§. 17.

„Nach erlangter Consecration tritt der Bischof in die volle Ausübung der mit dem Episkopat verbundenen Rechte und Pflichten, und die Regierungen werden nicht zugeben, daß er darin gehindert werde, vielmehr werden sie ihn kräftig dabei schützen.»

Schon aus dem §. 1. der Verordnung folgt nothwendig: daß der Bischof in der Ausübung der mit dem Episkopat verbundenen Rechte und Pflichten geschützt

werde, und weil nicht anzunehmen ist, daß etwas schon Gesagtes wiederholt werden wollte, so scheint es, daß mit diesen besonderen §§. angedeutet werden will, daß die Regierung den Bischof (im Falle) seinem geistlichen Oberhaupte gegenüber schützen wolle, wohin allein dieser §. eine Andeutung zuläßt. Dadurch wirft sich aber die Regierung zum Schiedsrichter zwischen dem Pabste und dem Bischof auf, welches sie nicht kann. Da, wo immer ein Streit zwischen beiden statt findet, wird letzterer immer behaupten, er handle vermöge seiner mit dem Episkopat wesentlich, (wie sich die Verfassung §. 78. ausdrückt) verbundenen Rechten und Pflichten. Hat nun der Bischof Unrecht, so ist es denkbar und leicht möglich, daß er dieses gegen den Widerspruch seines geistlichen Oberhauptes durch seinen Rekurs an die Regierung, die vermöge anderer Ansicht, vielleicht die Sache des Bischofs als eine gerechte ansieht, geltend machen kann.

Der umgekehrte Fall, daß der Bischof recht hat, ist zwar allerdings auch möglich; allein dann wird doch der Ausspruch des obersten Richters, des Pabstes — formelles Recht, und der Bischof hat zu gehorchen, wie solches ja auch bei den Civilsprüchen der obersten Landesgerichte geschieht, die auch nicht immer das materielle Recht aussprechen. Sehr richtig und wahr lehrt daher das canonische Recht: der römische Stuhl müsse vermöge der plenitudo potestatis — mit richterlicher Fürsorge über die ganze Kirche wachen, ermahnen, belehren, strafen, und die Gläubigen sollen ihm mit kindlichem Vertrauen gehorchen, so zwar, daß selbst im Zweifel um der Einheit und des Friedens willen der Gehorsam als der sicherste Theil anzusehen seye.

§. 19.

„Nur der Erzbischof, Bischof oder Bisthumsverweser stehen in allen, die kirchliche Verwaltung betref-

fenden Gegenständen in freier Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche, jedoch müssen dieselben die aus dem Metropolitanverband hervorgehenden Verhältnisse jederzeit berücksichtigen. Alle übrigen Diöcesangeistlichen haben sich in allen kirchlichen Angelegenheiten nur an ihren Bischof zu wenden."

Dieser §. ist für die Rechte der einzelnen Katholiken höchst beschwerlich, auch der Einsetzungsbulle von 1827 ganz entgegen; denn wenn der Pabst das geistliche Oberhaupt der Katholiken ist, so wird doch keinem Katholiken und noch weniger einem Diöcesangeistlichen mit Recht gewehrt werden können, sich in derlei Angelegenheiten an sein geistliches Oberhaupt zu wenden?

Es kann keine katholische Kirche gedacht werden, wenn mit ihren einzelnen Bischöfen — aller Orten, die höchste Instanz geschlossen wäre, nicht zu gedenken, daß dieses gegen die positiven Bestimmungen und die seit den ersten christlichen Zeiten geltende Praxis, anstoßen würde.

Auch wurde der freie Verkehr mit dem heiligen Stuhle in kirchlichen Angelegenheiten unbeschränkt vertragsmäßig zugestanden.

Damit soll aber nicht behauptet werden, daß, in vorkommenden Fällen der ordnungsmäßige Gang — durch den Bischof und Erzbischof nicht solle beobachtet werden.

§. 22.

„Die ganze Diöcesanverwaltung wird für die Diöcesanen, geistlichen und weltlichen Standes, unentgeldlich geführt. Taxen oder Abgaben, von welcher Art sie auch seyen und wie sie auch Namen haben mögen, dürfen weder von inländischen, noch ausländischen geistlichen Behörden, erhoben werden."

Ist zu erwarten, daß mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche die geeigneten Unterhandlungen werden gepflogen worden seyn, oder werden, und ist nun auch

hier die Verwahrung in Betreff der ausländischen Kirchenbehörden zu wiederholen.

§. 23.

„Die Decanate werden unter gemeinschaftlichem Einverständnisse der Regierungs- und bischöflichen Behörden, mit würdigen Pfarrern, welche auch in Verwaltungsgeschäften geübt sind, besetzt."

Durch die Bestimmung in diesem §. wird eines der ältesten und natürlichsten Rechte der katholischen Geistlichkeit, die Decane zu wählen, gänzlich genommen, und wegen des Beisatzes, daß sie auch in Verwaltungsgeschäften geübt seyn müssen, ist zu besorgen, daß die priesterliche Eigenschaft, die dem wahren Geistlichen vor Allem als seine Haupteigenschaft am Herzen liegen muß, und die ihm allein sein Amt und seine Würde geben kann, als die nicht allem voranstehende betrachtet werden könnte, daher nothleiden müsse; auch es ganz in der Willkür der Regierung liege, jeden, auch den besten Priester, und gerade den besten, unter der sehr allgemeinen Behauptung mangelnder Verwaltungsgeschäfts-Kenntniß zurückzuweisen. Auch ist es ein verderblicher Übelstand, wenn erfahrene Priester, welche zu Decanen gewählt werden sollten, von Verwaltungsgeschäften so eingenommen werden, daß sie ihrem eigentlichen primitiven Berufe der Seelensorge gänzlich oder größtentheils entzogen, die meisten priesterlichen Funktionen nur ihren Vikarien, welche in der Regel junge Geistliche sind, überlassen müssen.

§. 24.

„Die Decane sind die unmittelbaren kirchlichen Vorgesetzten der in ihren Decanatsbezirken angestellten Geistlichen. Sie haben über die geeigneten Gegenstände an die Regierungs- und bischöfliche Behörden zu berichten, und die ihnen von daher zugehenden Weisungen zu vollziehen. Eine eigene Instruk-

tion zeichnet ihnen den Kreis ihrer Amtswirksamkeit vor."

Es ist nicht gesagt, woher diese Instruktion kommen werde; da die geistliche Instruktion schon im Kirchenrechte und der bischöflichen Vollmacht enthalten ist, so ist nur zu wünschen, daß die Staatsinstruktion, welche von der Amtswirksamkeit spricht, und das Amt doch nur ein geistliches ist, sich nicht in das Gebiet der geistlichen Amtsthätigkeit und priesterlichen Funktionen verlieren möge.

§. 25.

„Ein jeder der vereinten Staaten wird, wo dieses nicht bereits statt findet, für die zweckmäßige Bildung der Kandidaten des katholischen geistlichen Standes dadurch sorgen, daß entweder eine katholisch theologische Lehranstalt errichtet, und als Fakultät mit der Landesuniversität vereiniget werde, oder daß die Kandidaten nöthigenfalls aus dem allgemeinen katholischen Kirchenfond der Diöceſe unterstützt werden, um eine auf diese Art eingerichtete Universität in der Provinz besuchen zu können."

Nach den Vorschriften des Konciliums von Trient, sollen die Lehranstalten für angehende Geistliche in einem der Kirche nahen Kollegium oder einem andern angemessenen Orte, der vom Bischof auszuwählen ist, gelegt werden.

§. 27.

„In das Seminar werden nur diejenigen Kandidaten aufgenommen, welche in einer durch die Staats- und bischöflichen Behörden gemeinschaftlich vorzunehmenden Prüfung gut bestanden, und zur Erlangung des landesherrlichen Tischtitels, der ihnen unter obiger Voraussetzung ertheilt wird, würdig befunden worden sind."

Es ist zu wünschen, daß die Konkursprüfungen von der kirchlichen und von der Staatsbehörde, von jeder besonders, gehalten werden, wenn überhaupt Konkursprüfungen von Seite des Staates nothwendig seyn sollten, was zu bezweifeln ist, da je mehr der Priester der Welt, ihrem Thun und Treiben, außer dem Kreise seiner geistlichen Wirksamkeit sich hingiebt, er in demselben Verhältnisse sich von seinem eigentlichen Berufe abzieht, und da der Staat einen so großen Einfluß auf Vergebung der Beneficien ausübt, der Examinandus gerne geneigt seyn wird, auf Kosten seines eigentlichen Berufs sich auf die Verwaltungsgeschäfte zu verlegen.

Es versteht sich, daß durch einzelne Konkursprüfungen die Gegenwart gegenseitiger Kommissarien niemals ausgeschlossen seyn solle.

§. 31.

„Ebenso wird eine Klasseneintheilung der Pfarreien und sonstigen Kirchenpfründen nach dem Grade ihrer Wichtigkeit und ihres Ertrages gefertiget, damit auch die Patrone, welche nur Diöcesangeistliche präsentiren können, ihre Auswahl hiernach einzurichten vermögen.“

Durch diese Bestimmung werden die Patrone einer solchen Beschränkung in ihrem Ernennungsrechte unterworfen, welche dasselbe gleichsam völlig in die Hände der Staatsregierung giebt, da sowohl ihre Pfarreien, als die allenfallsigen Competenten dazu, klassificirt seyn sollen; nimmt man noch den Mangel der Geistlichen dazu, so sind durch diese Verordnung die Pfarreien der Patrone und die allenfallsigen Competenten, schon von der Staatsregierung ausgewählt, oder es bleiben denselben nur jene noch, welche die Staatsregierung nicht anstellen wollte.

Wenn die Autonomie der katholischen Kirche eine priesterliche Klassifikation in Hinsicht auf Pfründen nicht kennt, sondern nach dem Kirchenrechte die Konkursprüfung nur das Resultat zu liefern hat, ob der Kandidat zum Empfang des Sakraments der Priesterweihe fähig und würdig seye, oder nicht, so ist diese Bestimmung auch verfassungwidrig, und noch mehr gegen die Patrone, die vermöge ihres Patronatsrechtes jeden von der kirchlichen Behörde für befähigt erklärten Priester nominiren können, denn nur bei Besetzung von Pfründen, die vom Könige abhängen, hat der katholische Kirchenrath nach der Verfassung seine Vorschläge abzugeben.

§. 33.

„Kein Geistlicher kann ohne Einwilligung seines Landesherrn Würden, Pensionen, Orden oder Ehrentitel von Auswärtigen annehmen.

Hier wird sich auf das, was schon früher über auswärtige Kirchenbehörden gesagt worden ist, zu beziehen seyn.

§. 34.

„Jeder Geistliche wird, bevor er die kirchliche Institution erhält, dem Oberhaupte des Staates den Eid der Treue ablegen, dem Bischof aber den canonischen Gehorsam geloben."

Das, was zu §. 16. angemerkt worden ist, findet auch hier analoge Anwendung, da die canonische Einsetzung des Geistlichen erst dessen Amtsbesitz begründet.

§. 36.

„Den Geistlichen, so wie den Weltlichen, bleibt, wo immer ein Mißbrauch der geistlichen Gewalt gegen sie statt findet, der Rekurs an die Landesbehörden."

In geistlichen Dingen giebt es nur Rekurs an die geistliche Behörden.

Der Unterzeichnete hat nur jene Punkte hier ausgehoben, welche ihm wegen ihres Widerspruchs und der Unvereinbarlichkeit mit den Rechten der katholischen Kirche und deren einzelnen Glaubensgenossen, und den Bestimmungen der Verfassung — besonders aufgefallen sind, ohne dadurch behaupten zu wollen, alles dasjenige gesagt zu haben, was, und wie es sich wohl begründet in diesen Beziehungen sagen lasse, auch alles das gefunden und ausgehoben zu haben, was die fragliche Verordnung — gegen obige Rechtstitel — enthalte, und er verwahrt sich deßhalb gegen die Annahme irgend eines Zugeständnisses, der, und in den nicht besonders widerlegten Sätzen, und irgend einem Präjudiz gegen die Rechte der katholischen Kirche und ihrer Angehörigen.

Es ist nicht abzusehen, welche unberechenbare Folgen eine Durchführung der in dieser Verordnung ausgesprochenen Grundsätze hervorbringen müsse, und der Unterzeichnete glaubt, daß das, was er hier gesagt hat, schon hinlänglichen Beweis liefere, daß die verfassungsmäßige freie Religionsausübung der Katholiken, neben diesen Bestimmungen nicht bestehen könne, und dieselbe jeden Augenblick Gefahr laufe, vernichtet zu werden, da es nur einer, theils buchstäblichen, theils oft weniger oder mehr ausgedehnten Auslegung der einzelnen Sätze dieser Verordnung bedürfe, um die höchsten — die religiösen Interessen treu gehorsamster Unterthanen zu gefährden und zu vernichten.

Er ist der festesten Überzeugung, daß Anordnungen, welche die, im Glauben an die Verheißungen Gottes gelobten, durch die Bundesakte, die heilige Allianz, die Staatsverfassung und durch neueste Vertragsbestimmungen mit dem Oberhaupte der Kirche — begründeten Rechte der katholischen Kirche, und der einzelnen Kirchenglieder — berühren — von der Staatsregierung niemals ausgehen können, und daß jene Verordnungen, deren Inhalt

solche Befürchtungen rechtfertigen, nur mit Zustimmung der Kirchenbehörde, dem Pabste, und nur im Vertragswege ausgehen dürfen, und deßhalb bittet er, die hohe Ständeversammlung möge beschließen, die Regierung zu bitten:

„die Verordnung vom 10. Februar 1830, (betreffend die Ausübung des verfassungsmäßigen Schutz- und Aufsichtsrechtes des Staates über die katholische Landeskirche) mit ihren Verletzungen aufzuheben.“

Einer hochansehnlichen Ständeversammlung

ganz gehorsamster

August Freiherr von Wernstein,

Abgeordneter der Ritterschaft zur Ständeversammlung.

XII.

Literatur.

Geschichte der Bischofswahlen, mit besonderer Berücksichtigung der Rechte und des Einflusses christlicher Fürsten auf dieselben. Von F. A. Staudenmaier, Repetenten am katholischen Stift zu Tübingen. Tübingen im Verlag von C. F. Osiander. 1830.

Nach einer kurzen, klaren und bündigen Einleitung über die Kirche theilt der Hr. Verf. sein Werk in fünf Perioden: 1. von Konstantin dem Großen bis Karl dem Großen. (Die vorkonstantinische Periode, wo der Staat noch nicht christlich war, wird als nothwendig außer dem Plane des Werkes liegend, nur berührt); 2. von Karl dem Großen bis Gregor VII.; 3. von Gregor VII. bis Calixt II.; 4. von dem calixtinischen Concordat bis zum Concil von Constanz und Basel; 5. von da bis auf unsere Zeit.

Gleichwie der Hr. Verf. die Schwierigkeit des Unternehmens sich nicht verhehlen kann, so können wir ihm auch unsere Überzeugung nicht vorenthalten, daß seine Arbeit überaus gelungen sey, und jeden unparteiischen Geschichtsforscher mehr als befriedigen werde. In eine detaillirte Darstellung des Buches einzugehen, erlauben die Gränzen dieses Blattes nicht; Rez. beschränkt sich also auf das Ergebniß, welches er aus dem Lesen desselben gewonnen hat, — daß es nämlich mit vieler historischen Umsicht und Tiefe geschrieben ist, der Kirche ihre angeborne Freiheit gründlich vindicirt, die organische Entwickelung ihres Wesens in allen christlichen Ländern scharfsinnig erörtert, und überhaupt durch seine unbefangene Haltung eben so entfernt von absprechender Oberflächlichkeit und Keckheit als von konfessioneller Befangen-

heit, dem ganzen Gegenstand ein Interesse giebt, welches unwidersprechlich beweiset, wie der Katholik allzeit und überall mit freisinniger Offenheit Alles behandelt, in der festen Überzeugung, daß er stets auf dasselbe Resultat — die göttliche Einsetzung seiner Kirche — stoßen müsse.

Die Absicht des Verf. ist, geschichtlich nachzuweisen, wie die Kirche jeder Zeit die Bischofswahl als eine Gerechtsame behauptet habe und gemäß ihrer Natur behaupten mußte. Höchst merkwürdig sind seine deßfallsigen Erörterungen und historischen Nachweisungen in den beiden Epochen von Karl d. G. bis Gregor VII. und von diesem zu Calixt, der in dieser Streitsache eine so große Berühmtheit sich erworben hat.

„Beurtheilen wir, sagt Hr. Staudenmaier S. 468 u. ff. zum Schlusse seiner Betrachtungen über die Concordate insbesondere und seines ganzen Werkes überhaupt, beurtheilen wir die Concordate im Geiste der katholischen Kirche, so muß unser Urtheil allerdings ungünstig ausfallen. Die Kirche ist ein eigener, lebendiger, vom Staate ganz getrennter Organismus, und eine ihrer ersten Funktionen und somit nothwendig auch eine ihrer ersten Freiheiten ist, ihre obersten Hirten sich selbst zu wählen. Auch ist es vor allem die Kirche welcher der heilige Geist versprochen ist, der die Bischöfe über die Gemeinden setzt, die Kirche Gottes zu regieren. *) Überhaupt aber verweisen wir auf das, was wir oben im Eingange gesagt haben, wo wir die Wahl des Bischofs als ein Recht der Kirche deducirten. Nach jener Deduction kann aber die Wahl dem Regenten unter keiner Bedingung zukommen, und wenn sie ihm dennoch gegeben wird, so können wir dieß nur entschuldigen, nicht aber im Geiste der Kirche rechtfertigen. Darum wohl hat der Pabst in einem Con-

*) Act. XX. 28.

corbate, das er mit einem deutschen Könige abgeschlossen, die Ernennung dem Regenten als einen Indult überlassen. Der Indult ist aber immerhin ein unvollkommenes Recht und muß bei günstigeren Verhältnissen für die Kirche dem alten positiven und allein göttlichen Rechte weichen. Wir sehen folglich die Ernennung der Bischöfe durch den weltlichen Fürsten als etwas an, was in der kommenden Zeit bei glücklicherer Ausbildung der Kirchenverfassung aufhören wird.

Da nun aber einmal die Verhältnisse so in der Gegenwart aus der Vergangenheit heraus sich gestaltet haben, so wäre es unbillig und unklug, erst in das Leben greifen zu wollen, um es auf's neue anders zu gestalten. Wenn auch die Absicht, Alles in sein natürliches und göttliches Verhältniß zu setzen, nicht getadelt werden kann, so müßte doch der Ungestüm mißbilligt werden, mit dem das Alles vollbracht werden will, schon in der Gegenwart. Alles Äußere ist nur eine Hülle und Offenbarung des Geistes. Mit dem innern Geiste steigt und fällt das äußere Leben, und seine vielfache Gestalt. Zuerst also muß das Leben der Menschen vom heiligen Geiste gänzlich durchdrungen seyn, ehe dieser Geist, der in seiner Abwesenheit nicht wirken kann, die rechten und göttlichen Gestalten hervorbringen soll. Das aber, was wir sagen, sey keine Anklage. Die Schuld, unter der wir leiden, ist eine allgemeine, und jeder hat seinen Theil beigetragen. Werfet sie nicht auf das Pabstthum. Dem Pabstthume liegt eine hohe, heilige und göttliche Idee zu Grunde, und für jeden, dem dieses erhabene Amt zu Theil wird, ist jene Idee der strenge unerbittliche Richter. Einen andern und bessern Maßstab als diese Idee werden wir an dem einzelnen Pabste nie anschlagen können. Von dieser Idee aber, und vom wahren Geiste der Hierarchie waren viele Päbste, wahre Väter der Gläubigen, beseelt,

und sie haben mit Begeisterung für die Kirche von ihrer hohen Stelle aus gewirkt. Unter sie gehören auch jene, die wir als die letztern zählen. Wir sahen diese alle eine große und schwere Bestimmung würdig erfüllen. Sie bewiesen sich als wahre unerschütterliche Oberhäupter der Kirche, als die Felsen, die durch irdische Macht nicht gebrochen werden können. Und waren wir dennoch vielfältig gegen sie gestimmt und voll Argwohns, so trugen sie nur die Schuld mancher ihrer Vorgänger und unserer Unbilligkeit. Daß die Zeit eine andere geworden, sahen sie selbst wohl ein, auch noch, daß in eben dieser Zeit die rechten kirchlichen Formen noch nicht ganz möglich seyen. Darum gaben sie nach. Aber sie leitete eine höhere Absicht.

Die zerrissene und niedergedrückte Kirche muß zuerst die Gläubigen wieder sich einen und aufrichten durch Einsetzung von Bischöfen und Erzbischöfen, Ein Band muß zuerst die Gläubigen wieder umschlingen, Ein Geist und Eine heilige Liebe alle beseelen, ehe das Leben eine andere Gestalt gewinnen kann. Die gegenwärtige Zeit ist daher eine Zeit der Vorbereitung; das Oberhaupt der Kirche paßt sich den Verhältnissen an, nicht aber zur schmählichen Unterwerfung unter dieselben, sondern zur lebendigen Verbindung mit seinen theuren Gliedern, weil nur durch diese Verbindung eine allgemeine geistige Erhöhung möglich ist und eine Verklärung der Kirche. Wichtig sind in dieser Beziehung Leo's XII. Worte in der Übereinkunft mit Hanover: „Wir haben wohl eingesehen, „daß von der Strenge der heiligen Kanonen nicht wenig „hat nachgelassen und den Rücksichten auf Ort, Zeit und „Personen, auf einige ganz eigenthümliche Verhältnisse „viel hat aufgeopfert werden müssen."

Wie aber dem Papste, so ist auch nicht den Regenten allein die alleingemeinsame Schuld aufzubürden. Nicht

Gewalt war es immer, was sie trieb, es war oft beigebrachter Verdacht und lang genährter Argwohn, es war öfter auch Täuschung durch jene, die sie umgaben und die nicht Mißtrauen genug gegen die Kirche und gegen den einflößen konnten, der der allgemeine Vater vieler Tausenden ist, deren Herzen ihm mit Liebe entgegenschlagen. Und in vielen Fällen war es nur frommer und heiliger Sinn, wodurch der Regent höher stand, als der wählende Klerus. Welche Schuld die Kapitel tragen, ist schon angedeutet. Noch haben sie keine große Beweise gegeben, zum Theil nicht geben können, daß sie durchaus anders geworden sind. Wenn diese Beweise einmal von ihnen gegeben seyn werden, und wenn sie Vertrauen in den Gemüthern erweckt haben, dann kann auch wieder von den Rechten die Rede seyn, die in dieser Sache ihnen zukommen.

Sehen wir auf die Verträge, die Rom mit jenen Fürsten schloß, die der katholischen Kirche nicht angehören, so sind sie nach den im Eingange aufgestellten Prinzipien ganz im Geiste der Kirche. So viel gerade ist ihnen gegeben, als das Jus cavendi für sie zum Schutze ihrer Staaten begründet. Es ist also hier das rechte Verhältniß eingetreten und diese Verträge sind darum auch ächt kirchlich.

Mögen die heiligen Verträge, die in unserer Zeit geschlossen worden sind, nur immer in ihrem Sinne verstanden und gehalten werden, so lange sie bestehen und bestehen müssen. Von kraftvollen und ideenreichen Regierungen wird dieß auch jederzeit mit Recht erwartet werden dürfen.

Es ist in der Kirche Gottes eine große und bedeutungsvolle That, durch die ein Priester zum Bischof einer Gemeinde von vielen Tausenden erhoben wird, die gläubig ihr Heil in Christus suchen und in den geheiligten

Anstalten zu finden hoffen. Der heilige Geist ist es selbst, der in der Kirche die Bischöfe über Gemeinden setzt. *) All jene nun, die den Bischof selbst wählen, oder auf seine Erwählung irgendwo Einfluß äußern, sind daher in diesem Akte Organe des heiligen Geistes und vollbringen ein göttliches Werk. Dadurch aber werden sie über sich selbst erhoben, denn sie überschreiten gleichsam die Gränzen des irdischen Reiches, um im ewigen Reiche der göttlichen Liebe und Gnade für die Zwecke der Erlösung mitzuwirken.

Von dieser Seite sollen vor Allem die Domkapitel ihre kirchliche Bestimmung ansehen. Der die Einheit schaffende Geist der Kirche hat in seiner Erzeugung der hierarchischen Stufen bei ihnen gleichsam das erstemal geruht, um den Senat hervorzubringen, der den Bischof, den er umgiebt, zu gleicher Zeit auch erzeugt. Die Domkapitel sind mit ihrem Bischofe in den verschiedenen Diöcesen die Mittelpunkte eines großen geistigen Lebens, haben wenigstens die Bestimmung es zu seyn. Ist ein Bischof, den die Domkapitularen umgeben haben, von seinem Amte durch den Tod abgerufen worden, so leuchte ihnen die hohe Idee des Bischofs vor, die mit ihm nicht zu Grabe gegangen, weil sie in der Kirche ewiges Leben hat, und im Lichte und in der Kraft jener lebendigen Idee mögen sie den neuen Hirten wählen, als Organe des heiligen Geistes, dem weltliche und selbstsüchtige Zwecke fremd sind. Haben sie aber, gegen ihre Bestimmung, Zwecke der Welt und der Selbstsucht im Auge, und verfolgen sie nur diese, so lügen sie dem Geiste und fallen in die Sünde die nicht vergeben wird. Das Werk aber werden sie bald genug an den Früchten erkennen.

---

*) Act. Apost. XX. 28. I. Pet. I. 2.

Von den Kapiteln gehen wir zu den Regenten über. Der Staat hat eine göttliche Grundlage. Alle Obrigkeit ist von Gott, eine Offenbarung (Diener) Gottes, eine gewisse Weise des göttlichen Seyns und Lebens unter den Menschen. Der Mittelpunkt des Staates ist der Regent. In ihm erkennen wir seinen idealen Brennpunkt, seine Einheit, seine Intelligenz, seinen Willen, sein lebendiges Gesetz. Aber das irdische Reich ruht nur auf dem göttlichen Reiche, und wird nur dann in Kraft und Würde bestehen, wenn es sein höheres Leben aus dem Leben der Kirche nimmt. Hat nun die Kirche selbst ihre göttliche Glorie verloren, so ist auch der Staat ohne Würde und geräth in endlose Verwirrung. Das allgemeine Leben der Gläubigen in der Kirche ist aber vielfach bedingt durch die aufgestellten Hirten. Es muß also dem Regenten vor Allem daran liegen, daß nur Bischöfe von einem kirchlichen Charakter die ehrwürdigen Hirtenstühle des Landes besteigen. Hat ihm aber die Kirche durch ihr oberstes Haupt das Recht übertragen, die Bischöfe selbst zu wählen, so sey er der Überzeugung, daß er mit dem verliehenen Rechte auch die Pflicht erhalten habe, nur würdige Priester zu so hohem und bedeutungsvollem Amte zu erheben. Darum erfülle er sich mit dem heil. Geiste, er betrachte sich als ein geweihtes Organ desselben, und handle nur in seinem Antriebe. Auch ihr leite die Idee des bischöflichen Amtes, wie sie stets in der Kirche ausgesprochen worden ist,) und durch deren lebendige Verwirklichung allein das Heil der Seelen, und das Wohl der Völker und Reiche feststeht. Ist auch die kaiserliche Würde aufgehoben, die Idee eines weltlichen Vormundes und Beschützers der Kirche ist deßwegen noch nicht untergegangen. Das hohe Amt ist jetzt gleichmäßig an die

) Constitut. apostol. lib. VI, c. 14.

Könige vertheilt. Der weltliche Regent lasse sich von der über allen Zweifel erhabenen Wahrheit leiten, daß nur ein wahrer katholischer Bischof seinem Lande Heil zu bringen im Stande ist, und daß der ein solcher schon gar nicht seyn könne, welcher ein Bisthum bei ihm sucht, auf welche Weise es immer geschehe. Ein solcher wird nicht Bischof seyn, er wird den Bischof bloß spielen. Wer aber den Bischof nur spielt, wer sich zur Kreatur eines kleinlicht argwöhnischen Staates herabwürdigt, der wird nie Segen dem Volke und seinem Regenten bringen, er wird nur Schaden anrichten, und im göttlichen Reiche bloßer Lohndiener seyn. Als ein todtes Glied wird er in der Kirche zu Leben entzünden können, er wird das göttliche Leben überall nur hemmen, verwirren oder zerstören, und in diesen Ruin auch die Unterthanen des Königs hineinziehen. Das eigene Leben eines solchen falschen Hirten wird aber voll Ungewißheit, Zweifel und Verwirrung seyn, ohne Freude, ohne Ruhe und Frieden und ohne Hoffnung des ewigen Lebens.

Über alle Bischöfe der sichtbaren Kirche Jesu Christi wacht der erste und höchste derselben, der heilige Vater. Wie der weltliche Fürst in seinem Reiche, so ist der Pabst in der Kirche die höchste Autorität, die ideale Mitte, die innerste Einheit des Lebens. Sein Amt ist eine heilige und ewige Idee, von deren steten Realisirung das Wohl der Kirche abhängt. Er sorgt für die Einheit des Glaubens, die Reinheit der Lehre, die Heiligkeit des Kultus, und hat in seiner Hand die Leitung und Regierung des unermeßlichen Ganzen. Er ist der allgemeine Vater der Christenheit, der Könige und der Fürsten, der Schützer der Unschuld und der Stifter des Friedens. Von ihm müssen alle Bischöfe anerkannt und bestätigt werden. Ist nun auch er ergriffen vom heil. Geiste, so wird er wohl die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind, und verwerfen,

wenn er keinen Beruf in ihnen anerkennt, ohne auf zeitliche Verhältnisse, sondern allein auf das Wachsthum der Kirche Christi Rücksicht zu nehmen.

Nur auf diese Weise wird es möglich seyn, der Kirche gute Hirten zu geben und alles dem Einflusse und der Wirksamkeit des heil. Geistes zu unterwerfen. Und je mehr dieser Herrschaft gewinnt, je reiner und ungetrübter alles Leben aus seinem unendlichen Leben lebt, desto herrlicher und göttlicher werden sich die Verhältnisse gestalten. Staat und Kirche werden durch die Alles erleuchtende Idee sich in ihrer wahren und ewigen Bedeutung erkennen, sie werden sich wechselseitig kräftig stützen, und obgleich getrennt, wird sie doch eine höhere Einheit umschlingen. Indem sie aber im Geiste und in der Kraft dieser göttlichen Einheit lebendig zusammenwirken, wird bald aller noch mögliche Streit im wahren und tiefen Frieden verschlungen, und alles Leben in Christus verkläret seyn.«

Der Hr. Verf. der Geschichte der Bischofswahlen hat ein um so verdienstlicheres Werk vollbracht, da es in unsern Tagen, wo aus Unwissenheit oder aus Verkehrtheit die Verwirrung im Gebiete der Religion und Kirche unter uns Deutschen immer mehr verbreitet wird, durchaus nothwendig ist, zu den höhern Prinzipien zurückzukehren und an den göttlichen Institutionen und Rechten festzuhalten, die in der Kirche nie untergehen können.

Predigten bei der Feier der ersten heil. Kommunion der Kinder, gehalten von B. F. Pieper, weiland geistl. Rath, Dekan und Pfarrer zu Osnabrück, mit einem Vorwort von Overberg. Münster gedruckt 1830 mit bischöflicher Approbation.

Aus dem vom seligen Overberg dieser kleinen Predigtsammlung vorgedruckten Vorworte, so wie aus den

Predigten selbst erkannte Referent, daß dem Herrn Verfasser bei Ausarbeitung seiner Kommunionpredigten begegnete, was jeder Prediger bei ähnlichen Gelegenheitspredigten wahrzunehmen gezwungen ist, daß nämlich bei solchen, mit jedem Jahr unter denselben Umständen wiederkehrenden Feierlichkeiten nicht jedesmal etwas Neues gesagt, sondern auch das schon Gesagte mit Nutzen theilweise wiederholt werden kann. Daß unter solchen Predigten, falls sie zum Drucke bearbeitet werden, die Ersten die Beßten, wohl aber auch die Längsten werden müssen, ist ganz natürlich, und beurkundet sich auch an dieser kleinen Predigtsammlung. Der fromme Pieper scheint, wie sein Freund Overberg als herzlicher Kinderfreund und eifriger Jugendlehrer jene apostolische Gabe „allen Alles zu seyn" in hohem Grade besessen zu haben. Rez., dem während einer zwölfjährigen Pfarrverwaltung der Tag der Kinderkommunion als der freudigste des Jahres gegolten, und der bei dieser Gelegenheit, wo Geist und Herz empfänglicher als sonsten sind, das Beßte für Kleine und Große zu sprechen bemüht war, muß gestehen, daß er durch das Lesen dieser Predigten als Geistlicher eben so sehr erbaut, wie als christlicher Lehrer zum jugendlichen Unterricht ermuntert ward. Derselbe fühlte sich auf's Neue begeistert für diese eben so erhabene als folgenreiche Feier alles zu thun, wodurch dieselbe mehr erhoben werden kann.

Das Einzige, was an diesen Predigten zu tadeln seyn möchte, ist, daß die meisten derselben allzu lange sind. So schön und gut auch alles Gesagte ist, müßte, wenn sie wirklich so vorgetragen würden, der Geist der Kleinen und Großen abgespannt werden, wenn auch gleich das Ohr nicht ermüdete, den aus der Fülle seines Herzens sprechenden Vater anzuhören. Die Form, in der diese Predigten erscheinen, ist wie bei allen jenen, worin das

Herz zum Herzen spricht, nicht nach rhetorischen Regeln bemessen. Styl und Schreibart sind rein und geläutert. Rez. wünscht, jeder Seelsorger möchte diese kleine Predigtsammlung sich anschaffen, wenn auch nicht gerade um sich derselben als Aushülfsmittel zu bedienen, doch um daraus zu ersehen, wie leicht das Predigen dem frommen Seelsorger wird, und wie schön und gut der Mann spricht, der als Vater zu seinen Kindern redet.

Mit den, von dem Herausgeber in dem Vorworte angegebenen liturgischen Vorschlägen für die erste Kommunionfeier stimmt Rez. nicht überein. Dieselben lassen sich nur da in Praxi ausführen, wo mehrere Geistliche vorhanden sind.

---

1. Sermo super obligatione Christiano-Catholicorum ad societatem Leopoldinam scopo propagandarum missionum Americæ septentrionalis in Imperio Austriaco erectam accedendi, occasione celebrati primi Consessus ejusdem societatis in palatio Archiepiscopali Viennensi, dictus per *Joseph Pletz*, Metropol. Eccl. Vindob. ad s. Steph. Canonicum, Dogm. Prof. etc. Viennæ 1829. Prostat apud Directionem Centralem societatis Missionum Americ. in Aedibus PP. Dominicanorum.
2. Della Fondazione Leopoldina eretta nell' imperio d'Austria etc. (Die Schrift Nro. 1. in italien. Sprache.)
3. Rede bei Gelegenheit der feierlichen Grundsteinlegung in der neuerbauten Pfarrkirche zu Döbling ꝛc., von Jos. Pleß. Wien bei Strauß.
4. Rede bei der hohen Consecration der Pfarrkirche zu Döbling ꝛc., von Jos. Pleß. Wien bei Strauß.

Im Jahre 1829 wurde in Wien die sogenannte Leopoldinenstiftung zur Einsammlung der Beiträge für die

nordamerikanischen Missionen in den österreichischen Staaten errichtet. Als der Vorstand seine erste Sitzung hielt, trug bei dieser feierlichen Gelegenheit der als gelehrter Theologe und frommer Priester bekannte Hr. Domkapitular Pletz eine Rede vor, um den Zweck dieses Vereines darzulegen. Diese Rede ist kräftig, eindringlich und aus einer für die Ehre Gottes und die Ausbreitung seines Reiches glühenden Seele geschrieben. Derselben sind die Statuten des Vereins beigedruckt, die in der Hauptsache mit denen der französischen Missionsgesellschaft übereinkommen. *) Auch hat Se. Heiligkeit Pabst Leo XII. unterm 30. Jannar 1829 für die Mitglieder des Vereins einen Ablaßbrief erlassen, der ebenfalls der Rede beigegeben ist. Die Almosen werden folgender Weise aufgezeichnet:

Pfarrei N. N. Diöcese N. N.

I. Ordentliche Almosen.

Name des Sammlers.	Zahl der Theilnehmer.	Zeit der Einsammlung.	Summe.	Bemerkungen.

II. Außerordentliche Almosen.

Name des Wohlthäters.	Tag der Einsendung.	Summe.	Bemerkungen.

Möchten auch in den übrigen deutschen Staaten solche Vereine gebildet werden!

Die zwei Reden Nro. 3. und 4., die bei Veranlassung des Kirchenbaues zu Döbling gehalten worden, sind des Verf. würdig, — was zu ihrem Lobe genügt.

*) Vgl. den „Katholik“ 1829.

1. Herr bleib bei uns, denn es will Abend werden ꝛc. Sechstes Bändchen. Würzburg, in der Stahelschen Buchhandlung, 1830.
2. Palmblätter. Zeitschrift für christliche Gemeinden ꝛc., von Jos. Anton Fischer. Viertes Quartal 1829. Augsburg, in der Jos. Wolff'schen Buchhandlung. (Kollmann und Himmer.)

Es ist unnöthig das Erbauungsbuch Nro. 1. anzurühmen, da die früheren Bände allgemein bekannt und geschätzt sind, und des Guten schon überaus viel gestiftet haben. Dieses sechste Bändchen enthält wo möglich noch rührendere Betrachtungen als die früheren. — Gott wolle dafür den frommen Verf. (Hrn. Blumm) belohnen, daß er, obgleich Laie, so thätig an dem Heile der Seelen arbeitet.

Das vorliegende Heft der Palmblätter enthält recht gemeinnützige, mitunter sehr schöne Aufsätze, und entspricht mehr als die früheren seinem wohlgemeinten Zwecke.

Die kleinen Werke des heil. Franz von Assis. Zu dessen Leben und Regel zweites Bändchen. Aus dem Lateinischen treu übersetzt von Herenäus Hall. München 1829, bei J. Giel. S. 272 in 8° (Hrn. Prof. Görres gewidmet.)

„Bei der Herausgabe der Werke des seraphischen Vaters konnten wir es uns nicht versagen, spricht der würdige Verf. in der Vorrede, sie jenem deutschen Manne und Gelehrten zu weihen, der den Heiligen und besonders seine göttliche Poesie erst jüngst so hoch gefeiert, *) und der uns durch eben diese Feier für Franz von Assis außerordentlich begeistert hat. Wir haben dem gelehrten Manne, wie sich's gebührt, alle Ehre widerfahren lassen. Wir

*) S. „Katholik" 1826. IV. Heft.

wollten aber Hrn. Görres nicht darum ein Denkmal setzen, weil seine Feier des Heiligen für diesen und desselben Herz so mächtig entzündete, sondern weil er uns auch zum segenreichen Lehrer geworden ist. Täglich hörten wir seine Vorträge der Universalgeschichte, später auch die der deutschen Geschichte, und täglich waren wir hoch begeistert. Wahrheit, Gründlichkeit, Schwung zeichneten jeden seiner Vorträge aus; wir sagen Vorträge, denn er lies't nicht, sondern er trägt recht eigentlich vor; er tradirt; er lehrt kraft des lebendigen Wortes und mit einer bewunderungswürdigen Erudition und Gewandtheit. Eminent aber behandelt der geniale Mann das religiöse Element, den Centralpunkt der Geschichte. Alles Mannigfaltige (und welche Fülle ist es!) läuft durch ihn gleich Radien im Mittelpunkt zusammen und wird zu einem herrlichen Ganzen gebildet, voll klaren Lichtes, voll kräftigen Lebens, so recht zu einem Werke der Wissenschaft. Görres befolgt den diamantenen Faden der heil. Urkunde, und tendirt in der alten Geschichte überall auf das verheißene Heil hin und bewegt sich in der neuen Geschichte in dem erschienenen Heile, am fleischgewordenen Worte, dem Mittelpunkt alles Geschehenen, und so den Quell des Geistes öffnend, gießt sein Vortrag Licht und Leben in die Gemüther. Wie konnten wir also anders, als daß wir ihm, dem öffentlichen Lehrer, auch ein öffentliches Zeichen des Dankes und der Verehrung gaben?* Wer wird dieser wohl verdienten Würdigung des tief gelehrten und christlichen Mannes nicht beitreten?

Die vorliegende kostbare Sammlung liefert die Briefe, Ermahnungen, Gebete, Orakel, freundschaftliche Gespräche, einige Prophetien, Parabeln, Segnungen, Sprüche, Reden, Gesänge und Offizien des seraphischen Heiligen, — alles voll Geist, Salbung und Gottinnigkeit. Die Übersetzung ist treu und

fließend. Dank dem verehrten Manne, der seine Tage so zweckmäßig zur Ehre Gottes und zum Heil des Nächsten verwendet!

Die philosophischen Lehren (des Carteſius und des Abbé de la Mennais) über die Gewißheit, betrachtet in ihrem Verhältniße zu den Grundlagen der Theologie. Aus dem Französischen des Abbé P. Gerbet, übersetzt von J. G. E. Nebst einem Anhang über den Grundsatz des Christenthums: Außer der Kirche kein Heil. Von einem protestantischen Geistlichen. Mainz, 1828. In der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Der scharfsinnige Verf. hat in dieser Schrift vorzüglich den theologischen Lehrvortrag der katholischen Gottesgelehrten Frankreichs im Auge. In ihren Werken sowohl als in ihren öffentlichen Vorlesungen wird der Glaube nur als ein Theil der theologischen Moral betrachtet, aber nicht als die Grundlage der ganzen Theologie. Die dogmatische Bestimmung des Glaubens blieb so zu sagen vom Unterrichte ganz ausgeschlossen. Die Ursache hiervon liegt in der Methode des Carteſius, die im Vortrage der Philosophie angewendet, und nur zu bald auch in die theologischen Schriften und Vorträge hineingetragen wurde.

Von S. 6 beginnt nun eine genaue und umständliche Untersuchung dessen, was der Glaube ist. Es wird hierauf von der Grundlage desselben, welche ein unfehlbares Zeugniß, nämlich eine von Gott dem Menschen mitgetheilte Offenbarung ist, gesprochen. Die besondere göttliche Belehrung war nothwendig, weil das Subjekt des Glaubens, der Mensch, ein Wesen ist, das sich irren kann. Der Glaube ist hinsichtlich des menschlichen Wil-

lens eine Tugend, und setzt den Beistand der Gnade Gottes voraus. Das Prinzip des Glaubens wird nicht im Subjekte desselben gefunden, sondern muß in einem äußern Zeugnisse gesucht werden. Der Akt des Glaubens liegt in der Bestimmung, welche der Mensch dem unfehlbaren Zeugnisse schenkt. Der Glaube als Tugend- und freier Willensakt besteht demnach darin, daß der Mensch, indem er glaubt, seine Vernunft einer unfehlbaren, über die seinige erhabenen Vernunft unterwirft. Glaubt der Mensch nur seiner Vernunft, so läßt er sich nur von äußern sichtbaren Umständen bestimmen; diese aber werden von jedem einzelnen Menschen und dessen Verstande anders betrachtet; die individuellen Ansichten erzeugen auch andere Meinungen, mithin entstehen über den einen und denselben Gegenstand mancherlei, sich widersprechende Vorstellungen, welche am Ende nichts weiter als werthlose Einfälle, Wahnansichten u. dgl. sind. Die Wahrheit aber muß über einen und denselben Gegenstand durchaus Eine seyn, folglich der Glaube Aller über denselben vollkommen übereinstimmen. Der Unglaube oder die Verwerfung der höhern Glaubenswahrheiten entsteht daher daraus, daß der Mensch seine fehlbare Vernunft über die höchste unfehlbare setzt, dieser seine Unterwerfung, seinen Gehorsam verweigert, und dieses ist auch die Quelle der vielerlei Ansichten und Meinungen, welche, ohne Werth und Ansehen immer wieder gegen andere, neuere vertauscht werden, so daß nichts ihre gänzliche Grundlosigkeit so sehr beweiset, als eben dieses beständige Wechseln der Meinungen. Man darf ohne weiteres annehmen, daß auf diesem Wege die Wahrheit, welche die sogenannten Denkgläubigen oder Rationalisten zu suchen vorgeben, nie wird gefunden werden. Sie verdanken ihre Verfahrungsart, mittelst ihres Verstandes zur Überzeugung zu gelangen, dem Cartesianischen Grundsatze, nach welchem Jeder

in seiner eigenen Vernunft das Prinzip der Gewißheit suchen soll. Was aber der Mensch durch seinen Verstand, den jene Zweifler oder Rationalisten so gern Vernunft nennen, erkennt, ist nur ein Wissen, kein Glauben. Jeder Vernünftler sagt sich: Ich bin unfehlbar, weil ich mich dafür erkläre. Alles dieses führt, wie viele Erudition auch das Ganze umgebe, nur zu einem kalten Wissen; der Glaube, das Göttliche im Menschen geht dabei völlig verloren.

Die Unhaltbarkeit und Schädlichkeit des Carteſianiſchen Grundſatzes wird hier auf's Einleuchtendſte nachgewieſen, und zugleich dargethan, worin die Natur des Glaubens beſtehe, wie nothwendig derſelbe, und daß er, wenn er ſich nicht auf eine Autorität ſtütze, unmöglich ſey. Über dieſe Wahrheit wird hier unter andern trefflichen Unterſuchungen über den Glauben und über die Erkenntniſſe der individuellen Vernunft, aus Boſſuet's Konferenzen mit dem proteſtantiſchen Prediger Claude Verſchiedenes angeführt, was zum Beweiſe der Unzulänglichkeit der Vernunfterkenntniſſe hinſichtlich des Glaubens ſehr genügend dient, und die Nothwendigkeit einer ſichtbaren entſcheidenden Autorität in der Kirche deutlich herausſtellt. Wohin der Menſch ohne den eigentlichen religiöſen Glauben, bloß ſeiner vernünfteluden Zweifelſucht und ſeinem Meinungseigenthume folgend, und ohne eine ſichtbare Autorität kommen müſſe, beweiſet der Proteſtantismus. (S. 135 u. flg.) Er kam, wie ihm vorausgeſagt worden, nach und nach, von allen Glaubenslehren, die er von der katholiſchen empfangen hatte, ſich losſagend, dahin, daß er von einer Verneinung zur andern fortging, und ſo zu dem bloßen mit keinem beſtimmten Dogma in nothwendiger Verbindung ſtehenden Prinzip der eigenen Prüfung zuſammenſchwand. „Seitdem dieſes Grundprinzip der Reformation von jeder fremdartigen Beimiſchung geſon-

dert ist, läßt sich seine Identität mit dem Cartesianischen Prinzip nicht länger verkennen.“

Daß der Cartesianische Grundsatz aber hinsichtlich der geoffenbarten Religionslehren nur zu den äußersten Widersprüchen und zur unübersehbarsten Meinungswillkühr führe, liegt vor Augen. In dem Anhange, über den Grundsatz: „Außer der Kirche kein Heil,“ werden von einem protestantischen Geistlichen dieselben Anerkenntnisse offen dargelegt, und über besagten Grundsatz wird zugleich viel Wahres und Gründliches gesagt. Das Ganze enthält so viele treffliche Bemerkungen, daß kein Freund der Wahrheit dieses Buch ohne genügende Befriedigung aus den Händen legen wird.

Heroen des wahren Christenthums; besungen von J. W. Knacker, ehemaligem Pfarrer zu Kammerzell bei Fulda. Mit einer Vorrede und kurzer Biographie des Verblichenen von J. Leonard Pfaff, Domkapitular und geistlichem Rathe zu Fulda. Würzburg 1830, in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung. kl. 8° S. XV 277. Pr. 1 fl.

Der katholische Pfarrer Knacker nahm nach dem Urtheile der Menschen ein tragisches Ende, da er von seiner Rückkehr von Fuld in's Wasser gerieth, und darin sterben mußte, in den Augen Gottes war aber hoffentlich sein Tod kostbar; denn er wandelte auf dem Wege der Tugend, und hinterließ Werke der Gottseligkeit. Unter diese zählen wir billig die vorliegenden „Heroen des wahren Christenthums.“ Würden wir den seligen Knacker auch nicht aus andern Arbeiten kennen, so wäre unser Urtheil schon verbürgt durch den berühmten Hrn. Herausgeber, und daß Se. bischöflichen Gnaden von Fuld sich die Heroen durch den Verleger widmen ließen. Mit dem Erscheinen der Heroen ist auch ein anderer heiliger End-

zweck verbunden, nämlich die Unterstützung der dürftigen Mutter des seligen Hrn. Verf. Die christlichen Heroen werden in Gesängen nach verschiedenen Versarten gefeiert. Konnte, wie der Hr. Herausgeber bemerkt, der selige Verf. die letzte Feile nicht mehr anlegen, und geht mancher Reim etwas hart, so schadet dieses dem Ganzen nicht; die heilige Absicht wird immer erfüllt, nämlich Gott zu verherrlichen in seinen Heiligen, und die Glieder der wahren Kirche zu ermuntern, daß sie sich die Heroen, die nur in der wahren Kirche gebildet werden, zu Mustern nehmen, um gleich ihnen christliche Heroen zu werden, und so dahin zu gelangen, wo diese wirklich schon sind. Es sind XLVI Gesänge in alphabetischer Ordnung; meistens, doch nicht immer, zählt jeder Buchstabe zwei Gesänge, worin der Heldenmuth eines Martyrers, oder die Tugend eines Beichtigers besungen wird. Wahrscheinlich lag es in dem Plane des seligen Verf., auch den christlichen Heldinen, da hier nur eine, die heil. Jungfrau Veronika, besungen wird, ein besonderes Bändchen zu widmen. Hoffentlich wird ein anderer fähiger Sänger im Geiste Knacker's ergänzen, was er nicht mehr vollenden konnte.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auch wieder auf die „Kirche Gottes" desselben Verf. aufmerksam, Mainz im Verlage von J. Stenz, welches Werk allgemeinere Beachtung verdient.

Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feiertage zur Uebung der Jugend im Beherzigen des göttlichen Wortes. Von J. H. Waldeck. Zweite Auflage. Zwei Bände. Münster gedruckt 1830 mit bischöflicher Approbation.

Nach der Vorrede des Hrn. Verf. war dieses Buch anfänglich nur für Kinder bestimmt, sollte aber durch eine neue Umarbeitung ein geeignetes Lehr- und Erbauungs-

Buch für Alle werden. Dieses zu bewerkstelligen war allerdings eine schwere Aufgabe, die der in Gottes Wort wohl bewanderte Verf. sehr befriedigend gelöst hat.

Durch Kürze der Sentenzen, so wie durch Klarheit des Ausdruckes ist dieser höhere Vortrag der Glaubens- und Pflichtenlehre für Kinder leicht faßlich; die ernste und salbungsvolle Sprache aber, in der das den Kleinen Geltende vorgetragen wird, eignet dieses Buch auch für Erwachsene; was dem Verf. besonders zur Ehre gereicht, ist, daß er nicht nur viel Schönes für den Geist, sondern auch viel Treffliches für das Herz spricht; was zu einer Zeit, wie die unsrige, wo Kleine und Große viel hören, aber wenig thun wollen, ganz geeignet ist. Mag immerhin die Art, wie der Verf. die höhere Wahrheit der Religion vorträgt, manchem Religionslehrer unserer Tage nicht modisch genug scheinen, so glaubt Rez. doch, daß durch bloßes Vorlesen aus diesem Buche mancher Lehrer besser und gründlicher unterrichten würde, als durch weitschichtige Erklärungen der eigens verfaßten Religionshefte, in denen oft unter vielen schönen Worten eine gar zu magere Aussaat für den üppig treibenden Boden zu finden ist. Wie wahr des Herrn Wort ist, „der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig," und jenes alte Sprichwort „was nicht von Herzen kommt, geht nicht zu Herzen" beweis't auf eine traurige Weise die Erziehung unserer Zeit. Wer mit Nutzen Religion lehren will, sey es für Kleine oder Große, dessen Geist und Herz müssen tief von derselben durchdrungen seyn. Wer gute Lehr- und Erbauungsbücher für andere schreiben will, muß selbst belehrt und erbaut seyn. Als einen solchen Mann von lebendigem Glauben beurkundet sich in diesem Buche der verdienstvolle Verf. Doch möchte er vielleicht besser gethan haben, an die Stelle der von ihm niedergeschriebenen Gebete die eben so kurzen als erhabenen und salbungs-

vollen Gebete der Kirche zu setzen. Rez. glaubt, daß auch der geistreichste Beter solche Gebete, wie sie die Kirche giebt, zu verfassen nicht leicht im Stande ist.

Der betende katholische Christ. Von L. A. Bauer. Augsburg 1830. Verlag von C. Kollmann und Himmer, Firma: Jos. Wolff'sche Buchhandlung. 12° (Weiß Druckp. 48 kr. Mit Kupfern 1 fl. 21 kr. Velinp. mit Kupfern 1 fl. 48 kr.)

Dieses Gebetbuch hat vor mehreren Monaten die Presse verlassen, und wir beeilen uns die Freunde des Gebets mit dieser Gabe bekannt zu machen. Das Ganze ist ein Erguß des wahren gattinnigen Gebetgeistes. Das Gemüth wird in heiliger Sehnsucht hingezogen zu dem, welcher der Geber aller guten Gaben ist. Alles Gesuchte und Erkünstelte in Gebetbüchern macht frostig und hinterläßt eine zur Wehmuth stimmende Leere, wie ein Besuch oder eine Unterhaltung, die bloß aus der Etiquette hervorgingen. Nicht so „der betende katholische Christ;" er hat keine entlehnte Redensarten und abgenutzte Wendungen, keine Floskeln, die längst schon verwelkt sind, — keine gesuchte Anmuthungen, von denen man nicht weiß, was sie eigentlich zu bedeuten haben, keine abgeglättete Aussprüche, die in wäßeriger Süßelei gänzlich geschmacklos geworden sind. Verstand und Herz haben sich zum schönen Bunde vor dem Herrn vereinigt, indem Klarheit und Frömmigkeit in ächt katholischer Weise darin sich aussprechen. Ein aus der Tiefe des Gemüths hervorgehender Ernst mit kindlicher Innigkeit verbunden; ein hochherziges Bekenntniß des Glaubens in seinem ganzen Bereiche; ein tiefes Erkennen und Eingestehen der menschlichen Schwachheit, Krankheit, Sündhaftigkeit und des Unvermögens ohne Gott; ein unerschütterliches Festhalten an Gottes Sohn, unserm Erlöser Jesus Christus und an seiner heiligen Kirche; Liebe

und Hoffnung; Kraft und Seelenstärke durch Gott und Gottes Gnade; fleißiger und heiliger Gebrauch der Sakramente; Demuth und Sanftmuth; Liebe zu allen Menschenkindern; Reue, Bekenntniß, Vorsatz, festes und lebendiges Vertrauen auf Jesus Christus, als unsern einzigen Heiland; eifervolle Berufstreue; Ergebung an Gottes Allmacht und Güte in den bittersten Leiden und trostvolle Zuversicht seiner verheißenen Anschauung einst theilhaftig zu werden, sind die Seele der verschiedenen Gebete, die alle Gemüthsstimmungen zu einer himmlischen Harmonie gestaltet.

Die Wolff'sche Buchhandlung hat sich beflissen, eine besonders genaue, mit schönen Kupfern und einer Vignette versehene und möglichst wohlfeile Ausgabe in geringerm und besserm Papier zu liefern.

Die sieben letzten Posaunen oder Wechen wann sie anfangen und aufhören und von den 70 danielischen Wochen und 42 prophetischen Monaten von der Zahl 666 als das Mahlzeichen des Thieres; von dem gläsern Meer: von den 2 Zeugen; von der Zukunft Christi in welchem Jahr und Monat dieselbe erfolgen soll; vom tausendjährigen Reiche und ewigen Evangelium ꝛc. Von Christian Armbruster. Zweit verbesserte mit Registern versehene Auflage. Germanien.

Der vorgenannte Wisch wird allenthalben in Deutschland unter das Landvolk verbreitet durch umherziehendes Sänger- und Tractätleinsgesindel. Die Centralfabrick dieser Erbärmlichkeiten scheint in Reutlingen zu seyn. Alles ist dahin berechnet den harmlosen Landleuten den Kopf zu verrücken und besonders von dem katholischen Glauben sie abwendig zu machen. Die sieben letzten Posaunen schimpfen besonders mit pöbelhafter Rohheit auf den römischen Stuhl und erneuern die alte Tragödie vom Antichrist. Es ist zu bedauern, daß nicht überall ein scharfes Auge auf dieses Unwesen der niederträchtigsten Proselytenmacherei gerichtet wird, um ihm Einhalt zu thun.

XIII.

Soll die Erziehung zum Christenthum bei den Kindern der Bildung des Verstandes vorgehen oder nachtreten?

Das Prinzip überall den freien Glauben unter die Herrschaft des strengen Syllogismus zu bringen, hat sich auch auf die Erziehung der Kinder ausgedehnt. Das heißt: der religiöse Glaube soll auf ein Wissen festgestellt, auf den Felsen der Vernunft sollen die religiösen Gefühle gepflanzt werden. Dem Wort soll nur der Begriff, dem Begriff die unwiderstehliche Anschauung zur Seite stehen. Die Tendenz der heutigen Erziehung ist, einen freien Geist zu bilden, und ist auf dem Wege freigeisterisch zu werden.

So verfuhren unsere Ältern nicht mit uns und es gilt die Frage ob die neuere Methode auch die bessere ist.

Wäre der menschliche Geist, von Natur nichts als ein allgemeiner unbestimmter Erkenntnißtrieb; vermöchte er nichts sich anzueignen, als was die Sinne fassen, der Verstand begreift, die theoretische Vernunft ordnet und in eine große Einheit zusammenfügt; so wäre dieses Geheimniß der angebornen völligen Nacktheit und Dürftigkeit des unsterblichen Theiles des Menschen, gegenüber der reichen Ausstattung seiner thierischen und materiellen Elemente, durch die Gunst der mütterlichen Natur zu Tage gefördert und unwidersprechlich offenbar. Der Mensch wäre dem Schöpfer seines Daseyns für nichts dankpflichtig als für diesen unbestimmten Wissenstrieb, und von seiner ganzen Habe hätte er nichts ererbt, es wäre der Lohn seines eignen Erwerbfleißes; freie, durch nichts bedingte oder beschränkte Forschung wäre sein höchstes Recht, seine unerläßliche Pflicht, sie wären Ausfluß seiner Wesenheit.

Allein die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechtes verzeichnet von ihm Erscheinungen, die eine von jener

Ansicht ganz verschiedene Überzeugung begründen. Der unwidersprochene Trieb des Erkennens und Wissens ist nicht die tiefste Wurzel des geistigen Lebens; unser denkendes Prinzip ist nicht ein Aggregat von durch Verstandesformen vermittelten Erkenntnissen. Es hat ein unvermitteltes Wissen in sich, das Wissen von seiner selbst, und einen durchaus bestimmten, nach dem Unendlichen gerichteten Trieb. „Ich" und „Gott" sind Ausdrücke von Objekten, deren Annahme nicht auf einem wissenschaftlichen Grunde ruhet. Es sind Ausdrücke die keiner nur etwas gebildeten Sprache mangeln.

Daß das lallende Kind sein eigenes Ich mit dem Namen nennt, mit dem es von andern gerufen wird, widerlegt nicht die Wahrheit seiner so innigen als unvermittelten Überzeugung von seinem persönlichen Ich; und daß die Völker den aus immemorialer Zeit überlieferten Glauben an Gott, an aus der äußeren Natur oder der Geschichte genommene Thatsachen knüpfen, widerlegt nicht die Wahrheit, daß dieser Glaube ihnen angeboren ist, und darum jenen Naturerscheinungen dieser rein-menschliche Sinn unterlieget. Die älteste Urkunde geschichtlicher Überlieferungen, fängt mit Darlegung der Handlungen Gottes an, dessen Daseyn sie als unbezweifelt voraussetzt. Sie betrachtet diesen Glauben an Gott als heimisch, und nicht von Außen eingepflanzt und angelehrt.

Die ersten Zweifel an Gottes Daseyn entstanden aus dem Versuche es zu beweisen. Es ist begreiflich, daß der Glaube überall stärker auf den Willen wirkt als das Wissen; jener liegt im Wesen des Menschen, dieses erkennt er klar als sein frei thätiges Produkt. Beide verhalten sich wie Licht und dessen Wiederschein, oder wie Urbild zum Abbilde. Ein christlich denkender Philosoph neuerer Zeit nannte daher kurz und wahr den Gottesglauben ein unüberwindliches Vorurtheil, eine Überzeugung

älter als alle logische Verstandeshandlung, ein primitives Urtheil.

Das soll der Gottesglaube aber nach unseren neuern Methodisten und Pädagogen nicht seyn und bleiben. Er soll von jenem Vorrange verdrängt werden, er soll an die letzte Stelle aller Nachurtheile versetzt werden, zuerst erstickt, dann soll seine Wiederbelebung das Wunder einer kunstgerechten Syllogistik werden. „Glaube Gott und „suche ihn nicht, du wirst sonst nichts als zu suchen haben" sagte einst der weise Dichter Philemon. Seitdem wir auf mancherlei Wegen Gott zu suchen angeleitet werden, haben sich Legionen von Gotteslängner gebildet, indessen in jenen Zeiten, wo Philemons Rath die allgemeine Maxime aller christlichen Kindererziehung war, ein Atheist als die allerseltenste Mißgestalt der moralischen Natur mit Schrecken und Abscheu angesehen worden ist. Mit dem Vernunftglauben befreundet sich der historische Glaube lieber, als mit Verstandesgründen. Der Verstand, in Bezug auf Gottes Daseyn, muß doch zuletzt den Rücktritt zum Vernunftglauben nehmen, so fein und weit er auch immer seine Fäden spinnt, um damit bis zur rechten Überzeugung von der Wirklichkeit jener erhabensten Idee auszureichen. Es ist darum nicht zweckgemäß, dem Kinde das Andenken einer Zeit möglich zu machen, in der zum Erstenmale der Gedanke von Gott als etwas Fremdes, und von außen Eingeschobenes seinem sich entwickelnden Geiste dargestellt wurde. Überall in der großen Erziehung des Menschengeschlechtes durch Gott geht das Wort dem Begriffe voran, wie das Werkzeug des Denkens, die Sprache, dem Gedanken, zu dem der menschliche Geist sich erhebt. So lehrt die Mutter das Kind den Namen Vater und Mutter, ohne abzuwarten bis es mit diesen Namen des zärtesten Familienbundes einen bestimmten und klaren Begriff des natürlichen Verhältnisses verbinden kann.

Ein Kind zum Heiden erziehen, um es nachher künstlich zum Christen zu machen, heißt ein zahmes Baumreis mit Absicht verwildern lassen, um daran die Kunst des Pfropfens zu versuchen.

Das Christenthum ist kein Rationalismus der nur mit Zwang in ihn hineinexplicirt wird. Es ruhet auf Wunder und Geheimnissen und heißt Wunder und Geheimnisse glauben. Das zum Glauben geneigte Kind nimmt arglos jede Lehre an. Ein Gott, der Knechtsgestalt angenommen, ein Weltheiland, der am Kreuze starb, ist ihm kein Gräuel und Ärgerniß, seine Begriffe von der Größe Gottes erweitern sich erst nach und nach mit den Begriffen über die Werke Gottes, die Welt. Es ist weit leichter, diesen Gott des Menschengeschlechtes, wie einst den Gott Israels als den Gott aller Welten anzubeten, als sich zuerst mit der Vorstellung zu verständigen, daß Gott der Welten Schöpfer ist und hernach, daß dieser Schöpfer zahlloser Welten sich so tief erniedrigt hat, dem Erdenwurm sich gleich zu stellen, um ihn zur Liebe und Erkenntniß göttlicher Dinge zu erheben.

Der Verfasser kennt das Schreckbild unserer Zeit, das Wort blinder Glaube. Er hat alle Achtung vor einem hellsehenden Glauben, und möchte wundershalber so einen Glauben vor sich haben, der, so wie das Auge unmittelbar auf das Objekt seiner Anschauung gerichtet ist, auch so unmittelbar das Bild seines Gegenstandes auffaßte und vor die innere Seele stellte. Wir im Gegentheil behaupten, in dieser Beziehung ist aller Glaube blind. Der blindeste und der meist gebieterische ist der Glaube an die Wirklichkeit der den Anschauungen entsprechenden Dinge, und doch ohne diesen blinden Glauben bewegen wir weder Hand noch Fuß. Der Philosoph muß noch geboren werden, welcher Condillacs Behauptung widerlegt: „es sey unmöglich überzuschrei-

ten von dem was wir empfänden, zu dem was ist.“ Was in aller Welt hat die bloße Modifikation des Gemüthes mit der Substantialität eines Dinges außer dem Gemüthe, auf das wir sie beziehen, gemein, um beide logisch zu verknüpfen? Carteſius wollte ſein eigenes Ich nicht auf blinden Glauben annehmen, er wollte es beweiſen, indem er ſagte: Cogito ergo sum. Er hatte nicht bemerkt, daß er das wirkliche Ich ſchon mit dem Denken (ſynthetiſch) verbunden hat, um es (analytiſch) davon zu trennen. So iſt ein blinder Glaube die Grundlage alles Wiſſens, das darin doch Nichts von ſeinem Gebiete, Nichts von ſeiner Verläßigkeit verliert. Der größte Vertheidiger des blinden Glaubens iſt der ungläubige David Hume. Er ſah wohl ein, daß ſeine ſceptiſche Analyſis in allen inneren und äußeren Vorſtellungen nicht ein Element irgend einer Wirklichkeit entdecken konnte, an der wir doch wie an unſerem Leben hangen, und von deren Überzeugung wir nur mit dem Tode laſſen.

Nicht um das Intereſſe des blinden Glaubens, ſondern um dem verſtockten Unglauben die Wege zu erſchweren, um die Fertigkeit des chriſtlichen Glaubens, dieſer, wir möchten ſagen, theoretiſchen Tugend, frühzeitig dem Kinde zu gewinnen, um die Kraft der Autorität tief in die Seele einwurzeln zu laſſen, wollen wir dem Glauben vor dem Räſonnement den Vortritt ſichern. Wie die blind gebornen Thiere zum Theile das ſchärfſte Auge ausbilden, eben ſo verhält es ſich mit der Entwickelung der Glaubensfähigkeit. Mit der erwachenden Vernunft kann und ſoll dieſer Glaube verſtändig und vernünftig werden. Dann aber, wenn das Kind ſo weit kömmt, nach Gründen zu fragen, ſollen ſie ihm nicht mehr verſchwiegen bleiben. Die Verachtung der Kraft der Autorität iſt ein charakteriſtiſches Zeichen unſerer Zeit. Der Weiſeſte iſt auch

der Demüthigste in Anerkennung eines „αυτος εφα" das überall, wo er nach den letzten Gründen irgend einer Erscheinung fragt, ihm entgegen schallt. Die Stärke der Autorität ist im Maße der Liebe und Achtung gegen den, dessen Wort vertraut wird, so der Gehorsam des Kindes gegen das Geheiß der Ältern, der Unterthanen gegen den Befehl der Regierung, des Christen gegen den Anspruch des ewigen Wortes, und die alles lenkende Vorsicht. Die Tugend ist in ihrer Reinheit und Vollkommenheit nichts als blinder Gehorsam gegen eine höhere Autorität, ein blinder praktischer Glaube. Der Weise fragt nicht warum der Töpfer ihn zu einem edlen oder gemeinen Gefäße geformt hat; warum in der allgemeinen Weltordnung ihm diese Stelle zu Theil wurde, warum diese Handlung oder Unterlassung zur Pflicht gemacht ist; er fragt nicht, welche Folge für ihn oder die Umgebung etwa diese ihm aufgegebene Pflicht habe oder nicht habe, er folgt blindlings dem Rufe der Pflicht, und im Übrigen vertrauet er Gott, der alles zum Beßten ordnet und leitet.

N.

XIV.

Ueber die barmherzigen Schwestern.

(Aus dem Generalbericht des rheinischen Medicinalkollegii für 1827.)

Dr. Ulrich schließt seinen Bericht über das Hospital zu Koblenz mit Folgendem: „Das rühmliche Zeugniß, „welches ich am Schlusse meines vorjährigen Berichts *) „von der Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern abgelegt habe, kann ich im ganzen Umfange auch dießmal „wiederholen, und meine Überzeugung von der Vortrefflichkeit dieses religiösen Instituts steht fest."

Wir haben in unserm Generalbericht vom vorhergehenden Jahre zugesagt, über diese barmherzigen Schwestern ausführlicher zu reden, und wollen dieses Versprechen durch die hier folgenden Bemerkungen, welche der Kreisphysikus von Koblenz in seinem Specialberichte mit

*) Cam. Gen. Ber. pro 1826, p. 134. „Die allergrößte und heilsamste Veränderung erfuhr das Bürgerspital selbst, indem mit dem Anfang des Monats Julius die Krankenpflege und die ganze innere Verwaltung des Hauses sechs barmherzigen Schwestern vom Orden des heil. Karl Borromäus anvertraut worden ist. Referent hat sich in dem Bericht, welchen derselbe als Hospitalsarzt alljährlich der Königlichen Regierung abstattet, darüber in folgenden Worten ausgesprochen: „Die Schwestern haben die großen von ihnen gehegten Erwartungen auf's Vollkommenste gerechtfertigt. Der Geist der Ordnung und Liebe ist mit ihnen in das Haus eingezogen, und wenn schon auf den ersten Anblick die große Reinlichkeit des Ganzen und die verständige Anordnung des Einzelnen verkündet, daß hier eine neue bessere Zeit begonnen hat, welche in geradem Gegensatz zu der ältern Zeit (im Spital) steht, so wird der aufmerksame Zuschauer, welcher allmählig tiefer eindringt und das stille Wirken dieser wahrhaft frommen Schwestern ruhig längere Zeit beobachtet, mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt für den Geist, welcher sie zu solchen edlen Werken tüchtig machte (der Geist christlicher Liebe und Barmherzigkeit)."

die königliche Regierung hierüber gegeben hat, erledigen. Er sagt im Wesentlichen Folgendes: „In meiner amtlichen Stellung sowohl als sonst habe ich diese Anstalt oft besucht, und kann daher mit voller Überzeugung das wiederholen, was Dr. Ulrich schon früher gesagt hat: daß „mit diesen Schwestern der Geist der Ordnung und Liebe in das Haus eingezogen ist.“ „Der höchst überraschende Erfolg der Verwaltung dieser sechs Schwestern für die Ökonomie, die Ordnung, die Reinlichkeit, die Krankenpflege, die Ausführung der ärztlichen Verordnungen und die Sorge für die physische wie moralische Heilung der Armen und Kranken, erregt in jedem einsichtigen Beobachter den Wunsch, daß doch alle solche Anstalten gleicher Vortheile genießen möchten, indem sie mit geringen Kosten weit mehr zu leisten vermögen, als jede andere bezahlte Verwaltung, und weil durch sie diese Anstalten einen solchen Grad von Frieden erhalten, daß die Hergestellten sie oft mit Dank und Betrübniß, wie das mütterliche Haus, verlassen und der Arzt mit ungemein sicherm Erfolg seine Kunst darin auszuüben vermag. In diesem Betracht hielt ich es für zweckgemäß, Einiges, was ich über diese Hospitalittinnengesellschaft erfahren konnte, kurz zu erwähnen, zumal, da in Deutschland und Frankreich nur Weniges über sie gedruckt erschienen ist.

Nach den großen Wohlthaten, welche Lothringen in seinen Bedrängnissen aus dem dreißigjährigen Kriege durch die von dem heil. Vincentius von Paulus errichteten wohlthätigen Genossenschaften empfangen hatte, entstand in dieser Provinz eine ähnliche Verbindung von Hospitalittinnen, die 1652 in dem Hospital von St. Karolus Borromäus in Nanzig ihr Gelübde ablegend, sich förmlich constituirte und von diesem Hause den Namen der Schwestern von St. Charles erhielt. In diesem Hause, in welchem sie einem großen Hospital und einer Schule

armer Kinder vorstehen, ist der Sitz ihrer Oberin, ihres Noviciats und der Ruheort ihrer unfähig gewordenen Mitglieder. Sie stehen, ausser diesem Hospitale in Danzig, welches auch das Mutterhaus genannt wird, allda noch dem Waisen- und Findelhaus, dem Hospital St. Julian, dem sogenannten Hause der Zuflucht (Refuge) und einer Almosenspende, Charité genannt, vor, und zwar in abgesonderten Gesellschaften, welche jedes Haus nach den ihm eignen Verhältnissen bedienen. — Ich erwähne hier nur Einiges, was in Bezug auf Ökonomie in diesen Häusern für die öffentliche Verwaltung merkwürdig erscheint, indem von allen übrigen nichts zu sagen ist, als daß es in Ordnung, Fülle und Zweckmäßigkeit die besten Hospitäler in so weit übertrifft, als hier alles von talentvollen, barmherzigen, fleißigen und aus höherem Berufe allein diesem Pflege- und Erhaltungsamt durch heilige Gelübde geweihten Personen geleistet wird, die meistens eine so treue Wirthschaft und Pflege an Haus und Kranken ausüben, als es selten eine Hausmutter in ihrem Haushalt und ihrer Familie vermag.

Das Findel- und Waisenhaus hat keine Fonds. Die Schwestern erhalten und lehren darin gewöhnlich 400 Kinder beiderlei Geschlechts, für 25 Centimen (Pfennige) täglich, welche der Bezirk für jedes Kind bezahlt, jedoch nur bis zu seinem zwölften Jahre, wo sie sich der Erfahrung nach selbst ernähren können. Die Säuglinge werden bis zum zweiten und dritten Jahre zu Ammen auf's Land gebracht und dort von den Schwestern besucht. Die Knaben lernen verschiedene Handwerke im Haus, die Mädchen werden zu Dienstboten erzogen. Von den Tagegeldern haben die Schwestern Bedeutendes erspart und zum Nutzen des Hauses verwendet. Sie geben Kindern, die sich auszeichnen, Gratifikationen von 25 bis 100 Franken, die ihnen, bis zum Austritt aufbewahrt, dann zum

Vortheil gereichen. Letztere bleiben hier bis zum 16. und 18. Jahre.

Das Haus der Zuflucht (du Refuge) ist bestimmt zur Aufnahme unheilbarer mit Krebs, Epilepsie u. s. w. behafteter Kranken, Krüppel, venerischer und sonst kranker öffentlicher Mädchen, deren moralischer oder körperlicher Zustand so ekelhaft und widerwärtig ist, daß man sie in den gewöhnlichen Spitälern nicht aufnehmen mag. Auch ist es Entbindungshaus für diese und andere arme unverehelichte Frauenspersonen. Dieses Haus zählt zwischen 4 bis 500 Personen, für welche täglich per Kopf 45 Centimes bezahlt werden. Das Haus steht unter der Aufsicht des Präfekten von Nantz, und die Gemeinden, aus denen Personen aufgenommen wurden, bezahlen das Tagegeld. Da die Schwestern, welche die Haushaltung übernommen, mit dem bestimmten Tagegeld auskommen müssen, so wird keine Haushaltungsrechnung abgelegt. Der Überschuß dieser seit 1697 durch Vorschuß eingerichteten Anstalt ist so bedeutend gewesen, daß außer der Anschaffung einer reichlichen Mobiliarschaft, die Schwestern für mehr als 100,000 Franken Felder und Gärten für das Haus angekauft haben.

Das Hospital St. Julian, dient zur Aufnahme von ungefähr 300 alten armen Bürgersleuten aus der Stadt, welche hier auf Lebenszeit unterhalten werden. Auch werden dort Leute als Pensionaire auf Lebenszeit aufgenommen, die, ohne arm zu seyn, still und ruhig ihre Tage zubringen wollen, und dagegen dem Hause einen Theil ihres Vermögens übergeben. Dieses Haus ist selbstständig dotirt, die Verwaltung in den Händen der Stadtbehörde, so weit sie die Leitung des Haushalts nichts angeht.

Die Irrenanstalt zu Marinville vor den Thoren zu Nantz. Ein vom König Stanislaus von Polen

zur Aufnahme geisteskranker Personen erbautes Haus, welches sonst dem Orden der barmherzigen Brüder (Jo-annes a Deo) anvertraut war. Zu Anfang der Revolu-tion wurden die Brüder mit den Nonnen herausgeworfen, die Mobiliarschaft gestohlen oder zerstört, das Haus ver-wüstet und zum Theil verbrannt. Als die Zeiten ruhiger geworden waren, fühlte man in der ganzen Provinz, wie nöthig eine Anstalt zur Aufbewahrung unheilbarer Irren sey, da ihre Gegenwart in den gewöhnlichen Spitälern wegen Mangel an Einrichtung störend und gefährlich ist. Man hatte der Congregation der barmherzigen Schwestern von St. Charles seit vielen Jahren die Einrichtung und Leitung einer zweckmäßigern Anstalt der Art angeboten, allein der Mangel der erforderlichen Anzahl dazu fähiger Schwestern verhinderte die Ausführung. Als aber durch die Belebung der Kirche in manchem Gemüthe der Sinn lebendig wurde, zur Ehre Gottes und zum Heil der Mit-menschen das eigne Leben aufzuopfern, und sich dadurch die Zahl der Eintretenden in die barmherzigen Orden sehr vermehrte, so sah sich endlich die Congregation im Stande, die Leitung einer solchen Anstalt zu übernehmen. Es vereinigten sich die nächsten sieben um Nanzig gelegenen De-partemente und diese Anstalt zur Heilung Geisteskranker und Aufbewahrung von solchen unheilbar erklärten Per-sonen trat ins Leben." Der Staat gab dazu das verwüstete Haus zu Maréville und die Departemente übernah-men es, für jeden Aufgenommenen täglich 60 Centim (4 Sgr. 9 Pf.), ungefähr 56 Rthlr. jährlich, Verpflegungs-kosten und für mehrere Jahre 10 Centim Baukosten zu bezahlen. Zur ersten Einrichtung gaben die Departemente einen Vorschuß, welcher nach und nach an den Tagegeldern abgezogen ward. Seit dem Jahre 1818, wo die Schwe-stern dieses öde, zerstörte Haus übernommen haben, ist für dasselbe über 100,000 Franken an liegenden Gütern zugekauft

worden. Dabei besitzt das Haus einen wahren Überfluß an Mobiliarschaft. Die Zahl der dermalen Aufgenommenen wechselt zwischen 400 und 450 Personen beiderlei Geschlechts. Auch werden Pensionaire dort aufgenommen, die von 400 bis 1000 Fr. (105 bis 263 Rthlr.) jährlich bezahlen und nach Maßgabe ihrer Pension mehr oder weniger Bequemlichkeit genießen. Gegen die von den Departements zu zahlende Abgabe übernimmt die Anstalt alle Verpflegungs- und Administrationskosten. Der Präfekt von Danzig hat die Oberaufsicht des Hauses und läßt dasselbe alle Vierteljahre durch eine Kommission untersuchen. Derselbe Präfekt regulirt auch die Tagegelder und läßt dieselben vierteljährig an's Haus bezahlen. Weiter hat die Anstalt keine Rechnung abzulegen.

Außer diesen Häusern in der Stadt Danzig steht die Congregation noch vielen andern vor, so daß sie mit 550 bis 600 Schwestern 64 Häuser in Lothringen und dem anliegenden Lande verwaltet, die drei Häuser in Rheinpreußen, zu Saarlouis, Trier und Koblenz mit eingerechnet. — Die Vortrefflichkeit dieser Schwestern gründet sich hauptsächlich auf ihren gründlich geprüften Beruf, denn die Zulassung zu ihrem Institut ist sehr strenge gehaltenen Bedingungen unterworfen. Alle Personen, welche in den Orden eintreten wollen, (gewöhnlich im 18. Lebensjahre) müssen sich im Mutterhause stellen. Ein unbescholtener Ruf ist Erforderniß; Waisenkinder ohne Vermögen, in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten auferzogen, Kinder von Ältern, welche einem niederen Stande angehören, oder deren Ältern aus Armenanstalten unterhalten werden, und Dienstmägde können nicht aufgenommen werden, sondern nur Kinder von Ältern, welche in einer ehrbaren Selbstständigkeit leben oder gelebt haben. Die Eintretende (Postulantin) wird zu einer drei oder mehr monatlichen Prüfung in's Mutterhaus aufgenommen, während welcher

Zeit es sich zeigt, ob sie Geschick, Gesundheit und Beruf hat, diesen schweren Stand anzutreten. Während dieser Zeit wird die Postulantin nicht allein mit den geistlichen Pflichten und Übungen genau bekannt gemacht, sondern sie muß auch Dienstleistungen im Hospital des Mutterhauses übernehmen; man trägt Sorge, daß sie sogleich mit den schwersten Verrichtungen ihres künftigen Standes in allen Beziehungen bekannt gemacht werde. Bleibt die Eingetretene beständig und wird tauglich befunden, so wird sie nach dieser Prüfungszeit als Novize angenommen, erhält das Kleid der Schwestern und wird alsdann zur Dienstleistung in ein auswärtiges Haus abgegeben. Daselbst erhält die Novize den untersten und beschwerlichsten Posten und verbleibt darin bis gegen das dritte Jahr, zu welcher Zeit sie wieder in's Mutterhaus zurückkehrt, wo nochmal mit ihr alle geistlichen Übungen der Ordensregel abgehalten und die schwierigsten und verdrießlichsten Arbeiten vorgenommen werden, damit ihr nichts unbekannt bleiben möge. Beharrt die Novize fest bei ihrem Entschluß und ist man mit ihren Eigenschaften zufrieden, so wird sie als Schwester angenommen, jedoch muß sie das 21. Jahr zurückgelegt haben. Nach den Landesgesetzen ist die Schwester zur Haltung ihres Gelübdes nur auf 5 Jahre verbunden, nach welcher Zeit ihr die gesetzlichen Bestimmungen erlauben, den Orden zu verlassen. Bei der Aufnahme legt sie aber gegen die Kirche das Gelübde auf Lebenszeit ab, und kann nach den kanonischen Bestimmungen den Orden nicht mehr verlassen. Außerdem muß jede Aufzunehmende wenigstens 1000 Fr. einbringen. Ihre Tauglichkeit wird aber so strenge geprüft, daß von 100 Postulanten kaum 30 zur Aufnahme gelangen, indem dieser Stand auf keine Weise als eine Versorgungsanstalt für irgend lebensmüde Personen, sondern als eine Vereinigung durchaus kräftiger und talentvoller Jungfrauen

anzusehen ist, die jedem Verhältnisse des bürgerlichen Lebens in vollem Grade entsprechen könnten, es aber aus freiem Willen vorgezogen haben, in wahrhaft christlicher Gesinnung zur Hülfe der Nothleidenden ihr ganzes Leben zu weihen. Hieraus und durch die große Weisheit der Oberen bei Zusammenstellung der Individuen, verbunden mit dem Gehorsam derselben zur Übernahme jedes Amtes, entspringt eine solche Fülle von Fähigkeit in dieser Genossenschaft, daß sie jede Lücke aus sich selbst sogleich ersetzen kann, indem eine jede Einzelne schon mehreren Ämtern vorgestanden hat. Sie sind so sehr von ihrem Berufe durchdrungen, daß sie das Wohl ihrer Pfleglinge und den guten Bestand ihrer Hospitien mit einem Eifer zu erstreben wissen, der um so mehr von einer heiligen Grundlage zeigt, als weder sie noch ihre Genossenschaft den geringsten Vortheil davon zieht. Die Häuser, welche sie im größten Verfall übernommen, verlassen sie, sobald die Behörde es verlangt, in jenem Wohlstand, mit dem ihre Verwaltung gewöhnlich gesegnet wird; nichts, was sie erworben haben, gehört ihnen, sie kehren arm nach dem Mutterhaus zurück, wie sie ausgegangen. Auch das Mutterhaus selbst hat nicht den geringsten Vortheil von irgend einem der andern Häuser, ja nur Mühe und Kosten durch die Inspectionsreisen, da die Vorsteherin alle drei Jahre alle Häuser bereis't. Das Mutterhaus hat eignes Vermögen, aus dem Eingebrachten der Schwestern bestehend, woraus diese Reisen und alle allgemeine Ausgaben dieses Ordens bestritten werden. Die fraglichen Schwestern halten, wie alle Hospitalittinnen in Frankreich, in ihren Häusern trefflich geführte und öfters bedeutende Apotheken; an manchen Orten dispensiren sie sogar gegen Bezahlung und erhalten aus diesem Ertrag wieder kleinere Wohlthätigkeitsanstalten. In allen Häusern befinden sich Schwestern, welche die kleine

Chirurgie mit Fertigkeit ausüben, wodurch dann wieder ein Theil der Hospitalausgaben vermindert und die Behandlung der Kranken sehr gefördert wird. Übrigens sind sie so demüthig und gehorsam in allen wohlthätigen Ausführungen als stark und wachsam gegen Unterschleife und dem Hause schädliche Dinge. — Schließlich wiederhole ich den Wunsch, es möchte möglich werden, daß allen Kranken- und Armenhäusern solche Pflegerinen vorständen, man könnte mit der nämlichen Summe das Doppelte erreichen und mehr als dieses, was nie erkauft werden kann, die moralische Wirkung, welche andern Anstalten so häufig fehlt.

XV.

Väterliche Ermahnung des römisch-kathol. Klerus in Frankreich,

versammelt zu Paris den 1. Juli 1682,

an die sogenannten Reformirten,

um sie zur Rückkehr in den Schooß der kath. Kirche zu bewegen.

Vielgeliebte Brüder! Schon lange trauert euretwegen die ganze Kirche Christi, und die mit heiliger und aufrichtiger Liebe gegen ihre Kinder erfüllte Mutter betrübt sich sehr, da sie euch in der Einöde des Irrthums erblicket, wohin ihr euch seit der Zeit eurer freiwilligen Trennung von ihr begeben habt; denn sie, eure wahre Mutter, kann ihre Kinder, welche sie unter ihrem Herzen getragen, nicht vergessen. Und wie solltet ihr auch aus ihrem Gedächtnisse entschwinden, da sie vorher eine so große Liebe gegen euch getragen und euch trotz alles Undankes dennoch in die Zahl ihrer Kinder rechnet, denen das gefährliche Gift der Irrlehre die Süßigkeit der katholischen Wahrheit verleidet, und die der Sturm Kalvins von der wahren Lehre des alten Glaubens und von dem Einigkeitspunkte der christlichen Kirche mit Gewalt abgerissen und zerstreut hat. —

Das ist, geliebte Brüder! die Ursache ihrer Thränen; eure höchstbetrübte Mutter beklagt sehr, daß ihr das gegen euch mütterlich gesinnte Herz verachtet, und statt eurer Gegenliebe ihr Innerstes grausam zerrissen habt. Sie suchet euch als ihre irrgegangenen Kinder; sie ruft euch zurück, wie das Feldhuhn seinen entlaufenen Jungen; sie will euch unter ihre Flügel versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein; sie bemühet sich wie der Adler mit seinen

Aaren euer Herz gegen den Himmel zu erheben, und voll des mütterlichen Schmerzes möchte sie euch auf's neue gebären, damit Christus in euch wieder durch den katholischen Glauben erneuert werde.

Zu diesem Endzweck sind wir zusammengekommen, wir Erzbischöfe, Bischöfe und sämmtliche Abgeordnete des französischen Klerus, welche vom heil. Geiste gesetzt wurden, die Kirche Gottes, worin ihr geboren seyd, zu regieren, und die durch eine ununterbrochene Erbschaft eben den Glauben und eben den Stuhl besitzen, den die heil. Bischöfe besessen haben, welche den christlichen Glauben in die Länder unseres Königreichs gebracht; wir sind zusammengekommen, euch kraft der Sendung Christi, dessen Stellvertreter wir sind, aufzusuchen und im Namen Gottes, der durch unsern Mund zu euch redet, zu fragen: Warum habt ihr euch von uns getrennt? — Denn ihr mögt wollen oder nicht, so seyd ihr doch unsre lieben Brüder, welche Gott, der unser aller Vater und im Himmel ist, nach dem Rathschlusse seines Willens, als seine Kinder angenommen, und unsre einzige Mutter, die christkatholische Kirche, zur Hoffnung auf den Genuß der ewigen Erbschaft auf's sorgfältigste erzogen hatte. Saget selbst, lebte nicht jener, der euch zuerst verführt und euer Herz vom Gehorsam der evangelischen Wahrheit abgewendet, vor diesem seinem Beginnen mit und bei uns in brüderlicher Einigkeit? Wohnte er nicht mit uns in einem Hause? Genoß er nicht mit uns eben die geistliche Speise? Beobachtete er nicht mit uns die Pflichten der christlichen Brüderschaft? Könnet ihr wohl vor Gott eurem Vater, vor der Kirche eurer Mutter, vor euern katholischen Brüdern das Verbrechen des Urhebers eures Bekenntnisses wegen einer so grundlosen und verwerflichen Spaltung entschuldigen? Wenn ihr das könntet, so müßtet ihr auch eure Trennung vom Leibe Christi, von der Theilnahme

an seinen heil. Geheimnissen, eure Auflehnung gegen die Glieder Christi, eure Schmachreden wider seine Braut, endlich die Verläugnung seiner Verheißungen, mit ihr bis an's Ende zu verbleiben, rechtfertigen können. Weil nun euch das nicht möglich ist, so müßt ihr gestehen, daß euch Augustins Worte, die er auf Ereskonius *) aus der Schrift anwendet: „Der böse Sohn spricht sich selbst gerecht, damit aber wäscht er seinen Ausgang aus dem Hause des Vaters nicht ab.“

Warum, lieben Brüder! habt ihr euch von der Wurzel und dem Vereinigungspunkte, mit welchem alle übrigen Kirchen der Welt verbunden sind, abgelöset? — Warum habt ihr die Altäre und damit das Verlangen und Seufzen der Gläubigen niedergetreten? Warum so vielen Gebeten, die gegen Himmel von da emporstiegen, den Weg abgeschnitten, indem ihr die geheimnißvolle Leiter umwarfet und die geheiligten Steine und Fundamente des Altars, worauf sie stand, und von dessen Füßen sich das andächtige Seufzen und Rufen der Christen zum Throne Gottes erhob, mit sakrilegischen Händen zerschluget? Ohne Zweifel geschah dieß aus Furcht, das gewöhnliche Gebet und Opfer möchte darauf fortgesetzt werden? — — Alle Irrlehrer, die euch vorangingen, bestrebten sich Altar wider Altar aufzurichten, ihr aber habt durch ein gottvergessenes und bis dahin unerhörtes Unternehmen das Opfer Christi aufgehoben und den Altar des Herrn der Heerschaaren abgebrochen, wo nach der Auslegung des heil. Augustin Jesus als der wahre himmlische Sperling seine Wohnung erwählet, und die wahre Turteltaube, die Kirche, ihre Stätte für die sichere Bewahrung ihrer Kleinen bereitet hatte.

Es mögen aber auch diese letzten Ausschweifungen und alles, was bisher geschehen ist, die Empörung wider die

*) Lib. III. c. 66.

Kirche, wie die Verirrungen von der wahren Lehre als Wirkungen der tobenden und zügellosen Leidenschaften, die gewöhnlich alle Trennungen begleiten, angesehen werden; wir mögen sie immerhin mehr der bösen Natur eines Aufruhrs als dem beabsichtigten Zwecke eurer Lehrer zuschreiben; so bleibt doch immer unsre Klage, warum ihr euch von uns getrennt habt. — So lange ihr darauf keine Antwort ertheilet, möget ihr reden oder schreiben, was ihr wollet, es wird alles vergeblich seyn. — Wir können uns wohl vorstellen, daß ihr zu eurer Rechtfertigung nach Art der ältern Schismatiker und Irrgläubigen euch jener gemeinen Ausrede bedienen werdet, zu welcher alle, denen es nach eurer eigenen Erfahrung unmöglich war, unsre Glaubenslehre umzustoßen, die Zuflucht genommen, und unsre Sitten und Kirchenzucht als Verbrechen getadelt haben, welche heilige und einem strengen christlichen Wandel besonders ergebene Männer weder der christlichen Würde noch einem guten Gewissen angemessen gefunden, und sich von uns losgesagt hätten.

Darf man aber wohl aus dieser Ursache die Einigkeit aufheben, die Erbschaft der Brüder lästern und die Kraft und Wahrheit der Sakramente unsrer heil. Kirche vernichten? Sehet doch selbst, lieben Brüder! wie weit ihr euch vom Geiste des Evangeliums entfernt habt! Wenn auch alles, was ihr uns hierin vorwerfet, wirklich noch schlimmer wäre, obwohl vieles eben nicht so arg, ja selbst erdichtet ist, hätten nicht rechtschaffene Christen wegen des Waizens das Unkraut verschonen und bedenken sollen, daß man wegen des Lasterlebens der Bösen die Gesellschaft der Gläubigen nicht zerstören dürfe? Moses hat so viele tausend Menschen, die wider Gott murreten, Samuel hat die Söhne Heli's und seine eigenen, Christus sogar seinen Satan, den Judas, der ihn verrathen und verkauft, mit

Geduld ertragen. Eben so handelten die Apostel gegen so viele falschen Brüder, die sich wider ihre Lehre auflehnten, und der heil. Paulus hat endlich nicht das Seinige, sondern was Christo gehörte, unter solchen Menschen gesucht, die nur das Ihrige, und nicht, was Jesu Christo ist, im Auge hatten, und ist mit ihnen in aller Geduld umgegangen. Ihr aber, lieben Brüder! habt eure Mutter, die Braut Jesu Christi, nicht nur keineswegs mit Geduld ertragen, sondern die Vereinigung mit ihr muthwillig zerrissen. Und um dazu einen Grund zu haben, habt ihr die Gebrechen einzelner Menschen zum Vorwande genommen, und sie aufgebürdet eurer Mutter, welche Christus geheiliget und durch das Wasserbad im Worte des Lebens gereiniget hat, damit er sich selbst eine herrliche Kirche darstellte, die keine Flecken noch Runzeln oder dergleichen habe, sondern heilig und unbefleckt sey. [1])

Was sollen wir nun gegen euch, geliebte Brüder! thun? Wir wollen dem Rathe des heil. Geistes folgen, der uns zurufet: „Selig sind die Friedensstifter, denn sie „werden Kinder Gottes genannt," [2]) und wir ermahnen euch durch das innigste Gefühl der Barmherzigkeit Jesu, das ihr zerstöret; durch das Herz eurer Mutter, das ihr zerspalten, durch die Liebe eurer Mitbrüder, die ihr so oft verletzet; durch die heil. Gnadenmittel, die ihr verschmähet; durch die Altäre Gottes, die ihr zertrümmert, und endlich durch alles was göttlich und heilig ist im Himmel und auf Erden, mit väterlichem und brüderlichem Gemüthe zur Rückkehr und Vereinigung mit der Heerde Jesu, über welche uns der heilige Geist an Christi statt gesetzt hat. Ach! kehret zurück in den Schooß der Mutter, vergesset eurer Trennung! Das Haus eures Vaters, wo so viele Taglöhner Brod im Überflusse haben, steht euch offen;

[1]) Paul. ad Ephes. V. — [2]) Matth. V.

wie möget ihr in wüstem, ungebahntem und wasserlosem Lande weilen, wo euch die Brosamen fehlen, die euern geistlichen Hunger stillen sollen und nicht gesammelt werden mögen? Widerstehet nicht länger!

Schämet ihr euch etwa, Kinder unsrer wahren Kirche genannt zu werden, in der ihr erstgeborner Sohn, Ludwig XIV. täglich neue Siegespalmen ihr darreichet, der aber wegen eurer Hartnäckigkeit sich dennoch nicht glücklich schätzet, obschon er zur Beschützung des christkatholischen Glaubens, selbst in fremden Ländern, viel Gutes und Löbliches bewirket, weil er so viele seiner Unterthanen sieht, die von dem ursprünglichen alten Glauben freiwillig abgewichen und in ihrer Verführung widerspenstig verharren. Noch vor Kurzem erklärte der allerchristlichste Monarch in unserer Gegenwart, daß er es für seinen größten Ruhm und zu seiner Ehre schätzen, sein Blut dafür zu vergießen, ja selbst seinen rechten Arm, womit er seither so viele Kriege glücklich führte, daran geben wollte, wenn er nur alle seine Unterthanen, ja alle Christen auf Erden in der Einigkeit der katholischen Kirche versammelt sehen könnte.

Da wir nun, geliebteste Brüder! von Herzen zu euch reden und euch so ernstlich zur friedlichen Gesinnung ermahnen, antwortet uns doch ja nicht, wie einst die Verstockten dem Propheten: „Ihr sollt uns nicht suchen.“ Denn so redet das Böse, das uns trennt, nicht aber die Liebe, die uns zu Christen macht. Ihr solltet doch wissen, daß uns der Geist der Wahrheit und des Friedens durch den Propheten gebietet, zu denen, die unsre Brüder nicht seyn wollen, unaufhörlich zu rufen: Ihr seyd doch unsre Brüder! —

Ja ihr seyd, ansehnliche, schätzbare Brüder! Glieder Christi, obschon ihr krank und eines Arztes bedürftig seyd. Denn ihr seyd mit demselben Blute wie wir erkaufet;

jedoch durch die Argliſt des böſen Feindes von dem Haupte und übrigen Leibe der Kirche getrennt. Ach! laſſet euch durch die mächtige Hand Gottes wieder heilen! Nehmt dieſe unſre väterliche Ermahnung oder vielmehr unſre inſtändige Bitte mit kindlichem und brüderlichem Herzen auf! Kehret um, geliebteſte Brüder in Chriſto! durch jene ſchöne Pforte, welche euch die brüderliche Liebe im Namen der Kirche eröffnet, damit euch nach Zerſtreuung der Finſterniſſe im Glauben durch Gotteshülfe das Licht der Wahrheit wieder heller erſcheine! O hütet euch nur vor der Verantwortung des weitern Falles der Schwachen und Unwiſſenden, die ihr durch eure böſen Vorurtheile in tiefen Abgrund ſtürzet. Haltet es ja nicht für Schande, eure Krankheit dem zu offenbaren, der bereit iſt, ſie zu heilen. Laſſet euch zur Bekehrung bewegen und ſchlaget das Mittel, das eure Seele geſund machen kann, nicht aus; denn unter allem, was ein Chriſt lobwürdiges zu thun im Stande iſt, iſt das erſte und nothwendigſte, daß er ſeine Fehler vor Gott erkenne.

Solltet ihr aber hartnäckig unſre väterliche Ermahnung verachten und euch durch unſer liebevolles Bitten und Flehen zur Einigkeit nicht bewegen laſſen, ſo werden zwar die Engel des Friedens bittere Thränen vergießen; wir aber wollen euch deßwegen doch nicht eurem Eigenwillen überlaſſen, wie wir gegen unleitſame Widerſpenſtige verfahren dürften, ſondern wir werden nicht raſten, euch als verirrte Schafe Chriſti durch Diſteln und Dornen nachzugehen. Und erſt dann, wenn wir alles, was möglich iſt, werden gethan haben, um euch wieder mit eurer lieben Mutter, der katholiſchen Kirche zu vereinigen und auszuſöhnen, und ihr den von uns liebreich und treuherzig angebotenen Frieden nicht annehmen wollet; dann wird derſelbe zu uns zurückkehren, und Gott wird eure Seelen von unſern Händen ferner nicht mehr fordern;

eure letzten Dinge aber werden alsdann leider ärger werden, als es die erstern waren. *)

Gegeben zu Paris in der allgemeinen Versammlung des gallikanischen Klerus am 1. Juli 1682.

(Hier folgen die Unterschriften von 8 Erzbischöfen, 24 Bischöfen und 37 Abgeordneten der verschiedenen Kirchensprengel. Zuerst standen:

Franz, Erzbischof zu Paris.
Karl Moritz, Erzbischof zu Rheims.
Karl, Erzbischof zu Embrun.)

---

*) Leider ging diese Weissagung bei der Revolution in schreckliche Erfüllung, wo Hugenotten, Jansenisten, Juden und Afterphilosophen sich miteinander vereinigten, die Hirten zu schlagen, zu tödten, zu zerstreuen, und in gottlosen Unglauben und in alle jene Laster eine sonst so gebildete Nation zu stürzen, daß man bei Lesung der erfolgten Gräuel glauben sollte, der heil. Paulus habe von ihnen das Bild entlehnt, welches er uns im 1. Kapitel an die Römer vom 21. bis 32. Vers darstellet. D. U.

XVI.

Predigt am achten Säkulartag des Kaiserdomes zu Speyer am 11. Juli 1830.

Der Herr sprach zu ihm: ich habe dein Gebet und dein Flehen gehöret, das du zu mir gefleheet hast, und habe dieses Haus geheiligt, das du gebaut hast, auf daß mein Name daselbst sey, ewiglich; und meine Augen und mein Herz sollen da seyn, alle Tage. III. B. d. Könige IX. 3.

Das glücklichste und segenvollste Ereigniß aller Länder und Zeiten verdient mit Recht die Gründung der christlichen Religion genannt zu werden; indem alles Große, Edle und Erhabene, was seit 18 Jahrhunderten unter den Völkern geschah, einzig nur dieser Religion verdankt wird. Das Wort des Erlösers wuchs, wie das Senfkorn, zum großen, wundervollen Baume, und unter seinem Schatten ruhten die Nationen sicher vom Aufgange bis zum Niedergange. Die Lehre des Kreuzes ging siegreich durch die Länder und legte das Joch des Herrn auf die Völker, um sie christlich-frei zu machen, und in der christlichen Freiheit edel und groß. Die Religion Jesu ging, wie die sichtbare Gottheit, durch die Jahrhunderte herab, und mit ihr kamen die Menschlichkeit, die Tugend, die Kunst und Wissenschaft, der Friede, und beglückten die Erde. Die Religion war der Schutzengel der Menschheit, vom Tage der Auffahrt des Herrn bis auf diese Stunde. —

Erwarten Sie jedoch nicht, meine verehrten Zuhörer, daß ich Ihnen hier eine treue und umständliche Geschichte der ersten Gründung unsrer heil. Religion liefere und Ihnen erzähle, wie der Ruf des göttlichen Erlösers bei seiner glorreichen Auffahrt: „gehet hin in alle Welt, lehrt und taufet die Völker!“ die h. Zwölfboten in alle Länder des bekannten Erdbodens führte, um den Samen des göttlichen Wortes in jede Menschenbrust auszustreuen, und wie diese begeisterten Gesandten des Herrn ihren Leib dem Kreuze und dem Schwerde hingaben, um die Lehre ihres gekreuzigten Meisters mit ihrem Blute zu versiegeln. Erwarten Sie

nicht, daß ich Ihnen schildere, wie die zahllosen Bekenner der neuen Lehre aus allen Ständen, jedes Alters und jedes Geschlechtes, mit Aufopferung alles dessen, was der Mensch auf Erden Wünschenswerthes kennt, einer Religion huldigten, die sie erst jenseits glücklich zu machen versprach; daß ich Ihnen darlege, wie die Welt bei dieser niegesehenen Erscheinung erst staunte, dann spottete, dann wüthete, dann verfolgte; daß ich Ihnen die hundertfachen Martern aufzähle, mit denen man die Bekenner des Christenthums zu vertilgen glaubte. Erwarten Sie nicht, daß ich Sie in jene unterirdischen Höhlen führe, in denen die ersten Christen zu ihrem Gottesdienste, wie zu einem schwarzen Verbrechen, sich nur unter dem Schleier der Nacht versammeln konnten, und deren Andenken sich noch bis heute in dem Baue der Kirchen und auch in der unterirdischen Gruft dieses Gotteshauses erhalten hat; daß ich Sie zu Zeugen des so oft wiederkehrenden Auftrittes mache, in welchem bewaffnete Schergen in die stille Christenversammlung ungestümm einbrachen, den die Geheimnisse feiernden Priester vom Altare rissen und die Bekenner des Erlösers vor die zürnenden Gewaltigen der Erde schleppten, als todwürdige Verbrecher. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen die Kaiser der römischen Welt und ihre Prätoren zeige, wie sie vom Throne herab und von ihren Gerichtsstühlen das Todesurtheil über alle jene schleuderten, welche sich Christen nannten; daß ich Sie hinführe in den Kreis der Thiergefechte, die nur ein eisernes Volk zu belustigen fähig waren, und Ihnen dort die blutigen, von Löwen und Tigern zerrissenen, Leichname der Anhänger des Kreuzes zeige, während ihren letzten sterbenden Hauch ein verblendeter Pöbel mit wildem Jauchzen begleitet; daß ich Sie hinführe vor den emporlodernden, von Soldaten und blutgierigem Volke umgebenen, Scheiterhaufen und Ihnen eine beredte Schilderung von dem heiligen Muthe der begeisterten Blutzeugen entwerfe, die selbst in den Flammen noch den Namen Jesu mit freudigen Lobgesängen verherrlichten, bis das Feuer ihre Stimme erstickte. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen die Geschichtbücher der ersten Zeiten vorlege, von denen jedes Blatt, mit Blut befleckt, die Niederlage der Christen, aber den Sieg des

Christenthums beurkundet. Drei Jahrhunderte waren vorüber gegangen; es waren Jahrhunderte der Verfolgung, der Unterdrückung, der rasenden Wuth gegen Christus und sein Kreuz, des Mordes, des Blutes. Aber das Blut der Martyrer ward der Same neuer Bekenner — die Lehre Jesu ging siegend durch Kampf und Verfolgung; sie gewann endlich Schüler sogar auf dem Throne, von dem herab ihr Verbannungsurtheil war gesprochen worden, und auf der Krone derselben Kaiser, von denen das Kreuz war geächtet worden, glänzte das nämliche Kreuz triumphirend, als Zeichen des Sieges und der Erlösung. Und auch an die Ufer des Rheins war das Wort des Herrn gedrungen; auch in den Gauen, die wir bewohnen, blühte jugendlich das Christenthum; auch von den Zinnen der alten Spira der Nemeter glänzte das Kreuz; und auch in unsern vaterländischen Fluren ertönten Gebete und Lobgesänge dem, der die Welt erlöst hat durch sein Blut. Das Heidenthum und seine Götter waren gefallen, Christus regierte. —

Kaum jedoch hatte das Kreuz gesiegt, als auch eine neue Gefahr die kaum begründete Religion zu vernichten drohte. In die entferntesten Völker des fernen Asiens war der Geist der Wanderung gefahren, und wie ausgetretene Fluten des aufgewühlten Meeres brachen sie über die christlich gewordenen Länder herein. Könige, die sich eine Zuchtruthe in der Hand Gottes nannten und andere, die es waren, zogen mit wilden Schaaren durch die christliche Welt, und unter ihren Tritten versanken die Tempel und Altäre, die kaum erst zur Ehre des Erlösers waren errichtet worden. Längs des Rheines hinauf und hinab wurde die junge Saat des Christenthums wieder zertreten, und in den Hallen der kaum erstandenen Kirchen floß das Blut von Tausenden der Erschlagenen, welche unter den Streichen der wandernden Sieger den Tod fanden. Das Heidenthum erhob sich von Neuem an den Ufern des Rheins; und das Kreuz schien mit der Krone, auf welcher es seit anderthalb hundert Jahren als Siegeszeichen geglänzt hatte, auf immer zu verschwinden. Doch das Auge der Vorsehung stand offen über dem Kreuze und seiner Lehre; die Religion Jesu

Wunder gerettet, in denen wir den Finger Gottes so sichtbar erkennen. Der aus seinen dunkeln Wäldern hervorgegangene Barbar ward zum stillen, freundlichen Kinde; er legte die blutigen Siegerwaffen neben den Altar des Erlösers, setzte sich, ein gebändigter Löwe, zu den Füßen eines christlichen Priesters, und vernahm von dessen Lippen Worte des Friedens, Worte der Liebe, Worte des Heiles hier und dort. Durch die Religion Jesu wurde der Wilde zur Menschlichkeit geführt, und der Fremdling half dem überwundenen Bewohner des Landes die zertrümmerte Hütte wieder aufbauen, und nahm friedlich Platz neben dem häuslichen Herde des Besiegten, den er, vorher sein Feind, als seinen Bruder lieben gelernt hatte. Durch die Religion Jesu zum Kinde Gottes berufen, beugte der stolze Sohn der Wälder, der vor Kaisern und ihren Gewalthabern mit trotzigem Hochmuthe stand, demüthig sein Haupt vor dem Kreuze, und der neue Christ richtete dem erkannten Heilande jene Tempel und Altäre wieder auf, in welche die Hand des Heiden die Brandfackel geworfen hatte. Die christliche Religion führte den rohen Krieger in ihre Tempel, und weckte durch des Erlösers Worte in seiner rauhen Brust die schlummernden Gefühle für Ordnung und Recht und Scham und Sitte und Gattentreue und Vaterlandsliebe und Gehorsam gegen König und Gesetz. Sie machte ihn zum Menschen und lehrte ihn mit des Lebens Künsten zugleich des Lebens Tugenden. Die Religion Jesu rettete die Menschheit vor der Entwürdigung zum Thiere; sie änderte das Angesicht der Erde; sie erhielt den Schatz der Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden gesammelt hatte; sie nahm die unter dem Getöse der Waffen vergehenden Künste und Wissenschaften in ihren bergenden Schooß auf und rettete sie unter dem Schutze des Kreuzes für die Nachwelt. Die Religion des Erlösers hielt den ihr von Gott vertrauten Schild über die Länder Europa's; sie rettete das Reich der Tugend, das Himmelreich auf Erden, während Reiche um Reiche vergingen; und an ihr ward des Propheten Wort erfüllt: „die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanze, der über dir aufgeht; deine Söhne werden von fernher kommen; Fremde wer-

ſollte nicht untergehen; ſie wurde gerettet, und durch eines jener den deine Mauern bauen und Könige werden dir dienen; es werden gebückt zu dir kommen, die dich unterdrückt haben und die dich gelästert haben, werden niederfallen zu deinen Füßen und werden dich nennen eine Stadt des Herrn; denn dein Licht iſt gekommen und die Herrlichkeit des Herrn iſt aufgegangen über dir; deine Vorſteher lehren Frieden und deine Pfleger reden Gerechtigkeit."

Und auch in unſerm Vaterlande — auch an den Ufern des Rheins blühte die Kirche Jeſu nach den dreihundertjährigen Stürmen einer zertrümmernden Völkerwanderung wieder neu und jugendlich auf. Durch die angrenzenden Gaue diesſeits und jenſeits des vaterländiſchen Stromes erhoben ſich in Städten, Dörfern und Weilern neue Kirchen, Kapellen und Altäre zur Ehre des Erlöſers, und in der alten Nemeterſtadt ſtieg der von den Hunnen und Vandalen zerſchlagene Biſchofſtuhl wieder aus den Trümmern. Bis tief in die Vogeſen hinein, hinauf in's Elſaß, jenſeits in den Schwarzwald erkannten die Bewohner in dem Speyrer Biſchof ihren Oberhirten, und empfingen von ihm Lehre und Segen und der Gnade Heilmittel. Bald auch ſollte in der Stadt, die ſchon eine Königspfalz ſchmückte, ſich ein Gotteshaus erheben, würdig des Bisthums Haupt- und Mutterkirche zu ſeyn. Konrad II., der für Speyer ſo beſondere Vorliebe trug, daß die Geſchichte ihm den Beinamen des Speyrers beilegt, und deſſen frommer Sinn durch den frühen gewaltſamen Tod eines geliebten Sohnes noch geſteigert wurde, war auf den deutſchen Kaiſerthron erhöht worden, und mit Königlicher Milde beſchloß er mit ſeiner frommen Gemahlin Giſela, dem Gotte, der ihn ſo hoch erhoben, einen Tempel zu bauen, wie damals noch keiner an den Ufern des Rheins gefunden wurde. Dem Beſchluſſe folgte bald die That. Nach unſers Herrn gnadenreicher Geburt im Jahre Eintauſend und dreißig, am Morgen des 12. Juli, an einem Sonntage, legte er in Gegenwart der, zu dieſem Feſte nach Speyer entbotenen, Fürſten und Herrn des Reichs den Grundſtein des neuen Domes; und unter ſeinem Schutze erhob ſich das ehrwürdige Gotteshaus, das zugleich dem Erbauer und ſeinen Nachfolgern auf dem deutſchen

Throne eine Grabstätte werden sollte. Zum Andenken an die Tage der Verfolgung, in denen die Bekenner des Herrn in Höhlen und Gewölben, fern und verborgen vor dem lauernden Auge des Heiden ihre heil. Geheimnisse zu feiern gezwungen waren, stiegen die kurzen und breiten Säulen aus der Tiefe und trugen die Gewölbe einer unterirdischen Kirche, deren Hallen nach den vier Himmelsgegenden, in Form eines Kreuzes, bestimmt waren, in der stillen Char- und Marterwoche des Herrn Leidensfeier und Todesklage, bei der durch Kerzenlicht erhellten Dämmerung, begehen zu sehen. Ueber der Gruft aber erhoben sich stark und gewaltig und hoch, wie die tausendjährigen Eichen in den alten Wäldern des deutschen Vaterlandes, die mächtigen Pfeiler und Säulen, und wuchsen, ein vielästiges Geflechte der Zweige, oben hinüber in die weiten Kreuzgewölbe des Hauptschiffes und der Seitengänge. Höher hinauf stieg die Hauptkuppel und breitete, ein zweites Himmelsgewölbe, ihr weites Dach über den Hochaltar, den bedeutungsvollen Mittelpunkt des erhabenen Gotteshauses; denn hier sollte — so war des frommen Erbauers fromme Hoffnung — das unblutige Opfer des neuen Bundes in täglicher Erneuerung ihm und dem Lande Segen und Wohlfahrt im Leben, und ihm und den Seinen Ruhe und Seligkeit im Tode, erflehen. Vor dem Altare hing man die ewige Lampe auf, das Sinnbild des ewigen Lichtes, ohne dessen leuchtenden Strahl der Mensch lebend schon in Todesschatten wandelt und dessen Klarheit allein ihn durch das Dunkel des Grabes zum ewigen Tage der Seligkeit führen kann. Draußen aber stiegen, wie das begeisterte Gebet christlicher Andacht, das mit feurigen Schwingen sich erhebt und den Himmel durchdringt, sechs Thürme weit in die Luft zu den Wolken empor; und von der Kuppel glänzte das hohe Kreuz und ward überall von den Bergen des Odenwaldes bis hinüber zum Haardtgebirge gesehen, allen Gauen des Bisthums ein stummes und doch so beredtes Zeichen der Erlösung, die ihnen vom Golgatha herab gebracht worden. Unter das Kreuz hing man die Glocke, die fröhliche Heroldin der Ehre Gottes. Mit lauter Stimme verkündete sie des Jahres wechselnde Kirchenfeste, des Heilandes gnadenvolle

Geburt, des Gekreuzigten glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt, die Festtage seiner gebenedeiten Mutter und die Verklärungstage seiner Heiligen, begrüßte des neugebornen Kindes erstes Erscheinen beim heiligen Bade der Wiedergeburt in der Taufkapelle, begleitete den Wanderer auf seinem letzten Wege zum Gottesacker, und rief die Gläubigen in's Gotteshaus zu den Füßen des heiligen Lehrstuhles, um von da herab zu lernen, wie gerecht der Herr sey, aber auch wie gnädig und milde in seinen Erbarmungen. In des Stiftschores weiten Halbkreis setzte man den Bischofstuhl und erhob dadurch den neuen Dom zu des Landes Mutterkirche. Die Stufen des Hochaltars wurden zum Oelberge, und von ihm herab erging an die dem Dienste Gottes und seiner Kirche sich Weihenden aus des Bischofs Munde des Erlösers Ruf: „wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich Euch; gehet hin, lehrt und taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, denen ihr die Sünden vergeben werdet, denen sollen sie vergeben seyn" — und mit göttlicher Kraft ausgerüstet, erkoren zu Werkzeugen des Herrn, durch die Handauflegung seines Abgesandten zogen, sie aus der Mutterkirche, der Sendung des Oberhirten getreu, geweihte Streiter für Gottes Sache, in alle Städte, Flecken, Dörfer und Weiler des Kirchsprengels, und trugen überallhin des Erlösers Lehre und des Erlösers Sakramente, und mit ihnen in jede Brust das Himmelreich der Tugend und des Friedens. Alle Augen wendeten sich mit freudiger Ehrfurcht nach den majestätischen Thürmen und den hohen, mit Blei gedeckten, Dächern, die von Speyer über die Ebene so ernst herüberblickten; denn dort war des Landes gemeinsame Mutterkirche und dort stand der Stuhl des gemeinsamen Oberhirten. Ein Band umschlang alle Herzen durch alle Gaue des Bisthums — das Band des einen Glaubens in der Einheit der Liebe. — Der Kaiserdom zu Speyer stand, groß, prachtvoll, hoch, ein Riesenwerk der Baukunst, bewundernswerth, ein Denkmal des frommen Geistes seines Erbauers, und ein ewiger Zeuge des tiefreligiösen Sinnes jener Zeit; denn ihn baute die Religion Jesu, die Mutter alles wahrhaft Großen unter den Menschen. Und in Wahrheit, wenn wir diese hohen Gewölbe betrachten, diese

weiten Hallen durchwandern, dieſe hochaufſtrebenden Pilaſter bewundern, dieſe majeſtätiſchen Kuppeln anſtaunen und an dieſen mächtigen Thürmen ſchwindelnd hinaufſehen; ſo nöthigt uns alles dieſes das Geſtändniß ab, daß nur der Begeiſterung der chriſtlichen Religion es gelungen ſey, ſolche erhabene Tempel zu errichten, wie der iſt, in deſſen Hallen wir heute das Andenken ſeiner achthundertjährigen Dauer feiern; und daß der glühendreligiöſe Sinn jener Zeiten die Bedeutung eines Gotteshauſes tief gefühlt habe, da er es ſo ſehr verſtand, dem Herrn ein Haus zu erbauen, würdig der Majeſtät des Herrn. Die Menſchen jener Tage bauten aus Religion. Ihnen war die Religion das Höchſte, Sache des ganzen Lebens und über das Leben hinaus; drum auch bauten ſie ihr Lebenlang, unbeſorgt ob auch ihr Auge noch des Werkes Vollendung erblicke, in dem feſten Bewußtſeyn, daß das Werk, zu Gottes Ehre von Ihnen begonnen, auch nach ihnen zu Gottes Ehre von Andern fortgeführt und vollendet werde. Sie bauten für Gott; und während die Wohnungen in Flecken und Dörfern niedrig und klein an der Erde blieben, der beſcheidene Aufenthalt der mühſeliger Staubbewohner, erhoben ſich die Kirchen mit ihrem Thurme hoch über die Hütten und Häuſer, denn in ihnen wohnte ja der Herr; und während in den Städten die Paläſte der Fürſten und ſelbſt des Kaiſers Pfalz nur engen und niedern Raum boten, ſtiegen die Dome hoch und gewaltig empor, als wollte das Menſchenherz an dieſen rieſigen Pfeilern und hochaufragenden Thürmen dem Himmel erklimmen, um ſo der Gottheit näher zu ſeyn. — In dieſem Geiſte erhob die chriſtliche Religion dem, den ſie verkündet, auch dieſen Tempel, und ſetzte mit dieſem Gotteshauſe ein dauerndes und ſichtbares Denkmal der heiligen Gemeinſchaft, die in allen Hütten durch alle Gaue ringsum die Herzen unter ſich und mit Gott verbindet. Sie erbaute den Kaiſerdom zu des Herrn Ehre, aber auch zum fortwährenden Zeugen, daß jede wahrhafte und edle Begeiſterung nur von ihr ausgehe, daß nur ſie die Mutter alles deſſen ſey, was der Menſch in ſeiner Kleinheit Großes und Erhabenes vermöge hervorzubringen — daß der Menſch ſelber nur Menſch ſey durch Religion. —

Dem frommen Erbauer des Doms war es nicht gegönnt, die Vollendung seines gottgefälligen Werkes zu schauen. Im Jahre 1039 fühlte er das Ende seines Lebens, berief seinen Sohn Heinrich III. an sein Sterbebette und empfahl ihm mit besondern kräftigen Worten das unvollendete Speyrer Münster, das Ehrendenkmal seines Hauses und seine Ruhestätte. Der Sohn versprach und hielt Wort; aber auch ihn führte der Tod vom Throne und von dem unbeendeten Baue in die Gruft; und erst unter dem Enkel Heinrich IV. kam der Dom im Jahre 1061 zu glücklichem Ende. Ein und dreißig Jahre lang hatte man rastlos gebaut, und Bischof Einhard weihte zur Ehre des Herrn und seiner hohen Mutter mit der Kirche heiligen Gebräuchen das neue Münster, dessen Größe und Herrlichkeit durch alle Länder so sehr gerühmt wurde, daß sogar der Beherrscher von Konstantinopel ein Altarblatt von gediegenem Golde an den Frohnaltar des Kaiserdoms zu Speyer zu schenken sich bewogen fühlte. Von jetzt an blühte das Speyrer Gotteshaus durch die Jahrhunderte herab, eine Zierde der Stadt und des Landes. Es stand hoch und fest, während die Jahre mit ihren wechselnden Ereignissen, eins das andre verdrängend und ablösend, in ernstem Gange an ihm vorüberzogen. Oft kamen die Beherrscher des deutschen Reiches mit ihrem wandernden Hoflager in die hochberühmte, an den Ufern des Rheins gelegene Stadt, weilten gerne Wochen und Monden lang in der Königspfalz, und zogen im Kaiserschmuck, auf dem Haupte die Krone, in den Dom, um hier im Hause Gottes die Geburt des Herrn, seine Auferstehung und Himmelfahrt bei der festlichen Feier des Hochamtes zu begehen. Oft riefen sie die Fürsten des Reiches zu allgemeinen Tagen nach Speyer, um des Vaterlandes Wohlfahrt und seinen Gottesfrieden mit ihnen zu berathen, und die erlauchte Versammlung kam und kniete vor dem Frohnaltare, sich zum Regimente des Landes den Geist dessen zu erflehen, der ein König ist der Könige und ein Fürst des ewigen Friedens. Die Thürme und Kuppeln des Kaiserdomes blickten mit alternder, jedoch unzerstörter, Majestät in das Land; aber durch seine Hallen zogen die Jahre mit den wechselnden Zeiten und führten Geschlecht

um Geschlecht vorüber. Ein Jahrhundert verdrängte das Andre. Der Erbauer des Domes stieg vor dem Kreuzaltare hinab in die von ihm geordnete Gruft des Königschores, um hier mit seiner Gemahlin Gisela von der Last der Krone auszuruhen, und im Laufe eines Jahrhunderts folgten der Sohn Heinrich III., der Enkel Heinrich IV. und der Urenkel Heinrich V., des Hauses Letzter, mit Schild und Helm. In den folgenden Zeiten öffneten sich noch vier andere Gräber im Königschore und empfingen vier gekrönte Leichen, den Hohenstaufen Philipp, den Habsburger Rudolph, den Nassauer Adolph und den Oestreicher Albrecht. Zu diesen hinab senkte der Tod noch des vierten Heinrichs Gemahlin Bertha mit jener des ersten Hohenstaufen Beatrix, sammt der Letzteren Tochter Agnes, und machte so den Königschor zum erlauchten Gottesacker der Könige und die alte Nemeterstadt zur königlichen Todtenstadt. Acht Kaiser, drei Kaiserinnen und eine Kaisertochter harren an dieser Stätte dem Tage der Auferstehung entgegen. Sie hatte Gott hoch erhoben auf den ersten Thron der Welt, sie bekleidet mit Herrlichkeit vor allen Fürsten der Erde, und ihr Haupt geschmückt mit der ersten Krone des Erdbodens; aber die Krone entfiel ihrem Haupte und das Scepter ihren Händen. Der Glanz, der sie umgab, erlosch; die Hand, die das erste Ritterschwerd der Christenheit geführt, erstarrte; das Auge, an dessen Winke Leben oder Tod hing, brach; und diese Pfeiler und Bogen sahen sie von dem Throne hinuntersteigen in des Grabes enges und dunkles Haus; diese Hallen und Gewölbe sahen, wie ein Stein ihr letztes Bett ward und ein Stein ihr letztes Dach; und Pfeiler und Bogen und Hallen und Gewölbe wurden Zeugen, daß nichts dauernd sey unter der Sonne, daß alles, alles dem Wechsel unterliege. Der Kaiserdom ward Zeuge, daß auch Kaisergröße vergehe. — Unter dem Baldachin auf dem Oberhirtenstuhle im Stiftschore folgten sich seit des Münsters Einweihung Bischöfe um Bischöfe, und auch ihnen nahm der Tod Stab und Mitra, und legte sie hinab in den kühlen Boden unter das Steinpflaster des Schiffes und der Seitenhallen. Am Kreuzaltare, zu dessen Füßen die Könige schlummern, und am Frohnaltare beteten und opferten in

unzählbarer Reihe Priester um Priester mit jedem neuen Morgen, bis auch sie, von der Opferstätte hinweggerufen und hinaus in den Kreuzgang und in den Friedhof gebettet, andern wichen, die ihre Stelle am Altare und im Chore einnahmen. Auf dem heiligen Lehrstuhle, auf welchem mir, dem Lebenden, heute zu Ihnen zu reden gegönnt ist, standen durch Jahrhunderte die berufenen Verkündiger der heil. Lehre; aber ihre Stimme, die einst in diesen hohen Gewölben erscholl, ist verstummt und schweigt in der Stille des Grabes. Auf den Gräbern der Kaiser knieten in wechselnden Reihen die zwölf Stuhlbrüder und beteten Tag und Nacht für die Seelenruhe der unter den Marmordenkmalen ruhenden Herrscher, bis auch sie eingingen zur Ruhe des Todes. Ueber die Steinplatten des Münsters wandelten sieben und zwanzig Menschengeschlechter; aber sie alle, Kaiser und Bischöfe, Priester und Laien, — sie alle sind hinunter in's Land der Todten, und die Lebenden knieen auf ihre Asche, unbewußt, wer in der Tiefe schlafe im eisernen Schlummer. Sie alle kamen und sie alle gingen; aber der Kaiserdom stand und blickte in stiller, unveränderter Majestät auf die wandelnden Zeiten und die wandelnden Menschengeschlechter; und während die Häuser der Menschen mit ihren Bewohnern unter dem zermalmenden Gange der ergrauenden Zeit vergingen, stand das Gotteshaus unzerstört, den kommenden Generationen ein ehrwürdiger Zeuge der Herrlichkeit entschwundener Tage, und ein fortwährendes Denkmal der Ehre des Herrn, das ihm die Frömmigkeit der Altvordern errichtet hatte.

Aber wenn die Zeit schonend an dem heiligen Tempel Gottes vorübergegangen war, so sollte der Dom der gewaltsamen Zerstörung erliegen, und auch an ihm sichtbar werden, daß, wenn dem Menschen alles Große und Hohe gelingt durch Religion, der nämliche Mensch, wenn er die Scheue der Religion von sich geworfen, alles Großen und Hohen ärgster Feind sey. Dem siebzehnten Jahrhundert war ein Schauspiel vorbehalten, wie seit den Tagen des blutigen Attila keines mehr war gesehen worden, und ein benachbartes christliches Volk sollte die Zerstörungsgreuel der Vandalen erneuern. Ein Heer des vierzehnten Ludwigs war an

den Rhein gekommen, um die Städte der Pfalz dem Erdboden gleich zu machen, und das blühende Land in eine wüste Oede zu verwandeln; und auch in Speyer war ein französischer Feldherr mit einem Gewalthaufen eingezogen. Am dritten Pfingsttage des Jahres 1689 trieb er die trostlosen Bewohner vom heimathlichen Boden fort nach Frankreich, und vertheilte vier und zwanzig Mordbrenner durch die verlassene menschenleere Stadt; sie warfen Feuer in die Häuser, und bald schlug die Flamme aus allen Straßen empor. Drei Tage lang wüthete die Glut und die alte Reichsstadt verging in Asche. Mit der Stadt versank auch ihre Zierde, der Kaiserdom. Zwei Tage fraß das Feuer durch die Hallen des Münsters; die Altäre, Stühle und Kanzel, die Meß- und Choralbücher und die reichen Kirchenkleider, welche die frommen Jahrhunderte gesammelt hatten, wurden der Flamme Raub; die weiten Dächer des Gotteshauses brachen zusammen, und die Bleiplatten, womit sie gedeckt waren, und die sechs weithertönenden Glocken schmolzen in der ungeheuern Glut, strömten von der Höhe und flossen — ein Feuerbach — die Straße hinab; die Kuppeln und Kreuzgewölbe stürzten ein, und ihnen nach fielen die Mauern des Langhauses wie der Seitenhallen, und zerschmetterten die sechs sie umgebenden Kapellen. Und noch war die Zerstörung nicht geendet. Was die Flammen geschont, sollte die Räuberhand verderben. Zu der noch rauchenden Brandstätte kamen die Mordbrenner beutelustig, erbrachen mit frecher Hand die Gräber der Bischöfe und die Ruhestätte der Kaiser, rissen die Leichen König Albrechts und der Kaiserlichen Beatrix heraus, raubten die bleiernen Särge und den Leichenschmuck, schleuderten die Gebeine in den wüsten Schutt umher, zerschlugen die marmornen Denkmale über den Kaisergräbern, warfen dieselben von der in allen deutschen Landen hochberühmten Oelberg nieder; und gingen erst davon, als alles und Hochaltäre bis zur Vorhalle darniederlag. Vom ganzen Dome blieben nur das Stiftschor, die Kuppel und die östlichen Thürme, auf daß sie Zeugniß gäben den kommenden Geschlechtern, was ein christliches Volk gestrebet an einem christlichen Tempel. —

Erst nach zehn Jahren kehrte das geflüchtete Domkapitel wieder zurück, und begann den Gottesdienst an dem neuerbauten Altare im Stiftschore; das Langhaus jedoch lag 63 Jahre lang, eine wüste Brandstätte, in Trümmern. Erst im Jahre 1772 rief der Bischof Philipp August das versunkene Gotteshaus wieder aus Schutt und Zerstörung, und bald erhob es sich wieder zu dem alten Glanze. Die gewaltigen Mauern, die hohen Gewölbe, und die majestätischen Kuppeln und Thürme stiegen wieder empor; jedoch nur, um schon nach zwölf Jahren auch schon zum Theil wieder einzustürzen; die weiten Hallen erstanden, um bald wieder verödet und verlassen zu seyn; und wie es schien, auf immer. Ein langer Friede hatte über den Ufern des Rheins geblüht; aber plötzlich wurden die Thronen und Bischofstühle gewaltsam erschüttert, und in die Gaue, in denen der Reichsadler, der Churfürstenhut und der Krummstab friedlich gewaltet hatten, brachten die Söhne der jungen Freiheit das Beil der Republik, und machten uns zu Zeugen von Ereignissen, wie sie seit einem Jahrtausend unsre Voreltern nicht gesehen. Das römische Reich, das die im Königschore schlafenden Fürsten beherrscht, verging, und mit ihm das uralte Bisthum Speyer; und mit dem Einbrechen des alten Thrones, auf dem sie gesessen, versank auch der Bischofstuhl im Stiftschore des Kaiserdomes. Das Domkapitel wurde zerstreut nach allen Winden — der Gottesdienst war verstummt; das Münster zu Speyer stand verödet und einsam, standen seine Chöre; es zerfiel unbeschützt gegen Wetter und Wind.

Da kehrte unverhofft, doch lang ersehnt, das Land am Rheine an sein angeborenes Fürstenhaus zurück; und vor unsern Augen stieg der Bischofstuhl, auf dem neun und siebenzig Oberhirten in dem Zeitenschwunge von vierzehn Jahrhunderten gesessen, und der ihnen in's Grab nachgesunken war, auf's Neue wieder herauf; der zerschlagene Hochaltar erhob sich wieder aus den Trümmern; und von Neuem leuchtet das Kreuz von des Landes Mutterkirche weit hinaus in die angrenzenden Gaue. Hier, wo dreißig Jahre lang Todtenstille lag, da begeht der Bischof wieder im Festgewande bei'm Orgelklang und dem frommen Gesange der Gemeine die

Feier des Hochamtes, und sendet sein Gebet zum Throne Gottes für die christliche Kirche und die ihm anvertraute Heerde. Die hallenden Glocken rufen wieder die Gläubigen zu den Kirchenfesten und zu dem h. Lehrstuhle, von dem herab auf's Neue das ewige Wort des Erlösers erschallt. Im Sakramente thront wieder in umschlossener Hülle das Venerabile; an der Kommunikantenbank spendet der Priester wieder das Brod des Lebens; am Hochaltare sieht jeder Morgen auf's Neue das Opfer des neuen Bundes, und von dessen Stufen sendet der Bischof wieder die zum Dienste der Stiftshütte Berufenen hinaus in die Städte und Dörfer des Landes, um überallhin des Herrn Lehre zu tragen und seinen Segen. Der Kaiserdom erstand von Neuem, auf daß er Zeugniß ablege, daß, wenn das Große und Erhabene der Religion sein Daseyn verdanke, dasselbe auch erhalten werde durch die Religion. Das zerfallene Gotteshaus erhob sich wieder, damit es ein Denkmal sey, daß alles Menschenwerk vergehe, das Werk der Gottheit aber bestehe fort und fort. Die Religion Jesu baute den Kaiserdom, und sie erhielt ihn durch acht Jahrhunderte; sie stellte wieder her, was Zeit und Gewalt zerstört hatten, damit es offenbar werde, daß, wenn Kaiserreiche und Kaiserkronen versinken, ihr Reich des Friedens und ihre Palme ewig grüne und blühe. Die Religion des Erlösers hat die Erde umgewandelt und den Menschen zur Menschlichkeit geführt, und sie erhält ihn, damit er nicht versinke zum Thier. Sie ist dauernd wie Gott, sie ist ewig, denn sie ist sein Wort; und sie erhält alles Große und Schöne, das sie gebar, und nur unter ihrem schützenden Flügel besteht das Werk der Menschen, denn sie nur macht es zum Gotteswerke. Alles vergeht — nur was die Religion des Kreuzes schafft und schützt, ist dauernd wie sie selber. Was die Religion der Väter gegründet, das ruft dieselbe Religion durch die Enkel wieder in's Leben. Sie baut in des Menschen Brust dem Herrn einen Weihaltar, sie macht sogar seinen Leib zum Tempel des heil. Geistes, und baut als Zeichen der inneren Gotteswohnung dem Herrn ein geheiligtes Haus und stellt das Versunkene wieder her; weil das Gotteshaus in der Menschenbrust unzerstörbar ist, auch selbst dann noch, wenn diese

Brust im Grabe zerfällt. Die Religion baute des Landes Mutterkirche und die Religion erhielt sie bis auf diesen Tag. Von diesem Gotteshause brachte sie seit achthundert Jahren Menschlichkeit und Tugend, Segen und Frieden in jede auch die kleinste Hütte, und von hieraus strömt auch heute noch der Born der Gnaden durch das Land. Mit Ehrfurcht blicken die Gläubigen aus allen Gauen auf die hohen Thürme und das von ihnen strahlende Kreuz; mit Ehrfurcht blicken sie nach dem Kaiserdom zu Speyer; denn dort sehen sie ihre Mutterkirche, den Mittelpunkt ihres Glaubens, ihrer Hoffnung und ihrer Liebe. —

Er aber, dem die Andacht diese Wohnung gebaut und erhalten bis jetzt, den der Himmel und aller Himmel Himmel nicht umfassen und der seit acht Jahrhunderten hier im Allerheiligsten gethront, Er möge sein Antlitz leuchten lassen über diesem Hause und dieser Stätte — seiner Wohnung — und möge sich wenden zum Flehen und zum Gebet, das seine Knechte hier thun! Er wolle da erhören das Flehen seines Volkes, und wann er es höret, ihm gnädig seyn! Sein Name soll da seyn — und Er lasse seine Augen offen stehen über dieses Haus und diese Stätte, Nacht und Tag! — Sein Segen steige herab auf den König, unsern geliebten Landesvater, und das ganze Königliche Haus! Sein Segen ruhe in reichster Fülle über Stadt und Land — immerdar! Amen.

XVII.

Ueber die Selig- und Heiligsprechung,

eine Ansicht aus philosophischem Standpunkte.

Die Ehre, dieses Selbstgefühl eigenen Werthes, rechnen wir zu den innern Gütern, die Ehrerbietung zu den äußern. Der Souverän kann diese freiwillige Huldigung eines Verdienstes zu einer Pflicht erheben; er kann darüber einen rechtlichen Ausspruch ertheilen, und durch ein Adelsdiplom den Titel eines idealen Besitzthumes gründen.

Indem die Chinesen in der Adelung eines um den Fürsten oder den Staat verdienten Mannes zugleich alle seine Voreltern adeln, so haben sie vorübergegangene Generationen nicht mit einer Pflichtschuld gegen diese belastet. Die europäische Sitte verfährt hierin anders, indem sie das gesetzliche Privileg aus einem persönlichen Vorzuge zu einem forterbenden Familiengute macht. Da indessen in manchen Verhältnissen des gesellschaftlichen Vereines die künftigen Geschlechter als gegenwärtig angesehen werden, und diese Unterstellung allein den Staat bleibend im Flusse der Zeit erhält, so ist auch nichts Erhebliches gegen diese Verfügung über die Nachkommenschaft einzuwenden.

Ein Analogon der Erhebung einer lebenden Person in den Adelsstand ist, abgesehen von der religiösen und dogmatischen Ansicht, die Selig- und Heiligsprechung eines Verstorbenen. Aus der Vergleichung beider Institute ergiebt sich indessen wie überall zwischen der feiner organisirten Kirche und dem aus materiellen, schwerfügigen Elementen gestalteten Staate auch hier ein überwiegender Vorzug zu Gunsten der kirchlichen Einrichtung,

Erstens ist diese gesetzliche Anerkennung eines gottgefälligen Wandels mittels der Canonisation nicht ausschließlich zum Vortheile des männlichen Geschlechtes. Wenn wir einige seltene Beispiele, wie der heldenmüthigen Jungfrau von Orleans ausnehmen, so beginnt ursprünglich kein Familienadel von einem Weibe.

Zweitens erhält das Andenken eines heiliggesprochenen Namens nur das bleibende Attribut eines Ehrentitels, welches aus öffentlichem Anstande die Rechtgläubigen selbst Ketzern nicht versagt haben. Der heil. Augustin begrüßte die Donatisten Emerinus und Petilian mit diesen Worten christlicher Achtung.

Drittens. Manche Geschlechter verdanken ihren Adel der Laune des Fürsten, einem Zufalle, einer zweideutigen Handlung u. s. w. Überall ist die Adelsverleihung das Werk eines souveränen Willens, und Heinrich VIII. hatte recht zu sagen, er könne keinen Holbein machen, aber Lords so viel er wolle. Dagegen fällt die Selig- und Heiligsprechung eines um Kirche, Religion und Menschheit Verdienten in eine Zeit, wo alle persönliche Rücksichten erloschen sind. Ein strenges Sittengericht ergeht über den Todten. Die Kirche betrachtet das irdische Leben bloß als Vorbereitung zum künftigen, als ein punctum saliens, das seine in Ewigkeit fortdauernde Gestalt erst in der andern Welt entfaltet. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und darum trägt auch sie in ihrem mütterlichen Herzen ihre hinübergegangenen Kinder. Ihr gefällt es darum gerade zu der Zeit, wo der profane Eigennutz, sogar die Freundschaft bis zum Todesaltare das Andenken geliebter Personen der Vergessenheit überlassen, es für alle künftige Zeiten in Achtung zu erhalten, und sicher zu stellen.

Viertens. Dieser Tugendadel ist rein persönlich; er soll sich nicht auf die Nachwelt durch Abkömmlinge ver-

erben, sondern die Kirche übernimmt das Amt, ihn den kommenden Geschlechtern zur Achtung und Nachfolge zu überliefern.

Endlich bezieht sich diese Huldigung auf allzeit und überall anerkannte Tugenden. Wenn auch die Begriffe von wahrer Gottseligkeit und christlicher Tugend sich in verschiedenen Zeiten anders gestalten, so bleibt doch der innere Kern davon, der lebendige Glaube an die ewigen Güter des Heiles, und der feste Wille sie mit den theuersten Opfern zu erwerben, unverändert der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Hätte der heil. Simeon Stylites eine andere Bildung erhalten, wäre er unter andern Begriffen aufgewachsen, sein Glaube und sein Wille wären eben so fest gewesen; sie hätten sich nur in der Erscheinung anders ausgesprochen. Freilich ein heil. Karl Borromäus und ein heil. Franziscus Salesius haben in neuern Zeiten durch Tugenden, welche für die Menschheit und ihre Zeit ersprießlicher waren, geleuchtet. Aber die Kirche als geistliche Macht beachtet nicht minder die Stärke und Reinheit geistiger Kräfte als ihre wahrnehmbaren Wirkungen.

Wenn es nur eine Art optischer Täuschung ist, einen alten Adel darum für glänzender zu halten, weil sich sein Ursprung in der Dunkelheit der Zeiten spurlos verliert, so hält im Gegentheile die Kirche und mit ihr das christliche Volk vorzugsweise die evangelischen und apostolischen heiligen Männer, wie auch die Heiligen aus den ersten Jahrhunderten in Ehren, weil sie aus einem Zeitalter sind, wo die Sitten reiner, die Gefahr und Versuchung wegen der Bedrückung der Kirche größer war. Die Märtyrer bilden das christliche Ritterthum.

XVIII.

Einige Worte über die erste Kommunion der Kinder.

Wie im Leben des Menschen, wenigstens im Leben des Christen, der seine hohe und heilige Berufung nicht völlig aus den Augen verlieret, gewisse Zeiten und Umstände eintreten, die tief in sein Inneres eingreifen, und seinem Wandel in dem Lande des Glaubens eine neue und verbesserte Richtung geben; so stellen sich dem thätigen Seelsorger, der von seinem wichtigen, schweren und heiligen Berufe lebhaft durchdrungen ist, und seine Pflichten zu erfüllen sich bestrebt — mannigfaltige Gelegenheiten dar, wo er auf das Gemüth und die Seele, auf die Denk- und Handlungsweise seiner ihm anvertrauten Gläubigen, kräftig und vortheilhaft wirken kann; denn er besitzt mehr als irgend Jemand Mittel und Gelegenheiten, die Seele des Menschen dem Irdischen zu entwinden, sie zu hohen und erhabenen, zu wichtigen und heilsamen Gedanken der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft zu erheben, sie zu einem frommen und tugendhaften Lebenswandel anzuflammen, und sie belehrend und stärkend auf den Weg zu weisen, auf dem man allein, auch in Armuth, Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen des Lebens, froh und glücklich seinem großen Ziele entgegen gehen kann.

Eine solche Gelegenheit, den Saamen göttlicher Weisheit auf ein fruchtbares Erdreich auszustreuen, findet in einem besondern Grade der kluge und eifrige katholische Seelsorger bei der ersten Kommunion seiner Katechumenen, deren jugendliche und unverdorbene Herzen er durch einen anhaltenden und gemüthlichen, eindringlichen und liebevollen Unterricht über die wichtigsten Wahrheiten unserer göttlichen Religion für die Aufnahme und sorgfältige Be-

wahrung des Saamenkornes himmlischer Lehren und Tugenden empfänglich gemacht hat. — Bei diesem feierlichen Anlasse ist das Gemüth des unverdorbenen Kindes in einem hohen Grade gestimmt, die lobenswerthesten und heiligsten Entschlüsse, deren Befolgung sein zeitliches und ewiges Glück ausmachen, zu fassen, und gleichsam mit dem göttlichen Kinderfreunde einen unverbrüchlichen Bund zu schließen, nach den Vorschriften des heil. Evangeliums einherzuwandeln, Gott und das Göttliche von ganzer Seele zu lieben — dem zu dienen, dem zu leben, sich dem völlig und unbedingt zu übergeben, mit einem Worte, dem sein ganzes Leben zu weihen, dessen Lippen einst die Worte voll Huld und Liebe entschwebten: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht; denn solchen ist das Reich Gottes. *) Und sollten diese schönen Vorsätze des Sohnes und der Tochter in diesen feierlichen Augenblicken nicht mit siegender Kraft begleitet werden? O wer könnte daran zweifeln! Jesus selbst steigt in die Herzen hernieder, die vor Verlangen glühen, ihm anzugehören, sein Eigenthum zu werden, und nicht von der Bahn der Tugend und Gottseligkeit abzuweichen, sondern ihm auf ewig getreu zu seyn; er nährt sie mit seinem eigenen Fleische und Blute, und stärkt sie zum Kampfe wider Sünder und Laster, der auf ihrer Lebensbahn nicht ausbleiben wird — vielleicht bald ihrer wartet, damit sie in Unschuld und Reinigkeit des Herzens die holden und fröhlichen Tage des jugendlichen Lenzes durchleben, und mit beseligender Hoffnung dem Alter und dem Grabe entgegengehen können. Mancher Jüngling und manche Jungfrau fanden hier Muth und Kraft und Freudigkeit, siegreich wider die Anfälle der verbotenen Lüste zu streiten; und segneten noch im Tode die schöne

*) Matth. XIX. 14.

Stunde, in der sie gleichsam, da sie in die Welt hineintraten, Gott auf's Neue geboren wurden.

Der christliche Seelsorger handelt daher sehr weise, wenn er aus allen Kräften dafür sorgt, dem Tage der ersten heil. Kommunion seiner Katechumenen eine große Feierlichkeit, hohen Ernst und Würde zu geben, damit diese heilsamen Eindrücke, und besonders das dringende sehnliche Verlangen, sich völlig und für immer mit Jesu zu vereinigen, in den Kindern hervorgebracht werden.

Es liegt durchaus nicht in der Absicht des Verfassers dieser Zeilen, hier Vorschläge zu einer würdigen Feier eines solchen Tages zu machen, denn er ist überzeugt, daß viele kluge und eifrige Seelsorger hierin bereits sehr Vieles gethan haben, und deren lobenswerthe Bemühungen schon mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt worden sind; allein er findet es nicht für ganz unzweckmäßig, einiges von den Feierlichkeiten der ersten Kommunion der Kinder der katholischen Pfarrei Barr, einem anmuthigen Städtchen im Elsasse zu erwähnen, deren Augenzeuge er am zweiten Mai dieses Jahres gewesen ist, und die einen gesegneten und unauslöschbaren Eindruck auf sein Gemüth und auf seine Seele gemacht hat. Vielleicht möchte diese einfache Mittheilung hier und da zur löblichen Nachahmung reizen; und alsdann wäre ihr Zweck vollkommen erreicht.

Samstag, den ersten Mai, versammelte Herr Pfarrer Eck, der sich überhaupt auch als einen besondern Freund der Jugend auszeichnet, die geliebte Kinderschaar, und stellte ihnen in einfachen, rührenden und kräftigen Zügen den Schritt vor, den sie den folgenden Tag machen sollten. Seine väterlichen Ermahnungen drangen tief in die Herzen der Kleinen, und ihr Schluchzen und ihre Thränen, mit denen sich die ihres väterlichen Freundes mischten, zeugten von ihrer aufrichtigen Rührung und von dem ernstlichen Vorsatze, als wahre und lebendige Glieder der katholischen

Kirche, ihrer hohen Bestimmung entgegen zu gehen. Am Sontag Morgen wurden die Kinder, nachdem sie zu Hause einzeln den Segen ihrer Eltern verlangt hatten, von ihrem Hirten und einigen andern Geistlichen prozessionsweise nach der bereits mit Menschen angefüllten Kirche geführt. Herr Pfarrer Eck betrat nun die Kanzel, und redete mit eifriger Beredsamkeit den Eltern und Kindern so an das Herz, daß die Rührung unter diesen und jenen allgemein war. Mit einer gewissen frommen Begeisterung fordert er die Kinder, als ihr Lehrer und Seelsorger noch einmal auf, seinen Lehren und Ermahnungen nachzukommen; und man hatte hinreichende Ursachen, überzeugt zu seyn, daß gewiß jedes Kind in der Kirche in der Tiefe seines Herzens ein aufrichtiges Ja und Amen dazu sagte. Nun begann das feierliche Hochamt. Nach der Wandlung, als die ganze Gemeinde in tiefer Anbetung versunken war, stimmten die Knaben, die dem großen Augenblicke so nahe waren, das o salutaris hostia an: die schmelzenden Töne der gerührten Jünglinge, die einen rührenden harmonischen Gesang bildeten, den selbst musikalische Kenner bewundern mußten, und der einem Chore der Engel gleichen mochte, wenn sie an des Unendlichen Throne das große Heilig! Heilig! Heilig! anstimmen, bewegte jedes fromme Gemüth zu Thränen. Nun kam der feierliche Augenblick heran. Nach der Kommunion des Priesters trat ein Knabe vor den Altar hin, und beantwortete einige Fragen, die der Pfarrer den sämmtlichen Kindern vorlegte, im Namen aller. Wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten die Worte oft bloß auswendig gelernt, ohne Ausdruck und Empfindung mechanisch hergesagt werden, so redete der Knabe verständlich und mit vielem Gefühle, so daß man leicht wahrnehmen konnte, daß sein Herz völlig von dem durchdrungen war, was sein Mund mit einer edlen Herzensgüte aussprach. Er gelobte feierlich im Ange-

sichte Gottes und vor der ganzen zahlreich versammelten Gemeinde, als katholische Christen zu leben und zu sterben. Er bat die Eltern um Verzeihung wegen frühern Ungehorsams, und versprach von nun an nur ihnen zur Freude und Gott zur Ehre zu leben. Wahrlich man hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn man von den Worten des Jünglings, aus dessen Wesen Unschuld und Frömmigkeit hervorleuchteten, nicht mächtig ergriffen, und mit einer besondern Rührung und Theilnahme an dieser heiligen Handlung erfüllt worden wäre. Nachdem endlich die gerührte Kinderschaar das unaussprechliche Glück, das man selbst an seinem eigenen Herzen erfahren haben muß, um einen rechten Begriff davon haben zu können, genossen, und ihren Gott und Heiland in ihre unschuldigen Herzen aufgenommen hatten, wurde endlich diese schöne Feier mit dem Te Deum laudamus beschlossen. Nachmittags erneuerten die Kinder feierlich ihre Taufgelübde. Herr Eck gab die ihm anvertrauten Zöglinge, nachdem er sie noch einmal beschworen hatte, den ihnen eingepflanzten Lehren und Wahrheiten getreu zu seyn, den Eltern gleichsam wieder zurück, und bat auch diese in angemessenen Ausdrücken, auf ihre fernere Bildung und ihr Betragen ein wachsames Auge zu haben, und nach Möglichkeit immer dafür zu sorgen, daß sie nie durch ihre Schuld auf den Weg des Verderbens gerathen möchten; denn Gott werde sie einst von ihren Händen zurückfordern. In mir aber trat der lebhafte Wunsch vor die Seele, daß einst an jenem großen Tage, wo die Werke der Menschen auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit abgewogen werden, dieser würdige Lehrer und Seelsorger hrifern Angesichtes und mit Freudigkeit sich den Stufen des Richterthrones nahen, und mit frohem Bewußtseyn sagen könne: Herr! siehe hier bin ich und die, welche du mir anvertraut hast! Siehe, keiner von ihnen fehlet!

Die Kinder folgten nun in die Pfarrwohnung, wo Herr Pfarrer mit zwei sehr passenden Danksagungsreden, eines Knaben und eines Mädchen auf eine recht angenehme Weise überrascht wurde, die er mit wenigen aber herzlichen Worten erwiederte, und so endigte die Feier dieses mir unvergeßlichen Tages. Ich freute mich von Neuem ein Katholik zu seyn, der solche Mittel und Gelegenheiten besitzt, sich von dem Tande dieses mühevollen Geschäftlebens loszureißen, und sich dem Göttlichen zu nähern.

J. P.

XIX.

Versuch eines theologischen Studienplanes, nach der Grundidee des Christenthumes.

Vorerinnerungen.

Ein theologischer Studienplan muß von der Grundidee des Christenthumes ausgehen, und systematisch seyn. Omnis enim, quæ a ratione suscipitur de aliqua re, institutio, debet a definitione proficisci, ut intelligatur, quid sit, de quo disputatur, sagt Cicero. Das Christenthum ist das Evangelium vom Reiche Gottes, wie sich Jesus unzählige Male ausgedrückt hat; es ist die erfreuliche Lehre vom Rathschlusse des Vaters der Barmherzigkeit, dem Menschengeschlechte das durch die Sünde verlorne wahre und ewige Leben durch seinen Sohn Jesum wieder zu geben, die Welt zu erlösen, sein heiliges Reich auf Erden und im Himmel wieder herzustellen, Sünde, Tod, Grab, Elend ꝛc. aufzuheben, oder, wie Jesus sagt, alles herzustellen, und neu zu machen. Diese höchst erfreuliche Lehre liegt vorzüglich in der heil. Schrift.

Vorkenntnisse müssen nothwendig vorangehen, und neben denselben kann kein anderer theologischer Gegenstand gelehrt werden. Auf die Vorkenntnisse muß der Hauptgegenstand folgen; und zwar allein, weil die übrigen, aus dem Hauptgegenstande fließenden Gegenstände Geist, Sprache, Werth, Deutlichkeit und Salbung vom Hauptgegenstande hernehmen müssen. Auf den Hauptgegenstand müssen demnach jene folgen, die vom Hauptgegenstande ausgehen.

Auf diese Weise bietet ein Gegenstand dem andern die Hand, und der theologische Schüler wandelt stets im Lichte, welches von Jahr zu Jahr heller werden muß.

Nach diesen Grundsätzen lege ich folgenden theologischen Studienplan vor, in welchem die Hauptidee des Christenthumes zum Grunde liegt, folglich nur ein Hauptgedanke herrschet.

Erster Jahrgang.

Was muß der angehende Theolog wissen, um die heil. Schrift zu verstehen? Er soll die Sprachen kennen, in welchen dieses heil. Buch geschrieben ist, Hebräisch, Griechisch, die jüdischen Gebräuche, die Regeln der Auslegungskunde ꝛc. Dieses Jahr erfordert demnach zwei Professoren; einen für das alte, einen für das neue Testament.

Zweiter Jahrgang.

Was lehret die heil. Schrift? Gottes Rathschluß, die Welt zu erlösen, den Himmel mit dem sündigen Menschengeschlechte zu versöhnen, oder, um mich der Schriftworte zu bedienen, Gottes Reich herzustellen, seine zerstreuten Schafe in einem Schafstalle, welcher auf Erden Kirche heißt, zu versammeln, und aus selben Gottes Volk zu bilden, welchem das Reich des ewigen Lebens bereitet ist. Dieß lehret die **Dogmatik**, welche demnach der Hauptgegenstand der Theologie ist, die allein gelehret werden muß, und neben welcher ein anderer eigentlich theologischer Gegenstand nicht gelehrt werden soll, weil die Dogmatik den übrigen Gegenständen den Weg bereiten muß.

Die **Patrologie**, oder Lehre von den heil. Vätern, kann füglich mit dem zweiten theologischen Jahrgange verbunden werden, weil die Tradition nach katholischen Grundsätzen eine Quelle der Offenbarung ist, und der Kirche sehr daran liegen muß, daß die Theologen mit den heil. Vätern bekannt werden. Ein halbes Jahr dürfte

für die Patrologie genügen; wäre es auch täglich nur eine Stunde. Im zweiten Semester des zweiten theologischen Jahrganges könnte auch die allgemeine Erziehungslehre mit Methodik, als ein nicht rein theologischer Gegenstand gelehrt werden.

Ob der Patrologie im ersten, und der Erziehungslehre im zweiten Semester des zweiten Jahrganges täglich eine oder zwei Stunden angewiesen werden wollen, wird von der Frage abhangen, ob der Professor der Dogmatik täglich nur zwei, oder aber drei Stunden (im letztern Falle etwa gegen eine Zulage von 100 fl.) lehren soll. Ich wünsche, daß er angehalten werde, Vormittag zwei, Nachmittag eine Stunde zu lehren. Da die Dogmatik der vorzüglichste theologische Gegenstand, die Mutter aller andern ist, so dürfte ihr täglich eine Stunde mehr angewiesen werden. In diesem Falle dürfte eine nachmittägige Stunde im Winter für die Patrologie, und im Sommer eine nachmittägige Stunde für die allgemeine Erziehungslehre hinlänglich seyn.

Dritter Jahrgang.

Nun folgen jene Gegenstände, die von der Dogmatik, wie Bäche von der Quelle, ausgehen, und jene voraussetzen; und zwar:

a) Die christliche Moral, als Antwort auf die höchstwichtige Frage, was man thun müsse, um in das Reich Gottes einzugehen; oder, um jenes ewigen Glückes theilhaftig zu werden, welches denen, die da glauben, bereitet ist, und von welchem die Dogmatik geredet hat. Da die Moral als eine Tochter der Dogmatik erscheint, so ist gegen derselben unchristliche Ausschweifungen gesorgt.

b) Jus canonicum, als Antwort auf die Frage, in welcher Verbindung die Kirche Jesu Christi, als Got-

tes Reich auf Erden; aber nicht von dieser Welt, mit den politischen Reichen der Erde stehe.

Vierter Jahrgang.

Im vierten Jahrgange werden die aus der Dogmatik fließenden Gegenstände fortgesetzt; und da wird auf die Frage geantwortet:

a) Pastoral mit Homiletik und Liturgie, als Antwort auf die Frage, was der Geistliche wissen und thun müsse, um andern den Weg in jenes ewige Reich zu zeigen, das uns aus Gottes Barmherzigkeit durch Jesum Christum bereitet ist. Hieher gehöret die Anleitung zu predigen, nützlich zu katechisiren ꝛc.

b) Kirchengeschichte macht den Beschluß, als Antwort auf die Frage, welche Schicksale das Reich Gottes auf Erden nach dem Tode der Apostel und Jesu Hingange zum Vater bis auf unsere Zeiten erlitten habe. Diese Geschichte wird und soll nach ihrem Berufe den historischen Beweis liefern, daß es der Hölle nie möglich gewesen sey, das Haus Gottes umzuwerfen, und daß dieses heilige Gebäude wahrhaft auf dem Felsen des Versprechens Jesu „Ich bleibe bei euch bis an's Ende der Welt" ruhe. Ärgernisse werden nun weniger ärgern; vielmehr wird am Ende der Theolog sagen, und sich freuen können: wäre diese Sache nicht aus Gott, sie wäre nicht mehr.

Die Kirchengeschichte, am rechten Orte, ist ein herrlicher Gegenstand, erbauend, stärkend, tröstend, raisonirend; der Professor steht mit seinen Schülern alle vollendeten theologischen Gegenstände, und die Weltgeschichte, vor sich liegen; warnet die jungen Seelsorger, und alle freuen sich der unüberwindlichen Anstalt Gottes. Es ist eine große Vorfrage, „ob die Kirchengeschichte die Theologen zur Theologie vorbereiten, oder aber vollenden, und dem herrlichen Studium der Theologie gleichsam das Sie-

gel aufdrücken soll.“ Daß diese Geschichte im ersten Jahrgange verführerisch sey, lehrt die traurige Erfahrung. Wie kann auch die Geschichte eines noch unbekannten Reiches Sinn und Werth haben? Wie kann der angehende Theolog die Martyrer für die Wahrheit, und die Feinde der Wahrheit richtig beurtheilen, da er die Wahrheit noch nicht kennt? Alle Ketzereien haben etwas Verführerisches, weil selbe weniger Glauben erfordern.

Über die Frage, daß die Kirchengeschichte als Beschluß gelehrt werden sollte, hat sich die gelehrte Welt bereits ausgesprochen. Und wenn das theologische Studium ein wahres System bildet, wird sich nicht die christliche Religion auch von dieser Seite dem Nichttheologen empfehlen? Das Christenthum ist eine weltkundige Lehre, und der Christ soll immer bereit seyn, jedem Red und Antwort zu geben, der ihn um den Grund seiner Hoffnung fragt.

Da das Menschengeschlecht unter den Folgen der Sünde schmachtet, so sollte demselben eine Lehre willkommen seyn, die sagt: Ich mache alles neu. Von dieser durch Jahrtausende erwiesenen Anstalt, hat selbst ein Feind der Religion gesagt: So dichtet man nicht.

Eine Lehre, welche das Herz postulirt, und die tausendjährige Geschichte beweiset, kann nur wünschenswerth seyn; und gerade die Theologie, im lichthellen Systeme der ganzen Welt dargestellt, ist eine nothwendige Schutzwehr gegen den immer mehr um sich greifenden Unglauben.

Brixen, den 4. Februar 1830.

XX.

Literatur.

Leichenrede auf die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogthum Baden. Gehalten am 10. Jänner 1830, von einem weiland evangelisch-protestantischen Pfarrer. Reutlingen bei Mücken 1830.

Wenn schon seit vielen Jahren die Mangelhaftigkeit und Unlebendigkeit des protestantischen Kultus, und von Niemand mehr als von Protestanten selbst gefühlt worden ist; wenn deßhalb mehrere unter diesen aufgestanden sind, und feierlich und öffentlich für eine Reformation desselben sprachen, ein Horst in seiner Mysteriosophie, ein Werk, das in jeder Hinsicht seinem Verfasser Ehre macht, wie all jene, die sich in neuerer Zeit mit Verabfassung einer Agende abgaben, wie Feßler u. a.; wenn selbst große Staatsmänner eine Messe wünschten, wie der geheime Rath, Comthur und Professor Dr. Zachariä zu Heidelberg — in den Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst, Monatsschrift, herausgegeben von K. H. L. Pölitz 1829 März, in dem Aufsatze: Gregor VII. und das Cölibatsgesetz S. 296 — 329; wenn sogar geistvolle Dichter wie Göthe in: „Aus meinem Leben," es auf eine doch gewiß verständliche Weise gethan hat, den lebendigen und ansprechenden Kult hervorhoben, und darum schon dem ärmlichen vorziehen; und wenn dann endlich auf dieß hin in einer großen deutschen Monarchie, in der ein religiöses Streben und Bewegen längst wahrgenommen wird, wir meinen die preußische, wenn in dieser nach vieler Mühe und Arbeit eine Agende zu Stande gekommen ist, durch die tausend und tausend Gläubige im Innersten erfreut werden; so sollte man denken, es sey unmöglich, daß ein

Mann, und zudem ein Geistlicher, darüber, daß das, was in Preußen geschah, nun auch in Baden geschieht, ein Geschrei erhebe, wie wir es in der vorliegenden Leichenrede finden, so ohne allen wahren theologischen Takt, so ohne alle Würde und Rücksicht auf ehrwürdige Männer, die an der neuen Agende mehr oder weniger Antheil nehmen. Doch die gehaltene Rede spreche selbst, die wir theilweise ausziehen und beantworten wollen. „Lieben Brüder! Wenn abgelebte Greise oder hochbetagte Mütter durch den Engel des Todes zur Friedensstätte geführt werden: so besänftigt unsern Schmerz unter stillen Thränen der Gedanke, daß sie ja das den Menschen gesetzte Ziel erreicht, und somit nur dem allgemeinen Naturgesetze Folge geleistet haben. Allein tiefere Wehmuth ergreift unser Herz, und heißere Thränen entströmen unsern Augen, wenn der Tod seine unersättlichen Hände auch über solche unseres Geschlechtes ausstreckt, welche sich in der vollen Blüthe der Jugend befinden.“ Ein Eingang, den wir bei Leichenreden unter andern Wendungen und Stellungen schon tausendmal gefunden. Nicht sogleich weiß man, auf was denn sich diese Phrasen beziehen sollen. Doch dieß erfährt man sogleich vom Verf. selbst, da er sich weiter also hören läßt: „Sehet hier, Geliebte, o seht, wenn euch der herzzerreißende Schmerz noch zu sehen gestattet, die noch vor Kurzem so liebevoll gepflegte und so hoffnungsvoll aufblühende Jungfrau, die evangelisch-protestantische Kirche Badens, die entseelte Schläfe mit weißen Rosen und Immortellen umwunden! — Verheißen vor Jahrhunderten, erschien sie vor neun Jahren in menschlicher Gestalt in unserm Vaterlande, und wurde von allen Freunden des Lichts gepflegt und großgezogen, als sich unerwartet ein Dämon von chameleontischer Farbe, ähnlich der Politik eines gewissen Staates (wozu die Schmähung, wenn man sich nicht einmal getraut, den Namen zu

nennen?) und den Namen Freund und Bruder vor sich tragend, in nächtlichem Dunkel herbeischlich, um ihr den Todesstoß in's Herz zu versetzen. Der Schmerz der wahren Freunde des Lichts über ihren Hintritt kann nur empfunden, unmöglich in Worte gekleidet werden; an Tiefe aber kommt er der Innigkeit der Freude gleich, welche die frohmelden Diener der Finsterniß über das gelungene Werk empfinden mögen. So frohlockte die mit ihnen einst sympathisirende lichtscheue Schaar, als der Mordstahl eines Ravaillac, dieses verruchten Werkzeuges einer noch verruchtern Pfaffenbande das edle Leben eines Heinrich IV. endete, oder als ihren mit leiser Vorsicht geführten und doch sicher treffenden Waffen der großherzige Beherrscher des deutschen Kaiserreiches erlag." Der Verf. hat seinem Schmerz eine schlechte Tiefe gegeben, wenn er sie der Tiefe einer boshaften Freude gleichhält. Wer ist denn die lichtscheue Schaar? — Warum nennt auch sie der gewaltige Sprecher nicht? Wozu die Erwähnung von Heinrich IV.? Etwa bloß deßwegen, weil der Name dem Verf. als ein bekannter zufällig eingefallen, oder um des häßlichen Gegennamens des Ravaillac willen? Heinrich IV. sollte hier gar nicht erscheinen, denn bekanntlich hat ja auch er in reifern Jahren eine Agende, die der katholischen Kirche angenommen. Am verhaßtesten sind uns immer die, die im Dunkeln fechten, Alles verdächtigen, nichts bei seinem Namen nennen, und in dieser Beziehung wohl selbst zur „lichtscheuen Schaar" gehören.

Weiter stellt jetzt der Verf. eine Betrachtung an über den Ursprung der Verblichenen, ihr Leben und Wirken, und endlich über ihren gewaltsamen Tod und dessen traurige Folgen.

Um den Ursprung zu zeigen, geht er in's Mittelalter zurück, das er nicht schwarz, rauh und wild genug darstellen kann, von dem er gar keine schöne Seite, das er

überhaupt nicht kennt. Aber wie unter den Eisfeldern edle Saaten schlummern, so tauchten auch damals aus der entwürdigenden Macht einzelne Männer auf, welche wie Lichter schienen mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht. Aber sie, die Boten des Lichtes, welche den Kampf mit der Finsterniß begannen, fielen bald, doch nicht vergeblich, als Opfer des ungleichen Kampfes. — „So strebst du, erleuchteter Valla, und du Mann mit dem Herzen voll Liebe, wie Jesus Christus, Johannes Huß!“ Ist der Valla nicht eines natürlichen Todes gestorben? — Wir wissen wohl um seinen Streit mit der Inquisition, den er sich doch wohl muthwilliger Weise zugezogen, aber auch, daß er später in Rom päbstlicher Sekretär und Kanonikus in der Kirche zu St. Johann im Lateran wurde, im J. 1457 eines ganz ruhigen Todes gestorben, und daß ihm in dieser Kirche ein ehrenvolles Denkmal errichtet worden. Es scheint der Verf. wolle die Zahl der Martyrer der Wahrheit vermehren, und durch unbesonnenes Geschrei wohl selbst um Aufnahme in diesen Chor buhlen. Und die böse Zeit, die einer blühenden Jungfrau nicht schonte, wird wohl des ältern Mannes nicht mehr schonen.

Aber nun sehet, jetzt kommt nach der langen Nacht das Licht auf einmal herangezogen. „So war es im Rathe des Ewigen beschlossen, und Martin Luther war der Mann, der, ähnlich dem Heilande, aus der Niedrigkeit hervorging, aber ein Licht anzündete, dessen Strahlen mit Blitzesschnelle den Erdkreis durchzuckten. Von jetzt an erhoben sich allenthalben Männer als Vertheidiger der Wahrheit, und Eulen gleich zerstoben die Söldlinge der Nacht in die ihnen übrig gebliebenen Regionen, über Pläne zum Verderben des Lichtes brütend.“ — Worte und sonst nichts, und die der Verf. wohl nirgends her hat, als aus Miltons verlorenem Paradies oder aus Klopstocks Mes-

ſtade, damit ſoll den verehrten Dichtern nichts Nachtheiliges geſagt werden. Denn was ſchadet es ihnen, daß aus der furchtbaren Schilderung des ſataniſchen Reiches, die wir bei ihnen finden, der weiland evangeliſch proteſtantiſche Pfarrer Worte, ohne den Sinn, hergeholt hat? — Wo iſt denn das Reich, in dem ſich die finſtern Katholiken ſammelten? — Und in welchem Reiche finden wir die Kinder des Lichtes? In Deutſchland doch wohl nicht, das beweiſet die Geſchichte der geiſtigen und leiblichen Kämpfe zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, und ſie ſind in dieſem Land noch beiſammen. In Frankreich? Dort finden wir bald nach der Reformation und ſchon während derſelben geiſtreiche Männer, die die Wiſſenſchaften anbauten und namentlich die theologiſchen, Männer, die ſich unſterblich durch ihr ganzes Leben gemacht haben. Und dieſe Männer waren Katholiken. Sind die Kinder des Lichtes in England, in Schottland, in Dänemark? Wer die Geſchichte kennt, und nicht bloß über ſie in die Welt hinein Rad bricht, der weiß recht gut, wie die Parteien gegen einander ſtanden, und daß ſolche Vergleichungen nichts ſind als glänzende Verhüllungen der eigenen Unwiſſenheit im hiſtoriſch Wahren. Denn wo doch wäre wirklich in einer Zeit jene gänzliche Verfinſterung und jene gegenüberſtehende herrliche Lichtſchöpfung? — Der mit der Geſchichte vertraut iſt, wüßte ſie nirgends zu finden. Riß nicht ſehr bald nach der Reformation in der proteſtantiſchen Kirche eine Art Scholaſtik ein, die der mittelalterlichen in nichts nachgiebt, und wohl in Beziehung auf das Geiſtreiche weit unter ihr ſteht? Auch giebt es hinwiederum in der katholiſchen Kirche jener Zeit Männer, die ihr nie zum Ruhme gereichen werden. Wer die Sache von der rechten Seite erſieht, wird bald fühlen, daß man ſich gegenſeitig Vieles zu verzeihen hätte. Das ſehen freilich die Streitluſtigen nicht ein, und wollen es

nicht einsehen, denn diese Einsicht würde sie zum Frieden stimmen, gerade dieser aber ist ihnen am meisten verhaßt. Und wem ist es nicht bekannt, wie so viele unedle Triebfedern sonst noch mitwirken, das Geschrei nicht ausgehen zu lassen. Doch wir gehen weiter. Obschon die Lichtschöpfung so dargestellt ist, daß von der Fülle des Lichtes die Söldlinge der Nacht wie Eulen zerstoben (?!) so muß der Verf. doch gestehen, und dieß Geständniß mag ihm hart angekommen seyn, daß doch immer noch viel Dunkles in der neuen Lichtregion gewesen sei. Denn so fährt der treffliche Poet weiter: „So wie aber das herrliche Gestirn des Tages die Nacht nicht plötzlich zerstreut, sondern deren Schatten nur allmählig weichen, ja mitten in den Lichtgefilden noch manche Schattenpunkte zurückbleiben: so wurde das reine Licht des Evangeliums noch in manchen Stücken durch menschliche Schwachheit verdunkelt. Es wogte göttliches und menschliches Licht bunt durch einander, und erregte zerstörende Brände, da die Diener der Finsterniß nicht ermangelten, durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel den Brand zu schüren, der thörichten Hoffnung sich hingebend, als vermöchten Menschenhände, von Pfaffenlist geleitet, ein Gebäude, von Gott gebaut, zu zerstören.“ Wer sind diese neuen Diener der Finsterniß? Die alten sind ja wie Eulen zerstoben; unmöglich kann der Verf. Katholiken sich unter ihnen vorstellen, denn diese sind ja jetzt getrennt von den Kindern des Lichtes und wohnen in den ihnen gebliebenen Regionen des finstern Reiches. Auf welche Seite also fällt jene menschliche Schwachheit, jenes menschliche Licht? und welcher Stoff war noch bei dem Untereinanderwogen des göttlichen und menschlichen Lichts, daß es Brände absetzte? — Man sieht es wohl, der Verf. spricht hier nur so im Allgemeinen, wie all jene, denen das Specielle entgeht, und die eben darum auch im Allgemeinen nicht

sprechen können, wie es gefallen kann. Auch ist es ihm gleich, ob er mit seinem Lichte, seinem herrlichen Gestirn des Tags, gegen die Gesetze der Natur anstoßt oder nicht, ob er es so oder anders traktirt, und ob er sich in seiner Behandlung gleich bleibt; denn das Licht ist ja in ihm, und er Herr des Lichtes.

Doch der Verfasser weiß sich über die neuen Diener der Finsterniß wieder zu trösten, es treten ja vor seinen Augen wieder andere Lichtmänner auf. Denn: „Auch unter diesen Stürmen erweckte die Vorsehung einzelne Männer, welche, von einem bessern Geiste beseelt, Göttliches und Menschliches, Ewiges und Vergängliches getrennt wissen wollten. Allein auch ihr Loos fiel, ähnlich dem der frühern Boten des Lichtes; denn die Stunde war noch nicht gekommen. Erst nach manchen Stürmen reift in der Natur die Saat zur Erndte, erst nach manchen Kämpfen erschwingt sich im Reiche der Geister die Wahrheit näher der Vollendung. Die guten Freunde des Lichtes, sie setzten ein wenig zu viel Vertrauen auf ihr Werk, das Gotteskind, die Wahrheit zu erhalten; sie befürchteten, mit der Zertrümmerung der Schaale möchte auch der Kern untergehen. Allerdings mußte das Licht sanft anheben, wenn es die blöden Augen, statt zu erleuchten, nicht blenden sollte; allein sie hätten auch bedenken sollen, daß das, was von Gott ist, allein ewig währe, alles Menschliche aber mit der Zeit in sich selbst zerfalle. So lange also Göttliches und Menschliches nicht nach ihrem Werthe beurtheilt wurden, konnte die Wahrheit nicht hehr hervortreten. Sie lag im unzerstörbaren Keime schlummernd, und dieser Keim, dem die evangelisch-protestantische Kirche Ursprung, Leben und Adel verdankt, und wodurch sie auf den von Christus Jesus verheißenen Fels gegründet ist, den kein geistlicher und kein weltlicher Despot je umstürzen wird, ist — das Prinzip der freien Forschung nach Wahrheit."

Welcher Unsinn, welche Widersprüche und welche Schwäche der Folgerung in diesen wenigen Sätzen! — Neue Boten des Lichtes treten auf, aber ach! mit dem alten Loose! weil die Stunde noch nicht gekommen war. Wurden sie auch Todesopfer, wie Valla, der in seinem Bette eines ruhigen Todes starb! Und wer waren denn jetzt die Schergen? — Und wie erscheinen diese neuen Lichtboten dem Verf.? — „Die guten Freunde des Lichts, sie setzten ein wenig zu viel Vertrauen auf ihre Werke, das Gotteskind, die Wahrheit zu erhalten.“ Also zu rasch, zu hitzig, zu kühn waren sie. Und doch spricht der Verf. sogleich nach diesem Vorwurfe davon, die guten Freunde hätten zu viel gefürchtet. Also waren sie zaghaft, zaudernd, mithin ohne Vertrauen auf ihre Werke. Wie paßt aber dieß zusammen. Hätte der Verf. nicht besser gethan, zu schreiben: die guten Freunde des Lichts, sie setzten viel zu wenig Vertrauen auf ihr Werk. Und wenn sie denn die Fabii cunctatores waren, (obwohl nach den ersten Worten nicht waren) warum doch hatten sie gleiches Schicksal mit den ersten Lichtboten? Worin liegt denn das Gleiche im Schicksale? — Und waren denn diese Männer nach seiner Meinung es nicht, die Göttliches und Menschliches nach ihrem Werthe beurtheilten? — Das wirft er ihnen vor, und doch wurden sie sogleich oben eingeführt als solche, die Göttliches und Menschliches trennten, und also auch beurtheilen konnten, denn durch die Trennung hatten sie ja das Wahre verstanden, und konnten somit recht urtheilen. Wir mußten nur vernehmen, sie seyen im Urtheilen oder Schließen eben so schwach gewesen, als es der Hr. Verf. ist.

Und endlich wären wir auf den Ursprung der evangelisch-protestantischen Kirche gekommen. Er ist das Prinzip der freien Forschung nach Wahrheit. War denn dieß nicht von jeher das Prinzip der prote-

ſtantiſchen Kirchen, und mußte es erſt jetzt recht in's Leben treten, um die Union hervorzubringen? Wie ſteht es denn nun mit jenen proteſtantiſchen Kirchen aus, die dieſe Union noch nicht haben? Haben ſie das Prinzip der freien Forſchung verloren? oder nie gehabt? oder ſind ſie gleichgültig und bleiben auf halbem Wege ſtehen? — Über die Union ſelbſt ſey hier nichts geſagt. Nur das können wir nicht unbemerkt laſſen, daß wir nicht begreifen können, was denn durch ſie eigentlich dem Weſen nach Großes geſchehen ſey. Was anders wohl, als daß man ſich im Frieden läßt, in Einen Tempel geht, aber der eine als Lutheraner, der andere als Reformirter. Denn mit immer noch verſchiedenen Anſichten erhalten ſie das Abendmahl. Und in Beziehung auf nicht Unirte bilden ſie nur eine dritte Kirche, wie dieß auch ſchon oftmals behauptet worden iſt. Wie kann die Union ihren Urſprung im freien Forſchen haben, da man ja im Dogmatiſchen nichts feſtgeſetzt, was früher nicht ſchon vorhanden war. Das freie Forſchen wohl nicht, ſondern eine gemüthliche Übereinkunft kann der Urſprung der Union genannt werden.

Und nun, da der Urſprung erklärt iſt, (?) geht der Verf. auf das Leben und Wirken der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche im Großherzogthum Baden über. Da er aber davon ſo wenig ſagen kann, als jeder andere, ſo giebt er wieder nach ſeiner Weiſe Phraſen, die er freilich in einen um ſo helleren Glanz einhüllt, je gehaltloſer ſie ſind.

„Durch dieſes (Prinzip der freien Forſchung) wurde immer mehr verbreitet, was in unſern Tagen vorging, was Könige vergebens zu ſehen wünſchten (?!!!) und was wir ſo glücklich waren zu ſehen, daß nämlich in Glaubensſachen Göttliches vom Menſchlichen getrennt, Erſteres als ewig beſtehend aufgeſtellt, Letzteres nach ſei-

nem Werthe beurtheilt und behandelt wurde, mit einem Worte, mit der Kirchenvereinigung erſchien unſere geliebte Entſchlafene, die evangeliſch proteſtantiſche Kirche, nicht etwa als ein aus irdiſchem Stoffe gebildetes, ſondern nur in denſelben gekleidetes Weſen, vom Glanze des Evangeliums umfloſſen. Bereitwillig, aber dankbar löſchten wir nun die von den Vätern erhaltenen dunkleren Lampen, erkannten alle Bekenner des gereinigten Evangeliums als gleiche Brüder, und wandelten froh im neuen Lichte, hoffend, daß ſein Glanz immer heller und entfeſſelter über der Erde ſtrahlen, und jene Zeit ſchon jetzt nahe ſey, wo die Verheißung des erſten Sohnes der Gottheit in Erfüllung gehen würde.“ Wir verweilen etwas wenig bei dieſen Worten. So wiſſen wir nun, wo jene dunklern Lampen, jene noch übrigen Schatten, waren. Alſo bei den Vätern. Und was iſt wohl unter den dunkeln Lampen zu verſtehen? Die Form kann es nicht ſeyn. Denn der Gottesdienſt war bei Lutheranern und Reformirten einfach genug. Die dunkeln Lampen müſſen nothwendig das ſeyn, was die Trennung veranlaßte, und das waren die bekannten Lehrſätze über das Abendmahl und die Gnadenwahl. Und dieſe Lehrſätze ſind denn natürlich auch das Menſchliche, das jetzt erſt vom Göttlichen getrennt wurde. Welchen Glauben hat denn überhaupt der Verf.? — Was ſcheint ihm das Wahre in den beſtrittenen Lehren zu ſeyn? Davon finden wir nichts. Scheint ihm ein Dogma, über welches die beiden Kirchen ſo lange und eifrig geſtritten haben, nur etwas Menſchliches zu ſeyn? Und warum fand man denn die Wahrheit nicht ſchon früher, warum doch ſah man erſt nach drei vollen Jahrhunderten, da doch das Prinzip der freien Forſchung ſchon Anfangs vorhanden war und den Proteſtantismus erzeugte, warum ſah man es jetzt erſt ein, daß die Dogmen nur Menſchliches ſeyen? Hat der Verf. auch nur

Einmal über die Sache nachgedacht, ehe er seine Leichenrede geschrieben? Könnte die Frucht der Union, wenn wir ihr in so kurzer Zeit je eine zuschreiben wollen, könnte sie nicht eben die Agende seyn, über die der Verf. so ungehalten ist? Dann wird der Verf. wohl nur über sich selbst eine Leichenrede gehalten haben. Doch diese wird von ihm in allem Ernst der evangelisch-protestantischen Kirche gehalten; denn höret:

„Aber nun trübt sich unser Blick, und wehmüthige Empfindungen umfloren das fröhlich bewegte Herz. So wie wenn durch der Sonne ersten erwärmenden Morgenstrahl die holde Lilie ihren balsamischen Kelch öffnet, und mit unnennbarer Schönheit alle ihre Schwestern überstrahlt, aber schon am fernen Horizonte ein schwarzes Gewölk, Verderben im Schooße tragend, emporsteigt und immer drohender nahet (wo ist denn die Ausführung des glänzenden Bildes von der Lilie?) so verbreitet sich Anfangs leise, dann immer lauter werdend das Gerücht von Gefahren für die Verblichene. Bald hieß es: Von da naht der Feind; bald: von dort kommt er her. Auch eine Wächterstimme ließ sich endlich hören, und doch blieben wir auch jetzt noch ruhig; denn die Wahrheit vertraut auf sich selbst. Und siehe da, es war kein leeres Gerücht! In jenen Tagen, wo die Menschen von des Winters ungewohnter Strenge geschreckt, nur gegen ihn um Schutz besorgt waren (wie sehr weiß doch der Prediger seine Zuhörer durch allerlei Dinge zu rühren!) nahte der Feind, um eines köstlichern Kleinods, als das dieses Lebens zu berauben, wähnend aus brüderlicher Liebe zu handeln, und ein gottgefälliges Werk zu thun.

Am zehnten und ein und dreißigsten Januar eintausend achthundert und dreißig wurde durch die Einführung der neuen Agende der seit 1821 im Großherzogthum Baden blü-

henden evangelisch-protestantischen Kirche der Todesstoß gegeben, und das schöne Band, das alle Protestanten Badens zu einer einzigen Kirchengemeinde verband, von dortaus zerschnitten, wo es zuerst geknüpft worden war. So gingen also die schönen Verheißungen in der Unionsurkunde über die Worte in Erfüllung, welche den zarten Bau noch mehr befestigen und im innern Leben kräftigen sollten? — Ist das nun der Kirchengesang nach Noten, nach dem wir uns schon bald zehn Jahre sehnen? — Ist das die neue Agende, wie sie eine evangelisch-protestantische Kirche im neunzehnten Jahrhundert fordert?

Sie ist also todt, die evangelisch-protestantische Kirche in Baden; wir müssen es um so mehr glauben, da wir über sie bereits eine Leichenrede von einem zu diesem Dienste verordneten evangelisch-protestantischen Pfarrer lesen. Allerdings ist es sehr zu bedauern, daß sie nicht länger gelebt hat, die Hehre! Aber fragen muß man denn doch den Verf., was er denn von der evangelisch-protestantischen Kirche für eine Vorstellung habe? — Welchen Begriff muß man nothwendig von ihr sich machen, wenn sie an der neuen Agende stirbt? Ohne Zweifel ist es noch nie in das Gehirn des Verf. gekommen, was denn eigentlich eine Kirche sey. Wir wollen uns hier nicht darauf einlassen, daß das Innere offenbar werden müsse in einem Äußern, denn dieß riecht zu sehr nach katholischen Grundsätzen. Aber die Frage kann mit Recht gestellt werden, ob das der Untergang der evangelisch-protestantischen Kirche sey, wenn sie einige Ceremonien weiter annimmt, da doch Ceremonien, die von der Gemeinde mit ihrem Priester begangen werden, doch immer nur der Ausdruck wirklich vorhandener christlicher Gesinnungen, und darum schon etwas Christliches sind. Die neue Agende soll ja nur dienen, den frühern zu unlebendigen Gottesdienst le-

dendiger zu machen. Und in so fern schon mußte die Einführung gelobt werden, wenn sie es nicht deßwegen mußte, daß sie hervorgegangen ist aus einer tiefern Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Bedürfnisse. Wir nennen dieß einen Fortschritt der Kirche, und kein Sterben derselben. Auch liegt in dieser Anordnung kein Grund zur Trennung. Nur fanatische und in der Offenbarung des religiösen Lebens unwissende Menschen, als welchen sich auch der Verf. darstellt, können an Trennung, Tod und Verderben denken, können wüthen und rasen, und sich zu Tode ärgern. Deßwegen wird das Gute doch nicht wieder aufgehoben werden, so Gott will. Und solche sprechen vom 19. Jahrhundert, als für welches die Agende nicht passe. Vielmehr könnte und mit Recht gefragt werden, in welches Jahrhundert denn der Verf. zu setzen sey. Wohl in das des Flacius Illyricus, mit dem er große Verwandtschaft zeigt. Und wohin müßte denn die evangelisch-protestantische Kirche zuletzt gerathen, wenn sie Alles noch, was der Verf. für Menschenwerke hält, wohin auch die Dogmen gehören, abschaffet? Sie müßte, die Hehre, sich zuletzt so sublimiren, daß sie in die Lüfte verschwände und auf der Erde gar nicht mehr gesehen und festgehalten werden könnte. Doch so denken, Gott sey Dank, sehr viele und gelehrte Glieder der protestantischen Kirche nicht, und für solche ist dann die Agende kein Gräuel, sondern vielmehr etwas Erfreuliches. Selbst Historiker, die mit der alten und neuen Zeit mehr als der Verf. bekannt sind, und mit dieser Bekanntschaft auch die der Religion, so fern sie für den Menschen und seine Bedürfnisse ist, verbinden, haben sich unverholen über den lebendigen und unlebendigen Kult ausgesprochen. So sagt in neuester Zeit Lorentz das Ältere mit dem Neueren vergleichend, also: „Desto mehr Anerkennung mußte (zu Karls des Gr. Zeit) die Musik finden; ihre Bedeutung für den Kul-

tus war zu groß, um ihr nicht eine Hauptstelle unter den Hauptgegenständen der damaligen Schulen anzuweisen. Denn zum Gottesdienste gehören Feierlichkeiten, die im Stande sind, das Gemüth von den gemeinen Interessen und Beziehungen des gewöhnlichen Lebens zu befreien, und es zu einer andächtigen Erhebung zu stimmen. Nur bei einer Revolution, die sich auf das Extrem des Bestehenden wirft, und demselben einen abstrakten Gegensatz gegenüberstellt, um es dadurch zu vernichten, konnte man sich verleiten lassen, den Zusammenhang der Kunst mit der Religion aufzuheben, alle Ceremonien zu verbannen, und den tiefern Gehalt religiöser Lehren in eine bloße Moral zu verwandeln. Die ihrer Zierrathen beraubten Kirchen wurden bloße Auditorien, die Kanzel sank zu einem Katheder herab, auf dem der Lehrer seinen Zuhörern einen Vortrag über Sittenlehre hielt. Sobald aber die Leidenschaften aufgehört haben, sich durch solche Gegensätze an einander zu reiben, muß eine so nüchterne Verstandesauffassung Gleichgültigkeit erzeugen, und das Bedürfniß größerer Feierlichkeiten des äußern Gottesdienstes erwecken." Leben Alcunis S. 40, 41. Der Leichenredner kennt aber dieses Bedürfniß nicht. Denn in ihm wüthet noch die alte Leidenschaft, und der Verstand kann, noch nicht nüchtern geworden, seinen Gegenstand nicht klar auffassen. Solche Leute müssen erst von der Zeit belehrt werden, und auf diese ist der Prediger hinzuweisen. Er muß zuerst sehen, daß die evangelisch-protestantische Kirche an der Agende noch nicht gestorben sey, und wenn er sich einmal hievon überzeugt haben wird, mag er nüchterne Betrachtungen anstellen über die Ursachen und die Bedingungen ihres annoch frischen Lebens.

Und nun wendet sich der Prediger von der Verblichenen hinweg an die dabeistehenden Personen. „Und ihr, die ihr vor neun Jahren das schöne Gotteswerk, die Kir-

chenvereinigung, vollenden halfet, ihr konntet zusehen oder zuhören, ohne in euerm Innersten bewegt zu werden, oder gar dazu helfen? Schwebten euch nicht vor der Seele die zürnenden Manen des erleuchteten, nun verklärten ehemaligen Kollegen Sander, der nimmermehr gestattet haben würde, daß das Gotteskind (dieser Ausdruck fängt jetzt an, abgeschmackt zu werden), wenn auch unter noch so glänzenden Normen und Verheißungen, verdrängt werde? Oder glaubt ihr, durch leere Namen und schöne Verheißungen werden sich auch die eigennutzlosen Seelen bethören lassen? Wißt, sie sind nicht gering an der Zahl die Protestanten mit Mund (unter diese gehört wohl allererst der ehrenwerthe Prediger selbst) und Herz, die euer Werk durchprüfen werden." Diese Durchprüfung müßte aber auf eine edlere und wissenschaftlichere Weise geschehen, als durch eine polternde Leichenrede ohne Sinn und Verstand. Da der Verf. bei den Alten wenig mehr hofft, wendet er sich an den jüngern Klerus also: „Und ihr, ihr jüngern Diener des Evangeliums in der Landdiöcese Karlsruhe, wenn ihr die Hand auf's Herz legt, und euch vor euerm Gewissen fragt, warum ihr so willig die Hand botet, was könnet ihr euch antworten? War es die Überzeugung, daß die bisherigen Agenden und die äußere Form der öffentlichen Gottesverehrung nichts getaugt habe? Bedaurungswürdige, wenn ihr bisher mit diesen Empfindungen vor euern Gemeinden stundet! Und mit welchen Empfindungen singt ihr denn jetzt euer deutsches Dominus vobiscum? Mit welchem Glauben bezeichnet ihr die zu tausenden Kinder mit Kreuzzeichen? (Doch wohl noch mit dem Glauben an das Kreuz). Ohne Erröthen könnet ihr euern Pfarrkindern in's Angesicht sagen, daß ihr vor der Taufe den Teufel aus Geschöpfen exorziren müßt, von welchen der Heiland Matth. XVIII. 3. also lehrt: Wahrlich ich sage euch: Es sey denn, daß ihr euch umkehret und

werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen? Wie könnet ihr, ohne mit Friedrich dem Gr. zu lachen, am hellen Tage Lichter auf dem Altare brennen sehen? (Weiß denn der Prediger gar nicht, daß das Licht nicht brenne, um den Tag noch mehr zu erhellen, sondern die Geistesblinden an das ewige Licht Christus zu erinnern?) Sollen sie etwa grobsinnlichen Menschen die Nacht in's Gedächtniß rufen, in welcher der Herr sein Abendmahl feierte? Ei, warum schließt ihr denn nicht lieber auch noch Thüren und Fenster, damit es eine künstliche Nacht werde? Wohin doch verirrt sich hier der Ref.? Taugt so was auch in eine Leichenrede, in der man doch immer Würde und Ernst sucht, namentlich in einer so bedeutsamen? Doch alle männliche Haltung und alle Rücksicht auf Würde, die man am Geistlichen so ungerne vergißt, verliert der Prediger, wenn er jetzt in folgende ehrabschneidende Invektive fällt: „Oder sollen etwa zwei physische Lichter euer eines moralisches ersetzen, damit es doch in eurer Kirche nicht an Licht gebreche? O, in diesem letzten Falle bitten wir dringend, doch auch noch einer Patene mit gutem Salz auf dem Altar oder der Kanzel ein Plätzchen zu gestatten.“ — Waren denn diese Diener des Evangeliums, die hier der Prediger so sehr angreift, und als Lichtlose schildert, waren sie nicht auch vor neun Jahren schon am Leben? — Gehörten nicht sie vorzüglich unter die Lichtkinder? Doch wohl! Aber wie sind sie denn lichtlos geworden? Ist das das Werk der Union? Möchte doch der Prediger es erkennen, wie er sich selbst bei seiner Angeiferung der ehrwürdigsten Personen nur immer mehr herabsetzt und den Verdacht der Lichtlosigkeit am Ende nur an ihm allein haften bleibt.

Dieselbe Rücksichtslosigkeit treffen wir bei ihm, wenn er sagt: „Und welch ein Geist blickt unter euerm Werke hervor? Wahrlich, nicht jener göttliche Christusgeist, den

der Apostel im Briefe an die Epheser IV. 3. ausspricht, da er schreibt: Und seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: sondern der eitle und aufgeblasene Geist der Welt.“ Was aber der Prediger am meisten fürchtet, das ist, die evangelisch-protestantische Kirche möchte gar enden im Katholicismus: „Oder geht's etwa, wenn einmal der erste Wurf gelungen ist, wieder ein paar Schritte weiter, bis wir zuletzt das Protestiren ganz verlernt, und wieder in den unersättlichen Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgebracht sind? Ja nun, wer einmal A gesagt hat, wird wohl auch B sagen. Haben wir einmal gelernt, zwei Kreuzzeichen zu machen, warum sollte uns dann ein Dutzend ärgern? Blicken wir mit Wohlgefallen am hellen Tage auf das trübe Fackellicht auf dem Altare, warum sollen wir nicht auch das helle Licht des Evangeliums vergessen und uns im trüben Licht eines unevangelischen Mysticismus sanfter wiegen lernen? Haben wir uns nur einmal gewöhnt, jeden Sonntag unser Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison unter andächtigem Gähnen daherzuschreien, was wird's dann hindern, auch noch die schöne, besonders für den lieben gemeinen Mann aus allen Ständen, wohlberechnete Litanei von allen Heiligen hinzuzusetzen? Und weil gewiß ein dreißig bis vierzigmaliges Amen, wenn auch nicht den Himmel, doch die Ohren sicherer durchbricht, als nur ein einmaliges mit Andacht gesprochenes Amen, warum, wenn wir uns einmal daran gewöhnt haben, sollten wir nicht auch ebensoviel Vater unser und Ave Maria damit verbinden?“ —

Nun aber höre man, was der Prediger in der gänzlichen Abwesenheit des Geistes, in der fürchterlichsten Art der Desperation ausruft. Er nennt die Agende ein Werk des Teufels. „Und weil ohnehin dem Teufel in der neuen Agende seine anfangs in Verfall gerathene Reputation wieder gebührend hergestellt wird ꝛc. ꝛc.“ Wir sind satt des Referirens.

Aus dieser Leichenrede spricht ein Geist, der dem unerleuchtetsten Fanatismus in die Hände gefallen ist, der in einer seltenen Verblendung das Religiöse zu beurtheilen gar nicht mehr fähig ist. Daher denn auch seine Halt- und Würdelosigkeit, die seltsame Sprache, und Alles, was bisher an ihm bemerkt werden konnte. Natürlich ist auf solche Stimme nicht zu achten, man kann sie bloß verachten. Und dieß wird sicher des Predigers Loos bei allen Verständigen seyn. Glaubt man doch, er habe Kirche und Gott verloren, weil es diesem gefallen, in jener jetzt etwas friedlicher angebetet zu werden. Er gleicht so recht jenen Priestern, von denen es heißt: „Also nahmen sie einen Stier, den man ihnen gab, und richteten ihn zu, und riefen den Namen des Baal an vom Morgen bis zum Mittag, und sprachen: Baal, antworte uns! Aber da war keine Stimme und keine Antwort. Und sie hinketen um den Altar, welchen sie gemacht. Und am Mittage spottet ihrer Elia, und sprach: rufet mit lauter Stimme, denn er ist ja Gott! Er ist vielleicht ausgewandelt, vielleicht entfernt, vielleicht auf der Reise, oder vielleicht schläft er, so wird er aufwachen. Und sie riefen mit lauter Stimme, und schnitten sich nach ihrem Gebrauch mit Messern und Pfriemen, bis sie Blut vergossen an sich. Und als der Mittag vorbei war, prophezeieten sie noch bis zur Zeit, da das Opfer gebracht wird.; aber da war keine Stimme, und keine Antwort, kein Gehör. —

Gnosis, oder evangelische Glaubenslehre, für die Gebildeten in der Gemeinde, wissenschaftlich dargestellt von Karl Hase. Leipzig, bei Amb. Barth 1827. Erster Band X u. 322 S.

Vorliegende Schrift richtet sich, wie Titel und Vorrede aussprechen, an die gebildeten Laien. Den Theo-

logen, ſagt der Verf. (Vorr. VIII), iſt dieſe Schrift nicht ſowohl zum Gebrauch, als zur Beurtheilung übergeben.“ Es war daher auch zu erwarten, daß ein eigner Weg, in Form und Darſtellung, eingeſchlagen wurde.

Allem Mißverſtändniß bei dieſer Erwartung vorbeugend, erklärt Hr. Haſe: (VIII. IX) „Nicht aber eine erbauliche oder populäre Dogmatik wurde beabſichtigt, deren unſre Kirche einige vorzügliche beſitzt, ſondern eine ſtreng geordnete, nur aus den gelehrten Elementen ihrer Geburt zur freien und klaren Geſtalt herausgebildete, und von den Innungszeichen ihrer Fakultät losgeſprochne Wiſſenſchaft, welche dafür eine concrete Darſtellung und den Schmuck der Phantaſie nicht verſchmäht hat, um die ernſte Rede in dem ungewohnten Kreiſe heimiſch zu machen.“ Der Verf. mochte ſeinem ganzen Plane die Wahrheit zu Grund gelegt haben, daß man die Vorurtheile der Menſchen erſt zahm machen müſſe, ehe man ſie feſſeln kann. Wenn wir aber die Anwendung dieſes Satzes auf die Religion, und zumal, die Anwendung in der Art, wie ſie Hr. Haſe gemacht hat, genauer erwägen; ſo möchte ſich überhaupt, und insbeſondere für den Verf., kein günſtiges Endurtheil ergeben. Rez. iſt nämlich überzeugt, daß das Publikum, das gebildete wie das ungebildete, nach ſolcher Speiſe nicht verlange; daß es vielmehr ringe nach Glauben und immer innigerem Glauben, und daß man ſein Verlangen und Bedürfniß nur befriedige, wenn ihm Mittel und Wege zu jenem dargeboten werden. Zwar ſind, wie der Verf. richtig bemerkt (Vorr. IV) viele Gegenſtände des Streits (über religiöſe Dinge) an die öffentliche Meinung gebracht; aber eben dieſem ſtreitluſtigen Publikum, in Sachen, die nicht ſeines Amtes ſind, iſt nichts mehr Bedürfniß, als der wahre Glaube, nichts mehr Gift, als die gelehrten Diskuſſionen über Glaubensſachen. Man wird dießfalls

gewiß mit dem Rez. übereinstimmen, daß ächte Religiosität, christlicher Sinn und Wandel nirgends mehr vermißt werden, als bei dieser scheinbar aufgeklärten, in Wahrheit vernachläßigten Klasse von Menschen. Sonach wäre unseres Verf. Arbeit bei dem einen Theile überflüßig, bei dem andern verderblich. Somit wäre der Zweck dieser Schrift verfehlt.

Damit wollen wir aber nicht gegen alle Gnosis reden; vielmehr gestehen wir mit Hrn. Hase ein, (Vorr. IX) daß es eine ächt christliche Gnosis giebt, welche von dem häretischen Gnosticismus wohl zu unterscheiden ist.

Wir machen aber diese Unterscheidung nach der Anleitung und dem Sinne des Apostels Paulus, [1] indem wir nicht mehr zu menschlicher Wissenschaft unsre Zuflucht nehmen wollen, nachdem uns die Schätze göttlicher Weisheit angeboten worden sind. Wie es hierin mit unserem Verf. stehe, wird das Folgende zur Genüge zeigen, so daß wir nicht so fast darauf aufmerksam machen wollen, daß Hr. Hase statt christliche Gnosis bloße Philanologie, [2] statt göttliche Weisheit menschliche Wissenschaft darbietet, als vielmehr dasjenige nachweisen, was unserem Verf. auf seinem menschlichen Wege Menschliches zugestoßen ist, um ihm aus seinem eigenen Standpunkte zu zeigen, einerseits wie mangelhaft und unbefriedigend dieser und jeder ähnliche Standpunkt an und für sich sey, andrerseits, wie derselbe von ihm so oft seicht und nicht mit der Stärke, die ihm gegeben werden konnte, behandelt wurde.

Hr. Hase nennt seine Gnosis eine evangelische (protestantische) und erklärt sich darüber auf folgende bemerkenswerthe Weise. S. 10 11: „Evangelisch nennt

[1] Col. II. 3. 4. 8. ff. Col. IV. 3. 9. 10.

[2] Col. II. 4.

sich diese Glaubenslehre, nicht als wenn sie bloß im Evangelium enthaltene Sätze des Glaubens aufstellen würde, obschon sie diese aufstellen wird, und ohne das Anschließen (ecce!) an dieselben eine evangelische und christliche gar nicht genannt werden könnte; noch weil sie den besondern Zweck hätte, den in den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche niedergelegten Glauben zu vertheidigen, obschon sie an die Grundsätze desselben sich anschließen wird, sondern weil der Verf., der in dieser Schrift den eignen, lieben Glauben auszusprechen denkt, seine religiöse Bildung von der evangelischen Kirche empfing, seine Fortbildung ihrer Gemeinschaft vertraute, ihrem Dienste mit freier Liebe sich weihte, daher auch nur Sätze des Glaubens auszusprechen hofft, in denen Gläubige der evangelischen Kirche das Wort des eignen frommen Lebens als Freunde begrüßen." Man sieht wohl, daß hier das Positive (der eignen Kirche des Verf.) nur als Beiwerk, als etwas Accidentelles gehalten ist, damit die Leser nichts, wenigstens in ihren Augen Wichtiges, und dermalen immer noch Geltendes vermissen möchten. Dem Verf. aber hat es nur untergeordneten Werth. Denn seine Sache ist, darzustellen eine Wissenschaft des Glaubens nach allen seinen Vorstellungen oder Artikeln, deren Allgemeinheit und Nothwendigkeit durch die Form der Wissenschaft erreicht werden soll. S. 10. §. 5. Man versteht ja nach unserem Verf. das Wesen der Religion nur alsdann, wenn man in der menschlichen Natur den allgemeinen und nothwendigen Grund nachweis't, aus welchem die Religion entspringt. S. 7. Wenn nun Hr. Hase nachher sagt, (S. 13. §. 7.) die evangelische Glaubenslehre enthalte eine Darstellung des christlichen Glaubens nach seinen Hauptentwickelungen und eine Vergleichung derselben mit demjenigen Gesetze des Geistes, aus welchem alle Religion

hervorgeht; so kann das nicht mehr täuschen. Es ist hier von zwei Religionen die Rede, von einer Religion an sich und von einer Religion wie sie erscheint im Christenthum und in dessen Darstellung durch die evangelische Kirche. Vgl. das Lehrbuch der evangelischen Dogmatik von demselben Verfasser. Stuttgart 1826. S. 1. §. 2. Diese zwei Religionen sind nun zwar im Einklang mit einander und vertragen sich sehr gut unter sich, aber dieses nur in Folge einer christlichen Allianz. Unserem Verf. ist nämlich offenbar jene Religion an sich das Erste, das Maasgebende und die Religion des Christenthums ist ihm das Maasnehmende — die wächserne Nase. Zu jener zur Wissenschaft erhobenen Religion an sich aber hegt der Verf. große Erwartungen, S. 10 ähnlich denen, mit welchen Fichte seine Wissenschaftslehre ankündigte. Ihr Zweck ist, dem Irrthume zu wehren. Manches Unlautere, sagt der Verf. S. 14, ist in das Christenthum hineingetragen worden, und nur durch die geschichtliche Darstellung des ursprünglichen Christenthums und seiner gesetzmäßigen Entwickelungen können diese außerchristlichen Bestandtheile ausgeschieden werden. Eben so ist über den Zwiespalt religiöser Meinungen nur dadurch ein Urtheil möglich, daß sie auf das einfache Bewußtseyn des Geistes zurückgeführt werden, welcher eine Reihe von Vorstellungen mit vollkommener Sicherheit als wahr erkennt, wenn er in ihnen Einheit unter einander und mit seinem eigenen Gesetz und Wesen erkannt hat.“ Als Theolog von einer gewissen Art konnte Hr. Hase so reden; aber keiner Art von Philosophen ist es zu verzeihen, wenn wir bei ihr auch nur einige Bekanntschaft mit der philosophischen Spekulation sowohl ihrem Wesen als ihrer historischen Gestaltung nach, voraussetzen wollen. Es ist zwar kein großes Geschäft bei einer Reihe von Vorstellungen zu er-

forſchen, ob in ihnen Einheit ſey und welche; allein wie viel zu wenig wiſſen wir von dem Geſetz und Weſen unſeres Geiſtes, um in jedem Fall ſicher und allgemeingültig beſtimmen zu können, ob eine Reihe von Vorſtellungen dergeſtalt mit der Natureinrichtung unſres Geiſtes zuſammenſtimme, daß wir auf die Wahrheit jener ſo gut vertrauen können, als auf die Wahrhaftigkeit des Funkens der Gottheit in dem Menſchen? Wer die ächte unentmannte Lehre des Spinoza kennt, wird den innigen bis zur Überraſchung gelungenen Zuſammenhang der Ideen bewundern, die jenes Lehrgebäude ausmachen. Vergleicht er nun dieſe Ideen mit dem, was über die Gegenſtände der Philoſophie ſeines Geiſtes innigſte Überzeugung iſt, ſo wird er zwar die auffallende Verſchiedenheit zwiſchen beiden ſogleich und mit einer Art entſetzender Überraſchung bemerken, aber die Gründe der Disharmonie zwiſchen den Ausſprüchen ſeines Geiſtes, und den Demonſtrationen des ſpinoza'ſchen Verſtandes, wird wohl kein Philoſoph, dem das Wort Beſcheidenheit noch einen Sinn hat, durchaus genügend anzugeben vermögen, obwohl dieſes ſtatt finden müßte, wenn uns das Geſetz und Weſen unſeres Geiſtes nicht großentheils geheimnißvoll verborgen wäre. Wenn nur derlei Theologen, (die das Chriſtenthum durch Philoſophie begründen wollen) bedenken wollten, was jeder Beſonnene auf ihrer eigenen Partei, alſo aus ihrem eigenen Standpunkt, ihnen ſagen muß, daß wer einen mehr als tauſendjährigen religiöſen Glauben durch philoſophiſche Überzeugung zu verdrängen ſucht, vor allem der Welt anſchaulich machen muß, daß es angehe, d. h. daß philoſophiſche Überzeugung in Abſicht der Gegenſtände des vormaligen Glaubens überhaupt möglich ſey; alsdann erſt möge er beweiſen, daß dieſem (nun als möglich dargeſtellten) Beginnen von Seite der Rechtsgründe des weiland religiöſen Glaubens, die er vielleicht in

Menge gegen die Neologen vorzubringen weiß, nichts im Wege stehe; denn jene Rechtstitel gründen sich etwa auf Betrug, Täuschung u. dgl. m. Dergleichen Bedenklichkeiten freilich können einem Manne nicht einfallen, der es in der Philosophie bis zu der Höhe gebracht, auf welcher man erkennt, daß die Gränzen der menschlichen Natur oder Vernunft für uns eben so ausmeßbar sind, wie die Bestandtheile des Christenthums geschichtlich bestimmbar.« S. 81.

Zu diesen Bemerkungen gab uns das erste Kapitel (über Inhalt und Zweck) der Einleitung (Propyläen) Veranlassung. Im zweiten Kapitel der Einleitung verbreitet sich der Verf. weitläufig, von S. 19 bis 138 über die Quellen. Hier (S. 11.) wird behauptet: Der menschliche Geist ist Quell aller Religion. Was in dem Bewußtseyn des menschlichen Geistes auch in Dingen der Religion nicht nachgewiesen werden kann, das ist überhaupt der Menschheit nicht allgemein und nicht nothwendig. Er darf nur zum Selbstbewußtseyn erweckt werden, so findet er das Verhältniß zum Unendlichen (Religion) darin. Dieß kann geschehen durch die Sinnenwelt; oder es können solche, welche Kunde haben von dem Unendlichen, uns von demselben erzählen; oder das Unendliche selbst kann uns sein Wesen und seine Thaten offenbaren. Indeß immerhin können solche Anregungen von Außen her den Geist zum Selbstbewußtseyn nur erwecken. So redet der verständige Mann, ein Philosoph wahrlich aus ganz junger Zeit! Wo man nur zu erwecken braucht, da muß etwas schon ganz Fertiges im Schlafe liegen. So liegt in der rosenfarbenen Phantasie unseres Verfassers das Unendliche im menschlichen Geist schlafend. Die Sinnenwelt, das Endliche, kann das Unendliche im endlichen Geiste liegend, aufwecken. Ja dieses Unendliche liegt dergestalt im menschlichen Geiste, daß es

selbst nichts weiter kann, als sich aufwecken in diesem Geiste und wirklich das Unendliche kommt und weckt sich selber von seinem Schlafe auf, den es, in jedes Menschen Geist, millionenmal schlaft.

Nach solchen Betrachtungen führt uns der Verf. weiter zur Unterscheidung der verschiedenen Offenbarungen (Erweckungsweisen) S. 32 ff. und zu den Ansichten des Rationalismus und Supernaturalismus. „Auf einem Irrthum, sagt er S. 50, muß eines der beiden Systeme beruhen, vielleicht beide, aber von keinem ist die Religion selbst, noch das Christenthum bedroht, welches doch nur einen Werth hat, wiefern es Religion ist und Frömmigkeit wirkt.“ Abgesehen hier von dem Irrthum, daß das Christenthum nur insofern einen Werth habe, als es Frömmigkeit wirke, wollen wir unsern Verfasser nur in Absicht auf den ersten Punkt zur Rede stellen. Denn wie sollte man einem Philosophen (Hr. Hase ist Doktor der Philosophie) noch zu beweisen nöthig haben, daß es eine schlechte Sache sey, die nur durch den guten Gebrauch, den die Menschen davon etwa machen werden, zu einer werthvollen wird? Hat das Christenthum nicht einen Werth an und für sich und abgesehen davon, ob die Menschen es ergreifen und nützen oder nicht, so sind wir alle sehr übel berathen. Das meint nun Hr. Hase wohl nicht; aber derlei logische Seitensprünge sind bei ihm nicht selten. Doch das ist uns am meisten aufgefallen, daß Hr. Hase durch den Streit zwischen Rationalisten und Supernaturalisten die Religion und das Christenthum (nach seiner Manier hält er diese beiden immer sehr auseinander, begreiflich!) nicht gefährdet glaubt. Er sucht dieses auf historischem Wege zu erweisen, und beruft sich zu diesem Ende auf die Liebe und Anhänglichkeit, die von Seiten der Gemeinden gleichmäßig, einerseits dem scharfsinnigsten Vertheidiger des Supernaturalism — dem seli-

gen Storr, andrerseits dem Haupt der Rationalisten, Röhr in Weimar, zu Theil wurde und noch wird. Das beweiset nun aber gewiß gar nichts. Indeß Hr. Hase wollte eigentlich das sagen, daß gottseliges Leben auch mitten in diesem Streit noch zu erblicken sey, welches wir ihm zugeben müssen, jedoch mit der Bemerkung, daß es seicht und eines philosophischen Scribenten unwerth sey, bei dieser Erfahrung ohne weiteres stehen zu bleiben und nicht nach dem tiefern Grunde dieser Erscheinung zu forschen. So er recht geforscht, wäre er freilich auf eine Ursache gestoßen, die ihm, wie nirgends, so namentlich hier nicht, lieb gewesen wäre. Er hätte nämlich als die letzte Ursache jener Erscheinung die fortwährende Wirksamkeit des christlichen Geistes in den wahrhaft christlichen Gemeinden anerkennen müssen, nicht jedoch jenes Geistes der unpersönlichen Wirksamkeit (eines bloßen Gedankenwesens, das Hr. Hase das christliche Bewußtseyn oder den christlichen Geist nennt) sondern die des durchaus persönlichen Wesens, das die Christen den heil. Geist nennen. Es ist aber die obige Behauptung auch inkonsequent. Denn es wird in ihr zugegeben, daß das christliche Leben supernaturalistisch aufgefaßt seine Aufgabe so gut lösa als rationalistisch, d. h. in beiden Fällen ist es dem Christenthum möglich, christlichen Sinn und Wandel gleichmäßig zu erzeugen. Nun ist aber nach Hrn. Hase's eigenem Ausspruch auf der einen Seite nothwendig Irrthum (d. h. hier Aberglaube); mithin ist Irrthum so gut als Wahrheit, Aberglaube so gut als Glaube tauglich, gottseliges Leben zu fördern.

Man sieht sehr leicht die Quelle, aus welcher der Satz geflossen, daß in praktischer Beziehung Naturalism und Supernaturalism keinen wesentlichen Unterschied begründen. Es ist keine andere als die, nicht beengt zu seyn in den theoretischen Untersuchungen wegen unab-

weichbaren praktischen Interessen. Man tröstet sich nämlich: Wie auch die Wissenschaft entscheiden mag, die praktischen Interessen leiden nicht das Geringste dabei. Daher leitet unser Verf. die nunmehr beginnende Debatte zwischen Rationalism und Supernaturalism mit den Worten ein: Nachdem wir unser Heiligthum bei jeder Entscheidung gesichert erkannt haben, mag die Wissenschaft desto unbefangener dieselbe einleiten.» S. 50. Die erste Diskussion S. 50 — 56 geht über die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Die zweite Diskussion S. 56 — 64 über die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Die dritte S. 64 — 76 über die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Über diese bloß logische, übrigens allgemein gangbare Eintheilung bemerken wir bloß, daß sie unfruchtbar und unphilosophisch ist, weil mit der erwiesenen Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung ihre Möglichkeit und Nothwendigkeit von selbst einleuchtet. Denn was wirklich ist, ist auch möglich; und wenn eine übernatürliche Offenbarung einmal wirklich geworden ist, so wird man wohl über ihre Nothwendigkeit nicht mehr in Zweifel seyn; durch beides aber, durch den Beweis der Möglichkeit und der Nothwendigkeit (der subjektiven nämlich d. h. der für die Bedürfnisse des Menschen) einer übernatürlichen Offenbarung ist man des Beweises für ihre Wirklichkeit nicht überhoben. Die erstern sind also wohl überflüßig, oder wenigstens unfruchtbar. Es ist aber die genannte Eintheilung auch unphilosophisch. Denn alles Beweisen geht nur für die Sphäre des bloß Natürlichen an. Darum ist der Beweis für die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung eine contradictio in adjecto. Wenn aber die Möglichkeit einer Sache unerweislich ist, so ist es in noch höherem Grade ihre Nothwendigkeit, wie von selbst einleuchtet, wenn man die Begriffe etwas genauer zu analysiren sich die Mühe nehmen will.

Um jedoch weiter zu kommen, und dennoch an einem Beispiele zu sehen, wie unser Verf. die eben besprochene Sache behandelt, wählen wir etwas aus der Discussion über die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung aus, und zwar aus der vierten Art, dieselbe zu erweisen, welche in den eigenen Aussprüchen und Versicherungen Jesu besteht. „Übelwollende, sagt der Verf. S. 69, können zwar gegen diese Beweisführung überhaupt einwenden, daß nach Jesu eigenem Ausspruche, Zeugniß in eigener Sache ungültig sey, auch nicht durch anerkannte Rechtschaffenheit des Charakters gültig werde, (;) denn auch Minos und Numa seyen edle Männer gewesen, und die Versuchung, durch einen frommen Betrug Heil zu bringen über viele Geschlechter, könne wohl einen großen Charakter überwältigen.“ Dazu komme der Fall einer von außerordentlichen Schicksalen aufgeregten und phantasiereichen Männern nicht ungewöhnlichen Selbsttäuschung; des heil. Paulus Entzückung in den dritten, Mahomeds Fahrt in den siebenten Himmel sey wahrscheinlich auf demselben Wunderrohre geschehen, auf welchem der edle Ritter von la Mancha bis in den Feuerhimmel aufstieg. Wer ein Beispiel der neuern Geschichte wünsche, soll sich von einem Gläubigen des neuen Jerusalem die Beweise für die göttliche Sendung Schwedenborgs aufzählen lassen, ob irgend einer von den Beweisen der christlichen Offenbarung fehle: der rechtschaffene, fromme, in der Naturwissenschaft eben so besonnene als gelehrte Mann behauptete eine übernatürliche Offenbarung und bezeugte sie nicht ohne Wunder und Weissagungen. „Uns, fährt der Verf. fort, als Gläubigen an ihn (Christus) muß der Gedanke, daß Christus ein Numa die Geschichte, ein Schwedenborg sich selbst, betrogen hätte, Hochverrath an der Majestät der Menschheit dünken. Jesu Zeugniß demnach von ihm selbst ist vollgültig für uns, und nur die Auslegung desselben,

wiefern sie hieher gehört, fordert einige Andeutungen. — — Er achtete sich für den Messias seines Volkes, (.) alles was demnach von dessen königlicher Herrlichkeit durch Weissagungen der Seher oder im Volksglauben angenommen wurde, gehörte ihm nach ewiger Vorausbestimmung dessen, der den Messias seinem Volke verheißen hatte, und er nahm es in Anspruch nicht wegen seiner Persönlichkeit, sondern als eine Förderung seines Werkes, dem er sich selbst aufgeopfert hatte u. s. w. Man sieht, daß die Rationalisten bis jetzt noch nicht Muth genug haben, um mit Christus offen und unumwunden nach der Strenge der Konsequenz zu verfahren, die ihr System fordert. Noch hält sie eine heilige Scheu vor dem Gegenstand der Verehrung von vielen Millionen Menschen zurück. Aber wie ich oben sagte, sie suchen die Vorurtheile der Menschen erst zahm zu machen, um sie dann ganz zu fesseln. Christi Zeugniß ist vollgültig für uns, nur die Auslegung, meinen sie, sey ihnen freigegeben. Dürfen wir der Versicherung trauen, daß ihnen Christi Zeugniß vollgültig sey? Allerdings, so lange er zeugt für die Geburten ihres Geistes, und wenn er nicht mehr so ganz offenbar und gutwillig zeugt, so muß er, d. h. doch sein Buchstabe muß dann zeugen. Eine exegetische Manier, wie sie vorzüglich Dr. Paulus anpries, giebt die Folter ab, die jedenfalls Geständniß zu wege bringt. Ähnlich dieser ist Hrn. Hase's Exegese, wovon oben ein Muster steht. So wird die heilige Urkunde individualisirt, gestempelt zur Fundgrube eigener Weisheit. So wird statt einer christlichen Gnosis eine Pithanologie geboten. Selbsttäuschung oder absichtlicher Betrug? Wenn diese Klugen einen alten Klassiker erklären, so suchen sie emsig nach den Scholiasten. Nur bei der heil. Schrift wollen sie keinen Scholiasten, wollen nicht die Erklärung des Zeugnisses Jesu durch seine Apostel, durch die ersten Chri-

sten und herunter durch die Kirche. Welche Verkehrtheit! Darum rathen wir diesen sich ein für allemal vor aller Welt keinen Namen zu schaffen der ihnen gebührt, und nicht den beizubehalten, der solche bezeichnet, wie sie offenbar nicht seyn wollen, der seinen Grund in einem Glauben hat, der nimmer der ihrige ist. Dann wird, wer sie sucht, eher finden, und wer sie flieht, ihnen eher entfliehen können. Denn ihre Worte sind nicht einfach, sondern oft trügerisch, so daß die, für welche eigentlich das Evangelium zuerst verkündet wurde, sie nicht sogleich zu erkennen vermögen."

Nachdem unser Verf. bis S. 76 über den gekannten Streit der Rationalisten und Supernaturalisten referirt hat, giebt er die etwas auffallende Entscheidung S. 77, daß beide Parteien wegen unzureichenden Beweises abzuweisen seyen. Der Streit sey unlösbar, wovon der Grund in der anfänglich falschen Instruirung desselben liege. Die Sache hätte eigentlich so vorgestellt werden sollen: Gott wirkt stets unmittelbar; denn jedes Mittel als Weg zum Zwecke ist auch Schranke, die nicht stattfinden kann in Gott; ferner wirkt Gott stets übernatürlich, sobald wir ihn, wie es seyn muß, denken als verschieden von der Welt, als eine von ihr verschiedene Kraft. Unsere Erkenntniß aber sey gebunden an Gesetze als Schranken, weßwegen wir die Wirksamkeit Gottes stets als eine mittelbare und natürliche erkennen. „Ob wir demnach sagen: Gott wirkt unmittelbar und übernatürlich, oder mittelbar und natürlich, dieses ist gleich, und bezeichnet nur den verschiedenen Standpunkt der Wirksamkeit Gottes ihrer Wirklichkeit nach und die Art, wie uns dieselbe erscheint." S. 78. Diese kann man unserem Verf. nicht zum Vorwurf machen. Woher kommt denn die Erkenntniß, daß die Wirksamkeit Gottes an sich eine unmittelbare und übernatürliche sey, da wir nach unserem Verf. doch nur die-

selbe als mittelbare und natürliche zu erkennen im Stande sind? Dieß heißt offenbar dem Supernaturalism das Wort reden, was doch keiner weniger sich vorgenommen hat, als unser Verf.! Oder: alle Wirkungen die wir durch äußere oder innere Erfahrung erkennen, sind unmöglich göttliche; denn unsere gesammte Erfahrung hat lauter mittelbare und natürliche Wirkungen zu ihrem Objekt; diese sind aber keine göttlichen, also ——— Oder: wodurch ist der Unterschied, das Kriterium gegeben, welches die Wirkungen Gottes von den Wirkungen der Natur (der innern und äußern) scheidet? Alle diese Fragen hat unser Verf. unbeantwortet gelassen, weil sein System keine Antwort dafür hat.

Wenn aber auch der Streit so eingeleitet worden wäre, wie es nach Hrn. Hase hätte geschehen sollen, „so wäre der Streit hiemit keineswegs versöhnt, sondern nur anders gestellt, (;) denn die Thatsache bleibt, (:) das Christenthum enthält Lehren, welche die Einsicht der Vernunft übersteigen, sonach die alte Frage, ob derzleichen zur Religion gehören oder nicht, in welcher Frage allein die praktische Wichtigkeit des Streites liegt. — — Die nunmehrigen Rechtsfragen sind: 1. Entspricht das Christenthum der Vernunft? Oder richtiger: Erkennt der religiöse Glaube im Christenthum seine vollendete Darstellung? 2. Ist dieser Überschuß etwas der Religion Fremdes oder Nothwendiges? S. 79. „Mit einigen Gründen für und wider ist die Sache nicht abgethan, sondern die Gesetze der Vernunft, wiefern sie die Religion betreffen, müssen vollständig entwickelt werden, ihnen gegenüber die Artikel des christlichen Glaubens.“ S. 81. Wir wollen diese Worte weiter nicht commentiren, mit denen der Verf. seine nun folgenden Untersuchungen eingeleitet hat, weil das Meiste schon in dem früher Gesagten zur Sprache kam. Es genügt uns auf den Geist dieser Schrift, welches

der Geist vieler anderer protestantischen Theologen ist, aufmerksam gemacht und denselben beleuchtet zu haben. Von der eigentlichen Lösung der Aufgabe des Hase'schen Werkes ist in dem gegenwärtigen Bande nur wenig enthalten. Den Plan und die Durchführung desselben wollen wir auf die Anzeige der zwei übrigen Bände sparen.

Von dem Verfasser aber scheiden wir für jetzt mit der Versicherung, daß es uns bei dem Gegenwärtigen allein um die Wahrheit zu thun war, weßwegen wir auch meistens auf seinem eigenen Standpunkt ihm entgegengetreten sind.

——— n.

Histoire des Revolutions de l'église d'Utrecht, par le Comte *Louis Mozzi*, Chanoine de la Cathédrale de Bergame, traduite de l'Italien. Deux Tomes. Gand. P. I. Van Ryckegem, imprimeur-libraire, marché de Vendredi. 1828 et 1829.

Es mag immer noch deren geben, welche das, was je über Jansenismus gesprochen worden, für höchst unwichtig halten. Eine kurze Übersicht des Geistes und Charakters derer, welche diesen Sektennamen veranlaßten, wird unbefangene Leser in den Stand setzen, zu entscheiden, ob die ganze Geschichte um nichts weiter als um ein Mißverständniß, um einen bloßen Wortstreit sich drehe.

Durch den Ausbruch der Revolution, im Jahre 1566, mittelst der Verschwörung der sogenannten Geusen oder Bettler war der Kalvinismus wie ein reißender Strom in Holland verbreitet worden. Die bisher in den Provinzen bestandene katholische Religion war bald gänzlich vernichtet, und die Besitzungen der Kirchen waren die Beute der Häupter der neuen Lehre geworden. Die Bischofsstühle standen leer, da die Mittel zu ihrer Unterhaltung den

Kathedralkirchen geraubt waren. Die öffentliche Religionsübung hatte gänzlich aufgehört. Die nicht abgefallenen Geistlichen irrten zerstreut umher, und die ihrer Religion treu gebliebenen Katholiken waren gezwungen, ihren Glauben, aus Furcht vor harten Verfolgungen, geheim zu halten. Im Jahre 1583 ernannte Pabst Gregorius XIII. auf den Vorschlag des zu Köln residirenden Nuntius, und auf die Empfehlungen des Lindanus, Bischofes von Rürremond, den Sasbold Vosmer zum apostolischen Vikar für sämmtliche vereinigte Provinzen. Als gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Generalvikar von Harlem mit Tode abgegangen, und nach sechszehn Monaten seine Stelle noch nicht wieder besetzt war, ernannte Vosmer, der mit den ausgedehntesten Vollmachten vom päbstlichen Stuhle versehen war, den Albert Egg zu dieser Würde. Klemens VIII. ernannte besagten Vosmer im Jahre 1602 zum Erzbischofe in part. von Philippi in Thessalien. Er leistete, von Köln aus, wo er sich aufhielt, den geächteten Katholiken in Holland alle möglichen Dienste. So vielen Gefahren er sich auch aussetzen mochte, kam er doch öfters in die Provinzen, und lebte einige Zeit verborgen im Haag. Seine Hauptsorge war das von ihm für junge studirende Holländer errichtete Seminar. Nach seinem Tode ward vom Pabste Paul V. seinem Provikar Philipp Rovenius seine Stelle übertragen. Auch er ward zum Erzbischofe von Philippi ernannt. Er umgab sich mit mehreren Geistlichen, die er sein Vikariat nannte. Hiervon nahm die nachher auftretende Jansenistenpartei den Anlaß, die Behauptung aufzustellen, die Glieder dieses Vikariats hätten das Kapitel der ehemaligen erzbischöflichen Kirche von Utrecht ausgemacht. Bis zum Jahre 1705, wo Potkamp zum ersten Male mit dieser Benennung auftrat, war solche unbekannt geblieben. Rovenius, der seine Hirtenpflichten aufs

gewissenhafteste zu erfüllen suchte, hatte die Herren von Holland auf seine Person aufsichtig gemacht. Sie glaubten in ihm einen gefährlichen Gegner ihrer Verfassung zu sehen, und verwiesen ihn durch ein Dekret vom 10. März 1640 des Landes, und zwar unter Androhung der Strafe, als Vaterlandsverräther behandelt zu werden, wenn er je wieder einen Fuß in das Land setzen würde. Er war nun gezwungen, nicht mehr öffentlich zu erscheinen, aber deß ungeachtet ließ er sich seine Glaubensgenossen auf's zärtlichste angelegen seyn. Er erhielt, um was er längst bei dem Pabste angesucht hatte, in der Person des Jakob de la Torre einen Koadjutor; ihn berief Pabst Urban VIII. zu dieser Stelle; Innocenz X. aber ernannte ihn 1647 zum Erzbischofe von Ephesus. In demselben Jahre traf auch de la Torre dasselbe Verbannungsdekret, weil der protestantische Magistrat in Erfahrung gebracht, daß er im nördlichen Theile von Holland die Firmung ertheilt hatte. Sogar sein geringes Vermögen ward eingezogen. Rovenius starb 1651 in einem Alter von 78 Jahren. De la Torre, welchem die Bürde seines Amtes zu schwer ward, suchte persönlich zu Rom, wohin er 1655 sich begeben hatte, um seine Entlassung an, und weil sein Begehren nicht angenommen wurde, bat er, ihm einen Suffraganbischof zu geben, mit dem er die vielen Geschäfte theilen könnte. Er erhielt 1656 einen solchen in der Person des Zacharias de Metz, gebürtig von Brüssel, den er nebst sieben andern dem Pabste zu der Stelle vorgeschlagen hatte. De Metz wurde zum Bischofe von Tralles ernannt, und nahm seinen Wohnsitz zu Amsterdam, wo er von der weltlichen Obrigkeit die Ermächtigung erhielt, sein heiliges Amt frei und ungehindert auszuüben. Er starb 1661, und de la Torre kaum 2 Monate nach ihm. Dieser hatte Balduin Catz als Generalvikar der Diöcese Harlem, und Neerkassel als solchen für die Diöcese Utrecht hinterlassen.

Im Jahre 1658 ward von de la Torre das Kollegium des Vikariats bestätigt, und ihm eine weitere Ausdehnung der Gewalt bewilligt. Er erhob die Glieder desselben zu der Würde des beständigen Senates der Kirche von Utrecht, mit der Erklärung, seine Absicht gehe dahin, daß in allen wichtigeren Gegenständen, und wann es um die Verwahrung der Diöcesanrechte sich handle, das Ansehen dieses Kollegiums wie das eines Kathedralkapitels geachtet, daß ferner dessen Glieder wie graduirte Kanoniker angesehen werden, und an der Seite des apostolischen Vikars dieselbe Stelle einnehmen sollten, welche sonst das Kathedralkapitel neben dem Bischofe innehabe. Zugleich verfügte er: Alle Geistlichen, sowohl vom Weltpriesterstande, als vom Klosterstande, haben diese Versammlung für den Senat der Kirche von Utrecht anzuerkennen und zu ehren. Der apostolische Vikar blieb das Haupt dieses Senates.

Da von dieser Verfügung die ersten Anlässe zu der nachmals erfolgten Spaltung und Irrung, welche die Kirche von Utrecht bis anheute bedrängte, genommen worden, so war es nothwendig, den Inhalt derselben genauer anzugeben.

Neercassel war noch bei Lebzeiten des apostolischen Vikars zu dessen Koadjutor und zum Bischofe von Kastoria ernannt worden. Als daher Ersterer starb, wandten sich die Glieder des Utrechter Vikariats an den Pabst, um Neercassel zu dessen Nachfolger zu erhalten. Von der Zuversicht, daß ihnen ihre Bitte würde gewährt werden, wurden sie nicht wenig betroffen, als sie erfuhren, de Caß sey zum apostolischen Vikar vom Pabste ernannt worden. Von nun an entwickelte sich unter den Mitgliedern des Utrechter Vikariats eine Erbitterung, welche nach und nach immer mehr zunahm, und endlich in eine förmliche Spaltung ausschlug. Die Utrechter Geistlichkeit höchst verdrossen, daß sie unter dem zu Harlem befindlichen Bischofe

stehen sollte, wandte sich an den Pabst mit der Bitte, die Kirchen von Holland in zwei apostolische Vikariate zu theilen. In dieser schriftlichen Bitte wagten die Unterzeichneten noch nicht, sich den Titel: Kapitel der Kathedralkirche von Utrecht beizulegen, noch die Kirche von Utrecht eine erzbischöfliche Kirche zu nennen. Sie wußten zu gut, daß seit der in Holland eingetretenen Reformation nur durch einen apostolischen Vikar mit dem Titel eines Bischofs oder Erzbischofs in partibus, die katholischen Angelegenheiten besorgt worden waren, daß es folglich weder einen Bischof von Utrecht noch von Harlem seitdem mehr gegeben habe. Allein nach dem Tode des Baldwin de Catz, als apostolischen Vikars, (1663) wo nun dessen Würde auf Neercassel übertragen worden, entwickelte sich der Anschlag immer mehr, der Kirche von Utrecht nicht allein den Vorrang vor allen andern Kirchen in Holland zu erringen, sondern sie auch ganz unabhängig von jedem apostolischen Vikar zu machen, der nicht aus der Mitte der Glieder des Utrechter Vikariats genommen wäre. Den 28. November 1662 hatte Neercassel einen umständlichen Bericht über den Zustand des katholischen Religionswesens in Holland an die Congregation der Propaganda nach Rom gesendet. Diese fand den Bericht sehr genügend und hinsichtlich der immer zunehmenden Zahl der Gläubigen überaus erfreulich. Allein zugleich bemerkte sie auch in diesem Schreiben verschiedene Stellen, die ihr auffallend vorkamen, und über die sie von dem Bischofe von Castoria nähere Erklärung verlangte. So enthielt z. B. der Bericht: es befinde sich zu Utrecht ein Ausschuß von acht Geistlichen, welche mit der Oberaufsicht aller Kirchen des Vikariats beauftragt wären, so daß jeder derselben mehrere Kirchen zur besondern Obsicht hätte. Die Kongregation der Propaganda verlangte demnach zu wissen, auf welche Weise dieses Kollegium oder dieser Aus-

schuß gebildet sey, und wer ihm diese Oberaufsicht über die Bisthümer in Holland und über das zu Köln befindliche Seminar junger holländischen Geistlichen übertragen habe. Neercassel fand nicht gut, die verlangte Abschrift der Bildung und Bestätigung des von ihm errichteten Ausschusses zu schicken. Die Urschrift dieser Einrichtung sollte zugleich dem Internuntius vorgelegt werden, was aber nicht geschah. Erst sieben Monate nachher ließ Neercassel eine getreue Abschrift nach Rom abgehen. Die Einrichtung selbst hatte schon unter dem apostolischen Vikar Rovenius ihre Entstehung erhalten. Da er in den letzten fünf Jahren seines Lebens an einer außerordentlichen Geistesschwäche litt, so hatte der Ehrgeiz der Glieder des Utrechter Vikariats solche zur Verfassung und Bestätigung des oben erwähnten Ausschusses zu benützen, kein Bedenken getragen; daher den 18. Dezember 1665 vom Pabste alle von Rovenius als Erzbischof von Ephesus während seiner letzten fünf Lebensjahre erlassenen Verordnungen und Handlungen als gänzlich ungültig und ungeschehen verworfen wurden. Doch war die früher schon eingeführte Verfassung des Vikariats unter diesem Verwerfungsverbote nicht mitbegriffen. Nun die vom Ehrgeize der Glieder dieses Kollegiums späterhin versuchte weitere Ausdehnung der Gewalt über die sämmtlichen Kirchen von Holland, und ihre Gestaltung in ein Kapitel ward als Anmaßung und Neuerung mißbilligt und für nichtig erklärt. Neercassel gab sich während seiner drei und zwanzigjährigen Amtsführung alle Mühe, die Bestätigung der besagten Einführung noch zu erhalten. Da es nicht geschah, so ertheilte er ihr sie am Ende selbst. Er war aus der Schule des Jansenisten Arnold, daher auch der Nekrolog von Portroyal ihn unter die eifrigsten Anhänger der Sekte zählt. Indeß machte er doch in einem Pastoralschreiben vom 8. April 1679 das Dekret des Pabstes Innocenz XI. be-

kannt, welches (2. März 1679) das Verdammungsurtheil von 65 Sätzen aussprach. Neercassel hatte selbst auch unter andern Schriften mehr das Buch von der bereuenden Liebe *) geschrieben. Alexander VIII. verdammte dasselbe, bis es von den darin enthaltenen Irrthümern würde gereinigt seyn. Er starb zu Zwol 1686.

Schon Rovenius war mit dem Verfasser des Buches Augustinus bekannt, daher auch dasselbe bei seiner Erscheinung mit der Genehmigung dieses Bischofes versehen war. Die Zahl der Anhänger der Irrlehren, welche Cornelius Jansenius, Bischof von Ypern in dem besagten Werke vertheidigte, war bis zur Zeit, wo Neercassel das apostolische Vikariat versah, noch sehr gering. Als er diese Würde erhielt, befand sich die katholische Kirche Hollands in einem wirklich blühenden Zustande. Sie enthielt 320,000 Katholiken, in sechs Diöcesen vertheilt, und 360 Pfarren zählend, mit 460 Geistlichen. Bekannt mit Neercassels Grundsätzen, fanden eine Menge entlaufener Mönche aus Frankreich, flüchtig gewordener Priester und gegen die den Jansenismus betreffende Entscheidungen der Kirche sich auflehnender Geistlichen, bei ihm Schutz. Unter diesen waren vorzüglich Arnold, du Vaucel, Gerberon, Quesnel und andere mehr. Die nächsten Umgebungen um Neercassel, ein Codde, van Boost, van Henssen, van Erkel, waren von derselben Denkart. Neercassels Tod brachte die Gesinnungen der Partei vollends an das Licht. Die Glieder des Vikariats, die sich den Titel: erzbischöfliches Kapitel von Utrecht nun offen beilegten, ernannten den Peter Codde, bisherigen Provikar Neercassels zum Administrator des leer gewordenen Erzbisthums von Utrecht, und behaupteten zugleich: nur von ihnen könne er seine Authorität recht-

*) Amor pœnitens, sive de divini amoris ad pœnitentiam necessitate et recto clavium usu. 1683.

mäßig erhalten. Er ertheilte in ihrem Namen Dimissorialien, besetzte die erledigten Pfarrstellen, und übte andere ähnliche Verrichtungen mehr aus. Die Vikariatsglieder aber legten sich den Titel: Kanoniker des Utrechter Kapitels bei.

Zwölf Tage nach Neercassels Tode traten die Vikariatsmitglieder von Utrecht und Harlem zu Gouda zusammen, und fertigten eine Schrift aus, in der sie Van Heussen zum Nachfolger Neercassels im apostolischen Vikariate, dem Pabste vorschlugen. Da aber der Vorgeschlagene, der Propaganda so wie dem Pabste, schon früher wegen seiner engen Vertraulichkeit mit den Häuptlingen der Jansenistenpartei, und namentlich mit Arnold, Quesnel und andern, wie auch wegen seiner Grundsätze genugsam bekannt war, auch der Resident des deutschen Kaisers, Camprich und andere mehr, ihm zu Rom kein günstiges Zeugniß ertheilten; so ward der Vorschlag unbeachtet beseitigt, und dieß um so mehr, da während die Arnoldische Partei durch Du Vancel, der sich nun Valloni nannte, zu Rom alle mögliche Ränkemittel umwendete, Van Heussen zum Nachfolger Neercassels zu erhalten, sogar von diesem zu Löwen vertheidigte Grundsätze schriftlich nach Rom geschickt worden wären. Da indeß die Ernennung eines apostolischen Vikars sich immer mehr verzögerte, so schlug Codde endlich selbst vor, den Pfarrer Cok von Leyden unmittelbar nach Rom zu schicken, um die Sache zu Ende zu bringen. Dieser Abgesandte gewann das vollkommene Zutrauen des päbstlichen Stuhles, und nur auf seine ausdrückliche Weigerung, die Stelle als apostolischer Vikar anzunehmen, und auf das gute Zeugniß, das er Codde ertheilte, ward dieser endlich zu dieser Würde vom Pabste ernannt. *) Den 6. Februar darauf

*) Das Ernennungsbreve vom 9. Oktober 1688, vom Pabste Innocenz erlassen, enthält unter Andern ausdrücklich: Te in eisdem

erhielt er den Titel als Erzbischof von Sebaste. Cok ward bei seiner Rückkunft in Holland von den Anhängern der Partei fast mit Lobeserhebungen erstickt. Aber der Enthusiasmus für ihn wandelte sich nur zu bald in den tödlichsten Haß derselben Partei gegen ihn. Aber so ist es bei solchen Sektenvereinen immer gewesen. Keiner ist in ihren Augen ein Mann von Intelligenz und von hellen Ansichten, als insoferne er ihren Meinungen beipflichtet. Nur dieser Beifall ist ihnen der richtige Maßstab, mit dem sie sein Wissen, seine Gelehrsamkeit und seine Tugenden zu würdigen pflegen.

Codde, kein besserer Katholik als Van Heussen, hatte bisher nur seine in der Congregation der vom Kardinal Berülle errichteten Oratorianer, besonders aus dem Unterrichte des Pater De Hont und Quesnel geschöpften Grundsätze besser zu verheimlichen verstanden. Allein als der päbstliche Internuntius, vor seiner Weihe ihm das Formular Alexanders VII. einfach und ohne Vorbehalt zu unterzeichnen vorlegte, konnte er sich nicht länger verstellen. Er verweigerte seine Unterschrift, und der Internuntius wollte endlich auch nicht weiter darauf bestehen. Nun aber erfolgten so viele Neuerungen in der Kirche, z. B. die Einführung der Landessprache bei den gottesdienstlichen Handlungen, die Verweigerung der Kommunion, deren Genuß Vielen ein und mehrere Jahre, sogar in der Osterzeit untersagt worden war, die Mißbräuche im Beichtstuhle, welche so viele Beichtende verscheucht hatten, alle diese und andere Neuerungen mehr, eine Folge der Jansenistischen Lehren, erzeugten in den Niederlanden

---

Hollandiæ ac fœderatarum provinciarum hujusmodi partibus vicarium apostolicum cum facultatibus, quæ aliis nostris in similis formæ brevis litteris continentur, ad nostrum et sedis apostolicæ beneplacitum, auctoritate apostolica, tenore præsentium facimus, constituimus et deputamus.

sowohl als in Holland die traurigsten Wirkungen. Dazu kamen noch eine Menge Schriften aller Art, welche die falschen Lehren immer weiter verbreiteten. Zu gleicher Zeit erhob sich auch, wie Sektirer immer thun, gegen alle die, welche nicht von der Partei seyn wollten, die leidenschaftlichste Verfolgung. Der oben erwähnte Cok, und viele andere rechtgläubige Katholiken mehr erfuhren namentlich die Wuth dieser Menschen. Codde litt keine andere Männer mehr um sich, als die von der Jansenistischen Partei waren. Der Zustand der holländischen Kirche war so traurig geworden, daß selbst die Gesandten von Polen und Wien, vom Haag aus die Sache nach Rom berichteten, und um Maßregeln baten. Indeß ward das Unheil immer größer, also zwar, daß endlich ganze Gemeinden, wie Gorcum, Maasland, Sevenhoven, Vlaardingen und andere mehr, sich in Masse gegen die Neurer erhoben, und zur Bewahrung ihrer Väterreligion kein anderes Hülfsmittel mehr entsprechend erkannten, als ihre Pfarrer, Missionarien und andere Geistlichen gänzlich aus ihren Gemeinden zu vertreiben. Der Pabst hatte bisher durch alle möglichen Mittel der Güte und Nachsicht das Übel heben zu können geglaubt. Erst als eine in verschiedene Sprachen übersetzte, und allenthalben an Fürsten, Gesandte und in allen Ländern vertheilte Schrift, betitelt: Mémorial abrégé das Unwesen in allen Theilen aufdeckte, hielt man für nöthig, Codde selbst nach Rom zu berufen. Codde ward durch diese Vorberufung nicht wenig betroffen. Er wendete alles an, diese Reise nicht machen zu müssen. Der Internuntius ward endlich genöthigt, ihm eine Frist von acht Tagen zu bestimmen, worin er sich erklären sollte, ob er dem päbstlichen Stuhle Folge leisten, oder ferner sich noch widersetzlich zeigen wollte, in welchem Falle er ihm seine Vollmachten abnehmen, und den besagten Balthasar de Cok zum Provikar der

Mission ernennen würde. Nun erhielt Codde durch seinen Agenten Du Vaucel zu Rom die Nachricht, die Sache scheine endlich ernsthafter zu werden, und er vermöge schwerlich mehr, wie bisher die zur Untersuchung eigens vom Pabste niedergesetzte Congregation hinzuhalten; da zugleich bekannt ward, der Internuntius habe Cok zur Aufklärung der Sache eigens nach Rom gesendet, so erkannte Codde für räthlicher, vorerst bei dem Internuntius zu Brüssel persönlich seine Angelegenheit zu betreiben. Obgleich er zu keiner Zeit, wie oft er auch zu ihm zu kommen, eingeladen worden war, ihn sehen wollte, so fand er doch jetzt für besser, sich vor ihm zu stellen, und seine Verwendung zu seinen Gunsten zu Rom sich zu erbitten, und vorzüglich es dahin zu bringen, damit er der Reise überhoben bliebe. Die Unterredungen mit dem Internuntius gediehen endlich so weit, daß Letzterer bereits entschlossen war, den von Rom erhaltenen Befehlen zu Folge Codde zu suspendiren. Codde's Freunde, die ihn nach Brüssel begleitet hatten, fanden nun selbst sich gedrungen, ihm die bisher so sehr abgerathene Reise nach Rom als das einzige Rettungsmittel anzurathen. Er begab sich daher im Mai 1700 nochmal zum Internuntius, demselben seinen Entschluß mit einer Miene voll außerordentlicher Demuth und Unterwerfung anzuzeigen, und sich nur noch eine Frist bis zum ersten Juli, und dann auch noch dieses auszubitten: daß während seiner Abwesenheit Cok ihm nicht als Stellvertreter gegeben würde. Der Internuntius entließ ihn mit der Erklärung: Er habe ihm bereits vorigen Tages über das Alles seinen Bescheid gegeben, und bisher gethan, was ihm in seiner Stelle für ihn zu thun möglich gewesen. Erst gegen Ende des Septembers machte er sich in Begleitung des berüchtigten Kreits, der vier Jahre vorher vom Rektor zu Löwen zum Kerker verurtheilt worden war, auf den Weg

nach Rom. Vor seiner Abreise ernannte er noch zu Provikarien Jakob Catz, Hugo van Heussen, Martin Swaen und Theodor Groenhout. Im Dezember traf er zu Rom ein, gerade zur Zeit als Clemens XI. den päbstlichen Stuhl nach dem Ableben Innocenz XII. bestiegen hatte. Dieser Pabst war als Kardinal in der Klage gegen Codde der Berichterstatter gewesen. Er hoffte demnach von ihm alles mögliche Günstige für seine Angelegenheit, zumal, da er überall den schmeichelhaftesten Empfang erfahren hatte. Eine Congregation war mit der Untersuchung der bereits seit eilf Jahren gegen ihn einberichteten Beschwerden beauftragt. Am 2. Juni 1701 war die Sache so weit gediehen, daß ihm sechs und zwanzig Punkte zu beantworten vorgelegt wurden. Diese enthielten unter andern Folgendes: Es wurden seit einer Reihe von Jahren in der holländischen Mission die längst von der Kirche verdammten Lehren des Bajus und Jansenius verbreitet; es wurde öffentlich gelehrt: daß keine auch noch so unverschuldete (invincibilis ignorantia) Unwissenheit als Entschuldigung der Sünde gelten könne; ferner: Christus habe nicht für das ewige Heil aller Menschen gebeten, sondern nur für die Auserwählten; — man könne der innern Gnade nicht widerstehen; — den Sündern mangle die hinreichende Gnade zu ihrem Heile; — auch die Gerechten ermangelten nicht selten der nöthigen Gnade zur Erfüllung der Gebote u. s. w.

Kurz nach dem Abgange Codde's nach Rom, hatten einige zwanzig Geistliche eine große Denkschrift an die Congregation abgehen lassen, in der sie, die immer größere Verbreitung irriger Lehren besonders der Gleichgültigkeit Codde's beimaßen, solchem Übel sich entgegen zu setzen. Als einziges hiergegen noch dienliches Mittel schlugen sie vor, daß das Formulare Alexander's VII. in ganz Holland zum Unterschreiben ohne irgend einen

Vorbehalt, vorgelegt würde. Codde hatte diesen Vorschlag nicht sobald erfahren, als er öffentlich sich dagegen erklärte und mit einer Heftigkeit das Unthunliche dieser Unterzeichnung herauszustellen suchte, daß die Congregation um so mehr darauf bestand, er solle das besagte Formulare ohne Vorbehalt unterzeichnen. Am 7. Mai 1702 ward ihm daher das Formulare zum Unterschreiben vorgelegt. Er verweigerte solches ohne Vorbehalt. Am 13. Mai ward seine Suspension ausgesprochen, und in dem darüber ausgefertigten Breve ward zugleich Cok als Provikar der vereinigten Provinzen ernannt. Durch die Ränke der Partei, welche sich sogar an die weltliche Macht von Holland wendete, konnte Cok nie sein Amt ausüben. Er bekam sogar Hausarrest; zugleich ward durch ein Dekret Allen verboten, nach Rom zu reisen, wenn sie vom päbstlichen Stuhle dahin berufen würden. Mit diesen und ähnlichen Verordnungen, welche die Generalstaaten zu Gunsten der Neuerer erlassen hatten, noch nicht zufrieden, erwarteten sie noch strengere Maßregeln, nämlich die Verweisung aller Mönche, besonders der Jesuiten aus Holland, die Schließung aller Kirchen u. s. w. So glaubten sie den römischen Stuhl zur Nachgiebigkeit und zur Aufhebung der gegen Codde ausgesprochenen Suspension zu zwingen. Gegen die Gläubigen aber wandten sie alle nur erdenkbaren Mittel an, sie zu bereden, es sey an der besagten Sache mit der Suspension Codde's nicht ein wahres Wort. Zugleich wurde von Quesnel in einer weitläufigen Schrift zu erweisen gesucht: Man könne ohne sein Gewissen zu beleidigen zur weltlichen Gewalt der Protestanten seine Zuflucht nehmen, um die der Partei Abholden zu ihrer Gemeinschaft zu zwingen, und die päbstliche Macht, welche gegen ihre Sache handle, auf jede Weise kraftlos zu machen; ferner: daß in dem gegenwärtigen Zustande der Religionsangelegenheiten die von dem

suspendirten Codde ernannten Provikare, denen das Kapitel!! die Bestätigung ertheilt habe, ihr Amt ohne Anstand fortverwalten könnten; ja, daß es die besondere Pflicht derselben wäre, mittelst weltlicher Unterstützung den Befehlen von Rom auf alle Weise sich entgegen zu setzen. Indeß schienen die besagten Glieder der Partei noch nicht genug beruhigt; sie wandten sich daher 1703 an den Professor Van Espen, welcher nebst Hennebel und Obstraet dieselben Erklärungen gab. Doch rieth er nur im äußersten Falle der weltlichen Hülfe sich zu bedienen.

Indem also die Codde'sche Partei in ihrer Widersetzlichkeit gegen den römischen Stuhl fortfuhr, ward die Geistlichkeit von Harlem allmählich aufsichtiger, und erkannte nach und nach, daß der Geist, von dem man bisher sich hatte leiten lassen, nicht aus Gott sey. Im Jahre 1705 kehrte demnach, aller Bemühungen von Seite der Utrechter Partei ungeachtet, die Geistlichkeit zurück. Sie machte ihre Unterwerfung unter die Verordnungen des heiligen Stuhles, durch eine öffentliche Schrift bekannt.

Codde reisete endlich nach einem Aufenthalte von zwei Jahren vier Monaten von Rom ab. Vor seiner Abreise hatte er nochmals vom Pabste Audienz erhalten. „Dom Bonifaz (Codde)", so schrieb Du Vaucel am 7. April 1703 an Quesnel, hat bei seinem letzten Besuche von Olibrius (dem Pabste) keine bessere Behandlung erfahren. Er ist hartnäckig auf den vorgeblichen Jansenismus und das Formulare versessen." Codde schrieb sogleich nach seiner Ankunft zu Utrecht im Juli 1703 an die Congregation nach Rom: in welchem traurigen Zustande sich die Mission befände, und daß nur seine Wiedereinsetzung dem Übel abzuhelfen im Stande sey. Der Pabst ließ ihm durch den Kardinal Barberini schriftlich zu seiner Ankunft Glück wünschen, und zugleich

ihn einladen, der Spaltung durch seine Unterwerfung ein Ende zu machen.

Nachdem Codde allenthalben Hülfe zu seiner Wiedereinsetzung in seine Stelle gesucht, und nirgends erhalten hatte, was er nebst seinen Anhängern auf allen noch so niedern Wegen zu bewerkstelligen sich bemühet hatte; wandte er sich zuletzt an das vorgebliche Kapitel von Utrecht, erkannte dessen Obergewalt an, und bat um die Vollmachten, die er von dem heiligen Stuhle bisher fruchtlos verlangt hatte. Als man zu Rom auch hiervon Kunde erhielt, ließ der Pabst durch den Kardinal Paolucci ihm andeuten: der heilige Stuhl erkenne auf keine Weise die Anmaßungen dieses vorgeblichen Kapitels an, so wie auch ihm selbst in keinem Falle erlaubt sey, in dessen Namen eine bischöfliche Verrichtung vorzunehmen. Der Pabst sey übrigens der vollkommenen guten Meinung: Er werde nie von einer solchen Gewalt, aus den Händen jenes vorgeblichen Kapitels, Gebrauch machen, weil er voraus sehen müsse, hierdurch für immer suspendirt zu werden.

Die Meuterer setzten indeß ihre unchristlichen Handlungen fort, immer noch in der Meinung, auf diese Weise den römischen Stuhl zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die Verfolgungen der Katholiken wurden immer heftiger, und gingen endlich so weit, daß Cok erst verhaftet und dann gänzlich des Landes verwiesen wurde. Er mußte, um sein Leben zu sichern, sich insgeheim bis in die Länder des Churfürsten von der Pfalz flüchten, wo er nebst vielen andern, geflüchteten Katholiken die erwünschteste Aufnahme erhielt.

So wie aber Codde bisher das Haupt und das thätigste Werkzeug seiner Partei war, so setzte er auch immer noch seine Sollicitationen bei der Congregation und bei dem Pabste um seine Wiedereinsetzung fort. Eine

neue Versammlung mußte seine Sache nochmal auf sein vielfältiges Begehren untersuchen. Den 2. April 1704 ward seine Suspension abermal bestätigt, und er des Amtes eines apostolischen Vikars völlig verlustig erklärt. Nun aber wurden vollends alle Schranken der Achtung gegen den römischen Stuhl durchbrochen. Schmähschriften jeder Gattung traten nun fast täglich an das Licht. Zugleich behauptete die Partei, daß nach einem so ungerechten Urtheile, welches der römische Stuhl erlassen, es Gewissenssache sey, ihre Zuflucht zum weltlichen Arme zu nehmen. Am 7. November 1704 ward durch ein Dekret der protestantischen Gewalt, Codde in seinem Amte als apostolischer Vikar bestätigt. Doch wagte er von nun an nicht mehr, dieses Titels sich zu bedienen. An seiner Stelle ernannte der römische Prälat Buffi den Gerhard Potcamp zum apostolischen Vikar der holländischen Mission. Man kannte seine Anhänglichkeit an die Jansenistischen Lehren; aber man hoffte durch seine Wahl den Spaltungen ein Ziel zu setzen. Zugleich ward auch die Codde übertragene Gewalt zurückgenommen. Allein die Wuth der Partei ward noch täglich heftiger; Münzen und Schriften erschienen, immer Eine beleidigender als die Andere.*)

Nach Potcamps bald erfolgtem Tode, ernannte Buffi den kölnischen Kanonikus Adam Daemen, aus Amsterdam gebürtig und von einer adeligen Familie abstammend. Die Geistlichen von Harlem unterwarfen sich

*) Von solchen Münzen enthielt Eine:

„Undecimus Clemens Batavos vult cogere clemens.
Albanus nigro mistus cacodemone canus."

Clemens XI. war nämlich aus der Familie Albani.

„Du faux Pierre avec le diable,
Cette alliance est admirable."

Aber so handelte immer der Irrlehrergeist.

ihm bald, aber die von Utrecht fuhren in ihrem sektirerischen Benehmen fort. Codde starb endlich den 18. Dezember 1716, starrsinnig auf seinen Meinungen beharrend.

Auf Quesnels (Pater Prior) Rathe wurde von der Partei, welche durch eine Menge Überläufer und Flüchtlinge aus Frankreichs Klöstern verstärkt worden war, eine feierliche Protestation oder eine Appellation gegen die Bulle Unigenitus und andere Dekrete des päbstlichen Stuhles, die Jansenistische Irrlehre betreffend, mit vielen Unterschriften versehen, von Utrecht aus bekannt gemacht. Nach Adam Daemen's Tode (30. Dezember 1717) ward Johann Bylevelt, Pfarrer im Haag, an seiner Stelle zum apostolischen Vikar erwählt. Nach acht Monaten ward er durch die Ränke der Partei aus Westfriesland, Holland und Seeland vertrieben, und zu einer Geldstrafe von 2000 Gulden verurtheilt. Von Utrecht, wohin er sich zurückgezogen hatte, mußte er nach Arnheim im Geldrischen entweichen, und starb endlich den 20. Jänner 1727 zu Brüssel, beweint von den Katholiken, und verlästert von den Sektirern.

Diese rückten dem letzten Akte ihrer Verkehrtheit immer näher. Wie sie schon vorher mehrere französische Bischöfe dahin gebracht hatten, die ihnen zugesendeten jungen Kleriker zu weihen, so kamen sie endlich vollends dahin, auch einen eigenen Bischof sich zu verschaffen. Hierzu wurden sie um so mehr gedrungen, da die französischen Bischöfe das strengste Verbot erhielten, solchen aus Holland zugesendeten Leuten ferner einige Weihen zu ertheilen. Da fand sich endlich ein Mann, der als Anhänger derselben Meinungen gerne die Hand dazu bot, der Partei einen eigenen Bischof zu verschaffen. Es war Dominikus Maria Varlet, ein Franzose und Doktor der Theologie, von Paris. Als Generalvikar des Bischofes von Quebek erhielt er von Clemens XI. die

Ernennung zum Bischofe von Askalon und zum Koadjutor von Babylon, 1716. Er war bereits auf dem Wege zu seiner Bestimmung, als seine Verweigerung, die Bulle Unigenitus zu unterzeichnen, welchem Befehle nachzukommen er durch seine heimliche Abreise zu entgehen gesucht hatte, so wie seine enge Verbindung mit den Appellanten oder Jansenisten zu Rom bekannt wurde. Seine Ernennung ward daher zurückgenommen, und der Bischof von Ispahan erhielt demzufolge den Auftrag, ihm solches bekannt zu machen, was den 15. März 1720 geschah. Sogleich machte er sich auf den Rückweg nach Europa, und zog sich nach Holland zurück, wo er beständig gegen alles protestirte, was der römische Stuhl gegen ihn verfügt hatte.

Die Partei wandte sich an ihn, den von acht Gliedern des sogenannten Utrechter Kapitels erwählten Kornelius Steenhoven zu ihrem Bischofe zu weihen. Van Espen erklärte, die Weihe könne wegen Dringlichkeit auch durch einen Bischof vorgenommen werden. Man ging so weit, sogar dem Pabste diese Wahl anzuzeigen. Auch Steenhoven sendete ihm die Anzeige seiner Ernennung und zugleich sein Glaubensbekenntniß. Nachdem er von Barlet die Weihe als Erzbischof erhalten hatte, meldete er auch diese nach Rom. Er starb den 3. April 1725. Sein Nachfolger war Barchman Wuytiers. Wie sein Vorfahrer maßte er sich auch die Jurisdiktion über die Kirche von Harlem an. Allein man wies ihn ohne weiters zurück. Zugleich erließ auch der Pabst, wie schon bei der Wahl Steenhovens, an die sämmtlichen Katholiken in Holland ein Breve, worin er sie warnte, an dieser Spaltung und den daraus erfolgten Ärgernissen keinen Theil zu nehmen. Zu dieser Zeit erschien auch die berüchtigte Schrift: Responsum epistolare, aus der Feder des Van Espen. Sie enthielt so irreligiöse und gegen den Pabst zugleich so beleidigende Aus-

drückte, daß der Kaiser auf die vom Internuntius Spinelli dagegen erhobene Klage den Verfasser vor das Gericht zur Verantwortung verwies; die Schrift selbst wurde im Saale des Staatsraths den 12. September 1725 zerrissen. Statt vor dem Gerichte zu erscheinen, entfernte sich Van Espen, nachdem alle Ausflüchte nicht weiter auslangen wollten, heimlich von Löwen, und starb zu Utrecht unter seinen Anhängern den 28. Oktober 1728.

Indeß ward Barchman am 30. September 1725 von demselben Varlet geweihet, weil von allen dazu erbetenen Bischöfen keiner nur eine Antwort auf die Einladung gegeben hatte. Nach seinem, den 15. Mai 1732, erfolgten Tode, erhob die Partei den Theodor Van der Croon an seine Stelle. Auch er notificirte seine Wahl dem päbstlichen Stuhle. Nachdem er zweimal nach Rom geschrieben hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, ließ er sich von Varlet die Weihe ertheilen. Die Partei desselben erneuerte bei den Generalstaaten ihr Ansuchen: zu verordnen, daß alle Katholiken gehalten seyn sollten, diesen Bischof anzuerkennen. Als aber diese hievon nichts wissen wollten, und sogar Anstand nahmen, ihn als Bischof anzuerkennen, baten diese Menschen: daß man ihnen wenigstens ihren Bischof lassen, und selbst den Katholiken einen geben möchte. *) Clemens XII. erklärte, was auch bereits gegen jeden der Vorgänger Van der Croon's von päbstlichem Stuhle geschehen war, die Wahl dieses Mannes für nichtig und ohne Folge, seine Weihe für ungesetzlich und verabscheuungswürdig, und ihn selbst getrennt von der Kirche.

*) Schon damals war es selbst unter den Protestanten in Holland eine gemeine Redensart: The Jansenisten Bischop, wodurch sie den Unterschied zwischen einem solchen- und einem katholischen andeuten wollten.

Da die Zahl der Anhänger täglich abnahm, und die Zurücktritte zur katholischen Kirche immer häufiger wurden, brachte die Partei nach so vielen, allen Irrlehren so geläufigen Ausflüchten, auch diese noch hervor: Es habe gar nichts auf sich, daß sie die kleinere Zahl ausmache; auch bei ihr könne die Wahrheit und der reine Glaube seyn.

Van der Croon wendete sich an den Erzbischof von Mecheln Thomas Philipp De Bossü, Kardinal von Elsaß, und bat ihn, sich für ihn bei'm römischen Stuhle zu verwenden. Die Antwort, die ihm vom Kardinale ertheilt wurde, wie schlagende Gründe sie auch gegen sein Verhalten enthielt, konnte den ehrgeizigen Sinn des Mannes dennoch nicht beugen. Er starb im Juni 1739. Den 2. Juli wählten seine Genossen Peter Johann Meindarts, einen Pfarrer der Diöcese Harlem. Er war Einer von den jungen Leuten, deren die Partei früher zwölf nach Irland geschickt hatte, um sie von dem Bischofe von Dublin zu Priestern weihen zu lassen. Sie hatten seine Leichtgläubigkeit mit falschen Schreiben berückt, und so diese Weihen erschlichen. Meindarts war bereits über ein Jahr consecrirt, als Benedikt XIV. noch immer zögerte, gegen ihn seine Hirtenstimme hören zu lassen. Endlich schickte er ein Schreiben an die Katholiken in Holland, worin er ihre Standhaftigkeit im Glauben lobte, und darin unerschütterlich zu beharren ermahnte. Zugleich sprach er auch in diesem Schreiben die stärksten Censuren gegen Varlet, der Meindarts geweihet, dann gegen diesen selbst und alle die Theilnehmer an diesem sakrilegischen Frevel aus. Varlet schied endlich auch den 14. Mai 1742 aus dieser Welt.

Der Zustand dieser schismatischen Kirche war um diese Zeit folgender: An Geistlichen zählte dieselbe nur sehr wenige noch. Der Abfall der Übrigen wurde immer bemerkbarer, so daß in der ganzen Provinz Holland, See-

land und Geldern nicht ein einziger Jansenist mehr zu finden war. Eben so hatte Friesland die Priester dieser Sekte ausgewiesen. Nur zu Leeuwarden waren noch Einige zu finden. In der Provinz Utrecht ward kein Geistlicher mehr von dieser Partei angenommen. Nur in der Hauptstadt selbst und zu Amersfort, wo sie sich des Seminars bemächtigt hatte, gab es noch von ihren Anhängern. In Holland waren allerdings mehrere von ihnen an Pfarrstellen, aber es waren Hirten ohne Heerden.

Meindarts, um der Partei auch nach seinem Tode einen Nachfolger zu versichern, kam auf den Einfall, den Bischofsstuhl von Harlem wieder aufzurichten, daher er den Hieronymus De Bok dazu ernannte. Erst ein Jahr nachher, im Mai 1743, wandte sich De Bok in einem Pastoralschreiben an die Geistlichkeit von Harlem, um ihr seine Erhebung kund zu machen. Um sie für sich zu gewinnen, sandte er an jedes Mitglied des Vikariats eine Abschrift dieses Briefes. Sie protestirten den 21. Juni feierlich gegen seine Ernennung. Meindarts hatte ferner Van Stiphout zum Generalvikar von Harlem ernannt, aber auch dieser ward nie anerkannt.

Der Versuch, welcher 1747 abermals statt fand, die Trennung zu beseitigen, ward durch die Hartnäckigkeit der Utrechter Häuptlinge neuerdings vereitelt, und doch hatten sie, so lange an der Sache zu Rom gearbeitet wurde, alle möglichen Gerichte von der gänzlichen Beendigung des Mißverständnisses zu verbreiten gesucht. Auch alle spätern Versuche scheiterten an dem Ehrgeize dieser Menschen.

Im Jahre 1752 und dann wieder 1757 wurde auf's Neue von der Partei bei Benedikt XIV. ein Versuch zur Vereinigung gemacht. Meindarts ernannte abermals einen neuen Bischof für Deventer in der Person des Barthol. Joh. Byeveld. Dieser Mann war

kaum installirt, als er Meindarts den Vorschlag machte, ein Concilium zu halten. Meindarts ging sogleich in denselben ein, und schon auf den 13. September 1763 ward die Versammlung anberaumt, und dieselbe wirklich in der Kapelle der Pfarrkirche van St. Gertraud zu Utrecht gehalten. In den Sitzungen wurden verschiedene Schriften, vom Jesuiten Hardouin, Berruyer, Pichon; die Moral Busenbaums, La Croix, Massotta, Neumayer und anderer Casuisten und Probabilisten verdammt. Über das Ganze der Verhandlungen urtheilten französische und deutsche Bischöfe, wie Beaumont und Migazzi; daß, wenn die Partei eben so unparteiisch über die Schriften von Bajus, Jansenius und Quesnel ihr Verwerfungsurtheil zu geben sich hätte entschließen wollen, ihrer Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche Nichts weiter entgegen gestanden haben würde.

Im Jahre 1765 wiederholte Clemens XIII. dieselben Censuren gegen diese Abtrünnigen. Eben so verwarf er auch die Synodaldekrete und Akten derselben. Dagegen rühmten diese Menschen die von verschiedenen Zeitgenossen in Europa erhaltenen Lobeserhebungen, welche diesen Synodalarbeiten gebracht wurden.

Unter Pius VI. wie unter seinem Vorfahrer Clemens XIV. wurden neue Versuche zur Wiedervereinigung gemacht. Maria Theresia, diese unvergeßliche fromme Kaiserin hatte die Angelegenheit dem Pabste Clemens XIV. dringend empfohlen. Er empfing daher die Beauftragten der Kirche von Utrecht äußerst herablassend mit der Erklärung: die ganze Sache sey überaus leicht auszugleichen, ja leichter, als sie vielleicht selbst glaubten. Diese Worte gaben ihnen außerordentlichen Muth; allein wie erschracken sie, als er weiter sprach: Adora quod incendisti, incende quod adorasti. Eure Partei nehme die Bulle und das Formulare an, verabscheue ihren lange

gehegten Widerstand gegen die Entscheidungen des heil. Stuhles, und dann sollet ihr uns bereit finden, für euch alles zu thun, was ihr von uns verlangen möget. Könnet ihr das nicht, so ist alles weitere Verhandeln gänzlich unnütze. Hierauf entließ er sie.

Nachdem Stiphout im Dezember 1777 gestorben war, gab ihm der sogenannte Erzbischof von Utrecht zum Nachfolger Adrian Broekman, Pfarrer von Culemberg. Die Katholiken von Harlem nahmen auch hiervon keine Notiz. Pius VI. erließ im Juli 1778 an die Katholiken in Holland ebenfalls ein Aufmunterungsschreiben, im Glauben standhaft zu bleiben.

Im Jahre 1779 zählte die Partei 5 Pfarreien in der Diöcese Utrecht, 31 in der von Harlem, aber nicht eine in der von Deventer. Die ganze Zahl der Pfarrer, die sogenannten Kanoniker mit inbegriffen, belief sich auf 36. Die Zahl der Anhänger machte 6000 aus. Utrecht enthält deren kaum 250. Der Mangel an Priestern nimmt alljährlich noch zu. Hingegen ist die Zahl der Geistlichen, welche mit Rom in Vereinigung sind, mehr als 800, 340 Pfarreien, 10 Erzpriester. Zu diesen sind noch nicht gezählt die Seelente und Matrosen auf den Schiffen noch die Kolonien in auswärtigen Gegenden; eben so wenig jene Holländer, welche unter den Bischöfen von Rüremond, Antwerpen, Brügge, Gent, Herzogenbusch u. a. m. stehen.

Das ganze bisher aufgestellte Bild enthält übrigens, wie jeder Leser sieht, nur ein getreues Seitenstück zu jeglicher andern Ketzergeschichte, worin, wie auch hier, allemal ein niedriges und verwerfliches Getriebe von Lüge, Arglist, Heuchelei, Gewaltthätigkeit und böslicher Selbstsucht als das Wesentlichste erscheint.

Die Geschichte werden wir weiter verfolgen, wann der dritte und letzte Band der Übersetzung des höchst schätzbaren Werkes des Hrn. Mozzi erscheinen wird.

Agapätus. Ein kleines Gemälde aus den letzten Lebensjahren des großen Apostels der Liebe, in zwölf Gesängen. Heidelberg bei August Oßwald. S. 156 in 8°

Vorliegendes Werkchen bildet eine interessante Erscheinung im Felde der religiösen Poesie, und Ref. muß es recht sehr bedauern, daß eine Reihe von Hindernissen ihn abgehalten haben, sein Urtheil nicht nur, sondern auch seine Freude, über das gelungene Gedicht schon früher, wie er es gewünscht hätte, auszusprechen; indem das entworfene Gemälde, schon bei der ersten von ihm vorgenommenen Besichtigung, sowohl in Hinsicht des glücklich gewählten Stoffes als der eben so glücklich gelungenen Behandlung, seinen ganzen Beifall erregte, und diesen bei wieder vorgenommener Beschauung noch in verstärktem Grade in Anspruch nahm. Der didaktische Vorwurf des Gedichtes ist, nach der vom Verf. selbst im Vorberichte abgegebenen Erklärung, die wunderbar einwirkende Gnade Gottes auf den guten Willen eines schwachen, aber nicht ganz verderbten Menschen — und die historischen, jenen Satz entwickelnden Scenen sind der Hauptsache nach aus des Eusebius Kirchengeschichte 3. B. 7. Kapitel entnommen. Der geschichtliche Faden des Gedichtes ist demnach folgender: Der geliebte Jünger des Herrn Johannes kömmt in eine Landstadt unweit Ephesus und hört, daß dort zwei Brüder, welche Christen sind, in hitzigem Zwiste über einen gefundenen Schatz sich zanken. Sogleich begiebt sich der Apostel an den Platz, wo das Volk die Zankenden umsteht, und es gelingt ihm, sie so zu erweichen, daß sie sich versöhnt in die Arme fallen. Auch Johannes, über ihre Versöhnung erfreut, gab beiden den Kuß des Friedens und ging wieder von dannen. Unter den Umstehenden hatte ein Jüngling, voll Staunen und Rührung, die Scene betrachtet und folgte unwillkühr-

lich dem Apostel, der endlich stehen bleibt, ihn anredet, belehrt und zu dem Bischofe des Ortes bringt, um ihn in der christlichen Religion zu unterrichten, mit der Andeutung, daß er ihn eines Tages von dem Bischofe, als das Eigenthum des Herrn zurückfordern werde. Der Jüngling wird nun stufenweise zu den Wahrheiten der christlichen Religion geführt, später getauft und in die Geheimnißlehren eingeweiht. Bis dahin hatte Agapätus — so wurde der Jüngling in der Taufe genannt — das Haus des Bischofs nicht verlassen, und er sollte jetzt in die Welt eintreten, um auch im Wechsel des Lebens den christlichen Muth gegen Verführung und Verlockung zu prüfen und zu bewähren. Bald jedoch gerieth er in eine Gesellschaft sittenloser junger Heiden, er verlebte mit ihnen die Nächte üppiger Schwelgerei bei Spiel und Tanz, und lernte bei diesen Orgyen ein Mädchen — Charine — kennen, deren Gunst ihm das höchste Glück schien. Monate lang brütete er, zu ihrem Besitze zu gelangen, denn sie hatte einen großen Preiß gesetzt, und ihm fehlte es an Geld und Schmuck. Gern hätte er sich dem Bischofe entdeckt; doch Scham hielt ihn ab. Endlich vertraute er sich seinen Gesellen, die selber am Rande des Elendes standen. Sie machten ihm den Vorschlag, dem Bischofe den Kirchenschmuck zu stehlen, damit Charinens Gunst zu erkaufen und dann mit ihnen in die Gebirge zu fliehen und dort mit ihnen Räuber und Hauptmann zu werden. Er wieß den Vorschlag mit Abscheu, ihre Drohung mit Verachtung zurück; aber ein Traum, den ihm Charinens Reitze vorgaukelte, besiegte die letzte christliche Regung; er bestahl in der Nacht den Bischof, und eilte mit den Gesellen in's Gebirge. Der Bischof wußte nicht was aus seinem Pflegkinde geworden war, er suchte ihn allenthalben vergebens und härmte sich in der Stille. Da kam einst einer von den Leuten des Bischofs — ein Diakon — welcher

jenseits des Gebirges mit Almosen für Armen war geschickt worden, schwer verwundet zurück und erzählte, wie er in den Bergen von Räubern ausgeplündert und verlassen, in Gefahr gewesen, von deren Hauptmann niedergestoßen zu werden; da habe er jedoch sich ermannt, den Hauptmann niedergerungen, ihm im Gedränge einen Ring vom Finger gestreift, und sey dann entflohen. Der Bischof erkannte mit tiefem Schwerze seinen geraubten Siegelring, und gebot dem Verwundeten ein tiefes Schweigen über den Vorfall, damit der Name der Christen von den Heiden nicht gelästert werde. Allein die Kunde von den Räubern und ihrem Hauptmanne war schon ruchbar geworden, und ein Jäger hatte sie auch schon zu dem Apostel gebracht. Johannes machte sich seufzend auf, kam zum Bischof und forderte den Jüngling von ihm zurück. Dieser berichtete, wie der Jügling ihn bestohlen und verschwunden. Da entbrannte der Apostel in heiliger Liebe, nahm ein Pferd und einen Führer und kam in's Gebirge, den Jüngling zu suchen. Er sah sich bald von Räubern umrungen, die ihn, wie er sie bat, vor ihren Hauptmann führten. Vor diesen gestellt, rief er: „Agapätus!“ — Der Jüngling beschämt und erschrocken, erkannte den Apostel und floh; aber der Jünger folgte ihm, und rief ihm Verzeihung und Liebe nach. An des Waldes Ende kehrte er und und wollte des Heiligen Brust mit einem Pfeile durchbohren. Der Apostel fiel vor ihm nieder, bot ihm die offene Brust freiwillig und beschwor ihn, sein Räuberhandwerk zu lassen; gerne wollte er sein Leben dafür geben: Das brach den Trotz des Jünglings; erschüttert stürzte er in des Apostels Arme und bekannte seine Verbrechen unter heißen Thränen. Dann sagte er sich los von seinen Raubgesellen, kam mit dem Apostel zur christlichen Gemeine zurück, that öffentliches Bekenntniß und Buße. Als er dieses Bekenntniß in Reue ablegte, stürzte

eine tief Verschleierte — Charine — aus der Menge, und bekannte gleichfalls ihre Sünden. Von da an lebten beide getrennt nur der Tugend und der Hoffnung des Himmels. Agapätus starb bald darauf den Martyrertod für die Lehre des Kreuzes.

Diese zweifache Bekehrung des Jünglings, deren interessanten Verlauf wir nur summarisch andeuten konnten, hat der Hr. Verf. mit einer Gewandtheit, die ihm so sehr zu Gebote steht und die er schon in mehreren religiösen Poesien (z. B. die Übersetzung der Religion nach Racine u. m. a.) dargethan hat, in zwölf Gesängen abgehandelt. Zur Darstellung seines kleinen Epos hat er die Form der Stanzen mit Ottave Rime, die achtzeilige gereimte Stanze, gewählt, welche eben so sehr geeignet ist, die fortschreitende Bewegung der Erzählung zu unterhalten, als abstraktere Wahrheiten und Lehrsätze in didaktischer Erörterung darzustellen. Der Ausdruck und die Diktion sind rein, gewählt, der Reim natürlich, die Verse leicht und ungezwungen, der Styl korrekt und nicht selten sogar erhaben. Der Schluß — das Scheiden des Agapätus von Charine — ist von ächt tragischer und christlich erhabener Wirkung. Bei so vielen Vorzügen dürfen wohl etliche unreine Reime, welche der schwäbische Accent durchschlupfen läßt, wie wirkt und birgt in Stanze 2 pag. 7 und Stanze 2 pag. 56; so wie Sparchzurichtigkeiten, wie z. B. „der Saamen, welcher am Weg fiel" in Stanze 2 pag. 70, nur als leichte Mängel bezeichnet werden, die in der Reihe echtpoetischer Schönheiten, welche das Ganze schmücken, kaum bemerkbar sind. Wir freuen uns daher, dieses kleine gehaltvolle Gemälde vor unserer Lesewelt aufzuführen und versprechen ihr einen schönen Genuß in dessen gemüthlicher Betrachtung. Dem Hrn. Verf. aber wünschen wir noch eine recht lange und thätige Huld der Sionitin, welche ihn bis jetzt mit so schönen

und köstlichen Kränzen beschenkt hat. Möge sein liebliches Talent uns noch oft mit solchen Gaben überraschen. Zur Beurtheilung der Manier und Haltung heben wir für unsere Leser die gerade uns aufstoßende Stanze pag. 52 aus, wo der Bischof den Jüngling unterrichtet:

Jener Blütenkranz, und all' die reichen Strahlen
Sind nicht Flora's Werk, noch Phöbos Macht:
Gott nur wußte dieses Eden so zu mahlen,
Er nur gab dem Lichte solche Pracht!
Vesta's Flammen kann die Keime nicht beleben,
Gott nur hat die Kraft zum Wachsthum hingegeben,
Nur sein Hauch macht reif die goldne Frucht
Deren Segen ihr bei Ceres sucht!

Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, fortgesetzt von Friedrich v. Kerz. Zwanzigster (Fortsetzung sechster) Band. Mainz 1829, in der Simon Müller'schen Buchhandlung. gr. 8° S. 567.

Der vorliegende Band dieses großen und berühmten Werkes hebt mit dem Regierungsantritte Justin's II. 566 an, und endigt mit dem Tode des Pabstes Gregorius d. Gr. 604. Dem Grundsatze des Hrn. Verf. gemäß, wird auch in diesem Bande die Völker- und Staatengeschichte wieder mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt; denn wer die Geschichte mit christlichem Auge nicht nur lies't sondern auch studirt, der wird überall die höhere, über alles waltende, leitende, schützende und rettende Kraft Gottes finden und bewundern. Richten wir, um uns hiervon zu überzeugen, unsere Aufmerksamkeit nur auf drei Ereignisse, welche in diesem Bande dargestellt werden. Italien unterliegt der Macht der arianischen Gothen, und nach ihnen jener der Longobarden; aber in Italien soll die katholi-

sche Religion dort, wo die Arianer die Oberhand haben, wieder hergestellt werden. Sehen wir nun wie die göttliche Vorsehung von fremden Landen her ein schwaches Gefäß, ein Weib, ruft, um die Longobarden der katholischen Religion wieder zu gewinnen. Wer hätte wohl daran gedacht, als Autharis um die Hand der tugendhaften Theudelinde warb, wozu besonders sie nach Italien berufen sey?

Auch in Spanien hatten die Arianer die Herrschaft; Gott wollte aber auch dort die katholische Religion wieder zur herrschenden machen; welche Anstalten werden getroffen, um Leovigild und Reccared, und durch sie den vorherrschenden Theil ihrer Unterthanen der katholischen Religion wieder zuzuführen? Ist es nicht selbst eine Verirrung des bereits katholischen Prinzen Hermenegild? Mußte aber nicht auch diesem eine katholische Prinzessin Frankreichs die erste Veranlassung zum Übertritte zur katholischen Religion werden? Wie will man nun den weisen Plan Gottes in Leitung der Völker, und ihrer Führung zur Religion, oder auch ihre Bewahrung in derselben kennen, wenn man ihre Geschichte nicht kennet?

Gregorius d. Gr. sieht einige unglückliche Sclaven aus England; wer die Geschichte nicht studirt, dem wird wohl nicht einfallen, daß dieser vorübergehende Anblick mit der Zeit so glückliche Folgen für England und andere noch unbekehrte Länder hatte? Hat nicht dieser Anblick einen tiefen Eindruck in Gregors Herz gemacht, hat nicht derselbe, als Gregor Pabst geworden war, den großen Entschluß zur Reise gebracht, Missionäre nach England zu schicken? Gingen nun nicht bald aus dem neubekehrten England selbst Missionäre nach Friesland, und in alle Richtungen des großen, weitschichtigen Deutschlandes, Wie können wir aber das, was geschehen ist, hinreichend würdigen, wenn wir nicht die ersten veranlassenden Ur-

suchen die Schicksale der Menschen kennen, denen Gott Barmherzigkeit angethan, oder an denen er auch seine Strafgerechtigkeit hat offenbar werden lassen? In dieser Beziehung müssen wir also dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er uns so tief in die Völker- und Staatengeschichte hineinführt, um uns hier schon den Pfad zu bezeichnen, den wir gehen müssen, um die Leitung Gottes zum Besten seiner Kirche zu erkennen und zu bewundern.

In den ersten Abschnitten sehen wir Justin auf den Thron steigen, haben Gelegenheit seine guten Eigenschaften aber auch seine Schwächen, und die daraus entspringenden unglücklichen Folgen zu beobachten, die selbst die Religion tief verwundeten, besonders durch ein Gesetz, wodurch es den Eheleuten freigestellt war, sich scheiden zu lassen und wieder in andere Eheverbindungen einzugehen. Was uns wieder mit Justin aussöhnet, ist die glückliche Wahl, mit welcher er Tiberius adoptirt und zu seinem Mitregenten und Nachfolger bestimmt. Wir werden bald zu dem merkwürdigsten, wahrhaft universal-historischen Ereignisse unter Justins Regierung, zur Gründung des Reiches der Longobarden in Italien geführt, bedauern dabei die so unchristlichen als unpolitischen Fehler, welche den Longobarden die Mittel erleichterten, sich trotz der unter ihnen herrschenden Unordnungen, welche eher ihr Verderben, als ihr Bestehen hätten befördern sollen, in Italien festzusetzen und zu vergrößern, darunter vorzüglich der gegen den verdienten Narses begangene abscheuliche Undank und Verrath, und der Krieg mit den Persern, Avaren und Bulgaren, obschon Tiberius, wie im VII. und VIII. Abschnitte erzählt wird, glorreich aus demselben zurückkehrte.

Von den ersten Handlungen des Tiberius als Kaiser Abschn. IX. kehren wir Abschn. X. wieder nach Persien, um Zeugen einer fürchterlichen Revolution zu seyn, die

zwar durch Hülfe des kaiserlichen Hofes von Konstantinopel wieder gedämpft wurde, aber bald in der königlichen Familie sich erneuerte und ihren Untergang beschleunigte, so daß von nun an Persiens Geschichte gleichsam verstummt. Möchten nun noch die Reflexionen hier Platz finden können, welche der Hr. Verf. bei dem Erlöschen der königlichen Familie und dem schnellen Sturze eines lange blühenden Reiches machet! Doch diese mag der Leser, (möchten es doch auch die Fürsten) im Buche selbst aufsuchen und darüber nachdenken.

Wenn, wie der Hr. Verf. sagt, unter des Kaisers Tiberius Regierung der Friede der Kirche auch nicht einen Augenblick gestört war, und wenn dieser vortreffliche Monarch noch so viele andere vortreffliche Eigenschaften besaß, so muß wohl das Herz des Lesers zur Trauer sich hingerissen fühlen, wenn er schon im XI. Abschn. sieht, wie Tiberius so bald sich zum Tode vorbereiten muß, doch aber erheitert sich sein Geist wieder, wenn er den Vater des Vaterlandes seinen Unterthanen noch die größte Wohlthat bereiten sieht, die er ihnen immer noch bereiten konnte, nämlich einen würdigen Nachfolger für den bald zu verwaisenden Thron in der Person des Mauritius zu bestimmen.

Im XII. Abschn. kehrt der Hr. Verf. zur Geschichte der fränkischen Monarchie zurück, welche er im vorhergehenden Band gerade in dem Augenblicke verlassen hatte, als sie, auf das neue unter dem Scepter Clotar I. vereint, nun offenbar das mächtigste und gefürchtetste Reich in Europa war. Was unsere Augen besonders auf Frankreich hinfesseln muß, ist die Beobachtung, daß dasselbe bald die einzige Schutzwehr des päbstlichen Stuhles gegen die furchtbaren Longobarden war, und nachher noch sich um denselben so verdient machte. Zwar liefert die fränkische Geschichte dieses Zeitraumes eine Menge von

Familienverbrechen und Familienlaster, und besonders sind es zwei Frauen, auf welchen der Fluch der Nachkommen lang ruhete, Fredegund und Brunehild. Bleibt aber die eine als Verbrecherin ewig gebrandmarket, so haben wir oben schon vernommen, daß die andere, Brunehild, in der Geschichte endlich ihre Rechtfertigung gefunden hat. Wie Brunehild so abscheulich in der Geschichte geschildert werden konnte, wie aber auch die Mittel zu ihrer Ehrenrettung von derselben aufbewahrt blieben, sehen wir S. 218 u. f. In letzter Hinsicht lesen wir S. 220: „Indessen muß man sich billig wundern, daß es, um Brunehilds Unschuld, seltene Geistesgaben und treffliche Eigenschaften des Herzens anzuerkennen, der Forschungen der erwähnten Gelehrten *) bedurfte, und daß das geschah, erst so viele Jahrhunderte noch vorübergehen mußten, da doch zwei unverwerfliche Zeugen, welche Zeitgenossen dieser Königin waren, an so vielen Orten in ihren Schriften, das Lob dieser Fürstin so deutlich, so laut und unumwunden aussprachen. Diese beiden Zeugen sind der erleuchtete und heilige Pabst Gregor d. Gr. und der in seinem Wandel so strenge, und die zu seiner Zeit im Schwunge gehenden Laster der Großen und Mächtigen stets so scharf rügende, fromme Bischof Gregor zu Tours."

Im XIII. Abschn. geht der Hr. Verf. wieder nach Italien zurück, und erzählt in diesem und dem folgenden Abschnitte die weitere Geschichte der Longobarden dieses Zeitraumes, und nun erst, nachdem er sich im XV. Abschn. durch die wichtigsten Gründe gerechtfertiget, warum er sich so lange bei der Weltgeschichte verweilet, wird im XVI. Abschn. zur Kirchengeschichte wieder hingeschritten, und damit fortgefahren. Hier wird erzählt, was sich unter dem Pabste Johannes III., von dem die Geschichte

*) Mariana, Feyjoo von Montenegro, Pasquier u. a.

selbst kein merkwürdiges Denkmal hinterlassen hat, Kirchenhistorisches ereignet, was für heilige Männer die Kirche Gottes geziert haben. Es werden aber auch traurige Nachrichten gegeben, besonders von den Anmaßungen der Könige und Großen, bei Ernennung zu den Bisthümern, die endlich so weit gingen, daß einige Jahrhunderte später ein König von Neapel Tarent, sogar an einen Juden verkaufte. Es wird daher S. 309 die wichtige Bemerkung beigesetzt: Ähnliche Beispiele, welchen schönen Gebrauch die weltliche Macht von ihrem Einfluß bei Vergebung oder Besetzung kirchlicher Würden und Ämter zu machen wußte, wird uns, vielleicht mehr als wir es wohl wünschen möchten, die Geschichte in der Folge noch aufstellen; und wir machen nur deßwegen einstweilen hier eine kleine Erwähnung dessen, um den Leser bei Zeiten auf die Überzeugung vorzubereiten, daß das mit Gottes Hülfe endlich erfolgte, kräftige und unmittelbare Einschreiten des päbstlichen Hofes bei Bischofswahlen und Besetzung bischöflicher Stühle, ein durchaus nothwendiges, überaus dringendes Bedürfniß der Kirche war, wenn anders dieselbe nicht wie ein großer Pabst sich ausdrückte, die Beute und das Erbe der Räuber und Mörder und Ehebrecher werden sollte."

Im XVII. Abschn. ist die Rede von dem berühmten Cassiodor; im XVIII. kömmt die Reihe an Anastasius, Bischof von Antiochien, seinen würdigen Nachfolger Gregor, doch so, daß späterhin die Rede noch einmal von ihm seyn wird; nach ihm auf Johannes Climax, von welchem der Hr. Verf. Gelegenheit nimmt von der Strafe zu melden, mit welcher die freiwilligen Büßer in dem Kloster „Gefängniß" bei Alexandrien behandelt wurden, und in einer Note den Blick auf unsre verkehrten Zeiten zu richten, und die falsche Politik vieler Christen zu rügen, wobei man an die schon frühere Schilderung des Pabstes

Gregorius libr. 10. cap. 16. in cap. 12. Job.: „Deridetur justi simplicitas etc. ganz unwillkührlich erinnert wird. Noch ist die Rede von der Zurückrufung des Patriarchen Eutychius von Konstantinopel und dem Theodorus Cicerota.

Mit der Erhebung Benedikt I. und der Nachricht vom seinem baldigen Ende beginnt der XIX. Abschn., und wird sogleich der wunderbaren Rettung des Diakons Sanctulus aus der Gewalt der Barbaren erwähnt, worauf der Leser wieder nach Frankreich geleitet, und bei Prätextat, Gregor von Tours und Salvi verweilet wird. Wahrhaft traurig ist die Bemerkung, daß ein großer Theil der Bischöfe nur zu oft sich auf's niederträchtigste betragen, dadurch sich gebrandmarkt, Unschuldige unglücklich gemacht und die Kirche entehrt haben. Das fehlt wir auch hier wieder, wie die Geschichte des Bischofs Prätextatus von Rouen erzählet wird. Dieser Bischof selbst giebt uns auch eine traurige Warnung von falscher Demuth durch das ihm hierdurch zubereitete Unglück. Ehrenvoll würde des Prätextat in der Geschichte gedacht werden, wenn er gewußt hätte, seine Unschuld zu vertheidigen und sich nicht hätte verleiten lassen, sich niederträchtiger Weise als einen Todtschläger ꝛc. anzuklagen. Mannhafter betrug sich Gregor von Tours, glücklicher entging er aber auch der Wuth der Schlange Fredegund und hatte zugleich das Vergnügen, mit dem ausgezeichneten Bischofe Salvi von Albi, dessen mit Ehren gedacht wird, bekannt zu werden.

Der XX. Abschn. läßt uns zuerst die Thätigkeit Pelagius II. bewundern, führt uns dann wieder nach Frankreich zurück, um die Verhandlungen der dort gehaltenen Concilien kennen zu lernen, besonders jenes von Macon, wovon XLV. Canones angeführt werden, woraus wir unter andern einen Beweis schöpfen, wie die Kirche zu allen Zeiten dem Aberglauben entgegen gearbeitet habe.

Wir sehen zwar hier den Bischof Prätextat wieder auf seinem bischöflichen Stuhle, aber nur, um als Opfer der wüthenden Fredegund zu fallen. Leudowald von Bayeux fürchtete sich zwar nicht vor der gekrönten Mörderin; diese aber war gewandt genug, wieder niederträchtige Bischöfe zu erkaufen und den Mörder Melanius auf den Stuhl des ermordeten Prätextat erheben zu können. Der in der Kirchengeschichte so berühmte oder berufene Joannes Jejunator ist der Gegenstand des XXI. Abschn.; im XXII. aber erfreuen wir uns die Arianer Spaniens mit der katholischen Kirche wieder vereinigen, und mehrere wichtige Konzilien halten zu sehen. Auch hier war das Blut eines Martyrers, des heiligen Hermenegild, ein kräftiges Mittel zum heiligen Zwecke, wozu die göttliche Vorsehung auch noch andere Wege bereitet hatte, daß eine katholische Prinzessin nach Spanien vermählet, diese mißhandelt worden war ꝛc.

Der XXIII. Abschn. giebt Nachricht von einer furchtbaren Pest, welche auch den Pabst Pelagius hinwegraffte, dessen Ruhm nun der übrige Inhalt dieses Abschnittes gewidmet ist.

Nun kommen wir im XXIV. Abschn. zu einem Mann, wovon der Hr. Verf. mit allem Rechte sagt, daß sein Pontifikat eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte unserer heiligen Religion sey, zu dem großen Pabste Gregor I., und alle übrigen Abschnitte bis zum XXIX. einschließig, den XXVIII. ausgenommen, welcher Mauritius Fall und Phokas Erhebung beschreibt, sind mit den Großthaten dieses berühmten Pabstes beschäftiget. So untadelhaft übrigens auch sein Leben war, so wußten doch die Protestanten Flecken an ihm zu finden, und machten es ihm besonders zum Verbrechen, daß er mit dem Thronräuber und Mörder in Verbindung trat. Allein nicht zu melden, daß Phokas als Kaiser anerkannt war, war

Gregor schon gestorben, ehe die grausamen Umstände zu Rom bekannt werden konnten, durch welche Phokas sich auf den kaiserlichen Thron erhob und behaupten wollte. Nein, wie wird es den Protestanten gelingen, den Glanz des großen Pabstes zu verdunkeln; er war, wie der Hr. Verf. S. 560 sein Bild entwirft, ein heiliger, unermüdet thätiger Pabst, wie bis jetzt die Christenheit keinen mehr sah; ein großer, durch Schrift und Wort die Welt, durch das Dunkel vieler Jahrhunderte, erleuchtender Kirchenlehrer, ein Staatsmann, der mit kräftigem Geist, mit seltenem Geschick und seltener Kunst in die verwickeltesten Verhältnisse weiter einzugreifen, die verworrensten Gegenstände schnell zu durchschauen, und stets mit bewundernswürdiger praktischer Gewandtheit zu höhern Zwecken sie zu ordnen wußte; endlich selbst auf dem päbstlichen Throne, dessen Zierde er war, noch immer ein frommer, von Herzen demüthiger Mönch; zwar geschmückt mit den Tugenden dieses Standes, aber auch geschmückt mit allen jenen höhern Tugenden, deren Gebärerin wahre Liebe ist, jene Liebe nämlich, die, weil an göttlicher Glut entzündet, Alles umfaßt, Alles sich anzueignen weiß, der daher auch Alles stets neue Nahrung giebt, und deren himmlisches Feuer immer zu noch höherer, heiliger Glut entflammt."

Geschichte der bayerischen Landstände und ihrer Verhandlungen, von Max Freiherrn von Freiberg, Vorstand des königlichen Archivs, Mitglied der königlichen Akademie zu München und zu Prag. II. Band. Sulzbach in der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung 1829.

Dem Freunde vaterländischer Sitten und Einrichtungen ist es immer erfreulich, in die Zeiten entschwundener Jahrhunderte zurückgeführt zu werden, um zu sehen, wie die Einrichtungen und Rechte, deren wir jetzt genießen,

zwischen Fürst und Bürger geordnet, und als geltende Gesetze der großen Staatsfamilie geheiliget wurden. Mag er auch mit Vorurtheilen, die ihm von dem Geiste der gegenwärtigen Zeit gleichsam eingeimpft sind, in die Jahrhunderte zurückschauen, die man ihm oft als roh und finster schildert, und deßhalb vielleicht Manches tadeln, was mit seiner Denkart nicht so ganz übereinstimmt; so werden dieselben doch bald entschwinden, wenn er gewahret, wie seine Voreltern von dem Geiste ächter Ordnung, verbunden mit Religiosität, beseelt waren, und durch wohlthätige, in das Glück des Bürgers tief eingreifende Einrichtungen ein bleibendes Denkmal stifteten; er wird dann auch gewiß nicht verkennen, wie groß und erhaben die Anordnungen, die unter ihnen in's Leben traten, und als Gesetze des Staates sich gestalteten, gegen jene sind, die von dem gegenwärtigen, sich groß dünkenden Jahrhundert geschaffen werden, und daß vieles Gute, dessen wir uns jetzt erfreuen, meist nur ein Erbe der uns so mißfälligen und als finster verschrienen Zeiten des Mittelalters ist.

Vorliegendes Werk, dessen erster Band schon nach Verdienst gewürdiget wurde, (Katholik, achter Jahrgang IX. Heft) ist daher eine um so erfreulichere Erscheinung, da wir durch dasselbe gleichsam in das innere Wirken unserer Voreltern eingeführt werden, was nicht die Aufgabe des gewöhnlichen Geschichtschreibers ist, und aus dem die Größe ihres schaffenden Geistes in seinen großen Thaten erschaut werden kann. Der Hr. Verf. entwirft aus den landständischen Verhandlungen ein treues, den Charakter der Zeiten, und der in ihnen wirkenden Personen, genau bezeichnendes Gemälde, und lösete dadurch vollkommen seine rühmliche Aufgabe. Die Landstände, die aus dem Adel, den Prälaten und den Vornehmen des Volkes zusammengesetzt waren, sind die Repräsentanten der Gesammtkraft des Staates; sie sind eine sichere Garantie

der Ordnung nach Oben und nach Unten. Bei allen Beschlüssen, die das Land betreffen, wurden sie zugezogen, und fanden dabei Gelegenheit, ihr Amt als Vertreter des Rechtszustandes kräftig zu erfüllen. Ihr Zusammenwirken nöthigte den Fürsten oft von einer Gewaltthat abzustehen, und das Volk nicht als willkührlicher Herrscher, sondern als Vater zu regieren. Oft standen sie als Mittler zwischen Fürst und Volk, um die entworfenen Beschlüsse, zu denen sie ihre Zustimmung und Genehmigung gegeben hatten, in Kraft und Wirksamkeit zu setzen.

Aus den Verhandlungen der bayerischen Landstände, die der Hr. Verf. nach den verschieden gehaltenen Landtagen der Reihe nach anführt, geht deutlich hervor, wie wichtig und einflußreich ihre Stellung zwischen Fürst und Volk war. Die heiligsten Dinge der Menschheit waren in ihre Hände gelegt, und ihrer Kraft und ihrem Einflusse verdanken wir die Erhaltung so mancher wohlthätigen Einrichtungen, so mancher segensvollen Rechte und Freiheiten, die bei ungezügelter Gewalt oder Widerspenstigkeit sonst nicht hätten bestehen können.

Was aus denselben vorzüglich hervorgehoben zu werden verdient, ist die thätige Theilnahme des geistlichen Standes, der mit den beiden andern Ständen auf alle politischen Verhandlungen gleichen Einfluß ausübte. Seine kräftige Einsprache vereitelte oft eine Maßnahme, die gegen alles Recht und Herkommen geltend gemacht werden sollte. Vorzüglich aber ist sein Einfluß bei jenen Verhandlungen sichtlich, denen er seine Zustimmung und Genehmigung gab; denn dieselben erhielten dadurch gleichsam eine religiöse Sanktion, und konnten dann unter weniger Schwierigkeit als verbindend dem Volke gegeben werden, und dieser Einfluß war um so heilsamer, als dadurch nicht bloß äußere Gewalt, sondern das Gewissen die Richtschnur wurde.

Je weniger dieser Einfluß des geistlichen Standes auf die politischen Verhandlungen der Landstände geläugnet werden kann, wenn man nicht die Geschichte selbst der Lüge zeihen will, und je mehr jene thätige Einwirkung dankbare Anerkennung verdient, um so mehr mußte es auffallen, in dem Landrathsprotokolle des bayerischen Rheinkreises vom Jahre 1829 die Äußerung zu lesen, daß diejenigen, deren Reich nicht von dieser Welt ist, sich doch nicht in die Verhandlungen des Landraths einmischen möchten. Nicht zu erwähnen, daß die Herrn Landräthe, die in ihrem Protokolle angeführten Worte nicht verstehen, wie sie schon so oft von solchen, die in den Geist der heil. Schrift nicht eindringen, nicht verstanden wurden, bemerkt Rez. nur, daß diese Äußerung ganz den Charakter der Zeiten an sich trage, in der man weder die Religion noch die Wirkung ihrer Diener auf das Volksglück zu würdigen weiß.

Was der geistliche Stand in den politischen Verhandlungen war, das war er noch mehr in der Sache der Religion. Um nicht zu weitläufig zu werden, weiset Rez. nur auf dasjenige hin, was der Hr. Verf. aus den Verhandlungen des Landtags zu München vom 3. März 1556 anführt. Die Reformation, die nur Zwietracht und Uneinigkeit unter friedliche Bürger streute, fand auch in der Ständeversammlung Bayerns Anhänger und Lobredner, die dann die Grenzen ihrer Macht überschritten, und Gegenstände der Religion in ihre Berathungen zogen. Gleich im Beginne der Sitzung, erzählt der Hr. Verf. S. 322, entstand viel Gerede über die Religion, und es sprach sich die Meinung aus, in dieser, die Ehre Gottes und das Gewissen betreffenden, Sache sich wiederholt an den Herzog zu wenden. Die Prälaten, die, nach dem Grundsatze: Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, sich diesem Ansinnen widersetzten, und

nicht zugeben konnten, daß die Sache des Glaubens und der innern Kirchendisciplin vor ein weltliches Forum gezogen werde, erklärten eben so frei als bestimmt: „In „diesen Dingen zu handeln, stehe nicht in ihrer Macht; „sollte ihnen jedoch schriftlicher Beschluß von den zwei „Ständen darüber zukommen, so weigern sie sich nicht da„rauf, so weit es ihnen verantwortlich, zu erwiedern.“ Diese Einsprache hatte die Trennung der Stände zur Folge.

Die beiden Stände, die nun einmal die Grenzen ihres Wirkungskreises überschritten hatten, gingen in dem Mißbrauche ihrer Gewalt noch weiter, und beschlossen in der Sitzung vom 5. März desselben Jahres dem Herzoge Albrecht Vorschläge zu machen in Betreff der Kommunion unter beiden Gestalten, der Priesterehen, und des Genusses der Fleischspeisen an verbotenen Tagen. Da die hierüber gegebene Erklärung des Herzogs ganz die Denk- und Sinnesart der damaligen Zeit enthält, so verdient dieselbe hier eine Stelle. Da die Stände einzig nur wegen Berathung über die Aufbringung der 150,000 fl., über welche der Herzog mit seinem Bruder Ernst wegen des langwierigen Streites über die Erbschaft durch die Fürsten verglichen wurde, und wegen anderer politischen Umstände zusammenberufen waren, dieselben aber unberücksichtigt ließen, und mit Gegenständen der Religion sich beschäftigten, so erklärte der Herzog in der Sitzung vom 7. März 1556, S. 325: „Er habe aus der Stände letzter Schrift eine „solche Vermessenheit, daraus mehr Trotz als Gehorsam „zu spüren, neuerdings ersehen, und verstanden, daß die „beiden Stände die Berathung über die Propositionen, zu „der sie berufen, noch ferner einzustellen gesonnen; hiezu „liege um so weniger eine billige Ursache vor, als der „schon zu Landshut gegebenen Erklärung gemäß, die hoch„wichtige Sache der Religion ganz auf den Beschlüssen „des Reiches bewende; der Herzog sey mehr denn die

„Unterthanen selbst seinen Pflichten als Fürst nach, über „die Erhaltung der Reinheit der Lehre zu wachen gesonnen; habe auch dießfalls einen Rath gelehrter und erhabener Räthe verordnet, und sey Willens sich einer stattlichen „Reformation mit der geistlichen Obrigkeit zu vergleichen. „Nicht durch ein Fürgreifen in die Satzungen der Kirche „sey Ruhe der Gewissen und Wohlfahrt des Landes zu „gewinnen, da die Erfahrung zeige wohin es komme, wenn „jeder sich des Verständnisses des Wortes Gottes berühmt, „und von dem Winde jeder neuen Lehre dahin führen läßt; „was die einzelnen Punkte betreffe, so sey das hochwürdige Sakrament in den ersten Zeiten der Kirche zwar in „beiden Gestalten gereicht worden, aber doch daneben dessen Gebrauch in der Gestalt des Brodes allein üblich „gewesen; eben so sey die Enthaltung von Fleischspeisen „ein durch die Schrift anempfohlener, von jeher bestandener gottseliger Gebrauch; die Ehe der Priester endlich, „sey schon vom Anfange des Christenthums an niemals „gestattet worden; aus diesem könne jedermann leicht von „selbst ermessen, ob es dem Herzoge, als einem katholischen „Fürsten, zustehe, in diesen Dingen der Kirche eigenmächtig vorzugreifen. Gleichwohl hätten sich Sr. Gnaden „bemüht, bei Sr. Heiligkeit dem Pabste über diese drei „Punkte Hülfe zu erhalten, und da dieß nicht gelungen, „sich dennoch in Betreff der Kommunion und Fastenspeise „so gehalten, daß sich hierin niemand zu beklagen Anlaß „finden werde. Auch versprechen dieselben auf künftigem „Reichstage sich beßten Vermögens zur Hinlegung aller „Spaltung zu befleißen, versehen sich aber — da weitere „Bewilligungen nicht zu beantworten — daß die Stände „nunmehr in Verein mit den Prälaten, sich nun in Berathung der Proposition gehorsam und willfähig erzeigen „werden.“

Es ist ein großes Verdienst um die jetzige Zeit, wenn sie, die allein weise sich dünkt, und durch unermüdetes Anpreisen eigener Vortrefflichkeit eine schmähliche Selbstvergötterung immer mehr verbreitet, auf vergangene Jahrhunderte hingewiesen wird, um theils das ehrwürdige Alterthum mit seinen Institutionen kennen und ehren zu lernen, theils auch die Erfahrung ernster Zeiten zum eigenen Frommen benutzen zu können.

Druckfehler.

H. VII. S. 21 Z. 7 v. o. l. Seine st. Eine. Z. 16 l. angeschaffen st. ungeschaffen.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
Nro VII.

Curiosa.

Im zwei früheren Heften des „Katholiken“ ist die neue Zeitschrift „der Protestant“ ernstlich und gründlich beleuchtet worden. Letzterer aber wollte sich in eine solche Discussion wohlweislich nicht einlassen, und zog es vor, unter dem erworbenen Schilde der Lüge und Verläumdung sofort in Deutschland umherzufechten — zur großen Erbauung und geschichtlichen Belehrung, wie das Titelblatt meint. Da nun die Herren des „Protestanten“ sich factisch als lichtscheu bewiesen haben, so sind wir genöthigt, den betretenen Weg ernsthafter Erörterung zu verlassen, und jener Zeitschrift nur hie und da in den Curiosa einige Zeilen zu widmen zur großen Belustigung und belehrenden Warnung, qui miscuit utile dulci.

Erstes Curiosum. Im ersten Aufsatze des ersten Heftes 1830 heißt es ganz gleich Anfangs S. 9.: „Allerdings wohl ist „wegen ist die Reformation als die Retterin der Preßfreiheit „und als die Wiederherstellerin der Wissenschaften zu betrachten. Schon hatte Pabst Alexander VI. (sage der „sechste) zur Beschränkung der Presse die Censur eingeführt „und Leo X. sogar verboten, Schriften aus den morgenländischen Sprachen zu übersetzen.“ In diesen Zeilen sind beinahe so viele Albernheiten als Worte. Alle Historiker gestehen, daß im 17. Jahrhundert die Literatur in Deutschland um hundert Jahre zurück war gegen Italien und Frankreich; wenn die Vorgänge im 16. Jahrhundert und die daraus entstandenen Kriege diese Schuld nicht tragen, so wissen wir nicht, wem wir sie auf die Rechnung setzen sollen. Wer wird übrigens läugnen, daß

unmittelbar vor der sogenannten Reformation die Wissenschaften in Deutschland den schönsten Schwung genommen? wer hat aber diesen Schwung gelähmt? etwa Leo X. Daß man aber einen nichtswürdigen Pabst wie Alexander VI., den die weltliche Macht der Kirche aufgedrungen und den alle Katholiken verabscheuen, als Repräsentanten der Tendenz der katholischen Kirche anführt, das ist eine Unredlichkeit und Unverschämtheit, deren kaum jener Alexander fähig gewesen wäre.

Zweites Curiosum. (S. 10) „Der Pabst ist es, „welcher jeder nähern Vereinigung zwischen Katholiken und Pro„testanten hemmend im Wege steht." — Um nun die Macht des Pabstes zu zertrümmern, schlägt der „Protestant" folgendes Mittel vor: „Man muß, nämlich geschichtlich nachweisen, wie „der Bischof zu Rom durch List, Täuschung, Lüge, falsche Ur„kunden sich über seine bischöflichen Mitbrüder emporgeschwungen „habe, . . . wie die vorgeblichen Statthalter Christi sich alle „Ausschweifungen, Gräuel und Gewaltthaten erlaubten."

Drittes Curiosum. S. 48 redet der Graf Benzel Sternau von Fastenhokuspokus, von der römischen Canonisationsmanufactur, von der Kuttenphalanx ꝛc. Man sieht, daß der Hr. Graf gute Gesellschaften frequentirt. Von dem Kardinal d'Ailli behauptet er, derselbe habe den Arianism siebenhundert Jahre nach Christus eintreten lassen. So lange dieses der Graf aus den Schriften des Cardinals und dessen ausdrücklichen, unverfälschten Worten nicht beweiset, möge er am Pranger der Lüge stehen — zur Erbauung und geschichtlichen Belehrung.

Viertes Curiosum. S. 49 lobt der Herausgeber der Zeitschrift, Hr. Friederich, sein eigenes Buch, Selitha.

Fünftes Curiosum. S. 56. „Es ist auch klar, daß sich Luther in manchen Stücken geirrt hat."

Sechstes Curiosum. S. 67. In Portugal hält man die Maxime fest: „das Volk sey der Mönche wegen vorhanden und keine Constitution dürfe bestehen, weil sonst die privilegirten Stände ihr Sybaritenleben nicht fortsetzen könnten." Wo ist diese Maxime ausgesprochen? Das heißt man doch etwas zu

arg verläumden. Man frage nur in Ländern, wo die Mönche nicht mehr sind, ob es jetzt dem Volke besser geht als ehemals, und wer jetzt die auf den Klostergütern haftenden Wohlthätigkeitspflichten erfüllet.

Siebentes Curiosum. S. 71. Hier erscheinen Hr. Friederich und Benzel förmlich als Ohnehosen (sansculottes) mit den Worten auf dem Rücken: „Das schöne und reiche Frankreich, das sich vor 40 Jahren gegen Pfaffen- und Aristokratendruck empören mußte ꝛc. ꝛc.

Achtes Curiosum. S. 72. „In der Zeit, in welcher das Ministerium Polignak ernannt wurde, sind sogleich in Italien viele Wagen mit Jesuiten befrachtet und nach der französischen Grenze bestimmt worden. Wo sie abgeladen und bis jetzt verlagert sind, das hat man bis jetzt noch nicht erfahren und das Ministerium wird sie vielleicht auch sobald nicht zum Verbrauche auspacken lassen, weil sich allein in Paris mehr als 500 römisch-katholische Christen bereit erklärt haben zu dem evangelisch-protestantischen Christenthume überzutreten (und wer zählt die Tausende, die sich dort und in den Departementen zu Aehnlichem entschlossen, aber nur noch nicht erklärt haben?), wenn Loyola's Nachfolger wieder zu einer Herrschaft kommen sollten." O ihr armen Leser „des Protestanten", was müsset ihr euch für Bären aufbinden lassen!

Neuntes Curiosum. S. 73. „Diese schwarze, verhaßte, unwissende, nur der Herrsch- und Selbstsucht lebende Rotte (der Jesuiten) hat nie etwas von der Erziehung verstanden. Sie kann und muß nur lügen und betrügen. . . . Wer in ihre Nähe kommt, steht am Höllenschlund. . . . In einigen Staaten Italiens ließ sie mit vandalischer Wuth die Klassiker nebst der Bibel verbrennen. . . . Roothaan muß ein schlauer Geselle seyn, weil man ihn zum Jesuitengeneral wählte. Bald wird er jeder Jesuitenprovinz einen Provinzial zusenden, wie man einst von Rom Proconsuln schickte, damit er für die Stadt der ewigen Blutsauger Alles in Besitz nehme." Giebt es denn in Frankfurt kein Toll- und Irrenhaus? Oder kann man einen Mann,

der solchen Unsinn ausstoßt, noch ohne Gefahr unter vernünftigen Wesen umhergehen lassen? Eben so hydrophobisch sind nachstehende Worte S. 82: „Jetzt beschützt Rom den Islamismus gegen die Lehre des Weltheilandes. Die Päbste vertheidigen dieselben Türken, zu deren Vertilgung sie mehrere Millionen Christen geopfert, gegen diese."

Zehntes Curiosum. S. 83. „In den letzten Monaten sind bei 300 Jesuiten von Rom nach Piemont und Modena aufgebrochen. Die Cohorten dieser Miliz des Satans nähern sich Frankreich. Mit Ende dieses Winters sollen 24 Apostel nach Sumatra aufbrechen und sich dort mit den indischen Gauklern messen. 24 andere sind nach Borneo bestimmt. Wollte Gott alle Jesuiten befolgten dieß Beispiel und gingen dahin wo der Pfeffer wachs't."

Eilftes Curiosum. S. 83. „Im Anfang September 1829 haben die Nonnen des Annunciatenklosters zu Rom eine vierzigstündige Andacht zu Ehren der Maria Victorina Fornari gefeiert. Man zählte da über 300 Kardinäle, Bischöfe und Prälaten. (!!) Alle beteten die neue Heilige an." Die Herren Friederich und Benzel scheinen nicht mehr zu wissen, daß ein Gott im Himmel ist, der die Lügen und Verläumdungen bestraft.

Zwölftes Curiosum. S. 87. „In der Gegend von Marseille hat ein Geistlicher einem sterbenden Soldaten, die Sakramente versagt, weil dieser eine Büste Napoleons auf dem Kamin gehabt. Dagegen hat ihm ein anderer Geistlicher die Absolution gegeben, aber von dem Bischofe auch dafür strengen Verweis bekommen und ist in's Seminar gesperrt worden, um die Disciplin der römischen Kirche besser zu lernen." Das ist alles schändlich gelogen.

Dreizehntes Curiosum. S. 88. „Ein satanisches Werk, betitelt: Grundfesten des Glaubens (Fondemens de la foi) speit den ganzen Grimm der Hölle gegen das reine Evangelium und dessen Bekenner aus. Eine Erneuerung der Bluthochzeit allein scheint diesen Teufel befriedigen zu können.

Der Verf. dieser Schrift vergleicht die evangelischen Christen mit jenen Wolken schmutziger Insekten, die ein pestilenzialischer Wind aus Kloaken erhebt, die plötzlich das Land überfallen, Alles verheeren und endlich am Fuße der Pflanzen krepiren." Der „Protestant" hat aber diese Worte nicht aus dem Buche selbst genommen, weil sie nicht darin stehen, sondern aus Kloaken oder aus eigener Gemüthsfülle.

Vierzehntes Curiosum. S. 90. „Der Apostat-Relaps Haller, ehemals Patrizier in Bern, jetzt eingeschmuggelter Intrus der Bürgerschaft zu Solothurn, ist der la tutto des daselbst beginnenden Inquisitionsgerichts. Man findet in diesem Centrum des Jesuitismus der nördlichen Schweiz dieselbe Anmaßlichkeit, denselben Unsinn, denselben Fanatismus, der alle übrigen Kloaken dieser Art charakterisirt." Hr. v. Haller, in Paris wohnhaft und daselbst Rechtsgelehrter im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und neuerdings Professor der diplomatischen Schule, wird erstaunen, sich durch ein Wunder des Hrn. Dr. Friederich in Frankfurt am Main verzweifacht und zugleich in Paris und in Solothurn zu sehen. In ihrer feigen oder geheuchelten Angst glauben die Herren immer zwölf Mann, wo nur drei sind, zu erblicken.

Gott wolle uns verzeihen, daß wir mit einem erbärmlichen Machwerke, wie gedachte Zeitschrift, über eine Stunde verloren haben. Ein Blatt, das selbst die meisten Protestanten einer durch die Polizei nicht gezähmten Wuth zuschreiben, sollte allerdings ignorirt werden; man wolle also die hier gegebenen Proben des hydrophobischen Sektenhasses von katholischer und protestantischer Seite als eine wohlgemeinte Warnung ansehen.

Die Naturwissenschaft im Dienste der Offenbarung.

Baron Cuvier eröffnete den 15. Dezember v. J. im Collegium von Frankreich zu Paris seine Vorlesungen über Naturgeschichte, die er 15 Jahre lang unterbrochen hatte. Nachdem Herr Barin den Einfluß der Naturwissenschaft auf die Civilisation der Völker und die Beziehungen, worin zu allen Zeiten

die Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften mit dem Glücke der Menschen gestanden, gezeigt hatte, unterscheidet er in der Geschichte drei große Zeitabschnitte; — den religiösen, den philosophischen und den der Theilung der wissenschaftlichen Arbeiten.

Die religiöse Epoche, welche die erste ist, nämlich: jene, in welcher die Menschen so zu sagen zur Wissenschaft geboren wurden, stellt den geheimnißvollen und verworrenen Charakter dar, den die Philosophie in ihrem Ursprunge zeigt, und die man einigermaßen die Epoche der Entwickelung nennen könnte. Für alle Völker hat die Wissenschaft einen himmlischen Ursprung; in Indien war es Brama, in Aegypten Hermes, in Griechenland Ceres und Triptolemus, die ihre wissenschaftlichen Entdeckungen als göttliche Offenbarungen überlieferten. Diese Idee, in ihrer ursprünglichen Reinheit und befreit von den Uebertreibungen des Aberglaubens, ist in der Vernunft begründet; weil der Mensch, indem er anfangs die Kenntniß und den Namen aller Wesen, mit welchen er in Verbindung stand, von Gott empfing, nothwendig auch durch göttliche Ueberlieferung das Prinzip und die Elemente aller Wissenschaft empfangen mußte. Dieses Streben der Völker, die Weisen und die Wissenschaft mit einem göttlichen Charakter zu bekleiden, hat diese Entwicklungsepoche verlängert.

Die wissenschaftlichen Leistungen und Formeln hatten gleichsam den Charakter religiöser Dogmen. Die Priester hatten sie im Gewahrsam, die Väter vererbten sie auf ihre Kinder, die Kasten waren eben sowohl wissenschaftlich als religiös; die praktischen Anwendungen der Wissenschaften, wie in der Medizin waren dem Gesetze unterworfen. Daher die Mischung von Allegorie, Sinnbildern, Hieroglyphen, die Verbindung von Wissenschaft und Mysticismus, welche jede Entwicklung so lange hinderte, als ein solcher Geist währte. Die Aegyptier und Inder liefern ein auffallendes Beispiel dieser merkwürdigen Epoche.

Auch die Römer und Hetrusker empfingen ihre ersten wissenschaftlichen Kenntnisse als religiöse Ideen.

In der zweiten Epoche betrachtete man die Wissenschaft als Theil eines philosophischen Systems. Aristoteles mußte durch sein unermeßliches Wissen und durch seinen außerordentlichen Fleiß den Impuls zur dritten Epoche geben. Er kannte alle Leistungen, unterschied und trennte alle Zweige der Wissenschaft, und ordnete sie methodisch.

Nach diesem großen Manne entstand aus Mangel an Kraft und Geist bei den Weisen eine große Lücke, und die dritte Epoche, jene nämlich: wo die Gelehrten sich in die besondern Zweige der Wissenschaft theilten, so daß der Eine die Physik, der Andere die Mathematik, wieder ein Anderer die Mechanik oder die Chemie u. s. w. bearbeiteten, verzögerte sich bis zum 16. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Die unermeßlichen Reichthümer, welche die Wissenschaft seit 400 Jahren ausgebeutet hat, beweisen, nach Cuvier, den Vorzug der neuen Methode. Nichts ist wahrer als diese Behauptung, welche nur die wissenschaftliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen beurkundet — eine wunderbare Thatsache, die Niemand läugnen kann noch darf. Doch ist nicht zu vergessen, daß das menschliche Geschlecht voran geschritten ist, so wie es mußte, das heißt, daß es das Ganze vor den Theilen sah, die gesammte Welt vor ihren Einzelnheiten, die allgemeinen Beziehungen der Wesen vor den besondern und unmittelbaren. Die Begriffe der Entwicklung schlossen sich an die ersten und Grundbegriffe an, welche sich mit dem religiösen Begriffe oder in andern Worten mit der Grundlage aller Vernunft und alles geistigen Wirkens verschmolzen.

„Die ersten Entdeckungen in den Wissenschaften, sagt Cu„vier, rühren aus einer von unsrer Zeitrechnung wenig entfernten „Epoche her. Es giebt weder ein wissenschaftliches noch ein ge„schichtliches Denkmal das älter wäre als der, wie ich zeigen wer„de, uns sehr nahe gelegene Zeitabschnitt der letzten Katastrophe, „wodurch die Erde umgekehrt wurde — eine Katastrophe, wo„von die Ueberreste von Thieren und Pflanzen, die man in den „Eingeweiden der Erde findet, der Anblick der Berge, deren Ab„hänge, welche durch die von ihren Gipfeln herabgestürzten Trüm-

«mer gebildet wurden, nicht sehr alt seyn können; endlich die «Ordnung der verschiedenen Schichten, woraus die Erde zusam«mengesetzt ist, zeugen. Nichts ist merkwürdiger, als die Ueber«einstimmung aller Geschichte über die Wirklichkeit und selbst «über den Zeitpunkt dieser großen Erdrevolution — dieser allge«meinen Ueberschwemmung — so zwar, daß der blinde Glaube, «den gewisse Philosophen den lächerlichen Behauptungen über das «Alterthum gewisser Völker schenken konnten, schwer zu begrei«fen ist. Das erste Buch Moses giebt das Jahr 2349 vor un«serer Zeitrechnung nach dem hebräischen Texte an; nach der sa«maritanischen Uebersetzung das Jahr 3344; die Ogygische Fluth «bei den Griechen entspricht dem Jahr 3276, und das letzte der «vier Alter der indischen Bücher dem Jahr 3112. Nach Con«fucius zählt China vom Jahr 3384 die Regierung jenes Für«sten, der sich mit Reinigung der Erde von dem Wasser der «Fluth beschäftigte.»

«Die Wasserfluth der Assyrer und die Dynastie der In«dier geht nur bis 2200 vor Christus.»

«Man weiß, daß heute von den astronomischen Tafeln der «Chaldäer keine Frage mehr ist, die zu einem so hohen Alter «hinaufstiegen, daß Aristoteles sie hätte kennen müssen, und doch «sagt dieser kein Wort davon. Und die Fortschritte, die in un«sern Tagen die Kenntniß der Hieroglyphen durch den Eifer ge«lehrter Deutschen und einiger Franzosen gemacht hat, unter de«nen Champollion genannt werden muß, gestatten nicht, bei den «Aegyptiern ein historisches oder wissenschaftliches Denkmal anzu«nehmen, welches über 1500 Jahre vor unsrer Zeitrechnung «bestanden hätte.»

Ein Pariser Blatt äußert sich bei Gelegenheit der Anzeige einiger neuen Romane aus der Zeit des Mittelalters folgen«dermaßen: «Wir sind doch sonderbare Leute mit unserer Be«wunderung und unserm Enthusiasmus! Unser Zeitalter ist lei«denschaftlich auf die Lectüre Walter Scott's versessen; es stürzt

sich über Hals und Kopf in die pittoresken Reisebeschreibungen, es wühlt mit rastloser Neugierde in den Denkmälern des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, es will den Styl dieser großen Epoche in seinen Romanen, in seiner Poesie, in seinen Künsten, und sogar in den Theaterdekorationen; nichts gefällt ihm so sehr, als der Anblick einer Kirche im gothischen Style, mit ihren kühnen Pfeilern, ihren leichten Verzierungen, ihren Glasmalereien, und ihren in so naiver Wahrheit gebildeten Gestalten; es geräth in Extase vor einem der Verwüstung noch entgangenen Kloster, und man sollte glauben, es wolle unter jenen langen, der Betrachtung und dem Stillschweigen geweihten Gängen endlich von seinen Stürmen ausruhen. Wir durchwandern England, Schottland und Italien, um unsere Erinnerungen und unsere Gefühle zu vervielfältigen; mit Einem Worte, es giebt nichts Großes, nichts Schönes, nichts Majestätisches, als die Ueberreste einer vergangenen Größe, als diese Ueberlieferungen in hohem Grade religiöser, und deßhalb auch vorzugsweise poetischer, Jahrhunderte. — Und dennoch, welch Gefühle erwecken sie in uns? Ach! Unsere Enthusiasten stehen vor diesen Meisterwerken, wie der Atheist vor den Wundern der Natur. Ihr Geist reicht nicht über die Eindrücke hinaus, welche die Einbildungskraft und die Sinne empfangen. Wer waren diejenigen, die so große Dinge hervorbrachten? Welch Seele, welchen Verstand besaßen sie! Hier zeigt sich der aster philosophische Stolz in der Fülle seiner stupiden Vermessenheit. Die Männer, welche der Nachwelt so große Denkmäler hinterlassen haben, waren Schwärmer, Müßiggänger, Ignoranten, Mönche! Welche Schmach für einen civilisirte Staat! Betrachtungen anstellen, beten, religiöse Hymnen singen, untheilbare Güter besitzen, heißt die Gesetze der Natur und die Rechte des Staates mißkennen! — Mag jedoch erklären, wer es kann, wie Ignoranten und Barbaren so große Dinge zu Stande gebracht haben, und warum diejenigen, die sich allein für aufgeklärt halten, nichts als Erbärmlichkeiten erzeugen. Sollte es auch einem aufgeklärten Jahrhun-

derte besser scheinen, einige tausend Mönche aus ihren Zufluchtsstätten zu vertreiben, und dafür hunderttausend Unglückliche in Gefängnisse und in Spitäler einzusperren, so bleibt es in den Augen der Freunde der Freiheit und der Wissenschaft nichts destoweniger erwiesen, daß jene weit um sich greifende Zerstörung der geistlichen Orden, die im Namen der Philosophie verübt wurde, eben so ungerecht in ihren Gründen, als verderblich in ihren Folgen gewesen ist. (Oesterr. Beob.)

Die Annalen der Criminal-Untersuchung in England bieten eine schaudervolle Progression der Verbrechen dar. Im Jahr 1765 betrug die Zahl der Angeklagten, welche an die Assisen verwiesen worden, 909 und im Jahre 1826 — 16145. Hier folgt die Uebersicht der allmähligen Zunahme:

1765 bis 1769	in 5 Jahren	2547 treffen	auf 1 J. 509.
1785 — 1789	"	8020	" 1610.
1805 — 1809	"	23,432	" 4686.
1810 — 1814	"	30,613	" 5122.
1815 — 1819	"	58,642	" 11,748.
1820 — 1824	"	65,026	" 13,005.
1825	. . . . .		14,437.
1826	. . . . .		16,145.

Wo mag das hinführen?

Nach einem dem Ministerium von London mitgetheilten Berichte über die anglikanischen Kirchen und die Kapellen der Dissenters verhält sich die Bevölkerung in der Provinz Yorkshire, dem 6. Theile von England und Schottland, wie folgt: —

Im Jahr 1821 hatte diese Provinz 1,173,000 Einwohner und muß heute deren 1,320,000 zählen. Man findet dort 1748 religiöse Versammlungsorte, wovon 809 der anglikanischen Kirche und 939 den Dissenters gehören, unter diesen kommen 90 auf die Methodisten. Viele der Kapellen der Dissenters sind zwar sehr klein, aber besser angefüllt als die Kirchen der Herrschenden

Parteil. Die Dissenters verhalten sich zu der herrschenden Kirche, wie 6 ad 1. England neigt sich demnach zu dem Zustande, worin wir Irland sehen. Die Dissenters haben schon die Majorität und vermehren sich täglich, bis die anglikanische Kirche nur noch eine Zusammensetzung von Sinecuren seyn wird.

(The Scotsman.)

Man stellte im Jahr 1828 einen Etat der protestantischen Unterpfarrer von Irland auf, welche keine Pfründe haben, mit Angabe der Jahre, seit welchen sie der Kirche dienen, und des Gehalts, den sie bezogen. Dieser Etat ist officiell, weil die Kammern den Druck verordneten, und weil er von den Bischöfen rectificirt wurde. Das Resultat dieses Dokuments war: In der Diöcese Clogher gab es 6 dieser Geistlichen, deren kirchliche Dienste 166 Jahre zählten, und welche für diese Dienste 7000 fl. weniger als die jährlichen Einkünfte ihres Bischofs bezogen. (Dubling Evening-post.)

Der Bischof von London verabschiedete alle Prediger an der Kapelle von Whitehall wegen ihrer von einander abweichenden Meinungen. Es sind ihrer 12, die jedes Jahr von den verschiedenen Universitäten genommen werden. Wie uns scheint, handelt es sich hier darum, zu wissen, ob die Anstalt, seit ihrer Gründung, eine Veränderung erlitten habe. In diesem Falle haben seine Gnaden Ursache, sie auf ihren primitiven Zustand zurückzuführen; im entgegengesetzten Falle wäre es ein eignes Phänomen und lächerlich in einer Kirche einen Bischof zu sehen, der eine Anzahl Prediger dotirte und anstellte, die verschiedenen Lehren zugethan sind, als eine ganz schickliche Sache, und einen andern, der in der Folge diese Anordnung vernichtete, weil diese nämliche Verschiedenheit ihm als unschicklich erschiene.

Zwei Menschen mit einem ehrwürdigen Aeussern erschienen im Jänner dieses Jahres zu Ikeston. Sie ließen verkünden, daß sie Christus und sein Prophet seyen, und in einem Hause

ihrer Anhänger predigen würden. Bald hatte sich ein Auditorium gebildet. Der Redner erhob sich, las eine Stelle aus der Bibel vor und fragte die Zuhörer, ob einer aus ihnen eine Erklärung geben könne. Allein die ganze Versammlung, begieriger zu hören als zu reden, beobachtete tiefes Schweigen. Nun! begann er, ich weiß nicht, welchen Unsinn vorzutragen, um zu beweisen, daß die ganze Christenheit im Irrthum sey. Eine der anwesenden Personen, der er schon mit dem nahen Untergange gedroht hatte, versuchte nun die Nichtigkeit seiner Lehre zu beweisen, und sagte ihm, er sey ein Johannahiter. Er erwiederte, er sey kein Anhänger der Johannah,*) obgleich er sie als eine von Oben erleuchtete Prophetin betrachte; allein seine Mission sey höher als die dieser Frau, weil er wahrhaft Christus sey; mit ihm fange das tausendjährige Reich an, er und seine Anhänger würden die Erde immer bewohnen, der Teufel allein sey verantwortlich für die Sünden der Welt; kein Mensch werde in Zukunft seiner Sünden wegen leiden müssen; der Teufel sey schon gefesselt und werde Niemanden mehr versuchen. Er citirte die Propheten, um seine absurden Behauptungen zu unterstützen und wandte sich häufig an die Gottheit auf die unehrerbietigste Weise. Dieser niederträchtige Betrüger machte an diesem Orte fünf bis sechs Proselyten.

Hannover. In Hannover giebt es eilf protestantische Klöster, wo Mädchen, die den Frühling ihres Lebens ohne Lust oder Gelegenheit zum Heurathen überlebten, einen anständigen und ruhigen Zufluchtsort finden. In jeder dieser Anstalten ist eine bejahrte Dame, die mit den Aebtissinnen der katholischen Klöster eine gewisse Aehnlichkeit hat, Vorsteherin. Jede Dame erhält jährlich 200 — 300 Thaler, die hinreichen, ihr einen anständigen Lebensunterhalt zu gewähren. Die Zucht ist in diesen Häu-

*) Johannah Southcote, eine berüchtigte Schwärmerin, die behauptete, sie sey die Mutter des Messias.

sern nicht gar strenge. Die Damen können Besuche von ihren Freundinnen annehmen in Gegenwart der Vorsteherin, obgleich dieses nicht streng gefordert wird, oder nur kurze Zeit gefordert wurde. Man verlangt nicht, daß sie beständig da wohnen; einige Wochen in jedem Jahre reichen hin, ihnen ein Recht auf ihre Pension zu geben. Auch leben mehrere von ihnen im Schooße ihrer Familie; allein trifft es sich, daß sie dort keine Unterstützung mehr finden, so können sie in diese Zufluchtsstätte zurückkehren, wo sie sicher sind vor den Demüthigungen, die so oft das Unglück begleiten. Diese Anstalten stehen unter der Aufsicht der Regierung, an die sich die Väter und Mütter zu wenden haben, um die Aufnahme ihrer Töchter zu erwirken. Hiezu ist aber einige Protection bei Hofe erforderlich; da die Zahl der Postulantinnen die Zahl der vakanten Plätze bedeutend übersteigt. Die Eltern bewerben sich oft schon um Plätze, wenn ihre Töchter noch sehr jung sind oder gar in der Wiege liegen, obgleich sie in diesen Fällen, wenn ich nicht irre, die Pension nicht vor dem 25. Jahre beziehen, es sey denn sie hielten sich einige Zeit im Kloster auf. Da die Männer ohne viele Schwierigkeiten in diese Klöster Zutritt erhalten, so enden zuweilen die Besuche mit einer Heurath, welche den Verlust der Pension nach sich zieht. Von den eilf Klöstern sind neun ausschließlich für adliche Töchter bestimmt, welches immer beweist, wie viel Rücksicht man in diesem Lande auf die Geburt nimmt und wie arm der deutsche Adel ist.

So sind protestantische Klöster beschaffen. Es sind katholische Klöster, mit dem Weltgeist und ohne den Geist der Selbstverläugnung. (Revue catholique.)

Brüssel. Die hier wohnenden Engländer veranstalteten nach den Diners und Bällen in der Fastnacht religiöse Versammlungen, denen viele ernsthafte Landsleute beiwohnten. Die größte Zierde dieser Zusammenkünfte war die Vicomtesse Powerscourt, eine junge, schöne Wittwe aus Irland, die einige Monate hier zurückgezogen lebte und nun auf einmal wie ein glänzendes Gestirn erschien, um die Finsternisse eines traurigen Winters zu erleuch-

ren. Diese Person erkläret die Bibel mit einer Beredsamkeit, die eines Rowland Hill oder Irwing würdig wäre.

Sie erscheint mit einem Schleier verhüllt in einem schwarzen Sammetkleide in der Versammlung, giebt auf einem Piano die Melodie eines Liedes an, das die Versammlung von 80 — 100 mit ihr absingt, setzt sich dann an einen Tisch, schlägt den Schleier zurück und öffnet die vor ihr liegende Bibel. Nachdem sie einen Abschnitt verlesen, beginnt sie die Predigt ohne den geringsten Anstoß und auf eine so nachdrucksvolle Weise, daß nur selten jemand einschläft. Ist die Rede vollendet, so ertönt wieder der Gesang, dem ein Gebet folgt, und die Versammlung geht auseinander.

Ist es nicht traurig, daß eine so ausgezeichnete Frau sich so sehr durch Fanatismus berücken ließ, ihren Unsinn für das Evangelium ausgiebt, und andere Menschen nach dem Ausdrucke der Methodisten zum Teufel schickt, wenn diese nicht wie sie aller Eitelkeit der Welt entsagen?

Ihre Zuhörer hatten anfangs gehofft, die Predigerin werde ihre Rede damit enden, daß sie in dieser strengen Jahreszeit, da das Thermometer auf 26 Grad unter Null steht und die Armen vor Kälte sterben, Werke der Liebe empfehle; allein der Glaube ist alles, was sie empfahl, indem sie die guten Werke denen überließ, die sie üben wollen.

Später hat die Polizei dieser Rednerin bedeutet, daß, wenn sie in Zukunft mehr als 20 Personen um sich versammle, sie in's Gefängniß wandern müsse. Doch fügt man hinzu, die Vicomtesse habe sich an Se. Majestät den König gewendet, um die Erlaubniß zu erhalten, denen das Evangelium erklären zu dürfen, die davon Gebrauch machen wollten. Diese Vicomtesse scheint ausgezeichnete Anlagen zur christlichen Frömmigkeit zu haben, die aber verloren gehen, weil sie übel geleitet werden oder vielmehr weil sie ohne alle Leitung sind. Der Unterricht der katholischen Kirche würde ihr in's Gedächtniß rufen, daß dieselbe heil. Schrift, die sie erklären will, den Frauen in der Versammlung der Gläubigen zu schweigen gebietet, und daß, wenn sie sich so

zum Schauspiel hergiebt, so nicht ganz der Eitelkeit entsage, da sich diese auch manchmal unter dem Scheine der Frömmigkeit verbirgt. (Aus dem Correspondant.)

Rom. Am Charsamstag sind zu St. Johann im Lateran vier Juden getauft worden. Der Eine, Mardochai Felus, geboren zu Livorno, war 25 Jahre alt; die andern drei, geboren zu Rom, sind Kinder des Johann Anselm Dümont, der eben auch im Unterrichte ist.

Bamberg. Am 6. April starb dahier der würdige Pfarrer des hiesigen Krankenspitals, Aloys Schneßer. Er war geboren den 16. November 1792 zu Wolfach im Breisgau, studirte die Theologie am Lyceum zu Bamberg, und wurde am 16. Juni 1818 zum Priester geweiht. Während seiner dreijährigen Seelsorge im hiesigen Spitale zeichnete er sich besonders am Krankenbette aus, so wie er nicht minder ausgezeichnet war durch seinen reinen sittlichen Wandel, durch seine vorzügliche Herzensgüte und durch seine Empfänglichkeit für alles Edle, Gute und Schöne. Er genoß die allgemeine Liebe und Hochachtung der Bewohner hiesiger Stadt.

München, 18. Mai. Die verfügte Beschlagnahme des von dem Großherzoglich Weimar'schen Regierungsrathe Alexander Müller verfaßten Buches „des in Deutschland geltenden Kirchenrechts" ist von Sr. K. Majestät wegen der darin vielfältig vorgetragenen unwürdigen und leidenschaftlichen Schmähungen der katholischen Kirche bestätigt worden.

Paris. Vier Priester des Seminars der auswärtigen Missionen sind in die morgenländischen Missionen abgereis't. Die HH. Goust und Ponsot, aus den Diöcesen Luçon und Besançon, sind in Havre eingeschifft nach Pondichery, wo der Erste bleiben soll; der Andere wird sich nach Siam begeben. Hr. Mialon, aus der Diöcese Puy, und Hr. Vialle, aus der Diöcese Aix, haben sich ebenfalls in Havre zu Schiff begeben, um nach Macao und von da nach Cochinchina oder Tunkin zu reisen.

Lüttich. Im Monate Mai ertheilte unser allgemein verehrter Oberhirt, Hr. Van Bommel, zu Mastricht die heil. Firmung. Den Anfang machte er am dritten Mai, um 7 Uhr des Morgens, in der Kirche zum h. Servatius, wo er die h. Messe las, zwei rührende Anreden hielt und etwa 2000 Menschen firmte. Am folgenden Tage firmte er 1600 in der St. Nikolauskirche; am sechsten etwa 1200 zu St. Martin; dann 1600 Frauen zu St. Mathias. Am siebenten besuchte er die Schule und spendete 700 Zöglingen das h. Sakrament. Am achten firmte er abermal zu St. Mathias 1200 Männer und gegen 900 Soldaten der Garnison von Mastricht; einige Tage zuvor war auch ihr General, Hr. Daine, gefirmt worden. Am Sonntag, den neunten, las Hr. Van Bommel zu St. Nikolaus die h. Messe und predigte zu St. Servatius. Wiewohl die Rede des Prälaten unvorbereitet war, machte sie dennoch, weil aus dem Herzen gesprochen, auf die sämmtlichen Zuhörer einen tiefen Eindruck.

London. Nach einer auf Befehl des Ministerium in Manchester vorgenommenen Zählung befinden sich daselbst nicht weniger als zwanzig religiöse Secten, welche 61,981 Proselyten haben. Die Katholiken machen 48,730 aus.

Mainz. Dem Vernehmen nach ist Herr Locherer, ein badischer katholischer Landpfarrer an die neu zu errichtende katholisch-theologische Facultät von Gießen als Professor der Kirchengeschichte berufen. Wer die allgemeine Kirchenzeitung lies't, dem wird Herr Locherer als Verfasser einer Kirchengeschichte bekannt und angerühmt seyn. Dieses Lobes hat er sich auch vollkommen würdig gemacht durch seine Gelehrigkeit gegen die protestantischen Wortführer und seinen mit der Stellung eines katholischen Priesters kaum vereinbaren Haß, den er allenthalben in seiner aus den seichtesten protestantischen Schriften zusammengetragenen Geschichte gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche und deren heiligste Institutionen beurkundet hat.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
Nro VIII.

Curiosa.

Seit vielen Jahren ist es Gebrauch, selbst in Ländern, wo es keine Bettelmönche giebt, und diese nie gedeihen werden, gegen die Betteleien dieser Mönche, wie überhaupt gegen die Bettelei in katholischen Ländern, vieles zu erzählen und zu erdichten. Wir sind weit entfernt, Reprefsalien zu gebrauchen und umher zu spioniren in den deutschen Landen, und Facta zu sammeln von protestantischen Bettelmönchen. Das wäre zu kostspielig und zu gewagt; dagegen Thatsachen zu erdichten zu gemein und unziemlich. Wenn aber aus guten Quellen dergleichen zufließen, so ist es erlaubt, das Dargebotene nicht abzuweisen und davon zu sprechen, sollte es auch nur deßhalb geschehen, dem Hrn. Nachbar zu zeigen, daß in seinem Gotteshause die Sachen eben auch nicht so erwünschlich stehen, und er möge dieser halben sofort vor seiner eigenen Thüre kehren, wie das katholische und protestantische Sprichwort sagt. Nun lesen wir in den „Staatsmaterialien", Bd. 2., St. V. VI. S. 568. ff., die wohl zu beherzigenden Merkwürdigkeiten: „Schlechtdenkende Prediger und ihre Ehefrauen (Bettelnonnen), sagt das prot. Blatt, suchen alle Gelegenheit hervor, von ihren Eingepfarrten durch wahre Bettelei sich zu bereichern. (Bereichert haben sich doch die katholischen Kapuziner nicht.) Hiezu giebt die Einsammlung des sogenannten Meßkorns, des Opfers und anderer Vorfälle die erwünschte Gelegenheit. Sie wissen dazu eine Zeit im Herbst zu wählen, wo sie bei den Bauern und andern Eingepfarrten etwas annehmliches finden. Sie untersuchen den Flachsvorrath, die Anzahl der Mastgänse, die Scheunen selbst, und wissen den

Leuten den Segen Gottes in der Art begreiflich zu machen, daß der aufhören könnte, wenn sie nicht mit einer fetten Gans, mit Flachs und andern Bedürfnissen zurückreisen. Hievon könnte ich selbst erlebte Beispiele hersetzen, wenn nicht dergleichen geistliche Habsucht ohnehin zu bekannt wäre.... Wir evangelische Christen, die wir eine so vernünftige und beruhigende (bequeme) Religion haben, sollten wir nicht darauf bedacht seyn, unsere Geistlichkeit in die Fassung zu setzen ihr ehrwürdiges Amt mit allem Anstand zu bekleiden. Man setze den armen Taglöhner in den Fall, daß er in einem Jahre Hochzeit mache, taufen lasse und das Kind stirbt, ja gar die Frau im Kindbette, so wie ich den Umstand erfahren, alsdann muß er nach dem mittleren Satz dieser Gebühren, bezahlen:

a) An den Prediger.

	Rthlr.	Gr.
1. Für Proklamation und Kopulation	1	12
2. Für die Fürbitte der Schwangern und für's Danken	—	4
3. Für die Kindtaufe	—	24
4. Für das Berichten der kranken Frau	—	12
5. Für deren Beerdigung mit Leichenfolge	—	20
6. Für die Beerdigung des Kindes mit Leichenfolge	—	16

b) An die Kirche.

Für das Geläute, da er gezwungen ist 2 Puls für jede Leiche läuten zu lassen à 16 Gr.	1	16

c) An den Küster.

Für die Hochzeit	—	12
Für die Kindtaufe	—	6
Bei'm Berichten	—	4
Für zwei Beerdigungen	—	16

Rechnet man hiezu die Kosten für 2 Särge, für den Todtengräber, die Bewirthung der Träger und Leichenfolger, welche wenigstens etwas Bier, Branntwein und Brod gewöhnlich erhalten, so reichen nicht 10 Reichsthaler zu, Alles zu bestreiten. An einigen Orten müssen noch Braten und andere Lieferungen dem Prediger bei solchen Gelegenheiten gegeben werden. Wie kann der das auf einmal bezahlen?... Hat er eine Kuh, ein

Schwein, oder sonstiges Vieh, es muß fort. Ja oft der Kessel, worin er seine Speise kocht, oder das Bett, worauf er schläft." (Uns ist kein Beispiel bekannt, daß je ein Kapuziner dergleichen gethan hätte.) Mir ist ein Beispiel bekannt, daß die Frau eines Taglöhners, der von seinem Hause entfernt sich Verdienst suchen mußte, in seiner Abwesenheit elend krank ward und das heil. Nachtmahl verlangte. Der Prediger und Küster wurden herbeigerufen und mußten dafür 22 fl. haben. Die Frau, welche das Geld nicht hatte, machte die Anleihe von ihrem Nachbar. Sie ward wieder gesund, und der Mann sollte nach seiner Zurückkunft die geborgten 22 fl. bezahlen. Er hatte sie nicht, zerschlug seine Frau jämmerlich und verwies den Gläubiger an sie, der endlich sein Anlehen gerichtlich betreiben mußte. — Ich kenne einen Prediger, von dem es bekannt ist, daß er mit eigenen Händen die Würste in Gegenwart der Lieferer ausleeret und untersucht, was darin gestopft worden. Findet er dieß nicht nach seinem Geschmack, so giebt er alles wieder zurück, sonst aber stopft er das Fleisch *fest* wieder in den Darm, fängt darauf an, die Wurst in der Länge und Dicke zu messen, und begehrt, wenn er sein vermeintliches Maaß nicht hat, das Fehlende, bezahlt oder wesentlich geliefert." So weit die Staatsmaterialien in der Materie der protest. Bettelmönche.

In dem Buche: Interessante Reise-Nachrichten eines südamerikanischen Offiziers von Mainz nach London. Nebst einigen noch unbekannten Notizen über Napoleon, 2te Auflage Eisenberg im Verlage der Schöne'schen Buchhandlung liest man S. 167 u. flg. Von dem seligen Pater Bonaventura Bonaparte. Dieser *bisher unbekannte* Selige aus der Familie Bonaparte sollte nach dem Wunsche der Madame Lätitia Bonaparte unter dem Consulate Bonaparte's heilig gesprochen werden. Allein ihr Sohn will sich nicht dafür verwenden, weil dieser Pater, den das Gericht mit der ungerechtesten Nachsicht zwar selig gesprochen habe, in den bei ihm hinterlassenen Papieren, die Bonaparte aus Italien erhalten, ein junges Mädchen verführt hatte, dieses Mädchen aber durch einen Beichtvater dem Verfüh-

rer entrissen ward. Pater Bonaventura rächt sich dafür, indem er nun eine feile Dirne besticht, daß sie den Beichtvater in der Kirche, nachdem sie plötzlich dessen Beichtstuhl verläßt, eines schändlichen Antrages laut beschuldigt. Auf diese Anklage wird der Beichtvater von der Inquisition abgesetzt und auf Zeit Lebens bei Wasser und Brod eingesperrt. Nach zwei Jahren gesteht indeß die Dirne auf ihrem Todesbette ihre falsche Anklage. Der Verurtheilte mußte aber fortbüßen, weil es Grundsatz der Inquisition ist, daß, wer einmal in ihre Klauen gefallen ist, irgend eines Verbrechens schuldig seyn muß, folglich nicht ohne Strafe bleiben darf, sey es auch nur Verlust des Vermögens und der Ehre. Diese Geschichte soll ein Italiäner, der sich Franchetti nannte, erzählt haben. — Wenn die Feinde der katholischen Kirche sonst bei aller schamlosen Nichtswürdigkeit in ihren Erdichtungen doch wenigstens noch einen gewissen Anstrich von Verschmitztheit und geheuchelter Wahrheitsliebe zu geben wissen, so versteht dieser plumpe, ganz gemeine Geselle hier nicht einmal die ganz gemeine Kunst, seiner niederträchtigen Aufschneiderei die geringste Wahrscheinlichkeit zu verschaffen. Das Gericht (welches?) hat den Pater Bonaventura selig gesprochen, welche Seligsprechungen in die ganze kath. Welt geschickt werden, und dennoch ist derselbe bis daher unbekannt geblieben. Auf die öffentliche Anklage einer feilen Dirne wird ohne weiters von der Inquisition ein Beichtvater eingesperrt; — da muß man blödsinnig seyn, um seinen Lesern so etwas aufbinden zu wollen. Hätte der angebliche Pater Bonaparte sich wirklich rächen wollen, würde er wohl eine öffentliche Dirne dazu gewählt haben, die gerade in diesem Punkte das untauglichste Werkzeug gewesen wäre? Wäre die Dirne selbst nicht so pfiffig gewesen, um sich in dieser Materie alles Gewicht in den Augen der Inquisition abzusprechen? und hätte sie wohl, sie als öffentlich bekannte Dirne, es gewagt, öffentlich in der Kirche vor aller Welt, die sie verabscheuen mußte, einen Beichtvater zu beschuldigen? Kann man sich die Inquisition so himmelschreiend dumm denken, daß sie auf die Anklage einer öffentlichen Skorte einen Beichtvater ergreifen

ſollte? Sonſt wird von den Akatholiken die Inquiſition nichts weniger als der Leichtgläubigkeit gegen Beichtväter, wohl aber gegen Ketzer beſchuldigt. Und wie hätte endlich der Beichtvater ſelbſt, der ſo geſchickt das verführte Mädchen aus den Händen des Verführers befreit haben ſoll, nicht Verſtand genug beſeſſen, um der Inquiſition zu bemerken, daß ein Beichtvater doch wenigſtens eben ſo viel Glauben verdiene, als eine öffentlich bekannte Dirne? Und dennoch mußte derſelbe, trotz der erwieſenen Unſchuld, fortbüßen! Da müßten denn alle Mitglieder der Inquiſition in Tiger und Kannibalen umgeſchaffen werden; und doch werden die italieniſchen Inquiſitoren ſelbſt von Proteſtanten als ſehr gemäßigt geſchildert. — Allein die Papiere hierüber ſind in Napoleons Hände gekommen: das iſt eine Thatſache; denn ein unbekannter ſüdamerikaniſcher Officier meldet auf einer Reiſe von Mainz nach London, die ein proteſtantiſcher Buchhändler bekannt macht, daß ein Italiäner ſie erzählt haben ſoll!!! Qui potest capere — capiat.

Bemerkungen eines franzöſiſchen Blattes über die heimaten Verordnungen in der oberrheiniſchen Kirchenprovinz.

In dem Juniheft dieſer Zeitſchrift befindet ſich ein Aufſatz über „Staat und Kirche“, nach dem die unlängſt von den reſpectiven Regierungen der oberrheiniſchen Kirchenprovinz erlaſſene Verfügung beurtheilt werden mag. Bevor dieſelbe näher beleuchtet wird, begnügen wir uns das Urtheil einer franzöſiſchen theologiſchen Zeitſchrift (Mémorial cath.) über dieſe traurige Erſcheinung in treuer Uebertragung mitzutheilen.

„Die Ausführung dieſer Artikel iſt mit dem Beſtande der katholiſchen Kirche durchaus unvereinbarlich. Die höchſte Autorität der Kirche, die des Pabſtes, iſt darin gänzlich der weltlichen Macht unterworfen, welche die kirchlichen Erlaſſe controllirt, nach Willkühr ihre Bekanntmachung erlaubt oder verbietet, ihnen die Geſetzeskraft giebt oder nimmt, bloß nach ihrer Laune, ohne ſogar gebunden zu ſeyn durch eine frühere Genehmigung, zu deren Widerrufung ſie ſich ſogar das Recht vorbehält: das heißt, ſie beſtimmt

und ordnet Alles mit souverainer Willkühr — Glaubens- und Sittenlehre — die ganze Religion. Nachdem sie, so viel wie möglich, die Autorität, aus der alle geistliche Gerichtsbarkeit fließt, vernichtet hat, wendet sie sehr folgerecht dieselben Verfügungen auf die verschiedenen hierarchischen Abstufungen an. Erzbischöfe, Bischöfe, Concilien, Diözesansynoden, Kapitel, Dekane, Alles fällt in dieselbe Sclaverei, und um diese totale Knechtschaft auf immer zu befestigen, bemächtigt sich der Staat, der sich das Recht anmaßt, nach Wohlgefallen von den geistlichen Weihen auszuschließen, des Priesterthums in seiner Quelle selbst. —

— Die Revue cath. enthält nachstehenden Brief von einem Augenzeugen über die Bekehrung des Herrn G. Spencer:

«Der hochwürdige G. Spencer, Lord Spencers Sohn, war Mitglied (Fellow) des Colleges Trinity zu Cambridge, Pfarrer in Northamptonshire und Kaplan des Bischofs von London, ein sehr talentvoller Mann und allgemein geschätzt wegen seines leutseligen und liebenswürdigen Charakters. Etwa zwölf Monate vor dem Tode des ehrw. Herrn Vaughan, (eines steifen Calvinisten und Vikars von St. Martin zu Leicester), sprach ihm Herr Spencer von einigen Zweifeln, die ihm aufgestoßen (oder von einer gewissen Unruhe) in Betreff der Ceremonien der anglikanischen Kirche, und setzte hinzu, daß sie nach seiner Ansicht in der heil. Schrift nicht klar genug ausgesprochen seyen. Hr. Vaughan erwiederte ihm unumwunden: «Hinsichtlich der gottesdienstlichen «Gebräuche muß man nicht auf die heil. Schrift, sondern auf die «Disciplin der Kirche, die zufolge der Tradition die Auslegerin der «heil. Schriften ist, sich berufen; und in der That, wenn Sie «die Tradition nicht annehmen, so werden die heil. Bücher Ihnen «wenig Dienste thun.» Hr. Spencer, zufrieden mit dieser Bemerkung über die Nothwendigkeit eines lebendigen und unfehlbaren Auslegers der heil. Schrift, suchte nun mit großer Anstrengung überall nach diesem Ausleger; da er aber die katholische Kirche nur nach den Schilderungen ihrer Feinde kannte, so prüfte er nicht einmal ihre Ansprüche auf dieses Auslegungsrecht. Indeß traf er

eines Tages bei einem Freunde einen jungen Gentleman, Proselyten der katholischen Kirche, etwa 20 Jahre alt und Neffen des protestantischen Bischofs von Lichfield; es kam das Gespräch auf das, was Hr. Spencer suchte, und der junge Mann, wiewohl erst seit einigen Jahren Katholik, übernahm es, die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche gegen den Bischof von Lichfield in Gegenwart des Hrn. Spencer, des hochw. Hrn. Erskine (Nachfolger des Hrn. Vaughan) und eines andern Geistlichen der anglikanischen Kirche, zu vertheidigen. Da man die Conferenz auf Montag den 25. Januar festgesetzt hatte, brachte man fast die ganze Woche bei dem Vater des jungen Mannes zu, bei dem, obgleich er noch Protestant war, die Zusammenkunft statt finden sollte. Hr. Spencer fühlte die Schwäche der Beweise des Bischofs im Vergleiche mit jenen seines jungen Freundes, und der Bischof selbst legte das Geständniß ab: „Sie können sicher durch Ihre Religion selig werden, ich hoffe aber auch durch die Meinige selig zu werden." Bei diesen Worten rief Hr. Spencer aus: „Sie räumen also der katholischen Kirche den Vorzug ein, weil man in dieser gewiß selig werden kann, während Sie hinsichtlich Ihres Seelenheils nur eine unsichere Hoffnung haben." Nach der Conferenz gestand der Bischof stillschweigend die schlagende Kraft dieses Beweises ein, denn er nahm seinen Neffen bei Seite, und bat ihn, Hrn. Spencer nicht in den Fall zu setzen, katholisch zu werden, mit dem Bemerken: „Was würde sein Vater sagen? was würden seine Freunde sagen? was würde aus seiner Heerde werden?" Als Hr. Spencer diese Worte des Bischofs hörte, sagte er mit edler Würde: „Dieß alles ist nur Fleisch und Blut, das kümmert mich keineswegs." Hierauf begab er sich mit dem jungen Verfechter der Wahrheit nach Leicester, wo er eine Einladung bei dem hochw. Herrn Caesfrick annahm, und als dieser auf einige Einwendungen, die er noch vorgebracht, erwiedert hatte, waren alle seine Zweifel zerstreut, und er erklärte sich bereit, in den Schooß der katholischen Kirche sich aufnehmen zu lassen, „weil diese, wie man mir dargethan, setzte er hinzu, die von Christus

gestiftete, mithin die wahre, unbefleckte, untrügliche Kirche und die Braut Jesu ist.“ Sogleich meldete er diesen Entschluß seinem Vater, den Bischöfen von Peterborough und London, und begab sich der Pfründen, die ihm die anglikanische Kirche verliehen. Ich war zugegen und sehr gerührt, als er in der heil. Kreuzkapelle das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, und nie werde ich den 14. Februar vergessen, wo er mit einigen zwanzig andern Proselyten von dem sehr ehrwürdigen Herrn Dr. Walsh, unter Assistenz der hochw. Herrn DD. Weedal und Morgan (aus dem Kolleg St. Maria), Ascott und Caesfrick, das heil. Abendmahl und die Firmung empfing. Zwei Tage nach seiner Bekehrung besuchte er seinen Vater und seine Verwandten, die ihn sehr freundlich aufnahmen. Sein Vater bestimmte ihm einen an sich sehr schönen Gehalt, der aber viel weniger beträgt als der, welchen er durch Niederlegung seiner Pfründen (die ihm 3000 Pf. oder 36,000 fl. rhein. abwarfen) seiner Ueberzeugung zum Opfer gebracht.“

Der englische Schiffskapitän Peter Dillon spricht sich in einem zu Paris erschienenen Berichte über eine Reise in die Südmeerinseln über die protestantischen Missionen dahin aus, daß nach dem, was er gesehen habe, sehr zu befürchten stehe, die religiöse Bekehrung der neuen Seeländer werde auf Kosten ihrer geselligen Tugenden statt finden, wenn sie in allem das Beispiel der sogenannten Apostel befolgen, die man ihnen geschickt hat.

„Ich kann mich nicht enthalten,“ sagt er ferner, „auf den Kontrast aufmerksam zu machen, der zwischen dem Benehmen jener aufgeklärten Professoren der reformirten Lehren des Christenthums und jenem wahrhaft christlichen der unwissenden Diener der katholischen Religion zu Lima besteht. Sobald diese ehrwürdigen Padres die Ankunft eines Schiffes erfahren, begeben sie sich sogleich auf dasselbe, und erkundigen sich mit einer liebevollen Güte nach der Gesundheit aller jener, welche sich darauf befinden. Sind Kranke darunter, so lassen sie dieselben ohne Verzug in die Spitäler tragen, womit alle Klöster versehen sind, und

worin man ihnen bis zu ihrer Wiederherstellung die größte Sorgfalt angedeihen läßt; oder setzt der Tod ihren Leiden ein Ende, so erhalten sie die Hülfe und die geistlichen Tröstungen, welche den Uebergang von diesem in das andere Leben versüßen können. Diese guten Priester nehmen keine Vergütung für ihre Pflege an, und finden sich hinlänglich durch das Bewußtseyn bezahlt, Gutes gethan zu haben. Sie kümmern sich nicht, aus welchem Land der Kranke ist, noch welche Religion er hat, ob er ein Heiliger oder ein Sünder ist. Es genügt ihnen, daß er der Hülfe bedarf, die sie gerne ihm ertheilen."

Der Statthalter vom Vorgebirg der guten Hoffnung erließ unterm 13. Januar eine Ordonnanz, um die Katholiken dieser Kolonie über die Rechte und Pflichten zu unterrichten, die für sie aus der Emancipations-Akte hervorgehen. Die folgenden Verfügungen dieser Ordonnanz erinnern uns lebhaft, wie viel diese große gesetzgebende Maßregel den Freunden der religiösen Freiheit noch zu wünschen übrig läßt. —

„Jeder Geistliche der römisch-katholischen Kirche, der ein Mitglied eines Ordens, einer Congregation, oder was immer für einer Vereinigung ist, welcher in Zukunft die Gebräuche und Ceremonien der römisch-katholischen Religion ausüben, oder das Kleid seines Ordens außerhalb den Kapellen oder den Privatwohnungen tragen wird, soll zu einer Geldstrafe von 50 Pfund Sterling verurtheilt werden."

„Da es von Wichtigkeit ist, in Bezug auf die Jesuiten und Mitglieder anderer religiösen Gesellschaften oder Mönchsorden, die zur Zeit gegenwärtiger Ordonnanz in der Kolonie zu wohnen autorisirt sind, Maßregeln zu ihrer definitiven Unterdrückung zu nehmen; so wird ihnen eingeschärft, den Ort ihres Aufenthalts anzugeben, unter der Strafe von 50 Pf. St., für jeden Monat, wo sie fortfahren, sich in der Kolonie aufzuhalten."

„Jeder Jesuit oder Mitglied eines ähnlichen religiösen Ordens, der was immer für eines Verbrechens schuldig befunden werde, wird für die übrige Zeit seines Lebens aus der Kolonie verbannt."

„Der Statthalter kann den Jesuiten oder Mitgliedern anderer religiösen Orden die Erlaubniß ertheilen, eine Zeitlang in der Kolonie zu wohnen, deren Dauer er zu bestimmen hat, die aber in keinem Fall 6 Monate überschreiten darf. Jedes Individuum, welches 20 Tage nach Verlauf dieser Zeit nicht abgereis't ist, wird ebenfalls für immer aus der Kolonie verbannt."

„Jeder Jesuit oder jedes Mitglied einer religiösen Congregation, welches Jemand als Mitglied seines Ordens aufnimmt, wird zu einer Geldbuße und zu Einsperrung verurtheilt, und die Personen, welche sich aufnehmen ließ, wird für immer aus der Kolonie verbannt."

Aus den Niederlanden. Folgende Verfügung in Sachen des öffentlichen Unterrichts, welche der König der Niederlanden unterm 22. Mai dieses Jahres erlassen hat, gewährt eine lange schon angesprochene größere Freiheit in einer der Kirche und dem Staate so wichtigen Angelegenheit.

Art. 1. Die laut den bestehenden Verordnungen zur Errichtung von Elementarschulen erforderliche Autorisation soll von nun an im ganzen Umfange des Königreichs ertheilt werden, nämlich: in den Städten durch die Munizipalverwaltung unter Genehmigung des Ausschusses der Provinzialstaaten, nachdem diese Verwaltungsbehörden zuvor die nöthigen Erkundigungen über Zweck, Art und Organisation der zu errichtenden Schulen eingezogen haben. Das Schulhalten und die Errichtung von Anstalten, worin der mittlere oder höhere Unterricht ertheilt wird, soll auf die nämliche Weise gestattet seyn, insofern diese verschiedenen Lehranstalten nicht durch öffentliche Verwaltungsbehörden eingesetzt und unterstützt werden. Art. 2. Außer dem, was die sogenannten königlichen Primairschulen und die vom Gouvernement besoldeten Lehrerstellen anbelangt, ist die Dazwischenkunft des Departements des Innern in Bezug auf die Ernennung oder Zulassung von Elementarlehrern von nun an nur für den Fall nöthig, daß sich Streitigkeiten zwischen den Angestellten oder der betreffenden Verwaltungsbehörde erheben, oder wenn ihrerseits eine Reklamation oder Schwierigkeit eintritt. In den übrigen Fällen wird der Gouverneur, nachdem er sich von der regelmäßigen Erfüllung der vorgeschriebenen Formalitäten überzeugt, auf der Stelle die Ernennung oder Zulassung autorisiren. Art. 3. Bei Vakanzen von Schulinspektorstellen hat die Provinzial-Schulkom-

missionen dem Ausschuß der Provinzialstaaten ein taugliches Subjekt in Vorschlag zu bringen. Dieser wird denselben mit seinem Gutachten, und sofern er es für nöthig erachtet, mit Hinzusetzung von zwei andern Kandidaten an das Departement des Innern befördern, damit in herkömmlicher Weise zur Ernennung des Inspektors geschritten werden könne. Art. 4. Die Provinzialstände und Kommunalverwaltungen werden die wirksamsten Maßregeln ergreifen oder vorschlagen, damit die Jugend aller Stände der Staatsgesellschaft allenthalben Gelegenheit zum Genusse eines guten, von geschickten Lehrern in geräumigen und zweckmäßig angelegten Schulen gegebenen Elementarunterrichts finde. Art. 5. Den Elementarschullehrern soll, wo möglich, der Gebrauch eines Hauses und Gartens, eine feste Besoldung, und ein mit der Anzahl der die Schule besuchenden Kinder im Verhältniß stehendes Schulgeld zugestanden werden, welches letztere theils durch die Gemeinde-Einkünfte bestritten, theils von den Aeltern und bei armen Kindern von den für ihren Unterhalt sorgenden mildthätigen Anstalten bezahlt werden soll. Auf alle Fälle werden die Bücher und übrigen Schulbedürfnisse durch die Gemeindeverwaltung mittelst genannten Schulgeldes den Kindern angeschafft. Art. 6. Die Provinzialstände und Gemeindeverwaltungen sind beauftragt, die passendsten Maßregeln zu ergreifen, auf daß die in den öffentlichen Schulen aufgenommenen Kinder die religiöse Unterweisung durch die Geistlichen desjenigen Kultus empfangen, dem diese Kinder zugethan sind, so wie ferner darüber zu wachen, daß die in den Schulen gebrauchten Bücher nichts der öffentlichen Ordnung Zuwiderlaufendes, oder die Lehrsätze der verschiedenen religiösen Konfessionen, denen die Kinder angehören, Verletzendes enthalten. Art. 7. Die Staaten einer jeden Provinz und des Großherzogthums Luxemburg werden in einer ihrer nächsten Generalversammlungen zur Abfassung eines Reglements schreiten, wie je nach den örtlichen Verhältnissen die Vollziehung der den Elementarunterricht betreffenden Verfügungen dauernd zu regeln sey. Art. 8. Jedem Belgier, auf den sich die im Art. 11 vorgesehenen Ausschließungsfälle nicht anwenden lassen, steht es frei, niedern oder höhern Unterricht in Privatanstalten, die gemäß dem Art. 1 autorisirt sind, zu ertheilen. Ausländer können dieses nur dann, wenn sie von uns dazu autorisirt sind. Art. 9. Wer die nöthigen Kenntnisse auf irgend eine Weise oder an irgend einem Orte erlangt hat, wird zu jedem Examen zugelassen und kann alle Zeugnisse und Würdegrade, die für die Ausübung gewisser Funktionen oder Professionen erforderlich sind, erlangen. Der Minister des Innern wird Uns in kürzester Zeit Vorschläge über die Form dieser Prüfungen machen. Art. 10. Alle Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme sind der Aufsicht der öffentlichen Behörden unterworfen. Mithin wird der Zutritt zu denselben demjenigen

Personen immer frei stehen, welche von Seiten der Kommunal-, Provinzial- oder höhern Behörde den Auftrag haben, sie zu inspiciren. Die Lehrer und alle diejenigen, welche an der Leitung oder Verwaltung dieser Anstalten einigen Antheil haben, werden gedachten Personen mündlich und schriftlich alle Aufschlüsse geben, welche dieselben verlangen. Art. 11. Zur Ertheilung des öffentlichen Unterrichts sind diejenigen unfähig, die einmal vor Gericht verurtheilt worden sind, sey es zu körperlichen und entehrenden, oder zu korrektionellen Strafen wegen Vergehen, die den guten Sitten zuwiderlaufen oder den Verlust der öffentlichen Achtung und des öffentlichen Vertrauens nach sich ziehen. In zweifelhaften und strittigen Fällen über die Anwendung dieses Prinzips haben die Provinzialstaaten zu entscheiden. Art. 12. Durch obige Vorschriften wird an den, in Betreff der Bildung der jungen Leute zum geistlichen Stande erlassenen und in Kraft stehenden Verfügungen nichts abgeändert. Art. 13. Unsere Verordnungen vom 14. Juni und 14. August 1825 sind hiermit aufgehoben.

Die reinen Einkünfte der methodistischen Missionsgesellschaft betragen vom 31. Dezember 1828 bis dahin 1829 eine Summe von 49,563 Pfund Sterling (fast 1,250,000 fl.), ein Legat von der verstorbenen Miß Hauston von 6000 Pf. St. nicht eingerechnet. Die ganze Summe bietet einen Mehrbetrag im Vergleich mit 1828, von 6000 Pf. St., und mit 1827, von 13000 Pfund.

Catholic Miscellany.

Nach der Rückkehr des Herrn Spencer in den Schooß der katholischen Kirche hat die Bibelgesellschaft eine außerordentliche Versammlung zu Bath gehalten, und einen Controversprediger zu ernennen, wie auch eine protestantische Buchhandlung an der Universität Glasgow zu errichten beschlossen, um den furchtbaren Fortschritten des Papismus Einhalt zu thun.

Der Sligo Observer berichtet in einer seiner Numern vom Monat März, die Katholiken der Pfarrgemeinde von der Union des heil. Johannes zu Sligo hätten eine Versammlung gehalten, um über die Mittel zur Beschützung der Armen gegen die religiösen Verfolgungen zu berathen. Es scheint, Hr. Owen Wyne, Deputirter dieser Stadt, habe drei seiner Arbeiter einzig deßwegen entlassen, weil sie sich geweigert haben, ihre Kinder in eine

Schule zu schicken, die augenscheinlich zur Proselytenmacherei eingerichtet ist, und er habe alle übrigen Katholiken, die bei ihm arbeiten, zu entlassen bedroht, im Fall sie sich weigern würden, den Unterrichtsplan, den er ihnen vorgezeichnet, zu befolgen.

Heinrich Ezechiel, ein angesehener in Exeter, einer brittischen Stadt, wohnender Israelite, erhielt von der dortigen Gesellschaft zur Bekehrung der Juden die freundliche Einladung, an einem gewissen Tage sich bei ihr einzufinden, weil sie Hoffnung hätte, daß er sich von der Wahrheit des Christenthums überzeugen ließe. Ezechiel wendete das Blatt des Einladungsschreibens des Präsidenten der Gesellschaft um, sendete es diesem zurück, nachdem er folgende Worte auf die andere Seite geschrieben hatte:

„Heinrich Ezechiel benachrichtigt ehrerbietigst die Gesellschaft, daß er gehört hat, daß in der christlichen Religion ungefähr sieben zig Sekten statt hätten, und er könne sich ihren Wünschen nicht eher unterziehen, bis sie sich alle zu einer Art, Gott zu verehren, vereinigt hätten.

Ihr ergebener

Ezechiel."

Den 4. Oktober 1824.

Die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden nahm diese Bemerkungen des israelitischen Kaufmanns ein wenig übel auf; und da eines ihrer Glieder nach einigen Tagen diesem Letztern begegnete, fragte es ihn mit einiger Hitze, warum er sie sämmtlich Sekten nenne? „Was sind sie denn anders," erwiederte der Hebräer. „Wir sind Protestanten der gesetzlichen Kirche." „Na! Alsdann protestiren sie also gegen Etwas, entgegnete der Jude, und es ist Thatsache, daß ihr gegen euere Mutterkirche, von welcher ihr euch getrennt habt, und nach dieser Trennung in Sekten zerfallen seyd, protestirt." Der Judenbekehrer brach ab, und der Hebräer ging mit stolzer Miene davon.

Supplement to the catholic miscellany for November 1824. pag. 558.

England. Die katholischen Bischöfe haben vor Kurzem dem Parlament eine Petition in Bezug auf die Erziehung der Armen übergeben. Sie beklagen sich darin, daß man noch immer fortfahre, die Summen, welche zur Erziehung der Armen des Landes von den Kammern bestimmt wurden, zum Besten der Schulen zu verwenden, die der katholische Klerus und das katholische Volk nicht gut heißen können; es sey falsch, daß irgend ein Theil vom Klerus oder dem Volke, wie man vorschützte, einer Methode huldige, welche den Kindern in der Schule das Lesen der Bibel ohne Noten und Erklärungen vorschreibt; eine Veränderung in der Verwendung der fraglichen Fonde liege nicht nur im Interesse der Erziehung der katholischen Kinder, sondern sie diene auch zur Aufrechthaltung des Friedens und der öffentlichen Ruhe.

Rußland. Der alte russische Kalender, der zwölf Tage im Rückstande ist gegen den gregorianischen, wird mit Zustimmung der Synode nun abgeschafft werden. Diese Verbesserung ist längst schon gewünscht worden.

Berlin vom 22. Mai. S. M. der König haben unterm 4. d. an den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten eine Kabinets-Ordre erlassen, deren Eingang also lautet: „Die dritte Säkularfeier des Jahres, an welchem die Uebergabe der Augsburgischen Konfession erfolgte, wird bei dem hohen Werthe, den dieses Glaubensbekenntniß, das, zunächst der heil. Schrift, als die Hauptgrundlage der evangelischen Kirche anzusehen ist, behauptet, und wegen des bedeutsamen Einflusses dieser symbolischen Schrift auf die innere und äußere Befestigung derselben, für die evangelischen Glaubensgenossen in diesem Jahre eine willkommene Veranlassung herbeiführen, zur dankbaren Freude über die ihnen bisher erhaltenen Segnungen der evangelischen Lehre sich zu vereinigen, und Gott dafür die Opfer ihrer Ehrfurcht und Anbetung darzubringen. Ich habe daher beschlossen, daß dieser Tag (25. Juni) so wie im Jahre 1730, oder der nachfolgende Sonntag, in allen evangelischen Gemeinden des Landes gottes-

dienstlich begangen werden solle. Möchte dieß Erinnerungsfest der Uebergabe dieses, auf die heil. Schrift und die in ihr geoffenbarten Heilswahrheiten gegründeten Zeugnisses, von dem Glauben der evangelischen Christen, das sich, nach drei Jahrhunderten, noch eben so bewährt zeigt und zeigen wird, als damals, und zu dessen Geist auch Ich mich von Herzen bekenne, dazu beitragen, in der evangelischen Kirche die ächte Glaubenstreue immer mehr zu befestigen und zu beleben, unter ihren Gliedern die Einigkeit im Geiste zu befördern, und bei allen Meinen evangelischen Unterthanen neue Entschließungen der wahren Gottesfurcht, der christlichen Liebe und Duldsamkeit zu ermitteln und anzuregen."

England. Ein Dorf in Worcestershire hat seit 150 Jahren keinen Pfarrer mehr. Die Kirche liegt in Trümmern, und diese armen Leute wissen nicht besser was Taufe ist als die Bewohner von Otahaiti. Sie entlehnen ihre Vornamen von sinnlichen Gegenständen, als z. B. Krummbein Wallis, Großnaß Sandy, Langohr William; oder nehmen ihre Namen von berühmten Personen, wie Herzog von York, Lady Herwey. (Mem. cath.)

Wien. So eben ist bei Franz Wimmer ein sehr gediegenes philosophisch-theologisches Werk erschienen unter dem Titel: Der Mensch und seine Geschichte. Ein Beitrag zur Philosophie des Christenthums. Von Dr. Johann Heinrich Pabst. — (Der Katholik wird nächstens davon eine Anzeige liefern.)

Paris. Es heißt, Frankreich habe als König von Griechenland einen Prinzen von Bayern oder Sachsen vorgeschlagen; Rußland und England aber seyen aus kirchlichen Rücksichten dieser Meinung nicht beigetreten und hätten einen protestantischen Prätendenten in Vorschlag gebracht. Es wäre nun höchst sonderbar, wenn Frankreich nicht auch dieselben Bedenklichkeiten zu erwiedern sich berechtigt hielte. Uebrigens ist zu bemerken, daß die katholische Religion der griechischen doch wahrlich näher steht als die protestantische. Haben's doch die Tübinger in Konstantinopel bei ihren Reunionsversuchen sattsam erfahren.

Bristol. Der Advokat, Hr. W. C. Love hat am 26. Juli v. J. in der katholischen Kapelle, Tenchard-Street, öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. — Deßgleichen kehrte Hr. Hugo Dickson, Lieutenant im 69. Regiment, in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Er hat die Beweggründe seines Austritts aus dem Protestantismus in Druck gegeben.

Gießen. In Betreff der auf der hiesigen Universität zu errichtenden katholisch-theologischen Fakultät ist von Seiten des großherz. Ministeriums erlassen worden, daß, auf den Grund der in der allerhöchsten Verordnung vom 30. Januar l. J., betreffend die Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichts-Rechts über die katholische Landeskirche enthaltenen Bestimmungen über die Bildung der Kandidaten des katholisch-geistlichen Standes, und in Berücksichtigung, daß durch die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät der Wirkungskreis der Landesuniversität erweitert, und diese dem Umfange nach als höchste Bildungsanstalt des Landes vervollständigt, dadurch aber auch in dieser Beziehung mit andern Universitäten, welche eine solche Fakultät schon wirklich besitzen, in ein gleiches Verhältniß gesetzt werde, schon des Allerhöchstseligen Großherzogs Ludewig I. Königliche Hoheit, unterm 26. September v. J. zu befehlen geruht habe, daß eine katholisch-Fakultät an der Landesuniversität errichtet werden solle. Herr Pfarrer Locherer (bekannt durch seine Geschichte der christlichen Kirche, von welchem Werke eben der sechste Band erschienen ist) und Herr Dr. Johann Joseph Müller, bisher Privatdocent in Bonn, sind zu ordentlichen Professoren der katholischen Theologie an der hiesigen Universität ernannt, die Berufung der übrigen Professoren eingeleitet und verfügt worden, daß mit dem Wintersemester laufenden Jahrs der Lehrkursus dieser Fakultät eröffnet werde. Diese Nachrichten haben hier die lebhafteste Freude veranlaßt.

F. O. P. Z.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
Nro IX.

Curiosa.

Vor etlichen Monaten, etwa im Januar oder etwas später, immerhin aber zu frühe, ist an Hrn. Dr. Paulus in Heidelberg, den privilegirten Großjesuitenriecher des deutschen Reiches, eine überaus mechante und compromittirende Apostrophe ergangen in Nro. 10. des Literaturblattes, von Seiten des Hrn. Wolfgang Menzel, der bekanntlich das gefährliche Talent besitzet, einen jeglichen literärischen Sünder, der unsauber in Gesinnung und tölpelich im Benehmen, ihm unter die scharfen Finger fällt, jämmerlich zu geißeln und noch obendrein dem Gelächter des Publikums Preis zu geben. Auch dießmal wieder sind die Jesuiten mit dem neuen bayerischen Schulplane die Ursache dieser Calamität des Sophronizons. Die Apostrophe ist übrigens folgenden Inhalts: „Kennt der Herr Kirchenrath (Paulus) die Fabel vom „lügenhaften Knaben, der so oft die Leute mit dem Rufe: der „Wolf kommt — anführte, bis man ihm nicht mehr glaubte, „als der Wolf wirklich kam! Wahrhaftig ich könnte Ihnen nicht „glauben, Herr Kirchenrath, und wenn die Jesuiten wirklich schon „um die Ecke kämen. Sie haben uns zu oft an der Nase geführt. „Doch behüte Gott, daß ich Ihnen Unrecht thäte; vielleicht glauben Sie an all das närrische Zeug, was Sie uns da aufbürden „wollen. Vielleicht sind Sie wirklich so überzeugt, als Sie sich „anstellen. Vielleicht, ja wohl gewiß! Ich habe immer den „Kopf geschüttelt, wenn man Sie den infalliblen Pabst der „Denkgläubigen, den Erzvater der Vernunft nannte. Nein, man „muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, Sie sind ein Mystiker. Worin anders als in einem tief mystischen Ungrunde

„liegt Ihr inneres Schauen, der Seherblick, der Sie die ge-
„heimen Triebfedern aller Begebenheiten entdecken, alle Schleier
„durchdringen läßt? Woher anders als aus magischer Kraft
„schöpfen Sie die wunderbare Kraft ihrer Feder, die überall wie
„eine Wünschelruthe anschlägt, und womit Sie keinen Bogen
„Papier anrühren können, ohne daß ein Jesuit herausspringt!
„Ein mystischer Visionär oder ein Magier sind Sie, ein neuer
„Doktor Faust, statt von Teufeln — von Jesuiten, besessen. Ein
„Jesuit ist auf die Netzhaut Ihres Auges gemalt, und wohin
„Sie blicken, steht eben leibhaftig ein Jesuit da!“ Es wäre also gut, wenn Hr. Dr. Paulus eine ophthalmisch entjesuitisirende Operation vornähme. Derselbe Versuch möchte auch sehr heilsam seyn für einige Pariser Blätter. Unter diesen hat die nun verblichene Gazette des cultes unlängst aus dem gottseligen Liguori einen Jesuiten gemacht, und Gott weiß doch, daß derselbe bei'm Pabst Klemens XIV. in hoher Gunst gestanden, so zwar daß dieser ihm die Bitte, sein Bisthum niederlegen zu dürfen, nicht gewähren wollte. Mit einem Worte Liguori war niemals Jesuit, und die Kongregation, die er gestiftet, hat mit der Gesellschaft Jesu nichts gemein. Dieß zur Belehrung aller unwissenden Zeitungsschreiber. Merkwürdig ist es übrigens, daß die Feinde dieser Gesellschaft alle eifrige, gelehrte, gebildete und heilige Männer zu Jesuiten stempeln; das ist unwillkührlich eines der schönsten Zeugnisse, die ihnen je geworden sind. Möchte doch Schreiber dieses auch zu einem Jesuiten sich qualificiren, und von Dr. Paulus oder sonst von Jemanden gleichen Wurfes ein solches Diplom erhalten!

Folgende niederträchtige Verläumdung steht auf der ersten Seite des Februarheftes des Protestanten von Benzel-Friederich: „Es ist allgemein in der römisch-katholisch-apostolischen Lehre angenommen, ein Begehen, bei dem nur Lippen und Kinnbacken gewisse Funktionen verrichten, bei dem aber weder der Geist denkt, noch das Herz fühlt, Gebet zu nennen.“ Hier hat wahrhaft die Bosheit sich selbst gelogen; denn gleich auf der andern Seite setzet er als Bedingung der Ablässe Folgendes:

„Um Ablaß zu gewinnen, muß man ... die Gebete mit Eifer, Andacht und Frömmigkeit herſagen.“ Sind das nur Lippen- und Kinnbacken-Funktionen, wie es der edle Graf und der Pfarrer zierlich zu benennen belieben? Die Worte des engliſchen Grußes „le fruit de votre *ventre*,“ überſetzen die edeln Herren mit: „die Frucht deines Bauches.“ Wieder eine pöbelhafte Niederträchtigkeit; das Wort ventre lautet im Franzöſiſchen nicht ſo unedel, wie das deutſche Wort Bauch; ſie mögen ihren Diktionnär nachſchlagen und da werden ſie es auch mit Leib überſetzt finden. In jeder honetten Geſellſchaft wird man bas-ventre ſagen können; wer wird es aber im Deutſchen mit Unterbauch geben? Es iſt traurig, daß man mit einem Grafen und einem Prediger in ſo minutiöſe Details über die Wohlgezogenheit eingehen und ihnen von Anſtandsregeln ſprechen muß. — Die zwei witzigen Kunſtrichter meinen, das Wiederholen des Ave ſey weit unſchicklicher, alberner und ermüdender, als wenn ein Bittender funfzigmal hintereinander ſagte: „Ich grüße Sie Herr Pater-General Roothaan!“ Gleich darauf S. 94 lieſ't man die Verläumdung und Lüge: „man könne ſich auch Ablaß für die Zukunft verſchaffen.“

Der Courier du Bas-Rhin, ein lutheriſch-liberales Blatt, das ſo viel wir wiſſen in Straßburg gedruckt wird, liefert S. 78 folgende Neuigkeiten: Augsbourg, 24. Juin. Une décision du Roi de Bavière du 18. Juin ordonne le rétablissement d'un couvent de Franciscains à *Lechfeld*, célèbre par la bataille *de Hunnen*, en 955. Jusqu'à ce qu'on ait de plus grandes ressources, le couvent n'aura que cinq religieux. Demain (25. Juin) sera célébré l'anniversaire de de la fête séculaire de la confession d'Augsbourg; *les Catholiques même prendront part à cette solennité*, en fermant leurs comptoirs, leurs écoles, et leurs ateliers!!“ Dieſe Zeilen, ſind ein Muſter der modernen Unwiſſenheit und liefern wenigſtens drei Ignoranzen des gröbſten Kalibers. Jedes Kind, das in einen Abriß der Geogra-phie hineingeſchaut hat, weiß, daß die Gegend von Landsberg bis Augsburg zwiſchen dem Lech und der Wertach Lechfeld heißt; daraus macht aber der liberale Kurier eine Stadt, *d Lech-*

feld. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß dem Zeitblatte diese Stadt sehr berühmt, *célèbre* ist, und wodurch berühmt? durch die *bataille de Hunnen*, zu deutsch wörtlich: durch die Schlacht von Hunnen (als wäre Hunnen ebenfalls eine Stadt) oder auch des General Hunnen. Der arme Uebersetzer fand in einer deutschen Zeitung Hunnenschlacht; seine historische Beschränktheit ließ ihn aber nicht in's Reine bringen, daß dieß bedeutet: die Schlacht der Hunnen oder mit den Hunnen, bataille des Huns oder livrée aux Huns: da er einmal gewöhnt ist, die Dinge nie darzustellen wie sie sind, so metamorphosirte er auch hier die Hunnenschaaren, von denen er nie ein Wort gehört zu haben scheint, in eine Stadt oder in einen Feldherrn oder dgl. O der heiligen Einfalt! — Daß endlich die Katholiken zu Augsburg den Gedächtnißtag der Augsburger Konfession mitgefeiert haben, wollen wir uns ebenfalls nicht aufbinden lassen.

Aus Karlsruhe wird unterm 28. Juni Nachstehendes berichtet: «In diesen Tagen herrschte hier Furcht vor Missionären, sogar vor Jesuiten. Es gingen zwei Ordensgeistliche im Habit herum — Benediktiner aus der im Kanton Zürich gelegenen Abtei Rheinau, welche im Badischen viele Güter besitzt. Die Abtei sandte eine Deputation an Se. K. Hoheit.»

In Paris ist es schon längst dahin gekommen, daß die liberalen Blätter mit ungleichem Maße messen. Unter tausend Beispielen wählen wir dießmal nur eins, weil es mit allen Eigenschaften eines Curiosums versehen ist. Im letzten Winter, wo des Schnee's im Ueberfluß war, haben in einer Gemeinde des Nievredepartementes einige muthwillige junge Buben sich damit die Zeit vertrieben, daß sie zur Stunde des Kirchganges sich versammelten, und den Leuten Schneeballen auf den Rücken applicirten. Anfangs hat man sich diesen Scherz in aller Höflichkeit verbeten; als aber den andern und die folgenden Tage das Schneeballenscharmützel noch feurigter ward, hat sich der Herr Bürgermeister hineingelegt, und die Sache beim Friedensrichter anhängig gemacht, auf daß er dem Kriege ein Ende bringen möchte. Die Jungen mußten erscheinen, zwei wurden zu dreitä-

giger Kerkerstrafe, die Uebrigen zu 28 Kreuzer per Kopf verurtheilt. Die Herren Väter und Frauen Mütter und die edelgebornen Meister wurden zur Erlegung der Kosten angewiesen, die sich auf 20 Fr. 86 Centimes beliefen; womit auch alles zufrieden und der Handel geendigt war. Jetzt aber nahmen sich die Pariser liberalen Blätter der tapfern Laufejungen an, und auf den Friedensrichter, der doch gewiß nicht sehr streng verfahren, flogen aus der Hauptstadt Sottisen wie Schneeballen. «Wie, sagt einer, wie! Schneeballen werfen! o, der gräulichen Frevelthat, voyez le beau délit! Ist es nicht eine Barbarei, den Kindern Scherz und Zeitvertreib zu verbieten? Ist es denn ein so großes Verbrechen, den dummen Betschwestern Schrecken einzujagen?» Wahrlich nein, das Verbrechen ist eben nicht so groß, und darum war auch die Strafe nicht groß. Indessen sind wir der unmaßgeblichen Meinung, daß eine Betschwester, sollte sie auch nicht gerade so gescheidt seyn wie ein Redakteur des Constitutionel, mit der Charte und dem Gesetzbuche die Schneeballen, mit welchen jeden Morgen ihr Rücken heimgesucht wird, von ihrem Eigenthume abzuwenden das Recht habe, und im Fall der Noth der Herr Friedensrichter bei dieser Defensive auch beistehen müsse, mit wie, ohne Verlaub der Zeitungsschreiber. Setzen wir den Fall, die Liberalen hätten die Jesuiten in Saint-Acheul gelassen, und im künftigen Winter ließen die kleinen Studenten jeden Tag sich einfallen, die sämmtlichen vorübergehenden Mitglieder der Gesellschaft *aide-toi* mit Schneeballen zu verfolgen; wer da ein Geschrei erheben würde gegen die Herren Jesuiten und ihre Zöglinge, das wäre der Constitutionel und seines Gelichters alle, und mit Recht. Nun was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht, haben selbst schon die Heiden erkannt. Man wolle also Erbarmen tragen mit den Betschwestern, und ihnen fortan keine Schneeballen mehr aufdringen, und die bösen Buben nicht gegen sie aufhetzen, und die Friedensrichter nicht blamiren, wenn sie den Unfug hindern und dergl. mehr.

Aus dem Bisthum Mainz.

Wie schnell wir auf der breiten Bahn der Toleranz voranschreiten, können Sie aus zwei in kurzem Zwischenraum auf einander gefolgten Ereignissen leicht entnehmen. Bei der Gedächtnißfeier, welche nach dem Tode unserer im vorigen Jahre verstorbenen Großherzogin angeordnet wurde, mußten bei dem feierlichen Todtenamte, welches in allen katholischen Kirchen des Großherzogthums von Seite der geistlichen Oberbehörde *) vorgeschrieben worden, die Personalien der Allerdurchlauchtigsten Verblichenen von dem katholischen Pfarrer vor der katholischen Gemeinde verlesen werden. Was mußten wohl die Katholiken denken, da auf einmal eine ihrer Heiligen, die heil. Elisabeth von Thüringen besonders hervorgehoben wurde, und ihre verstorbene Landesmutter gleichsam als ein Nachbild dieses großen Musters der christlichen Wohlthätigkeit erschien? Manche Protestanten wollten sich an dieser Rückerinnerung der altkatholischen Zeiten wenig erbauen. Doch die heil. Elisabeth steht einmal unter den Erlauchten Ahnen des großherzoglichen Hauses. Daß jedoch im Glanze des geläuterten Christenthums an sogenannte mittelalterliche Schwärmerei nicht mehr zu denken ist, versteht sich von selbst, und dieß muß sich wohl an der Hohen Verblichenen bewährt haben, da es von Ihr heißt: „Sie war religiös in der ächten Bedeutung dieses Worts; ihre Religiosität war keine Abhängigkeit von Aeußerlichkeiten, noch weniger Hingeben an einen blinden Glauben; vielmehr hatte sie erkannt, daß der Höchste im Geist und in der Wahrheit verehrt seyn will."

Was war nun billiger, da bei der verstorbenen Großherzogin auf eine katholische Heilige hingewiesen worden, als daß am 9. Mai dieses Jahres bei der Gedächtnißfeier des verstorbenen Großherzogs auch ein lutherischer Heiliger der gläubigen Verehrung nicht nur der Protestanten, sondern sogar auch der Katholiken anempfohlen wurde; und dieser lutherische Heilige war Niemand anders als der in der Reformationsgeschichte so sehr berei-

*) Ein Hochamt war von dem Ministerium nicht verordnet, sondern nur unbestimmt ein Trauergottesdienst.

ligte Landgraf Philipp von Hessen. Der folgende Heiligsprechungsakt soll von dem protestantischen Prälaten und geistlichen Rathe, auch Historiographen des großherzoglich hessischen Hauses, Herrn Schmidt, vollzogen worden seyn. Ob bei dieser Heiligsprechung auch der Diabolus rotæ, das heißt, die Geschichte gehört worden? Doch, bis vielleicht gegründete Reklamationen erhoben werden, wollen wir uns an die Worte der von der Darmstädter Kirche erlassenen Bulle halten, die also lauten: „Auch darf bei dem Gedächtniß des Großherzogs Ludewig des Ersten von Hessen, ein Namen nicht unbenannt bleiben, der ganz besonders hervorstrahlt, — der Namen des Landgrafen Philipps von Hessen, der vor ungefähr drei Jahrhunderten regierte, und gemeinsamer Stammvater sämmtlicher noch blühender hessischer Häuser war. Philipps Namen wird fortleben, so lange die Geschichte Deutschlands fortlebt, so lange die Geschichte der Anstrengungen für Wahrheit und Recht nicht in Vergessenheit übergeht. Darum ist er auch, wie nur sehr wenige Fürsten, in den Jahrbüchern derselben ausgezeichnet, und führt den Beinamen „der Großmüthige.“ Die Regierung Philipps fiel, wie die Regierung Ludewigs des Ersten, in Zeiten, wo Europa durch furchtbare Stürme bewegt, — wo Vieles was Jahrhunderte hindurch bestanden hatte, erschüttert und zum Theil zertrümmert wurde. Zeiten dieser Art kommen in der Weltgeschichte selten vor. Dort, wie hier, erhoben sich schreckliche Gefahren, — dort, wie hier, schien selbst die Besorgniß zu drohen, daß das Band zwischen Fürst und Volk zerrissen werde. Es bedurfte dort, wie hier, eines Fürsten von Geist und Kraft, der, gestärkt durch das Bewußtseyn, daß er nur dem Gebote seines Gewissens folge, sich selbst genug war, um muthvoll und fest über den Stürmen des Schicksals zu stehen. In Ludewig dem Ersten wird die Geschichte einen würdigen Enkel Philipps des Großmüthigen anerkennen, und Ludewigs Gedächtnißfeier ruft daher das Andenken an Philipp zurück.“ Nun sage man noch bei uns herrsche Intoleranz oder gar Obscurantismus. Oder was könnte noch mehr den Katholiken zur Erwirkung der gänzlichsten Selbstverläugnung anbe-

fohlen werden? Und nicht nur einzelne Geiſtliche oder wenige Gemeinden haben einen ſolchen Beweis von Aufklärung geben müſſen; ſondern das oben Angeführte mußte nach dem feierlichen Todtenamte (oder Meſſe), welches die Verblichenen und alle Proteſtanten als einen Götzendienſt vermöge ihres Glaubens anſehen mußten und müſſen, von allen katholiſchen Seelſorgern in ihren katholiſchen Kirchen, vor ihren katholiſchen Gemeinden verleſen werden. — Wir wiſſen ſehr wohl, was wir unſerm Landesfürſten und deſſen Erlauchtem Stamme ſchuldig ſind; doch werden wir uns nie bereden laſſen, daß wir auch ihre proteſtantiſchen Geſinnungen als die unſrigen uns aufdringen laſſen, oder im Kirchlichen ſie den Katholiken gleichſtellen. Ein ſolcher Servilismus, eine ſolche Schmach läßt ſich in der ganzen Geſchichte der katholiſchen Kirche nicht auffinden. Und dieß Alles laſſen ſich Biſchöfe und Prieſter gefallen, und ſo wird ein Gaukelſpiel mit dem dreimal Heiligen getrieben! Wird auf dieſem Fuß fortgefahren, welche Geſtalt mag dann in 20 Jahren der Katholicismus in der ganzen oberrheiniſchen Kirchenprovinz haben!

Der Abgeordnete, Kommerzienrath E. E. Hoffmann, hat kürzlich in der dießjährigen Verſammlung der Stände des Großherzogthums Heſſen eine Motion zur Aufhebung des Cölibats gemacht. Es iſt bekannt, welches Schickſal der gleiche Vorſchlag des Abgeordneten Duttlinger in der badiſchen Ständeverſammlung gehabt hat. Die Kammer erklärte ſich, ganz in richtiger Anſicht der Sache, für inkompetent. Man dürfte kaum bezweifeln, daß Herr Kommerzienrath Hoffmann nur dem Herrn Duttlinger nachgetreten iſt, und daß er auch ſchon zum voraus kein anderes Reſultat erwartet. Es iſt ihm nur darum zu thun, in die Lärmtrompete zu ſtoßen, ſogenannte zeitgemäße Ideen beſprechen zu laſſen, unter den liberalen Leuten ſich einen größeren Namen zu gewinnen, ſich durch einige Artikel im Hesperus und Eremiten verherrlicht zu ſehen u. ſ. w. Das Einzige hat Herr Hoffmann in ſeinem heiligen Eifer überſehen, daß Herr Duttlinger Katholik

iſt, er aber als Proteſtant mit dem badiſchen Deputirten durchaus nicht auf gleichem Standpunkte ſteht, ſondern ſich als einen völlig unberufenen Sprecher gerirt. Weder durch die katholiſche Geiſtlichkeit des Großherzogthums, noch durch den dortigen Laienſtand iſt die Motion veranlaßt oder unterſtützt. Herr Hoffmann verſteht kein Latein, ſonſt hätte er an den Spruch gedacht: beneficia non sunt obtrudenda, und wäre mit ſeiner ungeeigneten Motion hübſch zu Hauſe geblieben.

Es iſt im Grunde zu verwundern, daß eine Motion, deren Unpaſſendes in der Kammer und in dem ganzen Publikum ſogleich gefühlt wurde, gleichwohl an den Ausſchuß zur Berichtserſtattung verwieſen, und nicht vielmehr ſogleich von den Gegenſtänden der Berathung ausgeſchloſſen worden iſt. Indeſſen ſcheint dieſes in der beſtehenden Geſchäftsordnung der Kammer ſeinen Grund zu haben, und man kann in dieſer Beziehung nur wünſchen, daß die Einrichtung des engliſchen Parlaments eingeführt werde, wornach jede Motion, ſoll ſie zum Bericht kommen, von Andern unterſtützt ſeyn muß. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß alsdann eine Motion wie die hier beſprochene, lediglich würde ad acta gelegt worden ſeyn.

In der neuerſchienenen großherzoglich heſſiſchen Hofrangordnung ſteht der katholiſche Biſchof nicht in der erſten Klaſſe, ſondern iſt den dort aufgeführten geheimen Staatsräthen, wirklichen Geheimenräthen, Excellenzen und Großkreuzen des Ordens nachgeſetzt. Da der Biſchof geiſtliche Centralbehörde der Katholiken des Großherzogthums iſt, ſo hätte er wohl in der erſten Klaſſe erſcheinen ſollen. In den älteren Zeiten gehörten die Biſchöfe zu der unmittelbaren Umgebung der Kaiſer und Fürſten, dieß hat ſich indeſſen mit der allgemeinen Herabſetzung des geiſtlichen Standes geändert, und in dieſer Tendenz iſt die niedere Stellung zu ſuchen, die dem Biſchofe in der erwähnten Rangordnung angewieſen iſt. — Dürfte dieß aber nicht ein Fingerzeig ſeyn, daß die Biſchöfe ihre eigenthümliche Würde um ſo mehr zu behaupten ſuchen ſollen?

Longborough - Leicestershire, den 25. Mai 1830.

Sie haben schon die Bekehrung des Herrn Spencer — eines Mannes, der eben so ausgezeichnet ist durch seinen Rang, als seinen Eifer, seine Demuth und seine Liebe gegen die Armen — vernommen. Diese Bekehrung läßt uns große und glückliche Resultate für England vorhersehen. Sie hat schon ein großes Aufsehen unter dem Adel und den niedern Volksklassen hervorgebracht; denn er wurde allgemein für ein Muster der Frömmigkeit gehalten, selbst da er noch Diener der englischen Kirche war; und ohne Zweifel sind seine Frömmigkeit, sein Eifer für die Wahrheit, seine reichlichen Almosen die Mittel, deren sich Gott bediente, um seine tugendhafte Seele der Gnade der Bekehrung zum katholischen Glauben empfänglich zu machen. Wie es natürlich war, daß die Bekehrung eines solchen Mannes große Unruhe unter den Protestanten, die aufrichtig die Wahrheit suchen, veranlaßte, eben so mußte man erwarten, sie werde den entschiedenen Vertheidigern der Häresie Gelegenheit bieten, ihren Haß und Unwillen in bitterer Weise zu äußern. Kaum hatte auch Hr. Spencer das Land verlassen, so waren die öffentlichen Blätter schon mit Beleidigungen gegen ihn angefüllt. Man schrieb wüthende Briefe. Einige sagten: „Er müsse ein Narr seyn"; andere: „Sein Streben gehe nach dem Kardinalshute"; so natürlich sind dem betriebsamen John-Bull die Ideen der Spekulation! — Einige sagten: „Es ist Gottes Gericht, das über die Familie Spencer kömmt, sie zu strafen, daß sie immer für die Katholiken stimmte"; andere: „Was kann man von einem Menschen erwarten, der all sein Geld den Armen austheilte?!! Mehrere sagten: Er war immer mehr Katholik als Protestant; er war ein so großer Gegner der Sekten!!! Welch eine bittere Satyre auf den Protestantismus! Einige dieser Journale ließen sich zu den rohesten und lächerlichsten Witzeleien herab; indem sie Anspielungen auf seinen Namen machten und ironische Vergleichungen zwischen ihm und dem heil. Paulus anstellten, weil Hr. Spencer bei der Firmung den Namen dieses glorreichen Apostels annahm.

Allein dieſe Blätter genießen zu wenig Achtung, um das Publikum längere Zeit zu täuſchen; übrigens iſt die Wirkung, welche auf den öffentlichen Geiſt hervorgebracht wurde, im Allgemeinen ſo beſchaffen, wie wir ſie nur verlangen können, und dieſe Wirkung umfaßt die höheren und niedrigern Klaſſen der Geſellſchaft. Doch war der Eindruck unter den Armen am lebhafteſten zu Leiceſter, wo er ſein feierliches Glaubensbekenntniß ablegte und von den Händen des Biſchofs dieſes Bezirks die heil. Firmung erhielt; es ſind ſeit dieſer Zeit 50 Perſonen zur katholiſchen Kirche übergetreten, und eine viel größere Anzahl bereitet ſich vor, dieſem Beiſpiele zu folgen. Zudem ſchickt eine große Anzahl Proteſtanten ihre Kinder in die katholiſchen Schulen, wo ſie den Unterricht im wahren Glauben erhalten. Verfloſſenen Sonntag hatte in den Straßen von Leiceſter eine feierliche Roſenkranz-Proceſſion ſtatt, und die Proteſtanten ſchienen Wohlgefallen an dieſer frommen Feierlichkeit zu haben.

Indem ich dieſe verſchiedenen Umſtände erwähne, unterließ ich vielleicht Ihnen eine genaue Schilderung des öffentlichen Geiſtes in England in Bezug auf die religiöſe Frage zu geben. Dieſes iſt in Beziehung auf manche Theile von England keine leichte Sache. Die Neigung zum Katholicismus iſt in den verſchiedenen Provinzen mehr oder weniger ſtark. Im Norden, in den mittleren Grafſchaften und in einem Theil des Weſten bemerkt man eine außerordentliche Bewegung in religiöſer Beziehung, und ſehr zahlreiche Bekehrungen. Allein im Süden, zu London und deſſen Umgebungen ſind die Fortſchritte nicht ſo ſchnell, obgleich unſre Sache augenſcheinlich im Wachſen iſt. Mit einem Worte, um im Allgemeinen von England zu reden, ſo glaube ich, es fehle an nichts als an Prieſtern. Ueberall, wo ein Miſſionär zu predigen beginnt, folgen unmittelbar zahlreiche Bekehrungen. Wir hatten noch vor Kurzem hiervon ein Beiſpiel: Der Abbé Kelly, ein eifriger irländiſcher Prieſter, kam vor einem Jahre nach Jamworth in meine Nachbarſchaft, und jetzt hat er ſchon eine Gemeinde von mehreren hundert Seelen. Er ſetzte den Bau einer Kapelle daſelbſt durch und unſer Biſchof hat ſich vorgenommen,

sie in kurzer Zeit einzuweihen. Die Rückkehr Englands zum Katholicismus wird das Werk der Zeit seyn; aber ich zweifle nun nicht mehr, daß sie sicher geschieht. Die Katholiken werden täglich zahlreicher, und alle Sekten nehmen ab. Was den Protestantismus betrifft, so wird er bald fallen, alles zeigt dieses an: ein methodistischer Prediger im Norden wurde mit seiner ganzen Familie vor Kurzem in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen. Ihre Bekehrung wurde durch einen sehr eifrigen Priester bewirkt, der selbst vorher methodistischer Prediger war.

(Corresp.)

Brief des Herrn Conwell, Bischofs von Philadelphia, an Se. Exc. den Präsidenten der vereinigten Staaten (Hrn. Jackson) über dessen Wahl, nebst der Antwort des Präsidenten.

Rom, den 1. Januar 1829.

Herr Präsident!

Erlauben Sie einem Bürger der vereinigten Staaten, der in diesem Augenblicke von seinem Vaterlande entfernt ist, die Freude auszudrücken, welche ihm die angenehme Nachricht von Ihrer Wahl zum Präsidenten verursacht hat. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, Ihnen das Porträt Sr. Heiligkeit zu senden. Ich gratulire von ganzem Herzen Ew. Excellenz, Ihrer Frau Gemahlin und allen Ihren Freunden über dieses glückliche Ereigniß. Den vereinigten Staaten wünsche ich Glück über die heilsamen Wirkungen, die sie von Ihrer Verwaltung zu erwarten haben. Ihre Gesundheit, und Ihre Wohlfahrt ist der Gegenstand meiner Wünsche.

Ich habe die Ehre zu seyn mit den Gesinnungen der tiefsten Verehrung,

Ew. Excellenz

treuester Freund und ergebenster Diener

† Heinrich Conwell, Bischof von Philadelphia.

An Se. Excellenz den General Andreas Jackson,

Präsidenten der vereinigten Staaten.

Washington.

Washington, den 25. April 1829.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Ihren Brief zu erwiedern, und Sie zu versichern, daß ich Ihnen sehr verbunden bin für die Zusendung des Porträts Sr. Heiligkeit und des Ihrigen für Madame Jackson. Bei dem Empfange desselben empfinde ich ein bitter-süßes Gefühl, weil ich den Tod des Pabstes so eben erfahren, und bald nach dem Empfange Ihres Briefes das Unglück gehabt habe, meine Gemahlin zu verlieren. Also in einem kurzen Zeitraume haben wir Beide sehr empfindliche Verluste erlitten.

Ich hoffe, der Nachfolger Leo's XII. werde bald gewählt seyn, und mithin Ihre Abreise nach den vereinigten Staaten nichts mehr verzögern.

Ich wünsche Ihnen also eine schleunige und glückliche Rückkehr. Genehmigen Sie die Versicherung des tiefsten Respektes, mit dem ich die Ehre habe zu seyn,

Mein Herr,

Ihr ergebenster Diener

Andreas Jackson.

An Se. Gnaden den Doktor Conwell,
Bischof von Philadelphia.
Collegio della Missione. Roma.

(Mem. cath. aus einem amerikanischen Blatte.)

Polen. Die katholische Bevölkerung des Königreichs Polen, welche im Jahre 1828 aus 3,471,282 Köpfen bestand, war unter 1917 Pfarrkirchen und 309 Filialkirchen oder Kapellen vertheilt, welche mit 2369 Priestern, den hohen Klerus ungerechnet, besetzt waren. Es bestanden 15 Seminarien mit 370 Zöglingen, 156 Mönchsklöster mit 1783 Mönchen, und 29 Nonnenklöster mit 354 Nonnen. Die jährlichen Einkünfte des katholischen Kultus bestanden in 1,600,000 fl., welche der Staatsschatz hergiebt, und 390,278 fl., als dem Ertrage der aufgehobenen, früher religiösen Kongregationen angehörigen, Domainen. Die Einkünfte der Pfarrer sind noch nicht abgeschätzt worden, weil der für die Um-

wandlung der Zehnten festgesetzte Termin auf Ansuchen der Retardatarien hat verlängert werden müssen. Uebrigens wird diese Angelegenheit durch eine zwischen den Ministerien des Kultus und der Finanzen in der Unterhandlung schwebende allgemeine Maßregel geordnet werden. 325 Kirchen sind wiederhergestellt, 12 andere auf Kosten der Pfarrgemeinden erbaut worden, und 101 sind in der Ausbesserung begriffen. Die vor 250 Jahren durch die Frömmigkeit der polnischen Könige in Rom erbaute St. Stanislaus-Kirche ist durch den Kaiser Alexander aus dem ärmlichen Zustande, in den sie in Folge der politischen Ereignisse gerathen war, befreit worden. Die Kirche der Madonna del Pascolo in Rom, gleichfalls von polnischer Stiftung, hat sich unter dem Schutze des Ministeriums des Kultus in einer günstigen Lage erhalten. Polen zählte im Jahre 1828, 41 protestantische Gemeinden mit 38 Geistlichen; 7 Kapellen; ferner 1 Kloster von griechischem Ritus; 2 Gemeinden und eben so viel Kapellen der Philipponen oder Razkolniki; 2 menuonitische Pfarren mit 2 Bethäusern; 2 mahomedanische Moscheen mit 2 Imans, und 62 Inspektionen jüdischer Synagogen. Alle diese Religionsbekenntnisse sind beschützt und einige derselben thätig unterstützt worden. (F. O. P. Z.)

Rom. Eine junge Engländerin, Marianne Adams aus London, hat am 3. Mai, nachdem sie einen mehrmonatlichen Religionsunterricht empfangen, in dem Kloster del divino amore in die Hände des Kardinals Zurla das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Mehrere angesehene Engländer wohnten der Ceremonie bei. Se. Eminenz gab auch drei Postulantinen das Ordenskleid und hielt eine Anrede an sie, wie auch an die junge Engländerin, welche einige Tage später gefirmt wurde. Eine englische Dame, M. Englefield, vertrat bei dieser Gelegenheit die Pathenstelle.

England. Das Presbyterium der schottischen Kirche zu London muß den 12. Mai eine Versammlung gehalten haben, um in letzter Instanz die Frage zu berathen, ob Jesus Christus

als Mensch der Sünde unterworfen gewesen sey, eine Proposition, welche von den Herren Scott und Irwing vertheidigt wurde. Unser Korrespondent vermuthet, es werde sich an dem Tage dieser Versammlung eine zahlreiche Menge in den Tempel begeben, die begierig wäre, das Resultat dieser Konferenz zu erfahren. Diese Herren werden entweder wiederrufen oder aufhören müssen, Mitglieder der schottischen Kirche zu seyn.

(Corresp.)

Dresden. Das Fest der Uebergabe der Augsburgischen Konfession wurde hier schon seit längerer Zeit vorbereitet: den Kindern in der Schule und den Alten von den Kanzeln gesagt, wie glücklich sie wären, vor 300 Jahren aus dem Druck und Aberglauben der katholischen Kirche befreit zu seyn. Diese guten Lehren thaten solche Wirkung, daß schon seit mehreren Wochen die katholischen Geistlichen sich hüten mußten, unter einen Haufen Kinder zu gerathen, um nicht insultirt zu werden. Schriften und Beschreibungen der Augsburgischen Konfession wurden unter dem Volke fast unentgeldlich ausgestreut und verbreitet. Drei Tage hindurch, vom 25. — 27. Juni, sollte das Fest mit Schließung aller Kaufläden und Verbot, Märkte zu halten, gefeiert werden. Am 25., um 4 Morgens, ertönten alle Glocken, und Schaarenweise strömte das Volk den Kirchen zu; von hier aus schwärmten sie dann den ganzen Tag über auf den Straßen herum. Gegen Abend fingen viele der Eifrigen an zu illuminiren, und auf dem Markte sammelte sich eine Menge Leute vor einem Transparent, welches Luther und Melanchthon darstellte. In der zweiten Etage des Hauses, wo nur Protestanten wohnten, war eine Gesellschaft versammelt; man spielte Klavier und das Volk applaudirte; darauf stimmte ein junger Mensch auf dem Klaviere ein lustiges Lied an. Sogleich ruft einer aus der Menge: „Das sind Katholiken, die unser Fest verspotten wollen.“ Ein Bürger, der die Hausbewohner kennt, nimmt sich der Sache an; diesen will das Volk ergreifen; kaum entgeht er ihrer Wuth und rettet sich in ein Haus; das Volk stürmt gegen dieses, wirft die Fenster ein, die Wache

eilt herbei, wird aber unter dem Geschrei: „Nieder mit den Hunden von Katholiken“ auseinander getrieben. Erst eine größere Anzahl von Militär, Kavallerie und Infanterie, sprengt das Volk auseinander; einige wurden verwundet. Um 2 Uhr Nachts war die Ruhe hergestellt. Am 26. Morgens sah man wieder große Processionen, selbst von Kindern den ganzen Tag in den Straßen herumziehen; so wie es dunkel wurde, begann der Lärm wieder; einzelne Rädelsführer hielten Anreden an's Volk und wurden mit lautem Hurrah begrüßt. Viele trugen Medaillen mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons am Halse; man schrie ihre Namen, Konfession ꝛc. und dazwischen brüllten sie geistliche Lieder. Der Ruf: „Nieder mit den Katholiken, den Hunden“ ertönte wieder in vielen Straßen. Abermals mußte die bewaffnete Macht einschreiten, das Volk auseinander zu bringen. Dem Pastor Schmalz, einem eifrigen Prediger dieses neuen Christenthums, brachte man ein Vivat, drohte dagegen andern, die sich mißbilligend über das Vorgefallene ausgesprochen, die Fenster einzuwerfen. Um ähnlichen Unruhen am dritten Tage dieses erbaulichen Festes vorzubeugen, wurde ein Anschlag bekannt gemacht, nach welchem Jeder um 11 Uhr Abends seine Hausthüre schließen, und von dieser Zeit an nicht mehr als drei Menschen zusammen auf der Straße stehen sollten. Zahlreiche Infanterie und Kavallerie, die auf Plätzen und Straßen aufgestellt war, erhielt die Ruhe an diesem Abend.

England. Der Herzog von Wellington versprach der Kammer der Pairs, eine Bill zur Legalisation der katholischen Ehen vorzulegen. Eine Deputation des katholischen Klerus, die sich am Donnerstage zu ihm verfügte, erhielt die Versicherung, daß er sich unverzüglich mit diesem Gegenstande beschäftigen werde. Dieses wird nur eine natürliche Entwickelung der Emancipations-Bill seyn. Was noch die gänzliche Entwickelung davon aufhält, verschwindet nach und nach, und aller Unterschied, welchen man zwischen Katholiken und Protestanten machte und noch macht, geräth in Vergessenheit, wenigstens facht der Parteigeist den Haß nicht mehr an, der noch unter der Asche glimmt.

(Dublin evening Post vom 18. Mai.)

Der

Katholik;

eine

religiöse Zeitschrift

zur

Belehrung und Warnung.

Herausgegeben
von Dr. Weis,
Domkapitular und Bischöfl. Geistlichem Rathe zu Speyer.

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.
S. Pacianus.

Acht und dreißigster Band.

Zehnter Jahrgang. — X. - XII. Heft.

Speyer,
gedruckt bei Joh. Friedr. Kranzbühler senior.
1830.

Tenenda est nobis christiana Religio, et ejus Ecclesiæ communicatio quæ Catholica est, et Catholica nominatur, non solum à suis, verum etiam ab omnibus inimicis.

S. Aug. *de vera Relig. Cap. VII.*

Inhalt des acht und dreißigsten Bandes.

Seite.

I. Beleuchtung rationalistischer Behauptungen. (Fortsetzung.) . . 1

II. An die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsasse. 33

III. Bemerkungen über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen. 75

IV. Literatur.

1. Die katholische Kirche im neunzehnten Jahrhunderte (,) und die zeitgemäße Umgestaltung ihrer äußeren Verfassung (;) ꝛc. Herausgegeben von G. L. L. Kopp. 80

2. Theologia moralis illustrissimi et reverendissimi Domini *Alphonsi de Ligorio*. 120

3. Breviarium Romanum ex Decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. P. M. jussu editum etc. 121

4. Geistliche Reden für das Landvolk, auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, verfaßt von A. Wansidel. . . . 122

5. Handbuch der christlichen Moral von Dr. J. M. Ruef. 123

6. De antiquis liturgiis et de disciplina Arcani etc. A. *Theob. Lienhart*. 126

7. Rheinisch-Westphälischer diplomatischer Kodex, oder Urkundensammlung zur Geschichte der Erzdiöcese Köln und der dazu gehörigen Rhein- und Westphalenlande. Von Dr. A. J. Binterim und J. H. Mooren. 128

8. S. Justini Martyris et Philosophi Apologia. Edidit *J. W. J. Braunius*. 130

9. Erhebung des Herzens auf dem Wege zur Heimath mit Gott. 131

Nachricht. 132

V. Beleuchtung rationalistischer Behauptungen. (Beschluß.) . . 137

VI. Geschichte der Plünderung des erzbischöflichen Pallastes in Paris am Ende Juli 1830. 153

VII. Ueber den Protestantismus in Frankreich. 160

VIII. Ueber Liberalismus und seinen Gegensatz. 172

IX. Missionen von Tong-King und Kochin-China. 176

X. Literatur.

1. Archiv der Kirchenrechtswissenschaft, im Vereine mit mehreren Gelehrten des In- und Auslandes, herausgegeben von Dr. F. E. Weiß. 185

2. Theologische Abhandlungen insbesondere Zusammenstellungen der vier Evangelien ꝛc. Vom Verf. der Blößen der protest. Theologie. 201

3. Warnung vor dem Arianismus und Sozinianismus der gegenwärtigen Zeit und besonders des Herrn geheimen Kirchenraths und Professors Dr. Paulus von P. W. Ludwig. 230

4. Schreiben an den Hrn. Verf. der Schrift: „Ueber das gegenwärtige Schicksal der Oekonomiepfarrer in Bayern ꝛc.“ 247

5. Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange, von D. Gollowitz. 249

6. Festabende im priesterlichen Leben, gefeiert für Freunde der Seelsorge zur geistigen Erquickung in müden Stunden, von J. S. Häglsperger. 251

7. Der Marianische Pilger in der Heimath oder sieben heilige Tage zur Verehrung der seligsten Jungfrau ꝛc. 253

8. 1. Sittenspiegel für Bürger und Landleute. Herausgegeben von V. J. Dewora. — 2. Moralisches Exempelbuch für Bürger und Landleute. Von demselben Verf. 255

XI. Ueber die Lostrennung der katholischen Kirche Deutschlands vom römischen Stuhle. (Fortsetzung.) 273

XII. Bemerkungen über die besondern Patronatsrechte bei Pfarrbesetzungen. 313

XIII. Auch einige Worte über die jüngste und vermuthlich letzte Jubelfeier der augsburger Konfession. 329

XIV. Was sind die Jesuiten? 335

XV. Mission von Tong-King und Kochin-China. (Fortsetzung.) . 341

XVI. Literatur.

1. Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und Kulturgeschichte der karolingischen Zeit, von Dr. F. Lorenz. 354

2. Biblische Fastenpredigten von J. L. Pfeffer. 379

3. Gebete und Gesänge beim katholischen Gottesdienst mit Genehmigung des erzbischöflichen Generalvikariats. 381

4. Die Kennzeichen der wahren Religion ꝛc., übersetzt von T. Klitsche. 387

5. Katechismus der Festtage von J. F. Cremer. 389

6. Leitstern für die christliche Jugend. Nach dem Französischen von Abbé de la Mennais. 392

7. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres ꝛc., von J. P. Kirch. 1. B. 393

8. Geschichte der Gründung des Christenthums nach jüdischen und heidnischen Berichten. Von Abbé Büllet. . . . 394

Nachricht. 396

Beilagen Nro. IX. - XII.

I.

Beleuchtung rationalistischer Behauptungen. [1]

(Siehe Februarheft S. 201.)

In dem ersten Theile unserer Beleuchtung machten wir es uns zur Aufgabe, die Prinzipien, durch die der Vertheidiger des Rationalismus den Supernaturalismus bestreitet, ihrem philosophischem Gehalte nach zu widerlegen; wir haben gezeigt, wie wenig er berechtigt sey, die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes zu läugnen, wie nichtig die Vorstellung sey, die er sich von der Wirkungsweise Gottes mache, und wie er sogar jene schlichte Ansicht, die er von Gott sich entworfen habe, keineswegs seiner Philosophie, die ihn, konsequent durchgeführt, von Gott abführen muß, sondern dem Christenthume zu danken habe, dessen entstellter Ausdruck sie ist. Wir haben dadurch den Vortheil gewonnen, daß wir die Voraussetzungen, die seiner Kritik der Offenbarung zu Grunde liegen, als a priori falsch zum Voraus zurückweisen können, und hier, wo wir die Anwendung seiner Grundsätze auf die heilige Schrift, mithin den theologischen Theil seines Werkes, prüfen, nur hauptsächlich zu erweisen haben, daß seine Methode für die Erklärung der göttlichen Thatsache, welche wir das Christenthum nennen, keineswegs zureicht, und daß er, sich hartnäckig auf seine schale sogenanute Vernunftreligion beschränkend, der Wahrheit, die in Jesu Christo erschienen ist, in's Angesicht Hohn spricht.

---

[1] Diese Bemerkungen wurden veranlaßt durch die Schrift: „Briefe über den Rationalismus. Zur Berichtigung der schwankenden und zweideutigen Urtheile, die in den neuesten dogmatischen Konsequenzstreitigkeiten über denselben gefällt worden sind.“ Aachen, bei Joseph Frosch 1813. S. 462.

Indem er aber die Lehren der Offenbarung theils ganz ausschließt, theils auf Begriffe zu reduciren sucht, welche auch nach seiner Meinung der sich selbst überlassenen Vernunft eigen sind, sollte man erwarten, er gebe an die Stelle dessen, was er zu vernichten sucht, einen positiven Inhalt; aber das ist eben das Grundverderben und die Seichtigkeit des Rationalisten, daß er die in der Christenheit herrschenden religiösen Ideen zu den dürrsten und unrealsten Begriffen verflüchtigt, sich in der Meinung, er hätte sie wenigstens auch selbst erfinden können, bornirt, und nun nichts Besseres zu thun weiß, als sich mit diesem Schein von Wahrheit gegen den erfüllten Glauben der Christen zu wenden, um ihn derselben Zerstörung Preiß zu geben, die er bereits an seiner eignen bessern Erkenntniß vollbracht hat. Die Zeugen für die Wahrheit des Christenthums sprechen zu laut, als daß er ohne die größte Selbstverblendung sich einbilden könnte, es sey ihm gelungen, die Erscheinung des Sohnes Gottes natürlich zu begreifen, und das Reich, das er gegründet, sey ein Werk menschlicher Kraft und Thätigkeit. Sein Antagonismus gegen den lebendigen Glauben ist nur aus der Verzweiflung über das gänzliche Unvermögen der Vernunft, durch sich selbst göttliche Wahrheiten zu erkennen, herzuleiten, und der Hochmuth, der durch sich selbst nichts vermag, bemüht sich im Gefühl seiner innern Nichtigkeit, die Geltung, die er sich durch selbstständiges Schaffen nicht zu erringen im Stande ist, im Zerstören dessen, was andern heilig ist, zu erwerben. Es ist aber nichts leichter, als mit ein paar aus der gemeinsten Erfahrung abstrahirten, philosophisch unerwiesenen Sätzen, Thatsachen des Glaubens zu bekämpfen, und, indem man sie bei der Betrachtung derselben voraussetzt, sich zu überreden, jene sprechen zum Theil selbst für eigne empirische Ansicht. Auf der andern Seite bleibt für den, der über die gemein-

sten Begriffe nicht hinausgeht, nichts übrig, als bei der Beurtheilung der Lehren des christlichen Glaubens immer zu wiederholen: das stimmt mit meinen Grundsätzen nicht überein; er hat also nur die leichte Mühe der Vergleichung der geoffenbarten Religion mit seiner Vernunftreligion, wo es nur Schade ist, daß die letztere auf so unhaltbaren Stützen beruht, und meistens gar kein Verhältniß zu der erstern hat; denn ein Verhältniß findet nur zwischen zwei positiven Gegensätzen statt, seine Religion ist aber nur der Mangel oder die Entstellung der wahren Religion, daher ist der Schluß von der Nichtübereinstimmung eines Dogmas mit seiner Vernunft darum so unstatthaft, weil die letztere so beschränkt ist, und sich doch zum Kriterium dessen was ganz außerhalb ihrem Gesichtskreis liegt, aufwirft.

Wir kommen nun auf den theologischen Standpunkt den unser Rationalist selbst einnimmt, und den wir allerdings kennen lernen müssen. Seine Angabe ist eine treue Bestätigung von unsrer Behauptung, daß er dem reichen Inhalte des christlichen Glaubens nichts als eine Skizze der dürftigsten religiösen Vorstellungen, wenn sie anders diesen Namen verdienen, gegenüberstellt. Wo sie christlichen Ideen nicht geradezu widersprechen, sind sie nichts als der abstrakteste schlechteste Ausdruck derselben. „Soll „ich nun," (sagt er) „mein vernünftiges Glaubenssystem in „seinen Grundzügen skizziren," (ein für ihn sehr passender Ausdruck) „so besteht es eigentlich nur aus den, eben so „einfachen, als natürlichen zwei Hauptheilen, die in der „Sprache der Dogmatiker Theologie und Anthropologie „genannt werden. Zur Theologie gehört die Lehre von „dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes," — (daß unser Rationalist auf dem Wege des räsonirenden Verstandes zur Idee Gottes gar nicht gelangen kann, haben wir in dem ersten philosophischen Theil bereits erwiesen)

„und von seinem Verhältnisse zur Welt, oder von der „Schöpfung, Erhaltung und Regierung derselben," (welche falsche sich widersprechende Vorstellung der Vernunftgläubige von diesem Verhältniß sich macht, um nur keine unmittelbare Wirkung Gottes annehmen zu dürfen, haben wir auch gesehen) „eines Theils mit Ausschluß des su„pernaturalistischen Dogmas von der Dreieinigkeit, an„derntheils mit Ausschluß der Angelologie und Dämono„logie; denn nach meiner Ansicht" (die Autorität muß uns statt des Beweises gelten) „ist jenes Dogma nicht einmal „in den richtig" (d. h. rationalistisch) „erklärten Urkunden „des Christenthums zu finden," (dem Unglauben und dem profanen Sinne bleibt freilich diese heiligste Wahrheit verschlossen, weil er sich selbst dagegen verschließt) „nicht zu „gedenken, daß es mit dem vernünftigen Glauben an Ei„nen Gott" (wie viel hat die Vernunft vor dem religiösen Glauben, durch die tiefe Einsicht, daß Eins nicht Drei ist, voraus!) „auch bei den künstlichsten Schuldistinktionen" (deren bedarf der Gläubige nicht, denn sein Glaube gründet sich auf etwas anders, als auf Schulbegriffe, auf welche der Rationalist sein mit Unrecht sogenanntes Glaubenssystem baut) „unverträglich ist, und was die Lehre „von den Engeln und Teufeln betrifft, so ist dieß in ge„radem Widerspruch mit allen richtigen Begriffen von „Gottes Vorsehung;" (wir kennen des Verfassers erhabene Begriffe davon bereits) „für den Zweck der Sittlichkeit" (und insofern hätten sie für den Verfasser religiöse Bedeutung) „auf's gelindeste gesagt, gleichgültig, wo nicht „gar schädlich." Der Beweis fehlt wieder, oder richtiger gesagt, der Schein eines Beweises, denn weiter bringt es unser Rationalist in seiner Polemik nicht.

„Zur Anthropologie gehört die Lehre vom Menschen, „seiner Natur, seinen religiösen Anlagen, seiner Vernunft „und Freiheit, seiner moralischen Bestimmung und Unsterb-

„lichkeit, was ich die Lichtseite seines Wesens nennen „möchte;“ (nur Schade, daß diese Lichtseite von der Schattenseite durch und durch afficirt ist) „dann die Lehre, in „welcher er von seiner Schattenseite auftritt, die Lehre „von seiner Sinnlichkeit und den traurigen Wirkungen „derselben,“ (die Sinnlichkeit ist nicht wie die Rationalisten meinen das Prinzip der Sünde, denn es kann aus ihr das positive freigewollte Böse nicht erklärt werden;) „von der Nothwendigkeit und Möglichkeit ihnen, vermöge „der Kräfte seiner sittlichen Natur, Schranken zu setzen“ (aus dieser Nothwendigkeit sittlich zu seyn, folgt keineswegs die Möglichkeit; das Gesetz hebt die Sünde so wenig auf, daß es sie vielmehr voraussetzt) „und sich dadurch „das Wohlgefallen Gottes und für Zeit und Ewigkeit ein „glückliches Loos zu bereiten“ (gleich als könnte man sich das Wohlgefallen Gottes erwerben und dasselbe wäre nicht selbst die Seligkeit, sondern das glückliche Loos, das freilich nicht in der Seligkeit der Liebe Gottes besteht, ist demnach durch das Wohlgefallen Gottes zu vermitteln und an und für sich zu erstreben) „mit Aus„schluß alles dessen, was der Supernaturalist, nach Maß„gabe der paulinischen Schriften insonderheit, in diesem „Theile des dogmatischen Systems als Dogma aufzustel„len pflegt.“ (Das heißt mit Ausschluß der Lehre von der Erlösung durch Jesum Christum, da sich nach rationalistischer Ansicht der Mensch selber erlösen kann, was dasselbe ist, wie wenn er sich nach den Worten eines geistreichen Schriftstellers an dem eignen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen könnte.) „Denn eines Theils finden „sich dergleichen Lehrsätze nicht einmal in den eigentlichen „Reden Jesu selbst,“ (dagegen spricht jede Äußerung Christi vom Zweck seiner Menschwerdung und seines Todes und vom Zustande des Menschen) „die in der Regel die mo„ralische Kraft und Würde mehr hervorheben als verdäch-

„tig machen“ (alſo machen ſie dieſelbe doch auch mitunter verdächtig?) „haben ihren unverkennbaren Grund in den „individuellen Bedürfniſſen der Zeitgenoſſen und Volks„verwandten an welche Paulus ſchreibt“ (der Mangel an Bedürfniß nach Erlöſung hat nun eben auch ſeinen individuellen Grund, denn die Geſunden bedürfen des Arztes nicht) „fehlen überdieß ſogar da, wo er es mit Heiden„chriſten zu thun hat“ (ob an dieſer Äußerung mehr Gedankenloſigkeit oder lügneriſche Dreiſtigkeit Antheil hat, wollen wir nicht entſcheiden) — „andern Theils wider„ſprechen ſie auch in vielen Stücken meiner eignen ver„nünftigen Einſicht“ (daß dieſer Vernunft nicht viel zu trauen ſey, wiſſen wir ſchon) „ſind theilweiſe für den „Sinn der Sittlichkeit höchſt problematiſch“ (oder vielmehr ſie verwerfen eine Sittlichkeit, welche des Menſchen eignes Werk und Verdienſt ſeyn ſoll) „und Gottes un„würdig“ (die würdige Vorſtellung des Verfaſſers, Gott ſtehe als Werkmeiſter hinter ſeinem Werk, wirke aber nimmer mehr unmittelbar, kann freilich damit nicht beſtehen) „und treten ohne Beweisgründe auf, die meine Vernunft „befriedigen könnten.“ (Allerdings, denn dann müßten ſie ſich durch die gewöhnlichſte Erfahrung beſtätigen.) — „Das was die Dogmatik der Supernaturaliſten Chriſto„logie nennt, tritt in meinem Syſteme gar nicht als ein „integrirender Theil desſelben auf, denn es beſteht wohl „aus einer Religion die Jeſus lehrte“ (wirklich kann ſich unſer Rationaliſt das überreden!) „nicht aber aus einer, „deren Objekt er ſelber ſeyn könnte.“ Hierin beſteht gerade der ausgezeichnete Charakter des Chriſtenthums, welchen der freilich nicht anerkennt, der Chriſtus bloß für einen großen Religionslehrer hält. Warum er ihn aber nur für einen Menſchen hält und hiemit das Chriſtenthum in ſeiner Wurzel untergräbt, davon liegt der Grund in ſeiner Annahme eines durchgängigen Kauſalnexus, der jede

übernatürliche Wirkung ausschließt, eine Annahme, deren Grundlosigkeit wir hinreichend gezeigt zu haben glauben, so daß es überflüßig ist, weiter davon zu reden. „Was „ich in den neutestamentlichen Urkunden von seiner Person, „seinen Bestimmungen und seinem Werke auf Erden finde, „dienet mir, wenn es die Probe historischer Kritik über„standen hat, und seines zeitgemäßen Gewandes entkleidet „ist, entweder als geschichtliche Einleitung in das System „der von Jesu gestifteten Vernunftreligion, oder als ge„schichtlicher Bei- oder Nachtrag, der ihren Sätzen zur „Erläuterung dient."

Bei dieser Skizze eines vernünftigen Glaubenssystems, bleibt es denn auch, und dieß ist der ganze positive Gehalt dieser angerühmten Vernunftreligion. Es leuchtet ein, daß diese Sätze über die gemeinsten Schulbegriffe nicht hinausgehen, und wie verdienstlos die Angabe derselben für die Wissenschaft ist, da sie in solcher Unbestimmtheit vorgetragen, der systematischen Entwickelung entbehren, durch die sie allein vom Schein zur Realität, vom Irrthum zur Wahrheit fortgeführt werden könnten. Dieß kann aber freilich nicht auf dem subjektiven Standpunkte der Vernunftreligion geschehen; nur indem das Subjekt sich für die Offenbarung empfänglich erweis't, vernimmt es Wahrheiten, auf die es nimmer selbstständig gekommen wäre, und welche der gläubigen Forschung ein unermeßliches Gebiet aufschließen.

Gegen die Annahme einer unmittelbaren Offenbarung Gottes, und einer Wirkungsweise, welche sich nicht innerhalb des natürlichen Kausalzusammenhangs äußert, wendet unser Denkgläubige ein, Gott werde dadurch mit einem menschlichen Agenten verglichen, welcher durch einen unmittelbaren Eingriff in die Staatsverwaltung einen verfassungs- und ordnungswidrigen Akt begehe, einen Akt, der die Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen zum

Behufe des Staatszwecks und die Schwäche der Weisheit mit der man sie entwarf, gleich im Voraus dokumentire. „Wäre dieß," (sagt er ferner) „eine göttliche Weisheit, „die sich vom Anfange an bei Regierung der Welt im „geheimen Selbstbewußtseyn unzureichender Gesetze und „Einrichtungen nöthigenfalls eine verbessernde Abänderung „vorzubehalten gesucht hätte, eine göttliche Allmacht, die „den natürlichen Lauf der Dinge Kraft einer ihr als sol„cher zukommenden oberherrlichen Auktorität nach Gefallen „und Willkühr zu modificiren gemeint sey — d. h. eine „Weisheit und Allmacht die sich gegenseitig aufhebt, deren „Begriff sich widerspricht, die den Namen göttlicher Weis„heit und Allmacht gar nicht verdient?» — Wir erinnern vorerst an die im ersten Abschnitte citirte Stelle, zufolge der Gott als Meister hinter seinem Werke steht, ewig wach und waltend, damit sich in seinen Triebrädern nichts verschlinge noch verwirre, welche keinen Sinn hat, wenn nicht die Möglichkeit einer Störung in den Triebrädern der Maschiene vorausgesetzt wird, in welche der Meister im Nothfall einzugreifen hätte. Allein entweder der Rationalist gesteht, daß er sich Gott nur menschenähnlich vorstellen, mithin von Gott und seiner Wirkungsart nur negativ denken könne, eben weil Gott kein Mensch ist, und dann wird er sich bescheiden, über die göttliche Offenbarung nach menschlichen Begriffen urtheilen zu wollen, oder wenn er glaubt eine angemessene Idee von Gott zu besitzen, so wird er in Ansehung desselben den Unterschied der Zeit, der nur für endliche Wesen gilt, aufheben. In der That aber, indem unser Gegner die im Grund nicht falsche, sondern nur unvollkommen ausgesprochene Ansicht von einer Verbesserung, durch die er in den natürlichen Lauf der Dinge eingreift, regiert, setzt er eine viel größern Anthropomorphismus in sich schließende Vorstellung voraus, daß sich Gott zur Welt verhalte wie der

Uhrmacher zu seiner Uhr, der, nachdem er sie einmal aus fremdem Stoffe zusammengesetzt hat, nichts mehr an seinem Werke zu thun hat, weil sich seine Räder nun von selbst bewegen, eine Vorstellung, die nicht nur Gottes höchst unwürdig, sondern auch, wie wir früher gezeigt haben, grundfalsch ist. Die Wahrheit ist, daß es für Gott den ewigen, absoluten Geist keine Zeit giebt, daß er aber den Menschen auf menschliche Weise in der Zeit erschienen ist. Gäbe es für Gott eine Zeit, so wäre er auch den Bedingungen der Zeit unterworfen, er wäre gleich den Menschen veränderlich und wandelbar.

In Beziehung auf die Behauptung des Supernaturalisten, wenn auch der Rationalist keinen Erfahrungsbeweis im Gebiete seines sonstigen Wissens finde, so könne man ihm denselben durch Hinweisung auf die heiligen Urkunden geben, entgegnet unser Rationalist, indem er sich wie immer die Miene inniger Wahrheitsliebe und hoher Einsicht giebt: „Ihr sagt diese Urkunden enthalten eine „übernatürliche Offenbarung, weil sie von beglaubigten „Männern geschrieben sind; und daß sie inspirirte, durch „Wunder beglaubigte Männer waren, beweiset ihr mir „wieder aus den Urkunden, die sie schrieben? Ihr legt „mir ein Buch dar, dessen Inhalt ihr als von Gott ein„gegeben betrachtet, und beweiset mir dieß dadurch, weil „es den Satz aufstellt: alle Schrift ist von Gott einge„geben? Ist dieß nicht handgreiflich das, was man in „der Logik einen Zirkelbeweis, d. i. keinen Beweis nennt?“ Allerdings wenn nicht das Zeugniß der Kirche die Glaubwürdigkeit jener heiligen Urkunden und ihrer Verfasser bewiese, in welchem Fall der von Vorurtheilen unbestochene Sinn sich gläubig der verkündeten Wahrheit hingiebt. Daß den Rationalisten nur sein bekanntes Vorurtheil, alle Wirkungen fließen aus natürlichen Ursachen, vom unbedingten Glauben an dieselbe abhält, und daß er jenen

logischen Zirkel nicht mehr geltend macht, sobald er die Sache näher betrachtet, sehen wir sogleich. „Wollt ihr „sagen“ (fährt er fort) „ihre anerkannte Redlichkeit, das „Unzweideutige ihres Charakters, die Haltung und der „gutmüthige Geist ihrer Schreibart, ihre faktisch zu doku„mentirende Wahrheitsliebe“ (die Supernaturalisten könnten wohl noch mehr sagen) „drückt auf jedes ihrer Worte „das Siegel der Glaubwürdigkeit, — so sage ich: „gut, dieß alles mag wohl ganz sicher für dieselbe bürgen, „wenn sie Dinge erzählen, die nicht von dem gewöhnlichen „Laufe der Natur abweichen, die der vernünftigen Denk„art des Menschen nach dem Gesetze der Kausalität nicht „zuwiderlaufen, die noch täglich geschehen können, und in „allen Zeitaltern der Welt geschehen sind: ist dieß aber „auch dann der Fall, wenn sie das Gegentheil derselben „berichten?“ Von der zum mindesten nur relativen Gültigkeit des Kausalgesetzes kann sich selbst der Determinist jeden Augenblick überzeugen, indem er immer eine neue von der vorhergehenden unbedingte Reihe von Vorstellungen beginnen kann, warum sollten also durch das Wirken des Geistes nicht Wunder, welche den natürlichen Lauf der Dinge unterbrechen, geschehen können? und der Schluß, daß, was jetzt nicht geschieht, nimmer geschehen seyn kann, und was einmal geschehen soll, immer geschehen seyn muß, ist darum falsch, weil von dem Besondern nicht auf das Allgemeine geschlossen werden kann. Dennoch macht er lieber die Glaubwürdigkeit der Apostel und Evangelisten verdächtig, als daß er seinen Vorurtheilen entsagte.

„Ich nehme“ (beginnt der Rationalist im siebenten Briefe) „die heiligen Urkunden, auf welche ich, als auf „einen Erfahrungsbeweis für die Wirklichkeit einer über„natürlichen Offenbarung an die Menschen, gewiesen werde, „zur Hand, und unterscheide, nach hergebrachter Weise,

„Schriften des alten und neuen Testaments. Er sieht die „erstern als die herrlichsten Beiträge zur Auflösung der „Frage an, wie hat sich der religiöse Glauben auf Erden „entwickelt und ausgebildet? er verehrt sie als die einzigen „historischen Reliquien aus einem Zeitalter, wo alle übri„gen Nationen der Vorwelt noch in völliger Barbarei und „Unkultur lagen; als eine Sammlung von Büchern, die „in Bezug auf die Nachrichten, die sie über die Genesis „aller sichtbaren Dinge geben, an Adel, Würde und Über„einstimmung mit der Natur derselben über alle ähnliche „Dokumente alter Völker hervorragen; als Schriften, in „welchen vom Anfang bis zu Ende ein für das Gemüth „höchst wohlthuender ächt religiöser Geist weht, welche „die Grundlage aller vernünftigen Religion, den Mono„theismus predigen und als die Quelle des Christenthums „zu betrachten sind.“ Wir mußten dieser Charakteristik wegen des Kontrastes mit dem Folgenden erwähnen, und bitten sie im Auge zu behalten, damit wir sie nicht zum zweitenmale citiren dürfen. „Wie viel sie nun aber als „Erfahrungsbeweis für die Wirklichkeit übernatürlicher „Offenbarungen Gottes an die Menschheit gelten können, „das ist eine andre Frage.“ Macht der Supernaturalist in dieser Hinsicht den Umstand geltend, daß jene heiligen Schriften den Monotheismus als ein Eigenthum der frühesten Weltalter schildern, was nicht ohne die Annahme jener Offenbarung zu begreifen sey, so bezweifelt unser Rationalist die Authentie derselben, und führt statt der Gründe die Auktoritäten rationalistischer Forscher an, deren Hypothesen zu widerlegen, hier nicht der Ort seyn kann, um so mehr da sie als Hypothesen keinen Anspruch auf Wahrheit machen können. Dieß sieht unser Gegner selbst ein, indem er sagt: „freilich bietet sich bei diesem „Geschäfte der bloßen Konjekturalkritik ein weites Feld „dar, und nie wird man im Stande seyn, den Hypothesen,

„zu denen man hier seine Zuflucht nehmen muß, einen „historisch fixirten Standpunkt zu geben.“ Eben so wenig kann er den Supernaturalisten mit der Versicherung, es sey natürlicher und der Vernunft angemessener jene Schriften zufolge jener Hypothesen zu betrachten, und zum Beispiel die Genesis als bloße Fiktion und Sagengeschichte anzusehen, überreden, da derselbe einer Vernunft, die alles aus natürlichen Ursachen erklärt, keineswegs die Geist und Gemüth befriedigende Kraft der Wahrheit zuzuschreiben gesonnen ist. So scheint es uns mit der in der citirten Stelle ausgesprochenen Verehrung der heiligen Urkunden unvereinbar, wenn er ohne weiteres der Meinung folgt, die Urkunde, die das Schöpfungswerk in den Cyclus von sechs Tagen einschränkt, sey von einem Verfasser geschrieben, der dem schon bestehenden jüdischen Sabbathe auf diese Weise seine unverletzliche Heiligkeit zu vindiciren suchte, denn was bloß als Mittel zu einem Zwecke dient, kann unmöglich die hohe Bedeutsamkeit haben, die er oben jener Urkunde selbst zuschreibt, nicht zu gedenken, daß hier das Mittel in gar keinem Verhältniß zum Zwecke stünde, indem jener in Beziehung auf dieses nur einen sehr untergeordneten Werth haben könnte.

Ferner läßt der Rationalist den Supernaturalisten einwenden: Es bleibt noch immer die Frage übrig: woher kam auch in spätern Zeiten der Glaube an Einen Gott, der den ältesten Vätern des Menschengeschlechts, als ein Produkt derselben untergeschoben seyn soll? Wenn, entgegnet unser Rationalist, der Begriff von Einem Gott, wie es am Tage liegt, nichts weiter als die Frage über die letzte Ursache aller sichtbaren Erscheinungen enthält, so leuchtet ein, daß der Mensch diesen Begriff, nach welchem er bei jeder Wirkung eine Ursache voraussetzt, auf natürlichem Wege gar wohl finden kann. Wie wenig es dem Verfasser selbst gelungen ist, auf diesem natürlichen

Wege zur Idee des lebendigen Gottes zu gelangen, haben wir bereits gezeigt und bemerken hier nur, wie absurd die Meinung sey, die Menschen des Alterthums, welche von Gott doch ganz anders als in Folge jener seichten Reflexion sprechen, haben sich Gott gerade so, wie der Rationalist gedacht, d. h. er sey ihnen ein bloßer Begriff gewesen, ein Produkt der Abstraktion und Reflexion? Warum kamen nun aber z. B. die Griechen, die doch jenes Schlusses gewiß so gut als unser Rationalist fähig waren, durch ihre Selbstthätigkeit nicht ebenfalls auf den Begriff von Einem Gott, warum schmachten denn noch immer ganze Völkerschaften, an welche die Stimme der Offenbarung noch nicht erging, in den Banden des Aberglaubens, wenn es zur Erkenntniß Gottes nichts weiter bedarf, als der Folgerung von der Wirkung zur Ursache, die sie täglich unzähligemal machen können? Die Spekulationen der Indier sind unendlich tiefer als alles was der Verfasser je gedacht hat, sie sind über die triviale Reflexion des Verfassers, die, wie wir oben sahen, nicht einmal zu einem verständigen Pantheismus führen, längst hinausgekommen, und doch haben sie sich noch nicht zur Idee Gottes, selbst in der Gestalt, wie sie der Verfasser nicht auf natürlichem Wege, sondern durch das Christenthum als Rationalist gewonnen hat, erhoben. „Freilich" (heißt es S. 98) „scheint auch der Rationalist in diesen „Urkunden wenig Data für seine Annahme zu finden, daß „jener Begriff auf natürlichem Wege gewonnen worden „sey, ist aber seine Ansicht nicht weit natürlicher, als die „Voraussetzung einer unmittelbaren Offenbarung, die genauer erwogen, auch dann, wenn sie wirklich faktisch „erwiesen werden könnte, die Ansicht des Rationalisten „nicht einmal widerlegen kann? Wie konnten die ersten „Menschen die Belehrungen der sich unmittelbar offenbarenden Gottheit nur fassen und verstehen, wenn nicht schon

„gewisse Begriffe in ihnen waren, an die sich jene Belehrung „anschließen konnte?“ Entweder vergegenwärtigten sich die ersten Menschen durch jene Begriffe den Inhalt der Offenbarung und dann war sie nicht mehr nöthig, oder jene Begriffe sollen nur die Möglichkeit für die Annahme derselben oder die Empfänglichkeit für dieselbe bezeichnen, das widerspricht aber allerdings der Ansicht des Rationalisten, welcher die Religionserkenntniß durch die natürliche Entwickelung jener Begriffe entstehen läßt. Nach rationalistischer Ansicht würde, wenn man sie auf die Natur anwendet, die Pflanze von selber aus dem Keim hervorwachsen, nach supernaturalistischer ist das Gesetz der Entwickelung ein solches, daß, wie der Keim der Pflanze ohne Entwickelung der Sonne sich nicht entfaltet, so auch die dem Menschen anerschaffene religiöse Anlage nur in Folge höherer Einwirkung sich ausbilden kann, welche zufolge dessen, was sie bewirkt, keine natürliche, sondern nur eine übernatürliche, d. h. eine Offenbarung seyn kann.

Den fernern Einwurf der Supernaturalisten, die biblischen Schriftsteller führen den Ursprung des Glaubens an Gott und religiöse Einsichten überhaupt mit deutlichen Begriffen auf Gott selbst zurück, sucht der Verfasser durch die Äußerung, es komme dieß von ihrer religiösen Weltansicht her, zu beseitigen, welche für den freilich keine Gültigkeit hat, dem sie sich wie unserm Rationalisten nach seinen eignen früher beleuchteten Worten „in die physische „Weltansicht verwandelt hat.“ Wenn Moses und die Propheten sagen, „so spricht der Herr, des Herrn Mund „redet durch mich,“ so muß dieß der Rationalist allerdings für Selbsttäuschung erklären, sonst wären sie offenbare Betrüger, aber es kehrte bei dieser Erklärung das alte Vorurtheil wieder, das dieselben tief herabwürdigt, und den Verfasser an Glauben arm und an Weisheit doch nicht reicher macht. Es ist ein Trugschluß, wenn der

Verfaſſer aus dem Stufengange, in dem ſich die religiöſen Vorſtellungen des jüdiſchen Volks läuterten, den Schluß macht, ſie haben nur und allein in der Denkweiſe eines ungebildeten Zeitalters ihren Grund gehabt, indem im Schlußſatz gefolgert wird, was im Vorderſatz nicht enthalten iſt, mithin zu viel bewieſen wird; denn im Vorderſatz liegt nur, daß das iſraelitiſche Volk allmählig in der Erkenntniß fortgeſchritten ſey; ſollte der Schluß wirklich gemacht werden können, ſo müßte kein andrer als ein natürlicher ſelbſtthätiger Fortſchritt denkbar ſeyn. Dieß wird aber eben geläugnet, indem man in der die religiöſe Erkenntniß bedingenden Offenbarung ſelbſt ein Steigen annimmt, ſo daß ſich Gott zur Schwachheit der Menſchen herabläßt und ſich ihnen mit der Zeit immer reiner offenbart, in welcher Hinſicht die Offenbarung mit der Erziehung verglichen werden kann. Daher iſt es auch zu erklären, warum im alten Teſtament nicht immer dieſelben geläuterten religiöſen Vorſtellungen herrſchen, wie im neuen. Wenn der Verfaſſer in dieſer Beziehung ſagt: „wollte Gott „diejenigen Einſichten und Wahrheiten, auf welchen eine „wahre, gotteswürdige Religion beruht, einmal auf eine „unmittelbare Weiſe offenbaren, warum that er dieß nicht „gleich vom Anfange des Menſchengeſchlechts," (ſo läßt er die Supernaturaliſten ganz richtig einwenden,) „Gott „muß ſich nothwendig mit ſeinen Offenbarungen nach der „Faſſungskraft der Menſchen richten, und nach dem jedesmaligen Staude ihrer Kultur, in Bekanntmachung „religiöſer Einſichten eine gewiſſe Stufenfolge beobachten." Was iſt darauf zu antworten? dieß, ſpricht der Rationaliſt, „daß ſie vor allen Dingen auch hier den Beweis für „die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung vorausſetzen, aber nicht führen." Sie ſetzen ihn aber nur voraus, nachdem ſie ihn geführt haben, der Rationaliſt aber ſetzt ſeinen Beweis gegen dieſelbe voraus, ohne ihn füh-

ren zu können. Er wiederholt hier die Behauptung von der Nothwendigkeit gewisser Religionsbegriffe und folgert, „daß doch etwas übrig bliebe, was durch die eigene Kraft „des Menschen aufgefunden seyn müsse, und er könnte zu„letzt durch Anwendung seiner Denkkraft von selbst dahin „gelangen, wohin ihn die Offenbarung zu bringen hätte.“ Wir bemerken hier nur noch, daß er um eine Bestätigung seiner Ansicht zu finden, ohne Grund dreierlei voraussetzt, erstens, daß, um die göttliche Offenbarung aufzunehmen, etwas aufgefunden seyn müsse, da doch hiezu bereits freie Selbstthätigkeit erfordert würde; zweitens, daß für die Aufnahme der göttlichen Offenbarung des Menschen eigne Kraft erfordert werde, da es vielmehr der Geist Gottes im Menschen ist, der durch jene Erleuchtung im Menschen erweckt wird, denn das Endliche kann das Unendliche nimmer erfassen; drittens, daß die Offenbarung dasselbe lehre, worauf der Mensch durch selbstthätiges Denken, durch Prüfen, Urtheilen und Vergleichen komme.

Ob wir nun wohl wissen, daß der Satz: in den alttestamentlichen Urkunden finde sich ein steter Fortschritt von unvollkommnern Religionsbegriffen zu vollkommnern, nichts weniger als ein Beweis der Behauptung: daß alle Religionseinsichten in jedem Alter der Welt das Resultat der natürlichen Denkkraft des Menschen sind, wohl aber eine petitio principii ist, so folgen wir doch des Verfassers Ansicht von jener natürlichen Fortentwickelung, bei der er aus den Thatsachen eben das herausfindet, was er in sie hineingelegt hat, um einige andre Bemerkungen daran zu knüpfen. „Die ältesten Fragmente jener Urkun„den“ (heißt es S. 114) „sprechen allerdings von einem „Schöpfer Himmels und der Erde, aber dieser Schöpfer „tritt in einem derselben als Elohim auf, als ein Wesen, „auf welches man denselben Namen überträgt, womit man „in den frühesten Zeiten der Vielgötterei, mit welcher die

„ungebildete Menschheit den Lauf ihrer religiösen Aus-
„bildung beginnt, das Urprinzip aller Dinge bezeichnet
„haben möchte.“ Wir wissen nicht ob wir bei dieser Stelle unsern Augen trauen sollen, und doch kann kein Druckfehler an diesem Widerspruch Schuld seyn, da er im ganzen Satz liegt. Die Entwickelung dieses beispiellosen Widerspruchs, ist folgender: erstens, die ältesten Fragmente sprechen von einem Schöpfer Himmels und der Erde. (Zum Überfluß bemerken wir, daß auch nach des Verfassers Ansicht, S. 91, hier vom Monotheismus die Rede ist.) Zweitens: Als was tritt dieser Schöpfer auf? als Elohim, als ein Wesen, auf welches man denselben Namen überträgt, womit man das Urprinzip aller Dinge (nach dem Verfasser ist dieses Gott) bezeichnet haben mochte. Drittens: wann mochte man dieses Urprinzip — Gott mit dem Namen Elohim (als welcher der Schöpfer Himmels und der Erde in den ältesten Fragmenten auftritt) bezeichnet haben? Antwort: in den frühesten Zeiten der Vielgötterei, mit welcher die ungebildete Menschheit den Lauf ihrer religiösen Ausbildung beginnt. „So war also,“ (das also deutet auf keinen Beweis, wohl aber auf die Versicherung, die Menschheit beginne mit der Vielgötterei) „die Verehrung mehrerer übersinnlichen „Wesen, der Fetischismus, Sabäismus,“ (sollen diese beiden Arten des Götzendienstes die Verehrung übersinnlicher Wesen betreffen, oder auf diese folgen? dann ist aber selbst gegen des Verfassers Ansicht das Abstrakte vor dem Konkreten) „Polytheismus ganz dem gewöhnlichen „Laufe der Natur gemäß, dem reinen und richtigen Be-
„griffe von einem höchsten Wesen, in welchem die letzte „Ursache aller sinnlichen Erscheinungen liegt“ (nicht auch aller übersinnlichen, oder ist das Denken, Fühlen und Wollen vernünftiger Geschöpfe auch eine sinnliche Erscheinung was z. B. die Götzen des Fetischismus und Sabäismus

sind) „vorausgegangen.“ Wir sehen hier wieder die Folgen der physischen Weltansicht, welche alles dem gewöhnlichen Laufe der Natur gemäß denkt, sehen aber auch wie sehr dadurch die Idee Gottes als Vaters und Erziehers der Menschheit verdrängt wird. Nach jener Ansicht muß der Mensch viele Jahrhunderte den Götzen seines Irrthums und seiner Sünde opfern, bis er zum Begriff Eines Gottes gelangt; es ist dieß nicht seine Schuld, sondern Schuld dessen, der ihn erschuf, denn er kann sich nicht früher zu jener abstrakten Wahrheit durch Anwendung seiner Denkkraft erheben. Nach der religiösen Weltansicht hat Gott den Menschen sich zum Bilde erschaffen, und dieser erkannte und liebte in ihm seinen Vater. Der Polytheismus mit seinem Gräuel ist demnach nicht die erste Äußerung von der religiösen Anlage des Menschen, sondern Folge des selbstverschuldeten Abfalles von Gott, welcher seinen Grund nicht in dem Willen Gottes, sondern in der Freiheit des Menschen hat. „Erscheint zu „Abrahams Zeiten,“ (heißt es ferner) „der Begriff von „einem höchsten Wesen unter der Form einer Familien„gottheit,“ (der Begriff von einem höchsten Wesen kann nicht unter der Form einer Familiengottheit erscheinen, dadurch erscheint er ja als partikularisirt, er ist aber nur in der Form der Allgemeinheit Begriff des höchsten Wesens) „so liegt der Grund davon in der Form der „damaligen Gesellschaftsverfassung, die sich auf einzelne „Familienvereine reducirte. Gott war nach seinen nicht „über den Horizont seines Zeltes und seiner Weidplätze „hinausgehenden Begriffen“ (daß diese nach den heiligen Urkunden allerdings darüber hinausgehen, hat für den Rationalisten keine Bedeutung, denn er weiß das viel besser) „der Gott seiner Familie. So wie sich aber zu „Mosis Zeiten die bürgerlichen Verhältnisse der Anbeter „des wahren Gottes erweiterten und in eine Nationalver-

„fassung übergingen, wurde jene Familiengottheit eine „Nationalgottheit bis sie endlich, auch diese Volksschran„ken überschreitend, unter dem umfassenden Bilde (?) eines „Vaters aller Menschen hervortratt.“ Der obgedachte Widerspruch, der darum Rücksicht verdient, weil er eben durch seine Inkonsequenz mit des Verfassers sonstigen Ansichten auf die nie ganz zu verdrängende höhere Idee hindeutet, spricht sich in dem Satze aus: „das höchste We„sen, das Moses verkündet, ist aus einer Familiengottheit „eine Nationalgottheit geworden.“ Ein Gott der aus einer Familiengottheit zur Nationalgottheit geworden ist, kann nicht als das höchste Wesen, als Gott Himmels und der Erde, sondern nur als Gott Eines Volkes verkündet werden. Jener ungeschickt ausgedrückte Satz kann vernünftig gedacht, nur etwa den Sinn haben, der wahre Gott sey von Abraham und Moses als höchstes Wesen anerkannt worden, habe sich ihnen aber nur als Familien- und Nationalgott geoffenbart; wird aber die Idee des höchsten Wesens vorausgesetzt, so kann der Grund davon, daß dasselbe als Familien- und Nationalgott erschien, d. h. sich offenbarte, nur eben in jener Idee liegen; denn in Beziehung auf die Gesellschaftsverhältnisse kann sich das höchste Wesen nur dann offenbaren, nachdem es als höchstes Wesen schon erkannt ist. Das höchste Wesen als Nationalgott verkündigen, kann nur der, welcher dasselbe wie es an sich ist, von seiner Offenbarung unterscheidet, (mithin sich auch passender ausdrückt) und es als solches auf diese bezieht; also liegt der Grund davon nicht in der Gesellschaftsverfassung, in Ansehung deren es als Nationalgott erscheint, nicht aber als höchstes Wesen. Würde der Grund von der Vorstellung eines Familien- und Nationalgottes, wie der Verfasser meint, in der beschränktern oder ausgedehntern Gesellschaftsverfassung liegen, so wäre es nicht das höchste Wesen, das

Abraham erschien, das Moses verkündete, sondern „ganz „dem gewöhnlichen Laufe der Natur“ und ganz der gewöhnlichen Denkart des Verfassers gemäß, wäre es jener Familien- und jener Nationalgott, unter welchen Formen der wahre Gott jenen Patriarchen erschienen seyn soll. Dieser Ausdruck hat hier nur Sinn, wenn er als gleichbedeutend mit — sich offenbaren, für das Produkt des eine relative Einheit findenden und sich aus dem Polytheismus herausarbeitenden Verstandes gehalten wird. Aber jene relative Einheit schließt die Erkenntniß eines persönlichen Gottes nicht in sich. Für einen neuen Beweis seiner Behauptung, daß sich die Menschheit durch natürliche Kraft religiös bilde, führt der Verfasser die Prophetenschulen an, wo bei der Betrachtung des Faktums wiederum vorausgesetzt wird, was durch dasselbe bewiesen werden sollte, nämlich, ein steter Fortschritt in religiöser Erkenntniß sey nur auf natürlichem Wege möglich. Es ist aber kein Grund anzugeben, warum Gott die Menschheit nicht allmählig von einer Stufe zur andern führen könnte, ohne daß er sie deßhalb sich selbst zu überlassen hätte, welche Vorstellung die Idee einer göttlichen Führung ausschließt. Vielmehr erkennt der Supernaturalist eben in den Propheten erleuchtete Sprecher der Gottheit, deren sie sich als Organe ihres Erziehungsplanes bedient. Nur wenn man sich das Verhältniß Gottes zur Welt wie das des Werkmeisters zu seiner Maschiene vorstellt, muß die Wirkung Gottes auf die schon erschaffene Welt als Eingriff, als Nachbesserung erscheinen, während die religiöse Weltansicht die Vorsehung Gottes als immer wirksam sich denkt und denken muß.

Ein dritter Grund für das göttliche Ansehen des alten Testaments sind die Aussprüche Christi und der Apostel, welche sich in dieser Hinsicht darauf berufen. „Wenn“ bemerkt dagegen unser Rationalist) „Jesus und die Apo-

„stel den alttestamentlichen Schriften den Charakter göttlicher Offenbarung vindiciren, so geschieht es im Geiste „und in der Denkart einer Zeit, die es mit ihren Offenbarungsbegriffen eben nicht so genau nahm," (hätte sie es so genau genommen wie der Rationalist, so wäre ihr der Begriff der Offenbarung verschwunden) „und welche „die ganze jüdische Religionsverfassung ihrer religiösen „Weltansicht gemäß für ein unmittelbares Werk Gottes „hielt." Hienach würde die religiöse Weltansicht, welche eine unmittelbare Offenbarung Gottes an die Menschheit annimmt, falsch, und die physische Weltansicht, welche sie läugnet, wahr seyn, und Christus und die Apostel, welche nach derselben Ansicht, zufolge der das alte Testament eine übernatürliche Offenbarung annimmt, dieses selbst für ein Werk des göttlichen Geistes erklären, durch die geläuterten Begriffe unsers Rationalisten zu berichtigen seyn; — lauter Voraussetzungen, die nichts beweisen, weil sie selbst nicht bewiesen sind.

Der Verfechter des Rationalismus kommt nun an die Schriften des neuen Testamentes. Der Supernaturalist, sagt er, nennt die Religionsanstalt, die sich auf die Schriften des neuen Testaments gründet, göttlich, in wie fern sie als ein Produkt übernatürlicher und unmittelbarer Wirksamkeit Gottes betrachtet werden muß. „Was ich" (spricht dagegen der Rationalist) „in diesem Räsonnement „des Supernaturalisten unbedingt zugebe, ist die Behauptung, welche er über die Schriften aufstellt, auf „welche sich die Religionsanstalt des Christenthums stützt. „Es lasse sich," (sagt er ferner) „einige wenige ausgenommen, die überdieß nicht einmal ein großes Gewicht „haben," (also giebt er die Behauptung der Supernaturalisten doch nicht unbedingt zu und daß sie nicht einmal ein großes Gewicht haben, ist nur seine Meinung) „nachweisen, daß sie von den Verfassern, denen sie zugeschrieben

„werden, und aus dem Zeitalter, in welches man ihren „Ursprung setzt, wirklich herrühren, und das sowohl in „ihrem historischen, als in ihrem didaktischen Theile. Was „vornehmlich den historischen Theil dieser Schriften betreffe, „so würde die an sich geschichtswidrige Annahme, als „hätten sie das, was sie von Jesu, seiner geistigen Indi„vidualität, seiner Weisheit, seiner Lehre, seinem Verhal„ten und seinen Schicksalen erzählen, erdichtet, und unter „dem trüglichen Gewande einer wirklichen Geschichte vor„getragen, unter allen die elendeste und absurdeste Aus„flucht seyn, um ihre historische Glaubwürdigkeit verdäch„tig zu machen. Gesetzt," (sagt nun unser Rationalist) „ich suchte die eigentlichen rein historischen Fakta, deren „sie Meldung thun, so ganz von der Vorstellungsweise, „die ihnen darüber eigenthümlich ist, zu scheiden, so wie „man etwa im Gebiete der Metaphysik Dinge an sich und „menschliche Vorstellungen von ihnen unterscheidet" (diese Vergleichung ist schon darum unpassend, weil man nach jener Metaphysik von Dingen an sich nichts weiß, so unwissend stellt sich aber der Verfasser über den Charakter Jesu nicht, vielmehr weiß er ihn besser zu würdigen als die Jünger Jesu) „könnte ich mir wohl die Erscheinung, „die mir in der Person des Weisen von Nazareth vor „Augen tritt, historisch erklären, das Räthsel das in dem „Daseyn desselben liegt, erfahrungsmäßig auflösen, und „Momente ausfindig machen, aus denen dieses seltne Phä„nomen doch nur wie eine natürliche Wirkung aus natür„lichen Ursachen hervorginge? Möglich könnte dieß doch „wohl seyn und beträfe diese Untersuchung ein Individuum „der sogenannten Profangeschichte, so würde gewiß nicht „das Geringste dagegen eingewendet werden können." Allerdings, der Versuch wäre nicht zu tadeln, aber was berechtigt ihn durch die Anwendung desselben auf das Evangelium, die heilige Geschichte zur Profangeschichte

zu machen? „Was in der Geschichte einmal unter der „Kategorie einer menschlichen Erscheinung auftritt," (sagt er dagegen) „kann und darf auch als solche behandelt „werden." Allein Christus tritt ja nach dem Zeugniß der für authentisch anerkannten Urkunden eben nicht unter der Kategorie (auf diesem Worte liegt der Nachdruck) einer menschlichen Erscheinung auf. „Ja!" (ruft der Rationalist aus) „wäre ich auch nicht im Stande, die natürlichen „Bedingungen historisch nachzuweisen, so kann ich dieß dem „gewöhnlichen Lauf der Dinge gemäß, postuliren, wenn „auch nicht durch äußere Zeugnisse über jeden Zweifel er„heben. Denn seine Zuflucht zu etwas Übernatürlichem „und Wunderbarem nehmen, heißt aller vernünftigen Un„tersuchung ein Ende machen, und den Knoten zerhauen, „nicht aber ihn lösen." Es kehrt hier die alte petitio principii wieder, welche, was sie durch eine umfassende historische Untersuchung erst zu erweisen hätte, bei derselben voraussetzt, ein Vorurtheil, welches jede unbefangene Untersuchung unmöglich macht, und den Knoten zerhaut, weil sie ihn nicht lösen kann; während der Gläubige, auf eine Untersuchung, welche alles auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge zurückzuführen bemüht ist, wenigstens da verzichtet, wo er sie nicht ohne den ehrwürdigsten Zeugnissen Gewalt zu thun, durchsetzen kann. Durch das Verzichten auf sein empirisches Bewußtseyn, dessen ephemere Bedeutung er kennt, öffnet er sein Herz einer Offenbarung, die ihn in eine neue höhere Welt einführt, welche der sich selbstüberlassenen und selbstgenügsamen Vernunft verschlossen bleibt.

„Was zuvörderst die ganze geistige Individualität, „oder die intellektuelle und moralische Größe Jesu betrifft, „so scheint sie mir" (dem Rationalisten) „durchaus nicht „beweisen zu können, was der Supernaturalist aus ihr „beweisen möchte, daß nämlich derselbe im höchsten und

„eigenſten Sinne des Wortes ein göttlicher Geſandte, oder „mit einem Ausdrucke der Schrift, der jede tropiſche Be„deutung ausſchlöſſe, Gottes Sohn und ſeine Lehre eine „unmittelbare Offenbarung Gottes geweſen ſey.“ Nicht ohne einen ſophiſtiſchen Kunſtgriff legt hier der Verfaſſer dem Supernaturaliſten Worte in den Mund, die er, ſollte er ſie auch gebrauchen, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen, nicht im gewöhnlichen Sinne nehmen kann, wie ſie der Rationaliſt immer nimmt, denn in dieſem Falle wäre die Folgerung freilich falſch. Vielmehr weil Chriſtus nach den Schriften des neuen Teſtaments über alle Menſchen in dem Sinne erhaben iſt, in welchem von einer relativen Größe nimmer die Rede ſeyn kann, iſt er ein göttlicher Geſandter im eigenſten Sinne des Wortes.

Nachdem der Verfaſſer mit Recht bemerkt hatte, daß man in Bezug auf die intellektuelle Größe Jeſu all den Begriff von dem, was wir gelehrt nennen, zu entfernen habe, ſchildert er dieſelbe in folgenden Zügen: „Schnelles „Faſſungsvermögen, natürlicher Scharfſinn, paſſender Witz, „lebhafte Einbildungskraft, leichte Beobachtungs- und „Darſtellungsgabe, richtiger Takt für das, worauf es bei „jedem Gegenſtande, der zur Beurtheilung vorliegt, zu„nächſt ankommt, tiefes Gefühl, warmes Intereſſe für „jede Wahrheit, die einen praktiſch heilſamen Einfluß ha„ben kann, — dieſe Eigenſchaften in ihrer ſchönſten Rein„heit, in ihrer höchſten Vollendung, in ihrem herrlichſten „Ebenmaße zu einander verrathen ſich in allem, was wir „in den evangeliſchen Urkunden, von ihm leſen, ſind der „Stempel, womit jedes ſeiner Worte bezeichnet iſt.“ Alle dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen und in des Verfaſſers Sinn, aber freilich nicht in ihrer höchſten Vollendung gedacht, geben, wenn man die Gelehrſamkeit noch hinzuſetzt, ein treues Bild von dem intellektuellen Charakter des Rationaliſten, wo man aber freilich an alles eher

zu denken hat, als an Tiefe des Geistes, ohne welche alle jene Fähigkeiten im Dienste der Eitelkeit stehen. Man lächelt in unsrer Zeit, wenn man einen Plato auf jene Weise schildert, nachdem ihn Männer charakterisirt haben, die selbst erröthen würden, wenn man an ihnen nichts zu rühmen hätte, als jene Eigenschaften, die nichts weiter als den gewandten Kopf und den redlichen Mann bezeichnen. So gedacht, konnte Christus nicht einmal ein weltgeschichtlicher Charakter, geschweige der Sohn Gottes seyn. Wer in allem, was wir von Christus lesen, nichts mehr als jene Eigenschaften findet, der hat in ihm nur sich selbst, nur einen Menschen zu finden, er mag ihn auch noch so hoch stellen; ein solcher ist aber auch für alle unbefangene Exegese verdorben, denn er hat sich gleichsam verschworen in Christus ja nichts Höheres anzuerkennen, als was er sich aus seiner empirischen Psychologie erklären kann. Es wäre fruchtlos dieser Charakteristik die Worte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich, entgegen zu halten, der Verfasser hat ihnen seinen Stempel schon aufgedrückt; jede andre als eine rationalistische Erklärung verwirft er zum voraus als mystisch und unvernünftig, und das ist sie auch für ihn, denn er versteht sie nicht, weil er sie nicht verstehen will.

Einen Rationalisten, der sich überredet, „seine" (Jesu) „Weisheit gebe das Resultat, das jeder gesunde Kopf „und jedes gesunde Herz in sich selbst findet" — sein System bestehe aus einer Religion, die Jesus lehrte, vermagst du durch doktrinelle Exegese nicht zu widerlegen; die Stellen der heiligen Schrift, die du ihm anführst, müssen durch sein sogenanntes System zu erklären seyn, widrigenfalls hält er sie für unvernünftig, und seine Vernunft ist ihm einziges Kriterium der Wahrheit. Nur auf seinem eignen Standpunkt vermagst du ihn zu widerlegen,

indem du die Prinzipien seiner Polemik, die ihn allein zum Rationalisten macht, denn ohne diese wäre er nichts als ein schlechter Philosoph, bekämpfst, und seine Unfähigkeit sie auf die Offenbarung konsequent anzuwenden, nachweisest. Durch den vollständig geführten Beweis, wie unzureichend und sich selbst widersprechend seine Vernunft einer gesunden Prüfung erscheint, wird ihr das Recht über den Glauben zu entscheiden, auf eine für den Rationalisten selbst überzeugende Weise abgesprochen. Diesen Beweis zu führen, ist hauptsächlich die Aufgabe unserer Beleuchtung.

Nun folgt eine lange Schilderung der moralischen Größe Jesu, die, weil sie die — eines Menschen ist, ihn von der Sünde keineswegs ausschließt, und der Verfasser bricht zuletzt in folgende höchst originelle Exclamation aus: „Erhabenes Bild intellektueller und sittlicher Größe, wer „beugte sich nicht vor dir! — Aber dennoch warst du nur „eine rein menschliche Erscheinung, und alles ist in dir „begreiflich und natürlich!“ Der Mensch ist sich selbst in vieler Hinsicht ein Räthsel, nicht einmal das Natürliche an ihm begreift er vollkommen, wenn aber eine Erscheinung auf natürliche Ursachen beziehen, sie erklären heißt, so hat der Verfasser Recht, nur daß durch jene Beziehung nichts erklärt wird. „So groß, so unermeßlich (!) auch „die intellektuellen und moralischen Anlagen eines menschlichen Individuums sind, — sie sind Gottes Gabe, ein „Geschenk seiner Hand, ein Ausfluß seines Wesens,“ (also ist der Mensch nicht durch eigene Kraft was er ist) „aber „doch nur ertheilt durch das Medium menschlicher Organisation, also natürlich, begreiflich, dem Laufe der Dinge, „den unabänderlichen Gesetzen göttlicher Wirksamkeit angemessen.“ Was mochte sich der Verfasser bei diesem verworrenen Satze denken? Da wir es mit einem Rationalisten zu thun haben, so müssen wir seine Worte um

so mehr in dem Sinne nehmen, in dem sie gedacht werden, nicht wie man etwas darunter meinen könnte, was sie nicht ausdrücken, und was daher auch unbestimmt bleibt. Der Ausdruck, durch das Medium menschlicher Organisation seyen jene Anlagen ertheilt, heißt vernünftig gedacht, sie seyen nur insofern ertheilt, als sie durch (diese Präposition bedeutet die wirkende Ursache, oder eine räumliche Bestimmung, das letzte kann hier nicht gemeint seyn) die Organisation vermittelt werden, denn Medium steht für Mitte, nur das letzte kann hier gemeint seyn, oder kurz ausgedrückt: die Organisation wäre das Mittel, wodurch sie ertheilt wurden, eine Absurdität, die wir der Kürze wegen nicht weiter zeigen wollen; meint aber der Verfasser die intellektuellen Anlagen werden mit den physischen erschaffen und entwickeln sich nicht durch diese, sondern mit diesen, so giebt dieß einen andern Sinn, als den die citirten Worte enthalten. Ohne uns bei dem höchst unkritischen Ausdrucke aufzuhalten, die intellektuellen Anlagen seyen natürlich, welcher, da er aus dem Satz, sie seyen durch das Medium der Organisation ertheilt, gefolgert wird, streng genommen materialistisch lautet, gehen wir zu dem Satze, sie seyen dem Laufe der Dinge angemessen, über, welcher Satz, da in ihm die Gesetze der Natur auf dieselbe angewendet werden, dem Materialismus ganz günstig, zum mindesten die Willensfreiheit des Menschen läugnet; ganz materialistisch ist aber die ein paar Sätze weiter unten folgende Stelle: „gerade die „Mischung des Bluts und der Säfte, die dem Temperament in seiner erforderlichen Qualität bestimmen, muß „statt haben." Jesus hatte das sanfteste Temperament, heißt also die Mischung seines Bluts und seiner Säfte, durch welche dasselbe bestimmt wurde, war sehr „glücklich" oder wie man sagen will. In welchem Kontraste stehen diese Sätze mit dem ganz mystischen Ausdrucke, jene An-

lagen seyen „eine Gabe Gottes," ein Ausfluß seines Wesens, das letzte kann eigentlich nur der sagen, welcher eine Emanation der Dinge aus Gott annimmt, am wenigsten aber der Rationalist, der immer von eigner selbstständiger Kraft spricht, der er seine Geistesbildung, seine Moralität zu verdanken habe! Unpassender und widersprechender hätte aber der Verfasser seinen dürftigen Sinn nicht ausdrücken können, als wenn er zuletzt in einem Satze sagt, jene Anlagen seyen dem Laufe der Dinge (d. h. dem Gesetze der Kausalität) den unabänderlichen Gesetzen göttlicher Wirksamkeit angemessen, da man sich unter dem letzten Satze etwas ganz anders denkt als in dem ersten, im Grunde aber unter beiden Worten selbst gar nichts vernünftiges gedacht werden kann. Der Verfasser schließt seine geistreiche Anrede an Jesus mit den Worten: „kurz, du „bist und bleibst ein Produkt natürlicher Kausalität." Im Munde eines Materialisten hätten diese Worte einen Sinn, obwohl den schlechtesten, den er aber nicht besser ausdrücken könnte; wenn aber unser Rationalist dennoch sagt, die geisten Anlagen seyen eine Gabe Gottes, so sieht man, daß er das einemal so wenig dachte, was er sprach, wie das andremal. Wir fragen nun jeden, der nur einen Funken ästhetischen Gefühls hat, ob diese Anrede, die der Verfasser an Christus hält (abgesehen von der Profanation, ja der Kritik des Heiligsten, die sie enthält) nicht einen höchst komischen Effekt macht, welches Komische aber auf den Rationalisten selbst zurückfällt, da er gleichsam in einer gerührten Stimmung nicht merkt, wie seltsam es klingt, den, der sich für den Sohn Gottes, für Eins mit dem Vater erklärt, in einer Anrede „ein Produkt „natürlicher Kausalität zu nennen," — und wie absurd er dadurch erscheint. Jemand persönlich die ihm zuerkannten Vorzüge abläugnen und zwar erst noch in einer feierlichen Anrede, ist das Maximum von Ironie, wenn man sie ver-

steht, und von Absurdität, wenn man sie nicht versteht, und nicht einmal einsieht, wie kränkend eine solche Anrede ist. Daß diese Anrede unchristlich sey, ist für den Verfasser keine Einwendung, denn er steht ja über dem Christenthum, aber wenn man zeigt, wie unphilosophisch und widersinnig er denkt oder spricht, so wird er auf dem eignen Standpunkt widerlegt.

Nach diesem läßt der Verfasser den Supernaturalisten selbst sprechen. „Aber" (heißt es S. 151) spricht der Supernaturalist, „woher diesem Individuo die Religions„lehre, die er vorträgt? Mag auch seine geistige Indi„vidualität nur Eine der möglichen Formen menschlicher „d. h. natürlicher Organisation seyn," (daß der Supernaturalist den Sinn jener Anrede so versteht, tadelt der Verfasser nicht, sondern legt ihm diese Worte als seine eigne Ansicht bezeichnend in den Mund) „so ist sie doch „nur die Bedingung von dem, was der Mensch in Bezug „auf Weisheit und Einsicht durch natürliche Hülfsmittel „werden kann." Der Ausdruck Organisation bezieht sich auf die Worte der vorigen Rede; durch das Medium menschlicher Organisation, worunter offenbar die Konstruktion des Körpers verstanden wird, und der Ausdruck natürlich, ist dem Begriff des geistigen entgegengesetzt. Nun ist aber der Satz: jede geistige Individualität sey Eine der möglichen Formen menschlicher, d. h. natürlicher Organisationen, der Hauptsatz der Materialisten, den sie eben mit diesen Worten am richtigsten auszudrücken vermögen; wie unklar muß aber der denken, dessen Worte etwas ganz anders ausdrücken, als was er sagen will, und was ist von einem Philosophen zu halten, dem sich das Gemeinte, während er es ausspricht, verändert. Er kann aber nicht einmal wissen was er meint, denn wüßte er es, so hätte er es gedacht, hätte er es aber klar gedacht, (von dunkelm vorstellen ist hier nicht die Rede) so hätte er es auch

klar ausgesprochen, denn das Denken ist ein innres Sprechen; durch das Denken hätte sich ihm der Schein des Gemeinten in sein Nichts aufgelöst, statt daß er sich jetzt immer von demselben täuschen und irreführen läßt. Wenn nun aber, fährt der Supernaturalist fort, die Geschichte Jesu lehrt, daß es ihm ganz an diesen natürlichen Hülfsmitteln fehlte, wird dann nicht die einzige Annahme übrig bleiben, er habe seine Religions- und Sittenlehre, unmittelbar von Gott empfangen? Der Verfasser läugnet nun, daß es ihm an jenen natürlichen Hülfsmitteln gefehlt habe, und sagt, er müßte sie postuliren, wenn er sie nicht angeben könnte, ganz seiner Ansicht angemessen. Er nimmt an, „die Religions- und Sittenlehre Jesu sey von „der Art, daß ein Individuum von den oben angegebenen „Anlagen unter den gegebenen Umständen dem gewöhnli„chen Laufe der Natur gemäß, wohl auf sie zu kommen „im Stande war. Waren denn die Religionsurkunden, „die Jesus in den Händen hatte, nicht ein hinreichendes „Mittel, ihn zur Auffassung der erhabenen Religions- und „Sittenlehre, die er verkündigte, hinzuleiten? Ich glaube „wohl!“ Immerhin bliebe es aber ein Wunder, wie unter den Juden ein Individuum sich erheben konnte, welches ihre Religion zur Universalreligion läuterte und erweiterte, da sich dieselben dieser Idee, ihrem Charakter gemäß, sämmtlich widersetzten. Es ist nicht zu läugnen, daß Jesus die Elemente zu einer Religions- und Sittenlehre, wie sie sich der Verfasser denkt, in den alttestamentlichen Urkunden vorfinden konnte, und wenn wir bei der Betrachtung des Christenthums Christus nicht als Objekt der christlichen Religion ansehen, wenn wir hohe neue und die Vernunft übersteigende Dogmen, wie der Verfasser räth, für Merkmale einer Afterreligion halten, und somit uns überreden, das System des Rationalisten bestehe wirklich aus einer Religion, die Jesus lehrte, so verliert diese

freilich den Charakter einer göttlichen Offenbarung und Christus den eines göttlichen Gesandten. Da aber der Verfasser die Religion Jesu, um sie nicht über- d. h. (für ihn) un-vernünftig zu finden, auf seine Vernunftreligion reduciren, und deßwegen jede tiefere Erklärung der Ausprüche desselben zum voraus verwerfen muß, so können wir die widersinnige Anmaßung desselben, nur das für wahr zu halten, dem er das Siegel seiner Vernunft aufgedrückt hat, dadurch am beßten niederschlagen, wenn wir zeigen, wie beschränkt und widersinnig die meisten Behauptungen derselben sind, und wie wenig sie Ansprüche auf Allgemeingültigkeit machen kann. Unvernünftig sind solche Dogmen noch nicht, welche eine Vernunft verwirft, die, wie wir im ersten Theile unsrer Beleuchtung hinreichend zeigten, für alle Spekulation verdorben und derselben unfähig ist; die Erscheinung des Christenthums kann der nicht würdigen, welcher nicht einmal den Geist des Alterthums auch nur im geringsten zu erfassen im Stande ist. Wer, der auch nur oberflächlich Platos Philosophie kennt, wird sich nicht leicht überzeugen, daß es auf dem Standpunkt des Verfassers unmöglich ist, dieselbe auch nur zu verstehen, geschweige sie zu beurtheilen? denn des Verfassers Philosophie hat gar keinen Maßstab für dieselbe. Wundern wir uns daher nicht, daß der Rationalist das Christenthum nicht versteht, er versteht nichts, was über die gemeinste Reflexion hinausgeht, wendet aber diese dennoch auf alles an und scheidet nach ihr das Wahre von dem Unwahren, wo ihm denn überall nichts bleibt als seine eignen trivialen Meinungen. Das Christenthum wäre die schlechteste Erscheinung, wenn es von dem Verfasser begriffen würde, und je tiefer und unergründlicher den größten Weisen die Lehren desselben erschienen, desto lächerlicher ist der Wahn, das System des Rationalisten bestehe aus der Religion, die Jesus gelehrt habe, ein Sy-

stem, das nie über die Resultate des gemeinen Menschenverstandes hinausgeht, das nichts erklärt, und voll innrer Widersprüche ist, am wenigsten aber auf das Höhere angewendet werden kann, da dieses ganz außerhalb dem Kreise desselben liegt, und in gar keinem Verhältnisse mit ihm steht. In Ansehung der Anwendung jener Vernunft auf das Christenthum gelten die Worte des Apostels Paulus: Freilich nimmt der sinnliche, der sinnlich verständige Mensch das nicht auf, was vom Geiste Gottes kommt, ihm ist es Thorheit und er vermag es nicht zu fassen, weil es nur geistig gefaßt werden kann. (I. Cor. II. 14.)

(Beschluß folgt.)

II.

An die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsasse. *)

In einer am Neujahr jüngsthin gehaltenen, und bald darauf gedruckten Predigt, die zum Zweck hatte, das hundertjährige Reformationsfest dieses Jahres anzukündigen, wird behauptet, daß die Heuchler über den Verfall der Religion klagen. Die Ruhe, mit welcher dem Unwesen des eingerissenen Unglaubens zugesehen, und die Sicherheit, womit der Abfall von der Religion unserer Väter verbreitet wird, sollten auch wirklich Manche, die der Sache nicht auf den Grund gehen, meinen machen, jener Prediger habe wirklich recht in seiner Behauptung. Ist ja doch Friede unter uns! Keine Glaubenstrennung in der Kirche, und Übereinstimmung mit den Lehrern! — Frei-

*) Bei Gelegenheit des hundertjährigen Erinnerungsfestes an die Uebergabe der augsburgischen Konfession, von Ph. J. Oster, Prediger der protestantischen Kirche augsburgischen Glaubensbekenntnisses. „Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willigsich; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrunde; nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde." (1. Petr. V. 2. 3.) Strasburg zu haben bei dem Verfasser, grosse Schiffgasse Nro. 1., und J. D. Kamm, Buchh., alten Fischmarkt Nro. 106., Colmar, bei J. B. Geng, Buchh. 1830.

Wir theilen unsern verehrlichen Lesern dieses ganze Schriftchen hier mit, da es doch sonst wahrscheinlich nie zu ihrer Kenntniß kommen würde. Der Inhalt hat uns tief ergriffen, da wir auf der einen Seite den schrecklichen Verfall des positiven Christenthums, und auf der andern das muthige Auftreten eines gläubigen Gemüthes sehen; obgleich aber eine große Wendung für Alle finden, denen noch nicht klar geworden ist, daß in der Kirche Gottes allein die Wahrheit unversehrt erhalten werden könne. D. R.

lich! Aber eben darin liegt der Verfall unserer Kirche. Wohl mag man eins geworden seyn, aber nicht im Glauben, sondern im Unglauben. Der vorhandene Friede ist um einen theuern Preis erkauft worden; er ist entstanden durch die Unterdrückung der Grundlehren unserer Bekenntnißschriften, und überhaupt der christlichen Religion. — Oder ist es Heuchelei, wenn man über den Verfall einer Religion klagt, deren Bekenner sich bloß noch dem Namen und den Ceremonien nach zu derselben halten, sie aber in Geist und Lehre verläugnen? Ist es Heuchelei über eine Kirche zu klagen, in welcher man Jahr aus Jahr ein von den Kanzeln herab entweder gar nichts mehr von den Grundwahrheiten derselben sprechen hört, oder solche Ausdrücke davon vernimmt, welche dieselben ihrem Wesen nach umstoßen? Je nun, so gehören die Propheten und Apostel, die Kirchenväter und Reformatoren zu der Zahl der Heuchler, denn sie alle haben bei ähnlichen Verhältnissen ähnliche Klagen geführt!

Doch wir wollen es gerne glauben, daß besagter Prediger mit jenem Worte nicht so viel hat sagen wollen, als der Leser darin finden kann, daß nämlich alle diejenigen Heuchler seyen, welche über den Verfall der Kirche klagen. Denn, wie wahr und gegründet unsere Klagen über den Verfall der lutherischen Kirche seyen, wird jedermann erkennen aus dem Inhalt gegenwärtiger Schrift, die zum Zweck hat, den Bekennern der augsburgischen Konfession zu zeigen, welch großer Unterschied sey zwischen dem, was diese Konfession enthält, und dem, was sie und ihre Kinder heut zu Tage größtentheils gelehrt werden.

Es giebt eine große Menge von Leuten (besonders aber solche, die das öffentliche Lehramt bekleiden), die zwar nicht läugnen, daß Luther sich um die Verbesserung und Aufklärung der durch Menschensatzungen verunstalteten Religion Jesu verdient gemacht habe; aber sie meinen, es

sey noch gar vieles zu verbessern übrig geblieben, was Luther theils selbst noch nicht eingesehen, theils abzuschaffen noch nicht Kraft und Gelegenheit genug gehabt habe. *)

Es ist schwer diese Neuerer genau nach ihren eigentlichen Lehrsätzen zu bezeichnen, weil sie selbst unter einander nicht einig sind. Sie bezeugen gegen alle Arten von Systemen einen Widerwillen, und beschäftigen sich nur damit, (denn darin sind sie eins!) das alte Lehrgebäude wankend zu machen, und Lehrsätze nach Belieben niederzureißen, ohne sich um die Folgen davon, um die Auflösung der Widersprüche, in welche sie sich dabei verwickeln, zu bekümmern; ohne darauf bedacht zu seyn, anstatt des bestürmten Lehrgebäudes ein neues, dauerhafteres aufzuführen. Gegen alles, was ihnen nicht ansteht, erregen sie Zweifel, ohne beruhigendere Lehren an die Stelle der verworfenen zu setzen.

Die Lehren aber, die hauptsächlich ihren Anfällen ausgesetzt sind, sind: die Lehre von der wahren und ewigen Gottheit Jesu und des heiligen Geistes, die Lehre von dem Teufel und seinen Wirkungen, und von der Erbsünde, die Lehre von unserer Begnadigung durch das Verdienst Christi: also die Grundwahrheiten, die Hauptstützen, worauf das ganze Christenthum beruht. Weil sie aber an diesen Lehren keine Zweifel haben könnten, wenn sie der heil. Schrift das Ansehen einer göttlichen Offenbarung zugestünden, so machen sie auch diese verdächtig, doch mehrentheils ohne sie geradezu für Menschenwerk, für verwerflich und unbrauchbar zu erklären. *) Sie wollen die Bibel noch für

*) Siehe z. B. Dr. Hafners Predigten und Homilien, Straßburg 1823, S. 466 und 467.

*) Man sehe z. B. Dr. Hafners Einleitung zur Kenntniß und zum fruchtbaren Lesen der Bibel. Straßburg 1819.

ein gutes Buch gehalten wissen, in welchem viel Wahres stehe, und das also, insofern es nützliche Wahrheiten und die beßte Moral enthalte, von Gott, der Quelle aller Wahrheit, herkommt. Aber den in der Christenheit bis jetzt üblich gewesenen Begriff von der göttlichen Eingebung (Inspiration) der heil. Schrift wollen sie nicht gelten lassen. Wie schlau sie sich aber bei der Verdächtigung der heil. Schriften benehmen, mag besonders Folgendes zeigen. Wenn sie nämlich in derselben auf Dinge stoßen, die mit ihren Meinungen sich nicht reimen, so sind sie dreist und verwegen genug vorzugeben, Christus und seine Apostel haben sich nach den jüdischen Vorurtheilen gerichtet, oder es wohl selbst nicht besser gewußt. *) Aber sie thun dieß oft auf eine so feine Weise, daß ihnen der gemeine Mann gar nicht anmerken sollte, wie sie die Untrüglichkeit Christi oder der Apostel **) läugnen wollen.

Der ehrliche Luther sagte jederzeit ohne Zurückhaltung, ohne Menschenfurcht seine Meinung frei heraus, wie es einem rechtschaffenen Manne, besonders einem Diener

*) Ein auffallendes Beispiel dieser Art findet sich in der Schrift: Christliche Religions- oder Gotteslehre, ein Leitfaden für den Konfirmationsunterricht. Straßburg, gedruckt bei Joh. Heinr. Silbermann's Wittwe. 1828. Es wird nämlich in derselben, S. 36, die Stelle Heb. IX. 22. angeführt, wo der Apostel ganz bestimmt seine eigene Ueberzeugung ausspricht, daß nämlich „ohne Blutvergießen keine Vergebung der Sünden geschehe.“ Gleich darauf wird dann als erklärende Anmerkung beigefügt: „Dieß glaubte man allgemein; ohne Blut — keine Aussöhnung; daher die Thier- und Menschenopfer, und noch jetzt der barbarische Zweikampf oder Duell. O auf welche abscheuliche Versöhnmittel, Büßungen durch Leibesmarter und willkührliche Genugthuungen ist der menschliche Irrwahn verfallen!“ — Dieser Anmerkung zufolge wäre also der Apostel auf menschlichen Irrwahn verfallen gewesen?!

**) Die Neuerer machen einen großen Unterschied zwischen dem, was Christus selbst, und dem, was die Apostel gelehrt haben.

des Evangeliums, anstehet: Verstellung und zweideutige Redensarten waren nie seine Sache. Er wollte nie anders scheinen, als er wirklich war. Bannstrahl und Scheiterhaufen, die damals noch galten, konnten ihn nicht bewegen, zur kriechenden Heuchelei seine Zuflucht zu nehmen, oder seine vorgetragenen Meinungen nur im geringsten, der Wahrheit zum Nachtheil, einzuschränken. Er war zu sehr überzeugt, daß sein Werk die Sache Gottes sey, als daß er sich dabei durch Eigennutz oder Menschenfurcht hätte sollen leiten lassen. Er war täglich bereit, seine Lehre mit seinem Blute zu bestätigen, wenn es der Herr so sollte beschlossen haben. Er war aber auch überzeugt, daß es Gott ein Leichtes sey, ihn, auch bei den schrecklichsten Nachstellungen, zu erhalten, zu schützen und zu versorgen, wenn sein Leben der Christenheit zu mehrerem Nutzen gereichen könnte, als sein Tod. Aus allen seinen heldenmüthigen Handlungen leuchtet diese feste Überzeugung hervor.

Ganz anders aber verhalten sich die Neuerer bei ihren vorgeblichen Religionsverbesserungen. Sie handeln nicht offenherzig. Entweder vermeiden sie sorgfältig alle Gelegenheit, auf die Glaubenslehren der christlichen Religion sich einzulassen, *) und unterhalten ihre Leser oder Zuhörer lieber bloß mit glänzenden Ermahnungen zur Tugend (so wie sie allenfalls auch ein Muhamedaner oder ein scharfsinniger Philosoph des Heidenthums lehren kann); oder, wenn sie es nicht vermeiden können, die Glaubenslehren zu berühren, so führen sie bloß verschiedene Meinungen darüber an, ohne ihr eigenes Urtheil ausdrücklich hinzuzusetzen, aber doch so, daß ihre eigenthümliche Meinung mit erkünsteltem Rückhalt darunter hervorschimmert; oder endlich, in tausend Zweideutigkeiten und un-

*) Um durch's Verschweigen dieselben nach und nach ganz in Vergessenheit zu bringen.

bestimmte Redensarten verhüllt, tragen sie ihre besondern Meinungen vor, so, daß sie immer noch allerlei Ausflüchte übrig behalten, wenn sie mit entgegenstehenden Gründen in die Enge getrieben werden. *) — Fast ein jeder Ausdruck in dem Religionsvortrage hat, in ihrem Munde, eine andere Bedeutung, als er, nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, und nach der Erwartung ihrer Zuhörer haben sollte. Bei dem einfältigen und größten Theile ihrer Zuhörer setzen sie sich dadurch in das Ansehen, als ob sie völlig noch die Religion vortrügen, in welcher ihre Zuhörer in der Jugend unterrichtet worden. Aber um deßwegen hüllen sie ihren, auf Irrthümer hinleitenden Vortrag, in die alten gewöhnlichen Redensarten ein, um den betrogenen Zuhörer nicht merken zu lassen, daß sie die Absicht haben, ihn von seiner väterlichen Religion abzuleiten. Solcher Ausdrücke aber, die nicht leicht einer Zweideutigkeit unterworfen sind, enthalten sie sich gerne. **)

*) Besonders ausgezeichnet in dieser Hinsicht sind die beiden neu eingeführten Katechismen, der große und der kleine, zum Gebrauch für die protestantische Jugend im Ober- und Niederrhein. Straßburg, bei Joh. H. Heitz. 1820.

**) Hieher gehören insonderheit die Ausdrücke: Dreieinigkeit; Gott Vater, Gott Sohn, Gott heil. Geist; Opfertod Jesu; Genugthuung Christi; Glauben an Christum, (statt dessen sagen sie gewöhnlich: Glauben an die Lehre Jesu, oder an die Verheißung Jesu) u. a. m. Obgleich nun einige dieser Ausdrücke nur angenommene Kunstwörter der Theologen sind, so steht doch dasjenige, was wir dadurch andeuten wollen, klar in der Bibel. Und wenn diese Wörter den Zuhörern einmal gehörig erklärt werden, so sind sie, besonders der Kürze und Bestimmtheit wegen mit großem Nutzen zu gebrauchen. Das Wort: Glauben an Christum, ist aber völlig biblisch, und der Sache, die dadurch ausgedrückt werden soll, nämlich das dankbare Vertrauen, welches ein Christ auf die uns durch Jesum erworbene Gnade Gottes setzt, ungemein angemessen.

z. E. sie nennen Jesum den Sohn Gottes, den göttlichen, ja wohl gar nach den anbetungswürdigen Erlöser, durch den alle Dinge erschaffen worden. Soll nun die christliche Gemeinde, zu der sie reden, nicht glauben, daß sie die ewige Gottheit des Erlösers behaupten? Allerdings, sie glaubt es. Aber sie betrügt sich sehr. Denn im Munde eines neumodischen Kanzelredners *) heißt Christus nur deßwegen Sohn Gottes, weil er ein außerordentlicher, ein vorzüglicher, ein rechtschaffener Mensch war, **) nicht weil er mit dem Vater gleichen Wesens ist. Den Anbetungswürdigen oder Verehrungswürdigen nennen ihn noch einige, weil sie nicht läugnen können, daß ihm die heil. Schrift diese Ehre ausdrücklich zugesteht: weil Christus selbst lehrt: sie sollen alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. (Joan. V. 23.) Aber dennoch erkennen sie ihn nicht, wie unsere augsburgische Konfession, als das höchste Wesen. Dieß letzte wollen sie indessen ihren Zuhörern nicht so geradezu sagen, sondern höchstens nur durch allerlei Wendungen vermuthen lassen. Höchstens ist ihnen Jesus nur ein gemachter Gott, wenn man sich dieses sich selbst widersprechenden Ausdrucks bedienen darf; ein erschaffenes Wesen, welchem Gott nur die Schöpferkraft und andere Vorzüge der Gottheit, nebst dem Vorrechte göttlich verehrt zu werden, mitgetheilt hat. Wie widersprechend! Sie nennen ihn den Erlöser der Menschen, und reden sogar von seinem Versöhnungstode. Der ungeübte Haufen, der ihren Sprachgebrauch

*) Alle Pfarrer, welche die beiden oben angeführten neumodischen Katechismen in ihrer Gemeinde eingeführt haben, bekennen sich dadurch zu den darin enthaltenen Lehren.

**) In dem oben angeführten Büchlein: Christliche Religionslehre, wird Er S. 34 und 35 „der Heilige des Evangeliums“ genannt!

nicht kennt, glaubt also, daß dadurch, nach dem in unserer Kirche üblichen Sprachgebrauch, angezeigt werde, daß Christus die Strafen der Sünder an ihrer Statt gebüßet, und ihnen dadurch Vergebung der Sünden erworben habe. Aber dieß bedeuten diese Worte in dem Munde solcher Neuerer nicht. Sie nennen Jesum nur insofern den Erlöser der Menschen, als er sie durch seine Tugendlehre von Irrthümern, von Vorurtheilen, von Lastern losgerissen, ihnen durch bessere Begriffe von Gott *) die Furcht vor seiner strafenden Gerechtigkeit benommen, und sie sowohl von der Abgötterei der Heiden, als auch von dem beschwerlichen Ceremonialgesetze der Juden befreit hat. **) Und der Versöhnungstod Jesu geschah, nach ihrer Meinung, bloß zur Bestätigung seiner Lehre; ***) und insofern er uns nun durch seine Moral zu tugendhaften Menschen und Freunden Gottes gemacht hat, so könne man seinen Tod, der zur Bestätigung seiner Lehre geschehen, einen Versöhnungstod nennen; so könne man sagen, Christus sey für uns gestorben, er habe uns durch seinen Tod erlöst. Aber könnte man in diesem Verstande nicht auch von allen Ge-

*) Zu diesen sogenannten bessern Begriffen von Gott gehört vornehmlich folgender: Gott ist auch gegen die Bösen stets wie ein Vater gesinnt; aber der böse Mensch glaubt dieß nicht (!) fürchtet sich knechtisch (und böse Menschen sollen sich ja nicht vor Gott fürchten!) und wird Gott abgeneigt. Indem nun Jesus gelehrt haben soll, daß der böse Mensch sich nicht dürfe vor Gott fürchten, sondern Verzeihung seiner Sünden erhalte, sobald er ein besserer Mensch zu seyn sich bestrebe: so wird Er Versöhner genannt. Durch diese Lehre vornehmlich wird der Sünder durch Jesum mit Gott versöhnt. S. kleiner Kat. S. 27. — Welch neumodische Versöhnungslehre!

**) S. Religionslehre S. 37.

***) Dieß kann man beinahe jeden Sonntag im Gebet bei der Amtspredigt in der neuen Kirche allhier hören.

sandten Gottes, die ihr Leben zur Bestätigung ihrer Lehre gelassen haben, sagen: daß sie für uns gestorben, daß sie unsere Erlöser geworden seyen? Könnte man also nicht sagen: Paulus hat uns mit Gott versöhnt; Petrus ist für meine Sünde gestorben; der Apostel Jakobus hat uns mit seinem Blute erkauft? Denn alle diese heiligen Männer haben uns eben das gelehrt, was uns Jesus gelehrt hat, und haben, eben so wie er, ihr Leben zur Bestätigung ihrer Lehre gelassen. Und dennoch nennt die Schrift Jesum den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, durch den allein wir die Seligkeit erlangen können. Wie will man dieses zusammen reimen? Wer sieht nicht, daß die Neuerer in einem viel zu eingeschränkten und falschen Begriff Jesum einen Erlöser nennen, in einem solchen Verstande, in welchem schwerlich einer ihrer Zuhörer das Wort erwartet. Aber heißt dieß nicht offenbar seine Zuhörer hintergehen? Warum sagen diese Männer nicht öffentlich ihrer Gemeinde: *) Christus hat nicht die Strafen unserer Sünden gebüßt; Er ist nicht in dem Verstande für euch gestorben, daß Er euch dadurch die Vergebung der Sünden bei Gott ausgewirkt; Er ist nicht der Sohn Gottes in dem Verstande, daß Er mit dem Vater gleiches Wesens sey; Er ist bloß ein erschaffenes Wesen, ein vorzüglicher Mensch, mit besondern Gaben von Gott versehen, und nicht Gott selbst? — Warum sagen sie nicht frei öffentlich, besonders auch bei der Abendmahlsfeier: Ihr Kommunikanten seyd im Irrthum, wenn ihr bei dem in der augsburgischen Konfession ausgesprochenen Glauben beharret, und glaubet, daß der wahre Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brods und

*) In den Kollegien und bei öffentlichen Disputationen der Kandidaten geschieht es doch öffentlich genug.

Weins in dem Abendmahl gegenwärtig, und da ausgetheilt und genommen werde: Wir sind nicht mehr Lutheraner, sondern Reformirte? *)

Warum tragen sie ihre Lehre nicht mit so klaren Worten vor? Wer sieht nicht, daß sie nur um niederer Ursachen willen zur Verstellung ihre Zuflucht nehmen! Wie schüchtern und doch verwegen, wie hinterlistig und unehrlich gehen doch solche neuere Kirchenverbesserer zu Werke! Schrecklich ist es zu hören, wie diese den Lehrern des Christenthums so unanständige Verstellungskunst jungen Leuten, die sich dem Dienste der Kirche gewidmet haben, als eine rühmliche Klugheit angepriesen wird. Man sagt ihnen bei jeder schicklichen Gelegenheit in den Vorlesungen auf der Akademie, wie sie die neuerlernten (unchristlichen) Lehrsätze sorgfältig in ihrem Kanzelvortrage verbergen, oder nur durch zweideutige Redensarten **) ihren Zuhörern

*) Ein Beispiel dieser Art ist jedoch dem Verfasser bekannt, wo ein als lutherischer Pfarrer angestellter Prediger unweit Straßburg in der Kinderlehre zu der anwesenden Gemeinde gesagt hat: „Ich bin reformirt, und ihr seyd es Alle mit mir.“ — Er handelte gerade die Lehre vom heil. Abendmahl ab. Bei dieser Gelegenheit ist auch zu bemerken, daß viele Prediger, wenn sie das heil. Abendmahl austheilen, solches auf ganz reformirte Weise thun. Statt nämlich bei Austheilung des Sakraments ihren Glauben auszusprechen und zu sagen: „Nehmet, esset,“ — ꝛc. — „Trinket,“ ꝛc. sagen sie bloß (um ihren Unglauben dahinter zu verstecken): „Christus spricht: Nehmet, esset, ꝛc.“ Sie erzählen bloß die Geschichte der Einsetzung des Abendmahls, so daß man beinahe auf die Vermuthung käme, als wollten sie einem dadurch zu verstehen geben: „aber es ist die Frage, ob es wahr sey, was dort Christus spricht.“

**) Wie z. B., wenn von der Ewigkeit der Höllenstrafen die Rede ist, wird ihnen gesagt: „Meine Herren! Sie müssen nicht sagen, die ewigen Strafen, sondern die Strafen der Ewigkeit (d. h. solche, die den bösen Menschen in der andern Welt zu Theil werden, ohne daß sie darum ewig dauern).

So auch die Religionslehre, S. 47, wo es heißt: „In der Hölle

zu erkennen geben müssen, so, daß ein geübter Zuhörer ihre Meinung zwar errathen, aber der einfältige Haufen nicht argwöhnisch gemacht werden dürfe. Auf's sorgfältigste aber wird ihnen das Verschweigen solcher Lehren empfohlen, woran der alte Aberglaube (wie der alte evangelische Glaube genannt wird) noch mit besonderer Vorliebe hänge, wie z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit. Der unerfahrene Lehrling erstaunt über die geheime Weisheit seines Lehrers, und schmachtet schon nach Gelegenheit, auf solche Art eine christliche Gemeinde hintergehen zu können. So wird aus einem unglücklichen Verführten ein neuer Verführer des Volks. *) Ein Vergifteter steckt den andern an, und ganze Städte und Länder werden nach und nach von der seligmachenden Religion Jesu unvermerkt abgeleitet. Die wichtigsten Grundsätze des Christenthums werden in ihren freien Schriften oder öffentlichen Disputationen **) als unnützer Wust menschlicher Lehrsätze, von denen man die Lehre Jesu zu reinigen suchen müsse, verworfen, oder höchstens nur als theologische Streitfragen vorgetragen, von welchen die Gelehrten zwar unter sich disputiren können, die aber nicht auf die Kanzel gehören, noch den Kindern und dem gemeinen Volke erklärt werden müssen. Lebenspflichten sollen der Hauptgegenstand des Kanzelvortrags seyn, und

seyn, heißt: für seine Verbrechen und Lasterthaten in der Ewigkeit gestraft werden.

*) In religiöser Hinsicht.

**) So wird im Januarheft 1830 der Berliner Kirchenzeitung erzählt, daß einer der Professoren der Straßburger theologischen Fakultät öffentlich bei einer Disputation gesagt habe: „Gleichwie die Apostel sich und ihre Schüler von orientalischen, jüdischen und pharisäischen Vorurtheilen zu der reinen Lehre des Evangeliums gewendet, so müßten auch wir uns von den symbolischen Büchern zur Lauterkeit Christi kehren. Die Kirche sey dieselbe, die Liebe dieselbe, aber nicht derselbe Glaube, nicht dieselben Dogmen (Glaubenslehren).

man verspottet den, der es wagt, das eigentliche Evangelium von Christo öffentlich vorzutragen. Ja noch mehr! Wenn gläubige Prediger von der Kanzel in das Kirchstübchen kommen, werden sie mit Ungestümm von den Geistlichen der Kirche selbst angefallen, und dürfen nicht hoffen, die so eben verlassene Kanzel je wieder zu besteigen. Berufen sie sich auf die augsburgische Konfession und die Reformatoren, um die gehaltene Predigt zu rechtfertigen, so giebt man ihnen zur Antwort: „Wir leben jetzt in ganz andern Zeiten, heut zu Tage darf man nicht mehr so predigen, wie Luther zu seiner Zeit gepredigt hat,“ *) u. d. m. Es giebt lutherische, d. h. biblisch-christliche Theologen, welche (nach dem Willen des Königs und der Gemeinden) eigentlich allein das Recht hätten, in der lutherischen Kirche Ämter zu verwalten, die ihres lutherischen Glaubens wegen, gleich als wäre dieser ein Verbrechen, unterdrückt, und als Sonderlinge, Finsterlinge, Schwachköpfe, Mystiker, Separatisten und Fanatiker verschrieen werden. Entweder erhalten alsdann solche, am Glauben unserer Väter festhaltende Prediger — gar keine Stelle, **) oder wenn sie je noch eine Stelle erhalten, so bleiben sie, in den abgelegensten und elendesten Gegenden — gleichsam verwiesen, wo sie, wenn sie nicht eine besonders starke Leibesbeschaffenheit haben, bald zu Grunde gehen müssen, und nicht hoffen dürfen, je auf eine andere Pfarrei versetzt zu werden.

*) Dieses ist wörtlich dem Verfasser selbst widerfahren, als er vor einigen Jahren in einer Kirche zu Straßburg über die Worte predigte, Rom. I. 16. 17.

**) So mußte ein gläubiger und frommer Kandidat, nach vieljährigem Warten, nach dem Innern Frankreichs wandern, wollte er nicht ohne Amt und Brod bleiben. Und so . . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

O trauriges Gemälde unserer protestantischen Kirche! schrecklicher Abfall von dem Glauben unserer Väter! Kaum sind noch etliche Lehrer vorhanden, die noch einige Artikel des augsburgischen Glaubensbekenntnisses glauben und die lutherische Gemeinde darin unterrichten. Und wie wenige giebt es, die noch alle darin enthaltenen Glaubenssätze für Wahrheit halten und als Wahrheiten dem Volke mittheilen! Und doch hat jede Gemeinde das Recht, von ihrem Lehrer zu fordern, daß er den Glauben der Kirche ganz theile, und derselbe in ihm noch mehr, als in den übrigen Gemeindegliedern befestigt sey. Der Pfarrer hat durchaus das Recht nicht über den religiösen Glauben der Gemeinde auf irgend eine Weise etwas zu bestimmen oder denselben anders zu gestalten, als ihn die Kirche vor 300 Jahren in ihren Bekenntnißschriften ausgesprochen hat. Er ist nicht mehr als bloßes Mitglied der Gemeinde. Wenn er also die eigenthümlichen Glaubenslehren bezweifelt, so gehört er schon nicht mehr zu der Kirche, die ihn als Diener aufgenommen hat, und muß — wenn er nach Ehrlichkeit und Gewissen handeln will — seine Lehrerstelle niederlegen. Für sich selbst mag er alsdann glauben und denken, reden und lehren was er will; daran wird ihn Niemand hindern. Aber der Unduldsamkeit könnte man doch gewiß keine Gemeinde beschuldigen, wenn sie von ihm erklärte, daß er nicht mehr zu ihrer Kirche gehöre, und also auch ihr Lehrer nicht mehr seyn könne. — So z. B. wenn ein sogenannter lutherischer Lehrer die lutherische Abendmahlslehre für Wahn und Aberglauben hält, so ist er verpflichtet aus der lutherischen Kirche zu treten, und zur reformirten oder einer andern Kirche überzugehen. Und ein solcher Schritt ist ja in Frankreich unter andern eine leichte Sache, da Religionsfreiheit und Bekenntniß gestattet ist. Diejenigen Lehrer also sind und handeln,

auf das gelindeste gesagt, sehr unredlich (ihr Gewissen wird wohl den stärkern Ausdruck, der eigentlich hieher gehört, leicht finden), welche lutherische Kanonikat- und Pfarrhäuser bewohnen, in lutherischen Kirchen predigen, sich von der Regierung und den Gemeinden als lutherische Pfarrer besolden lassen, während sie doch die Grundlehren der augsburgischen Konfession entweder bezweifeln, oder verschweigen, oder geheim und öffentlich bekämpfen, ja wohl gar öffentlich für Wahn erklären. *)

Es ist lange genug geschwiegen worden zu dem herrschenden Unfug in unserer Kirche; lange genug haben die wahren Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche sich auf stumme Klagen beschränkt, und eben weil sie es nicht wagten dieselben öffentlich werden zu lassen, zu dem Argwohn Veranlassung gegeben, als wäre es ihnen nicht ernst damit. Das sey ferne, daß es uns nicht ernst damit sey! Denn wir haben die auf Gottes Wort gegründete Überzeugung, so wie sie auch Luther hatte, daß ohne den wahren Glauben für die Sünder kein Heil sey, und daß demnach von ihrem Glauben oder Unglauben ihre ewige Seligkeit oder Verdammniß abhänge. Denn wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger (die ihnen mit Treue das Wort der Wahrheit austheilen)? Rom. X. 13. 14.

*) Ein Beispiel dieser Art wird in der Berliner Kirchenzeitung im Januarheft 1830 erzählt von einem Professor, der die erste geistliche Stelle in der lutherischen Kirche bekleidet, und sich ein Mitglied des Direktoriums der augsburgischen Konfession nennt. Es habe nämlich derselbe öffentlich bei einer ohnlängst gehaltenen Disputation gesagt: die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche drücken den schlechtesten Sinn der heil. Schrift aus! —

Auf nichts Geringeres als auf das Seelenheil unserer Mitbrüder kommt es also dabei an: sie zu warnen ist folglich unsere Pflicht, so wir nicht auch als pflichtbrüchige, unnütze Knechte am Tage der Rechenschaft wollen erfunden und belohnt werden.

Zwar ist diese Schrift nur die Stimme eines Einzelnen; aber sie ist aus der Wahrheit, und wer aus der Wahrheit ist, wird sie hören.

Ich zweifle nicht, daß die Gegner der Lehre unserer Kirche, die aber als Lehrer und Hirten in derselben angestellt sind, den Inhalt dieser Schrift für Verläumdung werden ausgeben wollen, um den etwa dadurch gemachten Eindruck beim Volke zu ersticken. Solches ist früher schon einmal geschehen bei ähnlichen Warnungsschriften. An Schmähungen über dieselben und ihre Verfasser fehlte es nicht, wohl aber an Widerlegung der darin gemachten Beschuldigungen. Bis auf den heutigen Tag ist der Aufforderung an einen der Gegner unserer Bekenntnißschriften noch nicht Genüge geschehen, wo es nämlich von demselben in einer jener Schriften von einem ungenannten Verfasser heißt: „Er darf ja nur bei der ersten Gelegenheit, öffentlich bekennen, daß er an die Gottheit Christi glaube.“ *)

Bei Anlaß des hundertjährigen Festes der Übergabe der augsburgischen Konfession, welches den 25. Juni dieses Jahrs soll gefeiert werden, darf jede zu dieser Konfession sich bekennende Gemeinde von ihrem Pfarrer erwarten, daß er sein Glaubensbekenntniß ablege, und frei und öffentlich sage, ob er die darin enthaltenen Glaubensartikel glaube, oder nicht, und vor Gott und seinem Gewissen sie und ihre Kinder nach dem wahren, unverdeckten Sinn und Wort derselben lehren wolle oder nicht? —

*) Siehe die Schrift: Ein Wort der Liebe über das Wort der innigsten Indignation. S. 17. Straßburg 1820.

Wollte Gott! daß wenigstens in unserm Elsasse recht viele Diener der lutherischen Kirche aus fester, inniger Überzeugung von der Wahrheit der in unsern Bekenntnißschriften enthaltenen Lehren, am Erinnerungstage an die Glaubenszeugen die vor 300 Jahren lebten, ein solches Bekenntniß ablegen möchten! Wollte Gott, daß demnach die in dieser Schrift enthaltenen Vorwürfe über den Abfall von dem Glauben unserer Väter, nur wenige Kirchenlehrer der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsaß sich dabei möchten getroffen fühlen! — — Dann stünde es gut mit unserer Kirche, und statt in Klagen auszubrechen, würden wir Loblieder anstimmen dem Herrn der Gemeinde, die Er sich mit seinem Blute erkauft hat, und der da ist Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit, Amen!

Zur genauern Prüfung der Wahrheit des bisher Gesagten, und zur richtigen Einsicht in die jetzt in unserer Kirche herrschenden Lehren, geben wir zum Schlusse den Mitgliedern der protestantischen Kirche eine vergleichende Übersicht der Glaubenslehren der augsburgischen Konfession, und der Lehren der neueren Kirchenverbesserer, Neologen genannt. — Wen sich getroffen fühlt, der fühle sich getroffen, und gestehe entweder ehrlich seinen Unglauben ein — in so fern er darin beharren will — und trete über zu einer andern Gemeinschaft oder bilde eine solche, die mit seinen Grundsätzen besser übereinstimmt. Denn, hat er Ehrgefühl, so wird er doch schwerlich länger von seinen lutherischen Brüdern angesehen seyn wollen, als Einer, der, um irgend einer Ursache willen, in ein fremdes Amt greift. Oder, was der Herr vielen, recht vielen aus Gnade verleihen wolle! — er lasse sich dadurch zur gründlichen Prüfung der symbolischen *)

*) Die wenigsten neologischen Geistlichen haben die symbolischen Bücher je ganz oder auch nur theilweise gelesen, um wie viel weniger geprüft! —

Bücher nach der heil. Schrift bewegen. Durch diese Prüfung wird er gewiß zur Erkenntniß der darin enthaltenen Wahrheit gelangen (vorausgesetzt daß Wahrheitsliebe ihn bei dieser Untersuchung leitet); und die Kraft der Wahrheit wird ihn auch alsdann antreiben als muthigen Bekenner und Verkündiger derselben aufzutreten, mit der frohen Zuversicht: Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn! Röm. VIII. 31.

Vergleichung.

Artikel des Glaubens und der Lehre der augsb. Konfession.

Der erste Artikel.

Von Gott, der allerheiligsten Dreieinigkeit.

Erstlich wird einträchtiglich gelehrt und gehalten, laut des Beschlusses der nicänischen Kirchenversammlung, *) daß ein göttlich Wesen sey, welches genannt wird, und wahrhaftig ist, Gott, und sind doch drei Personen in demselben einigen Wesen, gleich gewaltig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, alle drei Ein göttlich Wesen, ewig, ohne Stück, ohne End, unermeßlicher Macht, Weisheit und Güte, ein Schöpfer und Erhalter aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Und wird durch das Wort Person verstanden, nicht ein Stück, nicht eine Eigenschaft, in einem andern, sondern das selbst besteht, wie denn die Väter in dieser Sache das Wort gebraucht haben.

Deßhalb werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel zuwider sind, als die der Ma-

*) Die Kirchenversammlung in Nicäa wurde im Jahr 321 gehalten. Sie beschäftigte sich vorzüglich damit, den Lehrsatz zu befestigen, daß der Sohn Gottes dem Vater gleich sey.

nichäer, [1] welche zwei Götter gesetzt haben, einen bösen und einen guten. Eben so die der Valentinianer, [2] Arianer, [3] Eunomianer, [4] Mahomedaner, [5] und alle dergleichen, auch die der alten und neuen Samosatener, [6] welche nur Eine Person glauben, und von diesen zwei „Wort und heiliger Geist," Sophisterei machen und sagen, daß es nicht müssen unterschiedene Personen seyn, sondern Wort bedeutet leiblich Wort oder Stimme, und der heil. Geist sey erschaffene Regung in den Kreaturen.

Lehre der Neuerer von dem ersten Artikel.

Es giebt keine Dreieinigkeit, [7] keine drei Personen in demselben göttlichen Wesen. Sie sind bloß drei ver-

---

[1] Die Manichäer, also genannt von ihrem Stifter Manes oder Mani, der um's Jahr 340 lebte, behaupteten, es gebe zwei gleich ewige Grundwesen, davon das eine gut, das andere böse sey. Diese zwei Wesen, sagten sie, liegen im beständigen Kampfe miteinander. Darum habe das gute Wesen Christum erzeugt, damit Er in einen Scheinkörper gehüllt, den in Leibern eingeschlossenen Seelen helfe.

[2] Valentinianer hießen diejenigen Gnostiker, welche die besondere Lehrmeinung des Valentinus, aus Egypten (um's Jahr 140) annahmen.

[3] Die Arianer hatten ihren Namen von dem Priester Arius, in Alexandria, der im Jahr 336 starb. Sie lehrten, der Sohn Gottes sey ein Geschöpf, aber das erste und edelste aller Geschöpfe. Daß Er ewig und allwissend sey, läugneten sie. Sie glaubten, der heil. Geist sey von dem Sohne erschaffen, und Ihm untergeordnet.

[4] Eunomianer waren die Anhänger des Eunomius, der um's Jahr 394 starb. Sie lehrten, der Sohn Gottes sey ganz andern Wesens als der Vater, und der heil. Geist ganz andern Wesens als der Sohn u. s. w.

[5] Die Mahomedaner lehren: Es ist nur ein Gott, welcher keinen Sohn hat.

[6] Paul von Samosata, Bischof zu Antiochien (um's Jahr 265), war der Stifter dieser Sekte.

[7] Daß sie dieß glauben, kann man deutlich sehen aus allen ihren Kirchengebeten, (die alte Kirchenordnung ist ja größtentheils abgeschafft

schiedene Offenbarungen ein und derselben Person, welche Gott ist. *) Jesus ist nur in so fern Sohn Gottes, als er dessen größter und erhabenster Gesandte an die Menschen war, **) und durch die unmittelbare Allmacht im Mutterleibe ist erschaffen worden. ***) Der heil. Geist ist nicht eine göttliche Person, †) sondern bloß Gottes Beistand. ††)

---

worden!) Predigten, Katechismen und Gesangbüchern. Denn entweder kommt der Ausdruck Dreieinigkeit gar nicht vor, oder er wird gebraucht theils als Titel, theils als Anmerkung zu etwas, das eine ganz andere Sache bezeichnet.

*) Diese Meinung findet sich deutlich in dem neuen großen Katechismus, wo es S. 50 heißt: „Gott hat sich uns Christen geoffenbaret 1. als Vater; 2. als Erlöser in und durch seinen Sohn; 3. als den heiligen und auch uns heiligenden Geist.“ — Diesem nach ist die nämliche Person, die der Verfasser Vater nennt, auch zugleich der Erlöser und der heil. Geist. — Was soll man denn dazu sagen, wenn der Verfasser gleich nach Aufstellung dieser unkirchlichen Lehre, die Anmerkung macht: „Man heißt dieß auch die Lehre von der Dreieinigkeit? — — Dieses Beispiel dient auch zugleich als Beleg der vorhergehenden Note. —

**) Siehe gr. Kat. S. 45 wo gleich nach dem Ausdrucke „der eingeborne Sohn Gottes,“ als Erklärung beigefügt wird: „sein Gesandter an die Menschen.“ —

***) Wörtlich findet sich diese Meinung in der Schrift: Christliche Religionslehre, S. 51. — Dieser Behauptung nach wäre also der Sohn Gottes ein Geschöpf! —

†) In diesem Sinne ist in den Schriften und Vorträgen der Neuerer nie die Rede vom heil. Geist.

††) S. den gr. Kat. S. 51 wo die Ausdrücke Beistand des heil. Geistes, Kraft der Wahrheit, Beistand Gottes, ein und dasselbe bezeichnen. — Besonders klar wird solches ebendaselbst S. 62 gelehrt, wo es heißt: „Ich glaube an den heil. Geist“ (das heißt) „den gewissen allmächtigen Beistand Gottes zu meiner Besserung und Heiligung. — Man sehe auch Rel. Lehre, woselbst der heil. Geist nicht in der Lehre von Gott vorkommt, sondern mit den Aposteln zusammengesetzt wird, S. 52 wo man auch eine wunderliche

Der zweite Artikel der augsb. Konfession.

Von der Erbsünde.

Weiter wird bei uns gelehret, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleib an voller böser Lust und Neigung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können, daß auch dieselbe angeborne Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sey, und verdamme alle die unterm ewigen Gottes Zorn, so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu geboren werden.

Hieneben werden verworfen die Pelagianer *) und anders, so die Erbsünde nicht für Sünde halten, damit sie die Natur fromm machen, durch natürliche Kräfte, zu Schmach den Leiden und Verdienst Christi.

Lehre der Neuerer von dem zweiten Artikel.

Wir halten es mit den Pelagianern, welche die Erbsünde nicht für Sünde hielten. **) Alle Menschen wer-

---

Erklärung von Ap. Gesch. II. 4. findet. — Ebenso ist auch auffallend, daß in den Liedern des neuen Straßburger Gesangbuchs unter der Aufschrift „Heiliger Geist," derselbe nicht ein einziges Mal Gott genannt wird.

*) Pelagianer, Anhänger des Pelagius, eines brittischen Mönchs, der, besonders von seinem Freund Cölestius unterstützt, von 411 an seine Irrthümer ausbreitete, aber von Augustinus gründlich mit der heil. Schrift widerlegt wurde.

**) Nel. Lehre S. 24 heißt es: „Erbsünde, Erbübel oder Verderbniß der Menschennatur" (welche Verwechslung der Begriffe!) „ist der Hang, mehr dem Fleisch, dem Sinnenreiz, als dem Geist, (d. h.) der Vernunft und dem Gewissen zu folgen." — Also nicht Sünde! — Eben so lehrt der große Katechismus S. 32, worauf dann gleich die lügenhafte Anmerkung folgt: „In der Sprache des gelehrten Religionssystems nennt man diesen Hang die Erbsünde." (!) —

den unschuldig geboren, und leben eine Zeitlang in Unschuld. *) Auch die Triebe und Neigungen sind gut, so lang sie der Mensch durch Vernunft beherrscht. **) Der Mensch kann wahre Gottesfurcht und Glauben an Gott von Natur haben. ***)

Der dritte Artikel der augsb. Konfession.

Von Christo.

Ferner: es wird gelehrt, daß Gott der Sohn sey Mensch worden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und daß die zwo Naturen, göttliche und menschliche, in Einer Person, also unzertrennlich vereinigt, Ein Christus sind, welcher wahrer Gott und Mensch ist, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuziget, gestorben und begraben, daß Er ein Opfer wäre, nicht allein für die Erbsünde, sondern auch für alle andern Sünden, und Gottes Zorn versöhnt. Ferner: daß derselbige Christus sey abgestiegen zur Hölle, wahrhaftig am dritten Tage von den Todten auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, daß Er ewig herrsche über alle Kreaturen, und regiere, daß Er alle, so an Ihn glauben, durch den heil. Geist heilige, reinige, stärke

---

Auch das neue Gesangbuch verläugnet die Lehre von der Erbsünde. Dieß Wort kommt gar nicht darin vor; eben so wenig als der Begriff, der dadurch bezeichnet wird. Selbst die Sünde und das Verderben der Menschen im Allgemeinen scheint den Herausgebern des neuen Gesangbuchs etwas so Geringfügiges gewesen zu seyn, daß es nicht der Mühe lohnte, mehr als zwei Lieder darüber in demselben aufzunehmen: nämlich Nro. 82. und 83.

*) Solches wird wörtlich gelehrt im gr. Katech. S. 33. — Ebenfalls in einem Liederverse, S. 66, wo es heißt: „O merk' es dir, noch unschuldvolle Jugend;“ und S. 79: „Selbstachtung ist ein starker Schild, der meine Unschuld schützet.“ — S. auch S. 41.

**) S. gr. Kat. S. 31.

***) S. gr. Kat. S. 30.

und tröste, ihnen auch Leben und allerlei Gaben und Güter austheile, und wider den Teufel und wider die Sünde schütze und beschirme. Ferner: daß derselbige Herr Christus wird öffentlich kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten, laut des apostolischen Symbolums. *)

Lehre der Neuerer von dem dritten Artikel.

Christus ist nicht wahrer Gott. **) Er hat nicht Gottes Zorn versöhnt. ***) Er herrschet nicht über alle Krea-

*) So wird der kurze Inbegriff der christlichen Glaubenslehre genannt, wie er im zweiten Hauptstück des kleinen Katechismus Luthers enthalten ist. „Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde ꝛc.

**) In den beiden schon mehrmals angeführten Religionsbüchern für die Jugend wird überall ein wesentlicher Unterschied zwischen Gott und Jesus gemacht. So z. B. im gr. Kat. S. 61, 63, 68, besonders auffallend aber S. 75, wo es heißt: „Nächst der Erkenntniß Gottes ist die Erkenntniß Jesu Christi, meines Erlösers, das Wichtigste, womit ich mich bekannt zu machen habe.“ — Rel. Lehre, S. 34, werden die Worte Christi Joan. XIV. 9. angeführt: Wer mich siehet, der siehet den Vater; und sogleich als Erklärung beifügt: „Gott selbst, wenn er in Menschengestalt unter euch erschiene, würde so lehren und handeln, wie ich.“ — In beiden Schriften wird Christus nicht ein einzigesmal Gott genannt. — Der den beiden Katechismen vorgesetzte kleine Katechismus Luthers, worin wirklich Christus wahrhaftiger Gott genannt wird, darf keineswegs als Gegenbeweis angeführt werden. Denn die meisten darin enthaltenen Lehren werden in den beiden Katechismen, denen er bloß zum Schilde dient, (um der Schwachen willen!) selbst widerlegt. — — Die wesentliche Verschiedenheit zwischen Gott und Jesus wird auch sonst noch in vielen gedruckten Predigten (und in ungedruckten nicht weniger!) gelehrt. So z. B. das Neujahrbüchlein von 1829, „Das Osterfest“ betitelt, S. 11 und 13.

***) Rel. Lehre, S. 38, heißt es: „Sage ja nicht: Jesu Blut habe Gottes Flammenzorn auslöschen müssen. Das wäre schriftwidrig, Joan. XIII. 16. ja gotteslästerlich. Ist denn Gott ein blutdürstiger Ty-

turen. *) Er war nicht ein Opfer im eigentlichen Sinn des Wortes. **)

Der vierte Artikel der augsb. Konfession.

Von der Rechtfertigung.

Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit für Gott nicht erlangen mögen durch

---

rann?“ — Dieser Behauptung nach wären unsere Reformatoren, und mit ihnen alle Bekenner der augsburgischen Konfession bis auf den heutigen Tag Gotteslästerer gewesen!! — Ich bitte den Leser, er möge doch die hier angeführte Stelle, Joan. XIII. 16. nachschlagen, und sehen, ob daselbst auch nur Eine Sylbe vom Zorne Gottes vorkommt, wodurch bewiesen werden soll daß diese Lehre schriftwidrig sey. — Dagegen sehe man aber Heb. XII. 29. Eben so wird im gr. Kat. S. 45, statt der biblischen Versöhnungslehre unserer Kirche, Folgendes gelehrt: Jesus sey nur in so fern ein Versöhner mit Gott durch seine Lehre, als er die Menschen belehrt, Gott höre nie auf, als ein Vater gegen sie gesinnt zu seyn, und wolle ihnen verzeihen, so bald sie sich bessern.

*) Das geht schon daraus hervor, weil er nicht als wahrer Gott anerkannt wird. — Man spricht zwar von ihm als von einem Oberhaupt, Regenten und König; aber bloß in so fern er durch die Wahrheit seiner Lehre über vernünftige Menschen herrschen, sie leiten und regieren will. S. gr. Kat. S. 48. — Nach der Rel. Lehre. S. 51, ist er bloß ein geistlicher König, und herrscht durch seine Religionsgesetze (also nicht durch seine Allmacht!) über die Menschengeister. Herr wird er genannt im großen Katech. S. 48, aber bloß seines geistlichen Reiches, und Oberhaupt, aber bloß seiner Kirche.

**) S. Dr. Haffners Predigt bei der Installation des Hrn. Pfarrer Steinbach (Straßburg 1825), wo S. 7 behauptet wird, Gott verzeihe dem reuevollen Sünder ohne alle andere Opfer (nämlich außer dem der Reue). — Und zufolge der oben S. 6 angeführten Stelle aus Rel. Lehre, hat der Apostel durch die Worte, Heb. IX. 22.: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung der Sünden,“ ein abscheuliches Versöhnmittel gelehrt, welches verdiene mit abgöttischen Menschenopfern und dem Duell in eine Reihe gesetzt zu werden!! —

unser Verdienst, Werk und Genugthun, sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen, und für Gott gerecht werden, aus Gnaden um Christus willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seinetwillen die Sünden vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. Denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor Ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt zu den Röm. III. und IV.

Lehre der Neuerer von dem vierten Artikel.

Der Mensch muß Muth zu sich selbst, Vertrauen zu Gott, seinem himmlischen Vater, fassen. Vergebung der Sünden ist eine natürliche Folge der Reinigung von Sünden, der Besserung. Aufrichtige Reue, gänzliche Sinnesänderung, thätige und beharrliche Liebe zum Guten, dieß ist die Genugthuung, die Gott von dem Sünder fordert, dieß die Bedingungen, unter deren Erfüllung sich seine höchste Gütigkeit auf's neue erweisen kann und will. *)

Der fünfte Artikel der augsb. Konfession.

Vom Dienst des Predigtamts und den heil. Sakramenten.

Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, dadurch er, als durch Mittel, den heil. Geist giebt, welcher den Glauben, wo und wenn er will, in denen, so das Evangelium hören, wirket, welches da lehret, daß wir durch Christus Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben.

Und werden verdammt die Wiedertäufer **) und an-

*) S. Dr. Haffners Festpredigten, 1. Theil S. 49 und 50.

**) Wiedertäufer, eine Sekte, welche im Jahr 1521 aufkam, also genannt, weil sie nach ihrer Lehre die schon als Kinder Getauften, zur Aufnahme in ihre Gemeinschaft wieder tauften. Die neuern

dere, so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangeliums, den heil. Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.

Lehre der Neuerer vom fünften Artikel.

Das Predigtamt hat zum Zweck, die Menschen immer mehr aufzuklären, sie immer vernünftiger und dadurch immer tugendhafter zu machen. *)

Der sechste Artikel der augsb. Konfession.

Von den guten Werken.

Auch wird gelehrt, daß solcher Glaube gute Früchte und gute Werke bringen soll, und daß man müsse gute Werke thun, allerlei so Gott geboten hat, um Gottes Willen, doch nicht auf solche Werke zu vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen; denn wir empfangen Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum, wie Christus selbst spricht Luc. XVII. 10.: „So ihr dieß Alles gethan habt, sollt ihr sprechen, wir sind untüchtige Knechte.“ Also lehren auch die Väter, denn Ambrosius *) spricht: Also ist beschlossen bei Gott, daß, wer an Christus glaubet, selig sey, und nicht durch Werke, sondern allein durch den Glauben, ohne Verdienst, Vergebung der Sünden habe.

Die Lehre der Neuerer stimmt in dem sechsten Artikel mit der augsburger Konfession überein, allein die Verdienstlichkeit und Sündenvergebung abgerechnet.

Widertäufer (Taufgesinnte, Mennoniten, Baptisten ꝛc.) sind wohl zu unterscheiden.

*) S. Dr. Haffner: Ueber die Wichtigkeit des christlichen Lehramtes, eine Predigt, nebst der sie begleitenden Ordinationshandlung. Straßburg 1801.

*) Ambrosius, Erzbischof von Mailand, starb im Jahre 397 nach Christi Geburt. Ein in der Kirche, auch in den nachfolgenden Jahrhunderten, sehr angesehener Mann.

Der siebente Artikel der augsb. Konfession.

Von der christlichen Kirche.

Es wird gelehret, daß allezeit müsse eine heilige christliche Kirche seyn und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein geprediget, und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden.

Denn dieses ist genug zur wahren Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich, nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt, und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden. Und ist nicht Noth zur wahren Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien von Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Ephes. IV.: „Ein Leib, Ein Geist, wie ihr berufen seyd zu einerlei Hoffnung eures Berufs, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe!“ —

Lehre der Neuerer von dem siebenten Artikel.

Die Kennzeichen der wahren Kirche sind: 1. Jesu und [1]) seiner Apostel Lehre muß darin vollständig, rein und unverfälscht, d. h. ohne menschliche Zusätze vorgetragen werden, [2]) wie sie im neuen Testamente enthalten ist. — 2. Muß unter den Mitgliedern herrschen: Einigkeit im Geiste zur Beförderung der Zwecke des Christenthums, [3]) Liebe und Friede; also Eintracht,

---

[1]) Diesem nach hätten die Apostel nicht ganz dieselbe Lehre gehabt wie der Herr?

[2]) Wozu wohl diese erklärende Anmerkung? Zielt etwa der Verfasser auf die symbolischen Bücher unserer Kirche? — Oder soll nur da die wahre Kirche seyn, wo das Evangelium bloß gelesen, nicht aber auch darüber gepredigt wird? —

[3]) Welches sind wohl die hier gemeinten Zwecke des Christenthums?

Verträglichkeit. — 3. Sie muß heilig seyn [1]) Ephes. V. 27. (S. den gr. Kat. S. 52.)

Der achte Artikel der augsb. Konfession.

Von Heuchlern und von bösen Kirchendienern.

Ferner: Wiewohl die christliche Kirche eigentlich nichts anders ist, denn die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen, jedoch dieweil in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler sind, auch etliche Sünder unter den Frommen bleiben, so sind die Sakramente gleichwohl kräftig, obschon die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm sind, wie denn Christus selbst anzeiget Matth. XXIII.: „Auf dem Stuhle Mosis sitzen die Pharisäer.“ Derohalben werden die Donatisten, [2]) und alle andern verdammt, so anders halten.

Die Lehre der Neuerer stimmt in dem achten Artikel besonders mit der augsburgischen Konfession überein.

Der neunte Artikel der augsb. Konfession.

Von der heil. Taufe.

Von der Taufe wird gelehrt, daß sie nöthig sey, und daß dadurch Gnade angeboten werde, daß man auch die Kinder taufen soll, welche durch solche Taufe Gott überantwortet und gefällig werden.

Deßhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sey.

---

[1]) Die Sakramente sind ganz ausgelassen, so daß man denken sollte, die wahre christliche Kirche könne auch da seyn, wo sie nicht verwaltet werden. —

[2]) Die Donatisten, eine im vierten Jahrhunderte in Afrika sehr zahlreiche und mächtige, christliche Sekte, legte einen großen Werth auf die rechtmäßige Ordination und den unbefleckten Charakter der Priester und Bischöfe. Ein ungläubiger Bischof, sagten sie, könne auch das Sakrament nicht mit Segen und Nutzen verwalten.

Lehre der Neuerer von dem neunten Artikel.

Die Taufe ist weiter nichts als eine Einweihungsfeier zum Christenthum. *)

Der zehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom heil. Abendmahle.

Vom Abendmahle des Herrn wird also gelehret, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter der Gestalt des Brodes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sey, und da ausgetheilt und genommen wird. Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen.

Lehre der Neuerer von dem zehnten Artikel.

Das Abendmahl ist offenbar (nichts anders als) ein feierliches Gedächtniß- und Erinnerungsmahl an Jesu blutiges Leiden und Sterben, so wie an sein ganzes Erlösungswerk. *)

Der eilfte Artikel der augsb. Konfession.

Von der Beicht.

Von der Beicht wird gelehret, daß man in der Kirche Privatabsolution *) erhalten, und nicht fallen lassen soll, wiewohl in der Beicht nicht noth ist, alle Missethat und Sünden zu erzählen, dieweil doch solches nicht möglich ist. Ps. XIX. 13. „Wer kennet die Missethat?"

Lehre der Neuerer von dem eilften Artikel.

Bei uns ist Vorbereitungsandacht an die Stelle der

*) S. den gr. Kat. S. 53.

*) S. Rel. Lehre S. 119 gr. Kat. S. 55 und das neue Straßburger Gesangbuch unter der Aufschrift „Heiliges Abendmahl" Nro. 90. bis 100. — Also vollkommen die Abendmahlslehre Zwingli's!

*) Privatabsolution, Lossprechung von Sünden, die einem jeden für seine Person besonders ertheilt wird.

Beicht getreten; die Privatabsolution haben wir fallen lassen, als eine veraltete Ceremonie. *)

Der zwölfte Artikel der augsb. Konfession.

Von der Buße.

Von der Buße wird gelehret, daß diejenigen, so nach der Taufe gesündiget haben, zu aller Zeit, so sie zur Buße kommen, Vergebung der Sünden erlangen mögen, und ihnen die Absolution von der Kirche nicht soll geweigert werden; und ist wahre, rechte Buße eigentlich Reu und Leid oder Schrecken haben über die Sünde, und doch darneben glauben an das Evangelium und Absolution, daß die Sünde vergeben, und durch Christum Gnade erworben sey, welcher Glaube wiederum das Herz tröstet und zufrieden macht. Darnach soll auch Besserung folgen, und daß man von Sünden lasse, denn dieß sollen die Früchte der Buße seyn, wie Johannes spricht, Matth. III.: „Wirket rechtschaffene Früchte der Buße."

Hier werden verworfen die, so lehren, daß diejenigen, so einst sind fromm worden, nicht wieder fallen mögen.

Dagegen werden auch verdammt die Novatianer, **) welche die Absolution denen, so nach der Taufe gesündigt hatten, weigerten.

Auch werden die verworfen, so nicht lehren, daß man durch Glauben Vergebung der Sünden erlange; sondern durch unser Genugthun.

Lehre der Neuerer von dem zwölften Artikel.

Das Nimmerthun des Bösen ist die einzig wahre Buße. ***) Buße thun, heißt: seinen Sinn und

*) Dieses erhellt daraus, weil sie nirgends mehr gehalten wird.

**) Der Stifter dieser Sekte war Novatian, der in der Mitte des dritten Jahrhunderts lebte, und eine sehr scharfe und strenge Kirchenzucht einführte.

***) S. Rel. Lehre S. 69.

Wandel, so fern er bös ist, ändern und rechtschaffener (frömmer, tugendhafter) werden. *)

Der dreizehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom Gebrauche der Sakramente.

Vom Brauch der Sakramente wird gelehret, daß die Sakramente eingesetzt sind, nicht allein darum, daß sie Zeichen seyen, dabei man äußerlich die Christen kennen möge, sondern daß es Zeugen und Zeugniß sind göttlichen Willens gegen uns, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken, derohalben sie auch Glauben fordern, und dann recht gebraucht werden, so man's im Glauben empfähet, und den Glauben dadurch stärket.

Lehre der Neuerer von dem dreizehnten Artikel.

Die Sakramente sind religiöse von Gott *) und Christo verordnete Gebräuche, wo etwas Sichtbares an etwas Unsichtbares erinnert (Sinnbild, Symbol), und die göttliche Gnade mitgetheilt wird.

Sakrament hieß bei den alten Römern ein Soldateneid. Der Christ ist auch ein Streiter, Krieger, der unter der Fahne Jesu treu und wacker kämpft gegen die Seelenfeinde: Sinnenlust, Weltreiz und verführerische Exempel. *) [Teufel.] *)

*) S. gr. Kat. S. 40.

*) Wo steht doch wohl Ein Wort im neuen Testament davon, daß Gott der Vater ebenfalls die Sakramente eingesetzt habe? Oder soll dieß der Sache noch mehr Wichtigkeit geben, wenn bei Christo auch das Wort Gott steht?

*) S. Rel. Lehre S. 117. — In dem gr. Kat. S. 53, wird es so bestimmt: „Jesus ordnete für seine Bekenner nur zwei feierliche Religionsgebräuche oder sinnbildliche Handlungen an: Taufe und Abendmahl.“ — Folglich sind sie nichts weiter als — äußerliche Zeichen!

*) Zu welchem Zwecke steht wohl dieses eingeklammerte Wort da? —

Der vierzehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom Kirchenregiment.

Vom Kirchenregiment wird gelehret, daß Niemand in der Kirche öffentlich lehren oder predigen, oder Sakramente reichen soll, ohne ordentlichen Beruf.

Der fünfzehnte Artikel der augsb. Konfession.

Von Kirchengebräuchen oder Ceremonien.

Von Kirchenordnung von Menschen gemacht, lehret man diejenigen halten, so ohne Sünde mögen gehalten werden, und zu Frieden, zu guter Ordnung der Kirche dienen, als gewisse Feier, Festtage und dergl. Doch geschieht Unterricht dabei, daß man die Gewissen nicht damit beschweren soll, als sey solch Ding nöthig zur Seligkeit. Darüber wird gelehret, daß alle Satzungen und Tradition von Menschen dazu gemacht, daß man dadurch Gott versöhne, und Gnade verdiene, dem Evangelio und der Lehre vom Glauben an Christum entgegen sind. Derhalben seyn Klostergelübde und andere Tradition von Unterschied der Speise, Tage, u. s. w. dadurch man vermeinte Gnade zu verdienen, und für Sünde genug zu thun, untüchtig und wider das Evangelium.

Der sechszehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom bürgerlichen Wesen und von der weltlichen Obrigkeit.

Von Polizei und weltlichem Regiment wird gelehret, daß alle Obrigkeit in der Welt, und geordnete Regiment und Gesetze, gute Ordnung von Gott geschaffen und eingesetzt sind. Und daß Christen mögen in Obrigkeit-, Fürsten- und Richteramt ohne Sünde seyn, nach kaiserlichen und andern üblichen Rechten, Urtheil Recht sprechen, Übel-

---

Etwa deßhalb, daß man die drei vorhergehenden Dinge für Teufel halten solle? — Oder soll es andeuten, daß man bei dem Worte Teufel an nichts weiter als an jene drei Dinge zu denken habe? —

thäter mit dem Schwerdt strafen, rechte Kriege führen, streiten, kaufen und verkaufen, aufgelegte Eide thun, Eigenes haben, ehelich seyn ꝛc.

Hier werden verdammt die Wiedertäufer, so lehren, daß der obangezeigten keines christlich sey.

Auch werden diejenigen verdammet, so lehren, daß christliche Vollkommenheit sey, Haus und Hof, Weib und Kind leiblich verlassen und sich der vorberührten Stücke äußern, so doch dieß allein rechte Vollkommenheit ist, rechte Furcht Gottes und rechter Glaube an Gott; denn das Evangelium lehret nicht äußerlich, zeitlich, sondern innerlich, ewig Wesen und Gerechtigkeit des Herzens, und stößt nicht um weltlich Regiment, Polizei und Ehestand, sondern will, daß man solches Alles halte, als wahrhaftige Gottesordnung, und in solchen Ständen christliche Liebe und recht gute Werke, ein jeder nach seinem Beruf, beweise: Derhalben sind die Christen schuldig, der Obrigkeit unterthan, und ihren Geboten gehorsam zu seyn in Allem, so ohne Sünde geschehen mag; denn so der Obrigkeit Gebot ohne Sünde nicht geschehen mag, so soll man Gott mehr gehorsam seyn, denn den Menschen. Ap. Gesch. V. 29.

Da die drei letztern Artikel keine eigenthümliche Glaubenslehren betreffen, so stimmen auch die Reneter mit dem Inhalt derselben überein.

Der siebenzehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom jüngsten Gericht.

Auch wird gelehret, daß unser Herr Jesus Christus am jüngsten Tage kommen wird zu richten, und alle Todten auferwecken, den Glaubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber, und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen.

Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, so lehren, daß die Teufel und verdammte Menschen nicht ewige Pein und Qual haben werden. Ferner: Hie werden verworfen etliche jüdische Lehren, die sich auch jetzund ereignen, daß vor der Auferstehung der Todten eitel Heilige, Fromme, ein weltlich Reich haben, und alle Gottlosen vertilgen werden.

Lehre der Neuerer vom siebenzehnten Artikel.

Gottes Allmacht wird durch Jesum selbst unsern Körper, doch weit herrlicher, wieder auferwecken. Unsers Erlösers Neubelebung *) bürgt uns dafür. — Wie der Mensch hier gesinnet war und handelte, so wird sein Schicksal in der Ewigkeit **) seyn. Gott und Jesus ***) werden darüber, als heilige und gerechte Richter, entscheiden. — Die Frommen werden, abgesondert von den Bösen, und befreit von allem Übel, mit guten und seligen Geistern, ja mit Jesu und Gott selbst näher vereinigt werden. — Die Gottlosen werden unglücklich seyn. Entfernt von Gott und Jesu; in der Gesellschaft verworfener Geister; gequält von bösen Neigungen, Lüsten und Begierden; geängstigt von Gewissensbissen, daß sie selbst ihre Seligkeit muthwillig verscherzt haben. †)

---

*) Das wird doch nicht so viel heißen sollen als wäre Jesus bloß vom Scheintode erwacht?

**) Welcher Unterschied gemacht wird zwischen: in der Ewigkeit, und ewig, ist oben schon bemerkt worden.

***) Die Neuerer glauben also an zwei Richter der Welt? —

†) S. den gr. Kat. S. 59 — 61. Rel. Lehre S. 57 wird behauptet: In der Hölle seyn heiße, für seine Verbrechen und Laßerthaten in der Ewigkeit gestraft werden. — Die Bösen tragen die Hölle in sich selbst, wie die Guten den Himmel! —

Der achtzehnte Artikel der augsb. Konfession.

Vom freien Willen des Menschen.

Vom freien Willen wird gelehrt, daß der Mensch etlichermaßen einen freien Willen hat, äußerlich ehrbar zu leben, und zu wählen unter den Dingen, so die Vernunft begreift, aber ohne Gnade, Hülfe und Wirkung des heil. Geistes, vermag der Mensch nicht Gott gefällig zu werden, Gott herzlich zu fürchten, oder zu glauben, oder die angeborne böse Lust aus dem Herzen zu werfen, sondern solches geschieht durch den heil. Geist, welcher durch Gottes Wort gegeben wird; denn Paulus spricht I. Cor. II. 14.: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes."

Und damit man erkennen möge, daß hierin keine Neuigkeit gelehret werde, so sind das die klaren Worte des Augustinus [1]) vom freien Willen, wie jetzund hiebei geschrieben aus dem Buche der Hypognostikon: „Wir bekennen, daß in allen Menschen ein freier Wille ist, denn sie haben ja alle natürlichen, angebornen Verstand und Vernunft, nicht daß sie etwas vermögen mit Gott zu handeln, als: Gott von Herzen zu lieben, zu fürchten, sondern allein in äußerlichen Werken dieses Lebens haben sie Freiheit, Gutes oder Böses zu wählen: Gut meine ich, das die Natur vermag, als auf dem Acker zu arbeiten oder nicht, zu essen, zu trinken, zu einem Freunde gehen oder nicht, ein Kleid an- oder auszuthun,

[1]) Augustinus, geboren 354, starb als Bischof zu Hippo in Afrika 430; einer der berühmtesten „Kirchenväter" (wie man die Kirchenlehrer nennt, welche vom 2. bis zum 6. Jahrhundert nach Christus gelebt und Schriften hinterlassen haben), von welchem sehr viele Schriften, voll Geistes und Kraft und Frömmigkeit göttlicher Erleuchtung, vorhanden sind. (Lateinisch verfaßt, es giebt aber auch Uebersetzungen davon.) Er gelangte zum größten Ansehen in der christlichen Kirche. Luther hatte eine besondere Vorliebe für ihn und ehrte ihn hoch.

zu bauen, ein Weib zu nehmen, ein Handwerk zu treiben, und dergleichen etwas Nützliches und Gutes zu thun, welches alles doch ohne Gott nicht ist, noch besteht, sondern Alles aus ihm und durch ihn ist. Dagegen kann der Mensch auch Böses aus eigener Wahl fürnehmen, als für einen Abgott nieder zu knien, ein Todschlag zu thun u. s. w.

Lehre der Neuerer vom achtzehnten Artikel.

Der Mensch ist ein moralisch freies Wesen. *) Seine höchste Würde ist sein freier Wille, nicht bloß in äußerlichen Dingen, sondern auch um Gott wohlgefällig zu werden, wie Jesus. **) Durch Verstand, Vernunft, Gewissen und freien Willen, sollen und können die Menschen Gott immer ähnlicher werden. ***)

Der neunzehnte Artikel der augsb. Konfession.

Von der Ursache der Sünde.

Von Ursache der Sünden wird bei uns gelehret, daß, wiewohl Gott der Allmächtige die ganze Natur erschaffen hat und erhält, so wirket doch der verkehrte Wille die Sünde in allen Bösen und Verächtern Gottes, wie denn des Teufels Wille ist, und aller Gottlosen, welcher alsobald, so Gott die Hand abgethan, sich von Gott zum Argen gewandt hat, wie Christus spricht, Joan. VIII. 44. „Der Teufel redet Lügen aus seinem Eigenen."

*) S. gr. Kat. S. 40.

**) S. ebendaselbst S. 25 und S. 47 wird behauptet: Jesus habe uns erlöset durch sein heiliges Beispiel vom unseligen Wahne: als sey es unmöglich (nämlich von Natur und aus eigener Kraft) fromm und den Gesetzen Gottes gemäß zu leben. Dieser Wahn benimmt dem Menschen allen Muth, an seiner Besserung zu arbeiten. — Und doch lehrt unsere Kirche diesen unseligen Wahn!

***) S. Kat. S. 30.

Lehre der Neuerer vom neunzehnten Artikel.

Die Ursache der Sünde ist die Sinnlichkeit. *)

Der zwanzigste Artikel der augsb. Konfession.

Vom Glauben und guten Werken.

Den Unsern wird mit Unwahrheit aufgeleget, daß sie gute Werke verbieten, denn ihre Schriften von zehen Geboten, und andere, beweisen, daß sie von rechten christlichen Ständen und Werken guten nützlichen Bericht und Ermahnung gethan haben, davon man vor dieser Zeit wenig gelehret hat, sondern allermeist in allen Predigten auf kindische, unnöthige Werke, als Rosenkränze, Heiligendienst, Mönche werden, Wallfahrten, gesetzte Fasten, Feier, Brüderschaften ꝛc. getrieben. Solche unnöthige Werke rühmet auch unser Widerpart nicht mehr so hoch, als vor Zeiten; darzu haben sie auch gelernet, nun vom Glauben zu reden, davon sie doch in Vorzeiten gar nicht geprediget haben; lehren dennoch nun, daß wir nicht allein aus Werken gerecht werden für Gott, sondern setzen den Glauben dazu, und sprechen: Glauben und Werke machen uns gerecht für Gott; welche Rede mehr Trosts bringen möge, denn so man allein lehret, auf Werke zu vertrauen.

Dieweil nun die Lehre vom Glauben, welche das Hauptstück ist im christlichen Wesen, so lange Zeit, wie man bekennen muß, nicht getrieben worden, sondern allein Werklehre an allen Orten geprediget, ist davon durch die Unsern folgender Unterricht geschehen:

Erstlich, daß uns unsere Werke nicht mögen mit Gott versöhnen, und Gnade erwerben, sondern solches geschieht allein durch den Glauben, so man glaubet, daß uns um Christus willen unsere Sünden ver-

*) S. gr. Kat. S. 31 und 33.

geben werden, welcher allein der Mittler ist, den Vater zu versöhnen. Wer nun vermeinet, solches durch Werke auszurichten, und Gnade zu verdienen, der verachtet Christus, und suchet einen eigenen Weg zu Gott, wider das Evangelium.

Dieser Lehre vom Glauben ist öffentlich und klar in Paulo an vielen Orten gehandelt, sonderlich zu den Ephes. II. 8.: „Aus Gnaden seyd ihr selig worden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch: sondern es ist Gottes Gabe, nicht aus Werken, damit sich niemand rühme.“ ꝛc.

Und daß hierin kein neuer Verstand eingeführt sey, kann man aus Augustino beweisen, der diese Sache fleißig handelt, und auch also lehret, daß wir durch den Glauben an Christum Gnade erlangen, und für Gott gerecht werden, und nicht durch Werke, wie sein ganzes Buch de spiritu et litera (über Geist und Buchstaben) ausweiset.

Wiewohl nun diese Lehre bei unversuchten Leuten sehr verachtet wird, so befindet sich doch, daß sie den blöden und erschrockenen Gewissen sehr tröstend und heilsam ist; denn das Gewissen kann nicht zu Ruhe und Friede kommen durch Werke, sondern allein durch Glauben, so es bei sich gewißlich schließt, daß es um Christus willen einen gnädigen Gott habe, wie auch Paulus spricht zu den Röm. V. 1.: „So wir durch den Glauben sind gerecht worden, haben wir Ruhe und Friede mit Gott.“

Diesen Trost hat man vor Zeiten nicht getrieben, sondern die armen Gewissen auf eigene Werke getrieben, und sich mancherlei Werke vorgenommen; denn etliche hat das Gewissen in die Klöster gejagt, daselbst Gnade zu erwerben durch Klosterleben; etliche haben andere Werke erdacht, damit Gnade zu verdienen, und für Sünde genug zu thun; derselbigen viel haben erfahren, daß man da-

durch nicht ist zu Frieden kommen, darum ist Noth gewesen, diese Lehre vom Glauben an Christum zu predigen, und fleißig zu treiben, daß man wisse, daß man allein durch den Glauben, ohne Verdienst, Gottes Gnade ergreifet.

Es geschieht auch Unterricht, daß man hier nicht von solchem Glauben redet, den auch die Teufel und Gottlosen haben, die auch die Historien glauben, daß Christus gelitten habe, und auferstanden sey von den Todten; sondern man redet vom wahren Glauben, der da glaubet, daß wir durch Christum Gnade und Vergebung der Sünde erlangen. Und der nun weiß, daß er einen gnädigen Gott durch Christum hat, kennet also Gott, rufet ihn an, und ist nicht ohne Gott, wie die Heiden; denn der Heide und Gottlose glauben diesen Artikel, Vergebung der Sünden, nicht, darum sind sie Gott feind, können ihn nicht anrufen, nichts Gutes von ihm hoffen. Und also, wie jetzt angezeiget ist, redet die Schrift vom Glauben, und heißet Glauben, nicht ein solches Wissen, das Teufel und gottlose Menschen haben; denn also wird vom Glauben gelehret, Heb. XI., daß Glauben sey nicht allein die Historien wissen, sondern Zuversicht haben zu Gott, seine Zusage zu empfangen. Und Augustinus erinnert uns auch, daß wir das Wort (Glauben) in der Schrift verstehen sollen, daß es heißt Zuversicht zu Gott, daß er uns gnädig sey, und heiße nicht allein solche Historien wissen, wie auch die Teufel wissen.

Ferner wird gelehret, daß gute Werke sollen und müssen geschehen, nicht daß man darauf vertraue, Gnade damit zu verdienen, sondern um Gottes Willen, und Gott zu Lob; der Glaube ergreift allezeit Gnade und Vergebung der Sünde. Und dieweil durch den Glauben der heil. Geist gegeben wird, so wird auch das Herz geschickt gute Werke zu thun, denn zuvor, dieweil es ohne den

heil. Geist ist, so ist es zu schwach, dazu ist es in des Teufels Gewalt, der die arme menschliche Natur zu viel Sünden treibet, wie wir sehen in den Philosophen, welche sich unterstanden, ehrlich und unsträflich zu leben, haben aber dennoch solches nicht ausgericht, sondern sind in große öffentliche Sünden gefallen. Also gehet es mit dem Menschen, so er außer dem rechten Glauben ohne den heil. Geist, und sich allein durch eigene menschliche Kräfte regieret.

Derhalben ist die Lehre vom Glauben nicht zu schelten, daß sie gute Werke verbiete, sondern vielmehr zu rühmen, daß sie lehre, gute Werke zu thun, und Hülfe anbiete, wie man zu guten Werken kommen möge. Denn außer dem Glauben und außerhalb Christo, ist menschliche Natur und Vermögen viel zu schwach, gute Werke zu thun, Gott anzurufen, Geduld zu haben im Leiden, den Nächsten zu lieben, befohlene Ämter fleißig auszurichten, gehorsam zu seyn, Böses zu meiden. Solche hohe und rechte Werke mögen nicht geschehen, ohne die Hülfe Christi; wie er selbst spricht, Joan. XV. 5.: „Ohne mich könnet ihr nichts thun," u. s. w.

Lehre der Neuerer vom zwanzigsten Artikel.

In diesem Artikel sind wir völlig von der alten Lehre verschieden. Da Gott nicht zürnt, [1] braucht er auch nicht versöhnt [2] zu werden. Die einzige Bedingung zur Seligkeit ist die: Beßre dich, und werde vollkommen, [3] und dann bitte Gott im Vertrauen auf Jesu Verheißung (d. h. weil er gelehrt hat, Gott sey Aller Menschen Vater), [4] um Vergebung deiner Sünden. [5] Denn Gott

[1] Rel. Lehre S. 13. „Die höchste Liebe zürnt nicht." —
[2] S. oben S. 28.
[3] Gr. Kat. S. 63.
[4] Ebendas. S. 63.
[5] Ebendas. S. 64.

hört nie auf, wie ein Vater gegen den Sünder gesinnet zu seyn, und will ihm verzeihen, sobald er sich bessert. [1] Was die christliche Kirche Glauben an Jesum nennt, nennen wir Glauben an seine Lehre, [2] d. h. überzeugt seyn von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu. [3] Wird nun gleich durch diese Selbstbesserung und diesen Glauben an die Lehre Jesu, unsre Tugend, der That nach, nie vollkommen; so sieht uns doch Gott, um Christi willen, der Gesinnung nach für gerecht an, wenn diese Gesinnung ernstlich, aufrichtig und wahrhaft christlich ist. [4] —

Der ein und zwanzigste Art. der ausgb. Konf.

Von Verehrung der Heiligen.

Vom Heiligendienst wird von den Unsern also gelehret, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, so wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist, dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach seinem Beruf, gleichwie die kaiserliche Majestät seliglich und göttlich dem Exempel David folgen mag, Krieg wider den Türken zu führen, denn beide sind sie in königlichem Amt, welcher Schutz und Schirm ihrer Unterthanen fordert, durch Schrift aber mag man nicht beweisen, daß man die Heiligen anrufen, oder Hülfe bei ihnen suchen soll, denn es ist allein ein einiger Versöhner und Mittler gesetzt, zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, I. Tim. II. 5, welcher ist der einige Heiland, der einige oberste Priester, Gnadenstuhl und Fürsprecher vor Gott, Röm. VIII. Und er hat allein zugesagt: daß

[1] Gr. Kat. S. 45.

[2] Ebendas. S. 75.

[3] Dieß wird im gr. Kat. S. 113 als Glaubensbekenntniß der Konfirmanden angeführt!

[4] Ebendas. S. 109.

er unser Gebet erhören wolle. Das ist auch der höchste Gottesdienst nach der Schrift, daß man denselbigen Jesum Christum in allen Nöthen und Anliegen, von Herzen suche und anrufe. I. Joan. II. 1. „So jemand sündiget, haben wir einen Fürsprecher bei Gott, der gerecht ist, Jesum."

Lehre der Neuerer vom ein und zwanzigsten Art.

Hinsichtlich der Verehrung der Heiligen stimmen wir mit den Reformatoren überein; aber nicht hinsichtlich der höchsten Anbetung Jesu: denn wir glauben ja nicht, daß Er Gott ist!

Beschluß der Artikel des Glaubens und der Lehre der augsb. Konfession.

Dieß ist fast die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen, zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch zu Besserung der Gläubigen, geprediget und gelehret ist, wie wir denn unser eigen Seel und Gewissen je nicht gerne wollten, für Gott mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Wortes, in die höchste und größte Gefahr setzen oder auf unser Kinder und Nachkommen eine andere Lehre, denn so dem göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß fällen oder erben. So denn dieselbige in heiliger Schrift klar gegründet, und darzu auch gemeiner christlicher, ja römischer Kirchen, soviel aus der Väter Schrift zu vermerken, nicht zuwider noch entgegen ist, so achten wir auch, unsere Widersacher können in obangezeigten Artikeln nicht uneinig mit uns seyn. Derhalben handeln diejenigen ganz unfreundlich, geschwind, und wider alle christliche Einigkeit und Liebe, so die Unsern derhalben, als Ketzer abzusondern, zu verwerfen und zu meiden, ihnen selbst ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebot oder Schrift fürnehmen; denn die Irrung

und Zank ist fürnehmlich für etlichen Traditionen und Mißbräuchen.

So denn nun an den Hauptartikeln kein befindlicher Ungrund oder Mangel, und dieß Unser Bekenntniß göttlich und christlich ist, sollten sich billig die Bischöfe, wann schon bei uns der Tradition halber ein Mangel wäre, gelinder erzeigen, wiewohl wir verhofften, mit beständigem Grund und Ursachen darzuthun, warum bei uns etliche Tradition und Mißbräuche geändert sind.

Beschluß der Glaubenslehre der Neuerer.

Dieß ist ungefähr was wir glauben und nicht glauben. Es wird jedermann daraus ersehen, daß unsere Lehre mehr der Vernunft als der Bibel gemäß ist. Denn freie Prüfung *) nach der Vernunft ist der erste Grundsatz unseres Protestantismus. Wir protestiren gegen Alles, was mit unserer Vernunft nicht übereinstimmt. Daher die große Verschiedenheit zwischen unsern Glaubenslehren und denen der lutherischen Kirche. —

Überdieß verlangen wir Duldung; besonders da wir uns ja noch zur augsburgischen Konfession äußerlich bekennen, und außer Vernunft und Gewissen, auch bisweilen noch von Gottes Wort reden **) — um der Schwachen willen. I. Pet. III. 15.

*) S. gr. Kat. S. 53.

**) S. (Inßallations-) Rede am Altare gesprochen von G. H. Steinbach. S. 26.

Wir haben absichtlich keine Bemerkungen zu dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse beigefügt, indem wir unsere Leser auf den achten Jahrgang des „Katholiken“ verweisen, wo sie Heft III. u. f. das Gewünschte finden können. D. R.

III.

Bemerkungen über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen.

Es ist eine besonders in der jetzigen die katholischen Verhältnisse neu gestaltenden Periode, sich aufdringende Beobachtung, daß über die Organisation rein katholischer Angelegenheiten in öffentlichen Blättern jeder Art, von Protestanten mit einer Zuversichtlichkeit das große Wort genommen wird, die eben sowohl von ihrer Befangenheit, als ihrer Unkunde der Verhältnisse zeugt. Werden dergleichen öffentliche Urtheile von der protestantischen Partei als ihre Ansicht ausgesprochen, so ist hieran weniger auszusetzen, als wenn sie ohne Nennung des Religionsbekenntnisses dem Publikum wohl gar als Meinung der Katholiken selbst dargeboten werden, und wenn die Irreleitung und Täuschung der höheren Staatsbehörde oft der heimliche Zweck und Erfolg ist.

Eine dergleichen ganz im protestantischen Sinne geschriebene Erörterung enthält die Numer 24. des Frankfurter Journals vom 30. Juli d. J. Es wurden dort mehrere durch die Errichtung der theologischen Fakultät zu Gießen veranlaßte Fragen aufgeworfen, und darüber abgesprochen. Diese Gegenbemerkungen eines Katholiken mögen daher nicht am unrechten Orte seyn.

Die Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät für die Bildung des katholischen Klerus im Großherzogthum Hessen wird an sich von allen wohldenkenden Katholiken als eine wohlthätige Einrichtung anerkannt. Stillschweigend setzt man dabei voraus, daß die Fakultät mit wahrhaft frommen, dem katholischen Glauben, den sie

lehren ſollen, treu ergebenen, gelehrten und gründlich gebildeten Profeſſoren beſetzt werden. Daß dieſe Vorausſetzung begründet ſey, und für die Katholiken nicht das Sprüchwort: timeo Danaos et dona ferentes wahr werde, dafür bürgt die erhabene Geſinnung des Großherzogs, die ſich bereits in der von allen Katholiken gebilligten Berufung des Herrn Domkapitulars Brenner von Bamberg zum Profeſſor der Dogmatik an den Tag gelegt hat. Möge die Staatsregierung den Stimmen, die ſich von mehreren Seiten gegen den Neologismus des Herrn Pfarrers Locherer, den Referent in Nro. 211. als einen Gelehrten von bewährtem Rufe und Auszeichnung präconiſirt, erheben, ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, überhaupt nicht außer Augen laſſen, wie das katholiſche Publikum dasjenige, was den beſtehenden Verhältniſſen nach von einem proteſtantiſchen Fürſten ausgehend, dargeboten wird, mit wachſamem und ſcharfſichtigem Auge beobachtet und es nur dann als Wohlthat anerkennen kann und wird, wenn dabei im Geringſten keine Tendenz ſichtbar wird, die zu dem Urtheil führen müßte, wie man leicht erkenne, daß die Fakultät von einer unter proteſtantiſchem Einfluſſe ſtehenden Regierung organiſirt werde. *)

Im Katholicismus beſteht der Gegenſatz zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus nicht. Das Feſte

*) Eine nicht ungerechte Beſorgniß von Seiten der Katholiken iſt nur allzu erklärbar, wenn man erwägt, wie rückſichtslos von manchen Seiten her gegen ſie verfahren wird. Unter Andern wollen wir beiſpielsweiſe auf die Unwürdigkeiten aufmerkſam machen, die ſich Dr. Reichlin-Meldegg als Profeſſor der katholiſchen Kirchengeſchichte an der Univerſität Freiburg unter den Augen des Erzbiſchofs und einer Regierung erlauben darf, deren gerechte und preiswürdige Geſinnungen allgemein zur Genüge bekannt ſind. Wir verweiſen hierüber auf deſſen eigenen Aufſatz im fünften Hefte der dießjährigen Kirchenzeitung. D. R.

und Positive der alten Kirchenlehre stößt allen Neologismus rein aus, und die Anstellung unkatholischer Lehrer müßte, da deren Richtung im ersten Semester kund würde (dafür sorgen die Stimmen aller redlichen Katholiken) die Regierung zu Zurücknahmen veranlassen, die sie, um nicht in die Lage der niederländischen Regierung zu kommen, besser gleich anfangs vermeidet. Nur vollkommene Offenheit erzeugt Vertrauen. Dieses Vertrauen würde nun allerdings einen festen Ruhepunkt gefunden haben, wenn man die Fakultät nach Mainz unter die Augen des Bischofs gestellt hätte. Wenn der Referent in Nro. 211. bemerkt, daß diese Einrichtung dem Zwecke nur unvollkommen hätte entsprechen können, so liegt die unrichtige, wenigstens einseitige Ansicht zum Grunde, als bedürfe der katholische Geistliche einer sogenannten vielseitigen wissenschaftlichen Bildung. Es ist in unserer Zeit nichts seltenes, daß die Menschen mit sich selbst im sonnenklarsten Widerspruche stehen. Sieht man im Leben einen Geistlichen, der sich gern mit weltlichen Geschäften befaßt, so schreit alle Welt, er gehe aus der Sphäre seines Berufes. Und doch ist ganz natürlich, daß der Geistliche, der neben seiner Theologie sich noch mannigfache andere Kenntnisse erworben hat, auch diese gern anbringen will; und doch giebt man den Theologen Gelegenheit, sich auf eine Weise auszubilden, über deren Folgen man nachher unzufrieden ist.

Das Feld der Theologie ist so ausgebreitet, daß ein fleißiges und gründliches Studium derselben drei und mehrere Jahre für sich allein vollkommen ausfüllt, so daß in der That diejenige Zeit, die man in den paar Studienjährchen der Theologie entzieht, und anderen sogenannten Nebenstudien widmet, als verloren anzusehen ist, und damit nur seichte Vielwisser, aber keine gründliche Theologen gebildet werden.

Endlich entspricht die bischöfliche nähere Aufsicht über die theologischen Lehranstalten, über die Orthodoxie der Lehrer, über die Lehrmethode, den Vorschriften des jeden Katholiken heiligen Kirchenraths von Trident. Das Mindeste was man, um nur einigermaßen der Vorschrift des Tridentiner Concils zu entsprechen, thun könnte, wäre, daß man den Bischof über die Persönlichkeit und Qualifikation der anzustellenden Professoren hörte und seine Einsprache berücksichtigte.

Hinsichtlich dessen, was Referent wegwerfend von dem Wunsche der Stadt Mainz, die Fakultät in ihren Mauern zu sehen, sagt, ist freilich nicht zu läugnen, daß dieser Wunsch auch im Privatinteresse der Mainzer liegt. Erwägt man aber, daß Mainz auch früher eine Universität hatte, und die größte katholische Stadt des Großherzogthums ist, und daß der noch vorhandene Fond für die Studierenden in Gießen verwendet wird, so kann man einen solchen Wunsch alsdann nicht für unbillig erkennen, wenn er mit der Zweckmäßigkeit übereinstimmt.

Besonders aber läßt sich der Referent mißfällig aus über den Antrag des Bischofs von Mainz, zweien Mainzischen Jünglingen zu erlauben, ihre theologischen Studien im Collegium germanicum zu Rom machen zu dürfen. Der Churfürst von Mainz ließ einen gewissen Waldmann, später Professor des Kirchenrechts und mehrere andere nachherige Gelehrte auf Staatskosten in Rom studieren. Man sollte daher wohl froh seyn, wenn Private aus eigenem Antrieb sich entschließen an der Urquelle des religiösen Wissens ihre Kenntnisse zu holen, und es müßten in der That die gewichtigsten Gründe vorwalten, um solch löblichem Streben in den Weg treten zu wollen. Nicht zu reden von der Freiheit, die jeder Katholik muß ansprechen können, zu seiner Erbauung oder Ausbildung die Hauptstadt der Christenheit besuchen

zu dürfen. Iſt dieß den Künſtlern erlaubt, warum ſoll es den Theologen verwehrt ſeyn? Kann doch bei der Zurückkunft von der kompetenten Stelle immerhin die allenfalls erforderliche Prüfung abgehalten werden. Allein unſere Zeit ſpricht nur von Freiheit, um deſto unbemerkter ihren Despotismus ausüben zu können. Auch wir Katholiken haben ein Recht auf die Freiheit, und werden, wenn wir auch lange dulden, es nie aufgeben. Referent glaubt die Schwierigkeit in dem Gebot: die Landesuniverſität zwei Jahre zu beſuchen, zu erkennen, und hält dieſes Gebot ohne weiters auch auf die katholiſchen Theologen anwendbar. Allein dieſe Vorausſetzung iſt an ſich nicht ganz richtig. Jenes Gebot wurde als Bedingung für den künftigen Staats- und proteſtantiſchen Kirchendienſt gegeben. Man muß aber für die katholiſchen Theologen den in der Legislation des Großherzogthums noch nicht beſtrittenen Satz feſthalten, daß der katholiſche Klerus nicht zu der weltlichen Dienerſchaft gehört und daher die für die letztern beſtehenden Verordnungen ihn nicht berühren. Was endlich von Unzartheit und Mangel an Erkenntlichkeit bemerkt wird, ſcheint eben ſo wenig richtig gedacht, denn es iſt wohl nicht unnatürlich, daß man einer Anſtalt, die erſt eingerichtet wird, dasjenige Vertrauen zum voraus nicht ſchenkt, welches erſt durch einen wohlerworbenen Ruf verdient ſeyn will. Erhebe ſich die Gießer Fakultät zu dem Rufe der Tübinger und gerne wird jeder heſſiſche Theolog ſeine Studien dort abſolviren.

IV.

Literatur.

Die katholische Kirche im neunzehnten Jahrhunderte (,) und die zeitgemäße Umgestaltung ihrer äußeren Verfassung (;) mit besonderer Rücksicht auf die in dem ehemaligen Mainzer, später Regensburger Erzstifte hierin getroffenen Anstalten und Anordnungen. Herausgegeben von G. L. L. Kopp, Großherz. Frankf. geheim. geistl. und Oberschul- und Studienrathe des Großherz. Konkordienordens R. Mainz, bei Florian Kupferberg. 1830. 8° VIII und 486 S.

„Wer mit Bescheidenheit, und ohne die den Kirchenvorstehern schuldige Ehrfurcht zu verletzen, Mißbräuche rügt und Verbesserungen vorschlägt, der versündigt sich so wenig gegen das Ansehen der Kirche, daß er vielmehr eben dadurch seine Übereinstimmung mit dem Geiste der Kirche zu erkennen giebt, die selbst nichts anderes wünscht und will, als daß alles Mangelhafte in ihren zufälligen Gebräuchen verbessert werde. Wer Wahrheit sucht, und nur das Beßte seiner Kirche will, ist übrigens empfänglich für jede bescheidene Belehrung; darum sey auch mir willkommen jede gegründete Zurechtweisung; bei dem beßten Willen ist des Sterblichen Einsicht beschränkt und oft trügend; deßwegen ist eine höhere Weisheit vorhanden — die Kirche — sie irrt nie. Vor ihrer Entscheidung beugt sich der Katholik mit schuldiger Ehrfurcht.“ So spricht sich der Verf. in der Vorrede S. V aus, und wir haben durchaus keinen Grund, das hier Gesagte nicht für ernstlich und gut gemeint zu halten. Indessen auch der Beßtgesinnte läßt sich oft, besonders, wenn er einmal sich vorgesetzt hat, Beiträge zur Umgestaltung einer alten Anstalt

zu geben, im reformatorischen Eifer und aus Vorliebe für seine Plane, verleiten, die Gränze zu überschreiten, die er sich selbst gesteckt hat. Daß dieß nicht hin und wieder dem achtbaren Herausgeber des hier anzuzeigenden Buchs begegnet sey, wird er selbst, wenn wir, wie er es wünscht „beschreiben“ in das Detail eingehen, nicht läugnen, um so weniger, als es ihm ja nur um die Sache selbst zu thun seyn kann, und wir die volle Überzeugung hegen, daß da, wo, wie wir zeigen zu können hoffen, der Verf. zu weit ging, lediglich die Anhänglichkeit an das die Zeit seiner Jugend und vollen Wirksamkeit erfüllende Streben, die Überschreitung der Gränze erzeugt hat. Es ist ja eine Erfahrung, die wir so häufig am Alter machen, daß es gerne von der guten alten Zeit spricht, nicht gerade darum, weil es die Gegenwart geringe hält, sondern weil es für den im Lebensalter Vorgerückten angenehm und wohlthätig ist, sich seiner eignen Jugend und der Zeit seiner Blüte zu erinnern. So hat jedes Land seine Repräsentanten einer glücklichen Vergangenheit, der alte Pfälzer spricht mit Wohlbehagen von weiland Karl Theodors, der Österreicher von Josephs II., der Preuße von Friedrichs II., der Soldat der alten Garde von Napoleons, der Würtemberger von Karl Herzogs und unser Verf. von Friedrich Karls beglückten Zeiten. O si præteritos Jupiter revocaret annos! Möge es uns nach den nächsten vierzig Jahren eben so ergehen! —

Wenn wir die Absicht bezeichnen sollen, welche uns der Hr. Herausgeber durch Bekanntmachung dieser Schrift nach allen darin vorkommenden Äußerungen erreichen zu wollen scheint (vergl. Vers. S. 485, 486), so geht sie hauptsächlich darauf hinaus, den Bischöfen Deutschlands nach der Wiederherstellung der bischöflichen Wirksamkeit Gegenstände, die dieser am meisten bedürfen, vorzulegen. Wenn unterdessen die zur oberrheinischen Provinz gehöri-

gen weltlichen Regierungen der bischöflichen Vorsorge ihrer Landesoberhirten in Manchem zuvorgekommen sind, so haben sie eben dadurch die Gegenstände der bischöflichen Wirksamkeit nicht vermindert, sondern dieser nur Gelegenheit gegeben, sich auf eine für das Verhältniß der Kirche würdige Weise zu entwickeln. Mögen wir bald Etwas von derartiger Entwickelung hören! *) — Zur Erreichung seines Zwecks hat Hr. Kopp uns das Leben und Streben einer berühmten Erzdiöcese, der Diöcese Mainz und ihres Ordinariats kurz vor Untergang derselben im Sturme der Zeit unter den beiden letzten Erzbischöfen vor Augen geführt, und wir müssen gestehen, daß sein Buch eine merkwürdige Sammlung interessanter Aktenstücke enthält. Daß unter den Arbeiten jener Zeit manche sehr schwache mituntergelaufen sind, kann nicht geläugnet werden. Jemehr Gewicht der Herausgeber auf diese Aktenstücke legt, desto nöthiger ist es, den Waizen von der Spreu zu sondern. Da sich der ganze Inhalt des Buchs lediglich an jene vergangene Zeit anschließt, so ist es begreiflich, daß er sich nur um die inneren Verhältnisse dreht, das Verhältniß der Kirche zum Staat aber unberührt läßt; konnte ja doch in der Erzdiöcese Mainz von letzterem Verhältnisse kaum die Rede seyn! —

Das Buch zerfällt nach einer Einleitung in sieben, sehr zufällig bestimmte, Abschnitte, wie schon aus den Überschriften hervorgeht. I. Anstalten der äußern katholischen Kirchenverfassung im Allgemeinen (bezieht sich lediglich auf den Emser Kongreß, also auf das Verhältniß

*) Es ist höhe Zeit, die neue pragmatische Sanction der zur oberrheinischen Provinz konföderirten Fürsten und Städte einer kirchen- und sittenrichtlichen Beleuchtung theilhaft zu machen. Wir hoffen in einem der nächsten Hefte dieses Bedürfniß befriedigen zu können, damit uns nicht gelte, was man so oft geltend macht: qui tacet, consentire videtur.

der Diöcesen und Erzdiöcesen zum römischen Stuhle, was doch mit Unrecht zur „äußern Kirchenverfassung“ gerechnet wird). II. Anstalten für die Reformation des Klerus insbesondere. III. Diöcesananstalten zur Verbesserung der Seelsorge. IV. Die Grundsätze und die Amtsführung in Sachen der bischöflichen Jurisdiktion. V. Benehmen und Grundsätze über die erzbischöfliche Jurisdiktion bei der Erledigung der Suffraganbischöfe (werden denn die Bischöfe erledigt?). VI. Grundsätze und Verfahren in Ehesachen. VII. Zustand des ehemaligen Erzstifts im Allgemeinen. — Wir folgen dem Herausgeber in's Einzelne. Die Einleitung führt uns in den Kreis der Gedanken und Wünsche Herrn Kopps ein. Wenn auch schon hier der Styl nicht von der Art ist, daß er als Muster für die jüngere schreiblustige Geistlichkeit empfohlen werden könnte, und dieß gilt beiläufig so ziemlich vom ganzen Buche, so ist der Inhalt wichtig und führt zu ernster Betrachtung. Schon so oft ist das Unheil, welches die französische Revolution über die katholische Kirche überhaupt, und jene Deutschlands insbesondere herbeigeführt hatte, beklagt und — wenigstens von den Gegnern triumphirend verkündet worden, daß es wohl der Mühe Werth wäre, die heilsamen Folgen jener Katastrophe, wenn sie gehörig zum Heile benützt wird, herauszuheben. Es ist dem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung angemessen, auch in der Zeit der Trübsale die allmächtige Leitung jener Anstalt nicht zu verkennen, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen. Aus jeder Erniedrigung zeigt uns die Geschichte die katholische Kirche mit erneuetem Glanze hervortreten, in der Erneuung die alte, segenreiche, trostvolle Mutter der Gläubigen. Alle Bosheit der Menschen ist von jeher an ihr zu Schanden geworden, und selbst das Unglück ist ihr eine Quelle des Glücks geflossen. Man sagt, die Revolution habe die katholische Kirche arm gemacht; es ist

wahr, unsre Bischöfe sind aus Herrschern Unterthanen, aus selbstständigen Reichsständen höchstens abhängige Landstände geworden; der Mittel und Fonds, welche ihnen sonst zur Gründung und Verbesserung kirchlicher Anstalten zustanden, beraubt, sind sie just auf eine anständige Lebsucht zurückgebracht. Dafür aber haben sie andere Hülfsquellen erhalten; von Adelsprobe und Wahlumtrieben unabhängig, sagt Hr. Kopp, werden sie mit eignen Augen schauen. Nicht wie früher mit den Sorgen eines weltlichen Reiches belastet, haben sie nun ungetheilte Muse, dem apostolischen Amte und dem Wohle der Kirche sich ganz zu widmen. „Selbst die veränderte Lage der Kirche im Staate verspricht ihr Gedeihen. Die Bisthümer über mehrere Gebiete ausgedehnt, waren früher in stetem Kampfe mit den verschiedenen Souverainen, die den Bischof als eine auswärtige Person anzusehen pflegten; die besondern Ansichten und Grundsätze eines jeden Staats gaben Anlaß zu eben so vielen Irrungen, und so mußten sich die Collisionen und das Mißtrauen zwischen Kirche und Staat häufen. Jetzt kennt der Bischof nur einen — seinen Landesherrn; die Kirchenverhältnisse sind wenigstens zum Theile geordnet, und so ist nun der Bischof mit dem Souverain im gemeinsamen Ziele eng verbunden, zu wirken für das allgemeine Wohl.“ Möge — dieß fügen wir bangend hinzu, diese enge Vereinigung mit dem Landesherrn nicht eine zu enge Verbindung mit dem Hofe und der Selbstsucht eigenmächtiger Beamten werden! „Die Religion, heißt es weiter, liegt außer der Staatsgewalt, aber die Kirche als äußere Erscheinung kann nur im Staate bestehen. Kirche und Staat, so getrennt beide auch gedacht werden, sind übrigens in so ferne eins, daß sie sich in einer und der nämlichen Gesellschaft wieder finden, und beide das Wohl der Menschheit beabsichtigen. Aber keine zu irgend einem Zwecke verbundene Gesellschaft

darf sich dem Staate feindlich entgegenstellen, oder eine Gewalt üben, die der Freiheit oder Wohlfahrt des Staats Abbruch thut; deßwegen sollten Kirche und Staat stets eine gemeinsame Richtung nehmen, und es ist für beide eine unselige Maxime, wenn sie einen entgegengesetzten Gang einschlagen. Aber auch der Kirche gebührt ein freies, selbstständiges Leben. Unabhängigkeit in ihrem Gebiete des Heiligen, so wie dem Staate Unabhängigkeit im Bereiche des Zeitlichen. Der Staat darf keine Gewalt üben, welche das Gewissen des Christen verletzt; das innere Leben des Menschen liegt außer seiner Gewalt. Wenn die Kirche übrigens so fest vom Staate umschlungen ist, daß ihr Blut nicht frei aus ihrem Herzen aus- und wieder zurückströmen kann, sondern in jeder Ader eingepreßt ist, so ist ihre Selbstständigkeit so gut wie vernichtet." Daß Hr. Kopp für diese, wenn sie richtig aufgefaßt werden, gewiß wahren Sätze Horst's Mysteriosophie, Salat's Religionsphilosophie, Plank, die Rede des Würtembergischen Ministers Schmidlin bei der Einweisung des Bischofs in Rottenburg, Walters Kirchenrecht, und Rüdlingers „Was restaurirt Europa?" in den Noten citirt, beweis't, daß er aus den verschiedenartigsten Gedankenfolgen sich seine eigne zu bilden vermag. Wenn er aber unmittelbar nach jenen Sätzen die Hoffnung ausspricht, man werde jetzt der katholischen Kirche ihre freie Bewegung vergönnen, so würde dieß bei einem Andern als Hrn. Kopp wie Hohn klingen, er selbst aber scheint das Streben der neuesten Zeit nicht zu verstehen, und seine Exhortation an die Bischöfe, jene Bewegung zu ordnen, die innern und äußern Einrichtungen zu treffen, welche die Kirche in dem jetzigen (?) Augenblicke der Selbstthätigkeit und freien Wirkens fordert, vertrauend auf den Beistand des Staats und unterstützt von so vielen Edeln, ist weder durch die Vorder-

sätze noch durch die Erscheinungen der Gegenwart gerechtfertigt. Wir verweisen unsern Verf. auf die §§. 4. 9. 18. der neuen oberrheinischen pragmatischen Sanktion. Doch sehen wir von diesen äußern Verhältnissen ab, und fragen wir mit unserm Verf., worin die Einrichtungen und Reformen bestehen, die der katholischen Kirche Noth thun sollen. Er faßt sie in drei Punkten zusammen: I. Eine angemessenere Gestaltung ihrer äußern Verfassung; II. eine geistigere Belebung des Klerus; III. heilsam wäre der Versuch, den römischen Stuhl zu bewegen, die durch so viele Reservate beengte bischöfliche Amtsgewalt zu erweitern, um dadurch den Standpunkt der Bischöfe wirksamer und unabhängiger zu machen. Von S. 7 bis 10 werden die drei Punkte näher ausgeführt und ihre Begründung versucht und letztere sowohl für den ersten als zweiten überzeugend gegeben. Zur Begründung des dritten Punktes heißt es: „Der Kirche frommt nicht, wenn die Diöcesanverwaltung, das Leben und Regen der Bischöfe so gar eng beschränkt ist. Viele der Kirchenangelegenheiten fordern oft dringend und schleunig Erledigung; sie kann aber nicht werden, weil die bischöfliche Amtsgewalt durch die sogenannten Reservatrechte des römischen Stuhls beengt ist. Aber wie soll die römische Kurie, durch weite Erdstriche entfernt, mit der Lage der deutschen Diöcesen unbekannt, noch unbekannter mit den treffenden Individuen, richtig zu urtheilen im Stande seyn? Bei der Ehrfurcht, die der Katholik dem Oberhaupte unsrer Kirche, und den von Christo eingesetzten Primatialrechten zollt, bleibt immer der Wunsch gut und löblich, daß dem Episkopate wenigstens ein Theil jenes freien Wirkens wiedergegeben werde, den ihm der Stifter unsrer Religion selbst gab.“ Rec. ist weit entfernt, dem Verf. dieser Äußerung halber zu grollen, vielmehr verhehlt er sich nicht, daß in mancher Beziehung die bischöfliche Wirksamkeit an sich erweitert

werden dürfte; aber das giebt er dem Verf. wohl zu bedenken, ob auch jetzt, wie er in gutmüthiger Ansicht meint, die rechte Zeit sey, die Ausgleichung zwischen Reservatrechten im engern Sinne und bischöflicher Amtsgewalt auch nur zu wünschen. Rec., obgleich durchdrungen von Verehrung für das bischöfliche Amt, und überzeugt von der Nothwendigkeit, wenigstens in der Theorie die ursprüngliche Scheidung der Organe festzuhalten, und von dem Satze, daß eine verfassungsmäßige Lähmung des einen durch das andere nicht in der Stiftung selbst liegen könne, ist demnach lebhaft überzeugt, daß jeder Wunsch sich nach Zeit und Umständen fügen müsse; unsre Zeit aber ist eine solche, daß die Realisirung der deßfallsigen Wünsche zu ganz entgegengesetzten als den ersehnten Resultaten führen würde. Zuvörderst gehe unser gemeinsames Streben und Wünschen dahin, daß, was Noth thut, geschehe, daß es in kirchlichem Geiste und durch kirchliche Organe geschehe, und gerade jene Organe seyen uns die willkommensten, durch die es am leichtesten und kirchlichsten geschehen kann. Streiten wir nicht über die Form, wenn wir im Kampfe um das Wesen begriffen sind. Jedes Zeitalter der Kirchengeschichte zeigt uns deutlich, daß die Form wechseln kann, wenn das Wesen dasselbe bleiben muß, und daß das an sich Unvergängliche sich eine Form schafft, sobald es Zeit und Umstände fordern, daß das Alte sich in neuer Form zeige. Die Kirche, mündlich reich an Auskunft für die mannigfaltigsten Bedürfnisse, und kraft ihres Begriffes die verschiedenartigsten Völker und Zeiten umfassend, ehrt die Individualität des Zeitgeistes und der Nationen, und weiß das scheinbar Entgegenstehende zu vereinen. Nur wer diesen Reichthum der Kirche zu würdigen vermag, versteht die Abwechslung ihrer Formen, und die Variation in dem Verhältnisse des Episcopats zum Primat. Allerdings war eine Zeit, in welcher letzterer nur in der

Sorge für das über alle Partikularkirchen sich erstreckende Gemeinsame der gesammten Kirche wirkte; sobald aber Zeit- und Ortsverhältnisse den Episcopat zur Verwaltung des individuell Heilsamen in Verfassung und Disciplin der Partikularkirche weniger tüchtig und durchgreifend werden ließen, gingen Pflichten und Wirken aus ihm in den Primat über, nicht, wie die Oberflächlichkeit egoistischer Betrachtung wähnt, weil die Organe durch Organe verdrängt und gelähmt wurden, sondern weil, abgesehen von seiner universellen Bestimmung, der Primat ganz eigentlich das surrogirende, eingreifende und selbst partikular wirkende Organ ist, wo außerkirchliches und weltlich unchristliches Walten die Besonderkirche befleckt. Gerade so führt der verständige Pfleger des erkrankten Baumes diesen auf den Stamm, dessen innerer Lebenskraft vertrauend, zurück, indem er Äste und Zweige beschneidet, auf daß aus dem Stamme neues Leben kräftigere Äste und Zweige treibe. Wenn es denn nun wirklich eine Zeit gab, in welcher vollkommen zweckmäßig von den Metropoliten in Verbindung mit den Provinzialbischöfen die Suffraganen bestätigt und geweihet, ihre Translation erlaubt, Koadjutoren bestellt, der Eid des kanonischen Gehorsams gefordert, Resignationen angenommen, deponirt, neue Bisthümer errichtet, bestehende vereinigt und getheilt, nur zunächst von ihnen Apellationen angenommen, von den Bischöfen aber selig gesprochen, nur von ihnen Beneficien vergeben, Dispensationen ertheilt, Gelübde gelöst, absolvirt, geistliche Stiftungen umgeändert wurden, folgt denn hieraus, daß dieß überall und zu allen Zeiten so seyn mußte? Und was wollen denn jene, welche einen bestimmten Zeitraum aus der Kirchengeschichte, und wären es auch die ersten drei Jahrhunderte, herausgreifen, und daraus ein Ideal bilden, auf welches die Kirche immer wieder zurückkehren soll? Ein solches Verfahren ist, wie sich Walter geistreich und

wahr ausdrückt, ungeachtet alles Scheines von Gelehrsamkeit, womit es vielleicht umgeben wird, doch recht eigentlich unhistorisch, indem es, gleichsam als ob die Vernunft der Geschichte sich in jenem Zeitraume erschöpft hätte, den vernünftigen Fortgang in der weitern Entwicklung läugnet, und diese nur als eine Reihe von Zufälligkeiten behandelt. Sonderbar genug sind es gerade solche, die sich sonst gegen Formen so sehr gleichgültig zeigen, die hier das kirchliche Leben recht starr in Formen zurückbannen wollen. Warum muthet man denn nicht auch unsern Verfassungen zu, zu den Einrichtungen zurückzukehren, die uns Tacitus beschreibt? — In unserer Frage geht Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit einen Schritt, und erstere ergiebt sich lediglich aus letzterer. Wenn wir aber in Zukunft irgend Etwas unsern Bischöfen zu danken haben sollen, so ist es bedingt durch den Einfluß, den Rom auf ihr Wirken wie auf ihre Bestellung haben wird; oder was meinen wohl die starren Vertheidiger des Episcopalsystems, welche Resultate ein Konkordat der Regierungen mit unsern Bischöfen haben würde? Wir mögen den Ideengang, der sich uns unwillkührlich aufdrängt, nicht weiter verfolgen, nicht weil wir uns scheueten, sondern weil wir uns vorgesetzt haben, nicht beiläufig die neueste Zeit und ihr Verhältniß zur Kirche zu beleuchten, vielmehr durch selbstständige und unabhängige Darstellung dem Übel direkt an die Wurzel zu greifen. Niemals aber war es nothwendiger, die Bischöfe an die engste Verbindung mit dem Primate zu verweisen, als gerade jetzt, weil sie wenigstens in Deutschland niemals unselbstständiger in ihren Diöcesen waren. Der Verf. selbst gesteht, daß es schwer sey, Roms Grundsätze zu beugen; desto besser für jene, die seiner als Stützen bedürfen. Er nennt Roms Konsequenz eine eiserne; mögen unsre Bischöfe einen eisernen Charakter entwickeln, an welchem die Bestrebungen der alles kirchliche Prinzip und Leben angreifenden Zeit zersplittern.

Die erste Nummer über die Anstalten zur Verbesserung der äußern katholischen Kirchenverfassung im Allgemeinen umfaßt S. 16 — 136, 1. die von dem Emser Kongresse gefertigten Vorarbeiten, Gutachten, und andere zur Geschichte des Kongresses gehörige Aufsätze, 2. die Anträge, Gutachten und Vorbereitungen zu der angesagten Diöcesansynode (1789). Der Verf. lebt und webt in der Zeit des Emser Kongresses; interessant sind freilich die meisten Aktenstücke, die er hier beibringt und zwar gerade darum, daß man daraus ersieht, wie wenig die Bestrebungen jener Zeit der Art waren, wie sie oft geschildert werden. Es lag in den Bischöfen und Erzbischöfen bei allem Eifer für ihre Zwecke eine tiefe Verehrung vor der Auctorität des päbstlichen Stuhles, und wenn auch bei den Verfassern der von Hrn. Kopp mitgetheilten Arbeiten und Gutachten nicht überall dieselbe Unterwerfung unter die Auctorität des Pabstes erkannt wird, vielmehr manche dieser Aufsätze einen sehr unkirchlichen Geist athmen, so sieht man daraus nur, wie vorsichtig die Bischöfe selber seyn müssen, wenn es sich um das delikate Verhältniß zum Pabst handelt, welches weniger eine Sache des Rechts als des kirchlichen Sinnes ist. Daß in diesen Gutachten manche Sätze vorkommen, welche vor einer wissenschaftlichen Kritik nicht bestehen können, ist natürlich; bei Kollegialarbeiten, die nicht zum Drucke bestimmt sind, nimmt man es ohnedieß nicht so genau. Ob aber gerade in dieser Beziehung der Herausgeber solcher nicht für den Druck bestimmten Aufsätze den Vorwurf der Indiscretion verdiene, lassen wir dahin gestellt; doch die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß es dem ohnehin häufig glossirenden Herausgeber obgelegen hätte, die auffallendsten Schnitzer zu korrigiren. Wir wollen hier nur zwei herausheben: S. 24 wird in einem Votum gesagt, der Eid der Bischöfe verpflichte sie alle fünf Jahre nach Rom zu reisen.

Dieß ist in doppelter Beziehung unrichtig. In dem ältern Eidesformulare heißt es: Limina apostolorum singulis annis aut per me aut per certum nuntium visitabo. Seit Sixtus V.: Apostolorum limina singulis triennii personaliter per me ipsum visitabo. — S. 34 heißt es in einem Gutachten über die römischen Nuntien, in frühern Zeiten der Kirche fänden sich wohl Nuntien auf gewisse Zeit und für gewisse Gegenstände, aber ständige Nuntien seyen unbekannt gewesen. Nun wissen wir aber, daß schon zu Justinians Zeiten Responsalen oder Apocrisiarien in Konstantinopel waren (Nov. 123. c. 5.), daß der Bischof von Thessalonich für Illyrien, der von Sevilla für Spanien, der von Arles für Gallien apostolischer Vikarius war. (cs. 3. qu. 6. c. 8. — cs. 25. qu. 2. c. 3. 5. 6. 9.) Merkwürdig sind und bleiben die vom Herausgeber aufgenommenen Schreiben des Fürstbischofs von Passau an den Churfürsten von Mainz (S. 39 — 44) und des Churfürsten an den Pabst (S. 45 — 54). Daß Hr. Kopp S. 55 die bekannte responsio Pii VII. ad quatuor Metropolitas vom 24. November 1789 einer heftigen Sprache bezüchtigt, läßt sich bei seiner Bewunderung für die Bestrebungen der Erzbischöfe erwarten.

Bekanntlich schrieb der Churfürst von Mainz im Julk 1789 eine Diöcesansynode aus, welche indessen, noch im Jahr 1794 beschlossen, in Folge der Zeitereignisse nicht zu Stande kam. Das Vikariat, die theologische Fakultät zu Mainz, die Stifter und Klöster, die Landkapitel wurden zu einstweiligen Versammlungen und zur Einsendung ihrer vorläufigen Gutachten über Gegenstände aufgefordert, welche ihrer Meinung nach auf der Synode zur Sprache kommen sollten; auch jedes Mitglied des Vikariats sollte sein eigenes Gutachten eingeben. Hr. Kopp theilt nun von S. 60 das Gutachten des Vikariats und jene einzelner Räthe, so wie die Punktationen anderer Kleriker und namentlich des Landkapitels im Eichsfelde

mit. Am interessantesten ist die Punktation des Vikariats. Unter manchen sehr achtbaren Vorschlägen finden sich jedoch auch solche, welche schlechthin außer der Competenz einer Diöcesansynode liegen, so S. 61 der Antrag hinsichtlich der Wahlen von Ordensgeneralen, der vota solemnia in Nonnenklöstern, der „schicklichen Modifikation des Cölibats.“ Es würde uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Vota durchgehen wollten. In der That enthalten sie viel Gutes, aber auch manches Unverdauete. Durch wirklich wissenschaftlichen Gehalt zeichnen sich die von S. 74 — 186 mitgetheilten Arbeiten einiger Professoren an der Universität zu Mainz aus.

Der zweite Abschnitt. „Besondere Anstalten für die Reformation der Kirche“ ist eine lichtvolle und zweckmäßige Abhandlung des Herausgebers, welche Niemand ohne Beifall lesen wird. Hier zeigt sich Hr. Kopp auf seinem eigentlichen Felde und wir bedauern, durch die Gränze, welche dieser Anzeige gesteckt ist, nicht weiter auf diese Abhandlung eingehen zu können, als daß wir den Hauptinhalt referiren. Der Verf. spricht von der Bildung und Fortbildung des Klerus durch eine gute Einrichtung der Seminarien, durch Anordnung zweckmäßiger Fortbildungsanstalten (wohin gerechnet werden in den Landkapiteln bestehende Lesezirkel, jährliche Preißaufgaben, Pastoralkonferenzen), durch angemessen eingerichtete Besserungsanstalten für Geistliche; sodann von Verbesserung der Lebsucht und Unterhaltung des Klerus durch Stiftung und Errichtung eines Kaplaneifonds, durch Errichtung eines fundus emeritorum. Die Vorschläge des Verf. beweisen nicht weniger sein Wohlwollen als seine Erfahrung. Auf einen Punkt — Laisirung der Geistlichen — wird jedoch Rez. weiter unten zurückzukommen Gelegenheit haben.

Wie reichhaltig der dritte Abschnitt (S. 164 — 248): „Diöcesananstalten zur Verbesserung der Seelsorge,“ sey,

mag sich aus einer kurzen Relation über den Inhalt ergeben. a) Errichtung mehrerer Pfarreien und Kaplaneien mittelst der Stiftung eines Pfarrfonds (enthält eine nachahmungswürdige Verwendung der dem Großherzog von Frankfurt anheimgefallenen Deutschordensgüter); b) Vorarbeiten zur Einführung einer bessern Agende (giebt Nachricht über den Entwurf eines verbesserten Rituale vom Jahr 1787, wobei wir nicht unterlassen wollen, auf die Mäßigung des Verf. und auf seine Warnung vor der Willkühr des einzelnen Geistlichen aufmerksam zu machen); c) Bearbeitung eines neuen Katechismus (enthält viel Gedachtes gegen ältere und neuere Katechismen, und über die Nothwendigkeit einer Gleichförmigkeit der Katechismen in größern geographischen Kirchendistrikten); d) Bearbeitung eines neuen zweckmäßigen Breviers (bescheidene und umsichtige Abhandlung über den Werth und die Verbesserung des Breviers; S. 187 ist vielleicht zu viel Gewicht auf das Recht des Bischofs gelegt); e) Vorbereitung zur Aufhebung der Stolgebühren, und Ansicht über Messestipendien. (Wir verkennen die Reinheit der Gesinnungen des Verf. nicht; doch scheint er uns zu viel Gewicht auf jene Meinung zu legen, welche in den Stolgebühren eine Bezahlung geistiger Wohlthaten sieht. Niemand hat doch in den Sporteln, Stempelgebühren und Kanzleiabgaben noch eine Bezahlung der Justiz gefunden; und würde man diese Stolgebühren heute abschaffen, so wären sie binnen fünfzig Jahren wieder, der Geist christlicher Liebe vorausgesetzt, von selbst da, zuerst als freiwillige Abgaben und dann als durch Gewohnheit sanctionirte Gebühren. Einige strenge Aufsicht auf lieblosses Benehmen der einzelnen Geistlichen bei Erhebung dieser Gebühren scheint uns das Höchste zu seyn, was Noth thut. Ähnliches gilt von Messestipendien; die S. 199 u. ff. gegebene Abhandlung wäre besser ungedruckt geblie-

ben.) f) Anordnung und Einführung eines zweckmäßig geordneten Kultus und Liturgie. (Wenn Du, sagt Sailer, dem geistlosen Manne am Altare statt eines lateinischen ein deutsches Meßbuch unterschiebst, und ihn daraus seine Messe deutsch herunter sagen läßt, so wird er jetzt für das Volk, das sein Wort versteht, ein Scandal seyn. Diese vom Verf. angeführten Worte mögen für seine Ansicht zeugen. Daß dessen ohngeachtet Manches zu wünschen wäre, leidet keinen Zweifel. Hr. Kopp verweis't auch hier auf die Thätigkeit des ehemaligen Mainzer Ordinariats hinsichtlich der Predigt, des Gesangbuchs, der expositio Sanctissimi, des Segens mit der Kreuzpartikel, der sogenannten Weihnachtskrippchen und heil. Gräber, der Figuren und Bilder in der Kirche, der Gebräuche am Himmelfahrtstag und auf Pfingsten, der Exequien, des Messelesens in Kapellen, der Prozessionen und Wallfahrten, der Bruderschaften. Würde und Mäßigung vermissen wir auch hier auf keine Weise, wenn wir auch nicht in Allem beistimmen.)

Der vierte Abschnitt: „Grundsätze und Amtsführung in Sachen der bischöflichen Jurisdiktion" nimmt volle 100 Seiten (S. 249 — 348) ein. Er giebt uns Gelegenheit zu mancher Bemerkung und wir widmen ihm daher besondere Aufmerksamkeit. Er zerfällt in fünf Nummern. Die erste handelt vom Dispensationswesen überhaupt und den Ehedispensen insbesondere. Hier vindicirt Hr. Kopp das Dispensationsrecht im Allgemeinen den Bischöfen, und wenn wir auch an und für sich und materiell die Richtigkeit seiner Begründung anerkennen, so gilt hier doch wieder, was wir oben schon über das Verhältniß des Primats zum Episkopate bemerken mußten. Auf die Taxen für Dispensen ist unser Verf. besonders übel zu sprechen. Die S. 256 angeführte Relation macht übrigens hinsichtlich des juridischen Takts dem Ref. keine

besondere Ehre; einmal ist der casus necessitatis weit hergeholt, sodann aber benutzt derselbe c. 26. u. 58. x. de sent. excomm. zu einer Ausdehnung ex ratione legis, die bei einem jus singulare schlechthin nicht zu rechtfertigen ist. Die zweite Nummer von Dispensationen im Abstinenzgebote können wir füglich auf sich beruhen lassen, da wohl allgemein eingesehen wird, daß im Abstinenzwesen sowohl das bischöfliche Recht, als auch die Nothwendigkeit von Modifikationen unbestreitbar ist. Wir gehen daher zu Nummer drei über, welche von Dispensationen circa impedimentum ordinis und der (heutigentags vielbesprochenen) reductio ad statum laicalem handelt. Der Verf. erkennt den Cölibat als mit der Schrift übereinstimmend an, und betrachtet ihn als tief in unsere Kirchenverfassung und die Administration der Sakramente verwebt. „Lassen wir, sagt er, das alte Kirchengesetz bestehen. Aber sollen denn darunter jene Geistliche leiden, die die Ehelosigkeit nicht halten können oder mögen? sie sind nun einmal im geistlichen Stande, aber nur — um die Kirche und den Stand zu schänden." Der Verf. ist, wie er dann weiter ausführt, dem sogenannten Laisiren geneigt und bringt S. 271 eine Masse von Belegen bei, aus denen er beweisen will, daß unsittliche, oder überhaupt Geistliche, die fortdauernd nicht im Geiste ihres Standes lebten, ganz aus dem geistlichen Stande entlassen, aufgehört hätten Geistliche zu seyn und Laien geworden seyen. Daß aber die reductio ad statum laicalem nicht immer eine Strafe gewesen, sucht der Verf. durch Beispiele zu erhärten, in welchen circa ordinem dispensirt worden sey. „Was für Mittel, heißt es S. 274, stehen jetzt der Kirche gegen solche untaugliche, oft sehr unglückliche Individuen zu Gebote? Sie ewig einzukerkern — das liegt nicht im Geiste der Liebe und der Religion. Sie, wie es bisher meistens geschah, auf Kosten des Staats in Korrektions-

häufern zu ernähren; damit ist nur der Staat gestraft, und die Erfahrung hat oft genug belehrt, daß dergleichen Individuen an Leib und Seele mehr verkrüppeln, als gebessert werden; übrigens hat die Kirche bei diesen Maßregeln keinen Gewinn, die Bischöfe und der Staat aber die Last; endlich hat die Kirche in neuern Zeiten der Fonds zu wenige und der Ausgaben zu viele, um auch noch für die Lebsucht ihrer untauglichen Glieder sorgen zu müssen. Nicht die Aufhebung des Cölibats, aber die reductio ad statum laicalem wird der katholischen Kirche Hülfe und Rath schaffen; was früher war, kann wohl auch jetzt geschehen; was die Kirche in selbiger Zeit für gut fand, wird auch jetzt gute Dienste leisten.“ Hierauf läßt sich Hr. Kopp etwas Weniges auf den character indelebilis ein, doch wird er selbst diese Worte nicht als eine Aufhebung der Schwierigkeit betrachten. Immer wieder kommt er darauf zurück, daß die Reduction in frühern Zeiten vorgekommen sey; und dann fürchtet er das Protestantischwerden. Auf dem Emser Kongreß wurde beliebt: „Ingleichen gehört zu der Gewalt eines jeden Bischofs, die Verbindlichkeiten, die aus den heil. Weihen entspringen, aufzuheben, und werden die Erz- und Bischöfe diese Befugniß bei eintretenden erheblichen und dringenden Ursachen in Ansehung der Sub- und Diakonen gebrauchen.“ Auch führt der Verf. einige Kommunikative der Vikariate Aschaffenburg, des Ordinariats in Speyer und Mainz an, aus welchen erhelle, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse. Weil aber keine Vereinigung statt fand, so gestattete das Aschaffenburger Vikariat seit 1788 mehrmals Subdiakonen den Rücktritt. Zuletzt führt Hr. Kopp einen Fall an, der in seiner Art so merkwürdig ist, daß wir uns nicht enthalten können, denselben mitzutheilen; so wie die Verhandlungen darüber kurz zu referiren. J. F. geboren den 5. März 1750, Jesuit den 13.

September 1766, Subdiakon den 26. Februar 1774, Diakon den 19. desselben Monats, Priester den 2. April 1774, behauptet ohne Überzeugung und gegen seinen Willen (?) geistlich geworden zu seyn, bloß in Folge eines frühern voti castitatis. Nachdem er Professor geworden war, trat Reue ein; er enthielt sich aller priesterlichen Verrichtungen, verlor aber seine Professur und da er sich zu den Lasten des Standes zu schwach fühlte, so bat er das Ordinariat in Mainz, in dessen Sprengel er lebte, um die Zurücksetzung in den Laienstand. Zum Referenten wurde der „gründliche Theolog“ geistlicher Rath und Professor Br. ernannt. Das Gutachten desselben ist S. 283 — 293 mitgetheilt. Der „gründliche Referent“ trägt auf Dispens an, mit dem Beifügen, daß es pro foro externo rathsam sey, den Supplikanten über die Wahrheit seiner Angaben eidlich abzuhören und ihm den Eid de abstinendo ab omnibus functionibus ordinum susceptorum et nunquam tentando regressum ad statum ordinum abzunehmen. Dem Ref. traten mehrere Votanten bei und das Vikariat faßte „nach langer Berathung“ folgenden Beschluß: „Ist vicariatus per unanimia (!) einverstanden, daß in den Fällen, wo ein Geistlicher, er sey Subdiakon, Diakon oder Priester, wichtige Ursachen vorlege, daß er ohne große Gefahr seines Seelenheils das Cölibat nicht halten könne, und deßhalb um die Erlaubniß anstehe, diesen Stand ein für allemal zu verlassen, und ad statum laicalem zurückzukehren, und wenn das Ordinariat hierauf erkenne, daß die angeführten Ursachen wichtig und so beschaffen seyen, daß eine kanonische Dispense hierauf gegründet werden könne, oder wo ein solcher Geistlicher sich so schlecht aufführe, daß er wirklich von seinem Bischofe für inkorrigibel gehalten werde, in diesem Falle nicht nothwendig sey, ad S. Pontificem nach Rom zu recurriren, sondern daß alsdann unbedenklich auctoritate ordinaria fürgefahren

werden könne. Jedoch, so überzeugt auch vicariatus von von diesem thesi sey, halte man es doch nicht für räthlich, fürzufahren; wenn es nicht vorher wenigstens von den drei erzbischöflichen Ordinariaten versichert sey, daß sie mit den Grundsätzen einverstanden, und bereit seyen, solche zu verfechten.“ Auf die Anfrage in Köln, Trier und Salzburg, war das erste über die Anfrage erstaunt, und antwortete verneinend, Trier wollte die Sache auf ein allgemeines Concil ausgesetzt wissen, und Salzburg rieth ab. Der Ref. Br gab einen Nachtrag zu seinem ersten Gutachten, worin er zum frühern Antrage zurückkehrte. Jedoch wies das Ordinariat den Supplikanten ab. Diese Geschichte giebt zu mehrseitiger Erörterung Anlaß. Wir sehen zunächst von allen Incidentpunkten und Nebenfragen ab, und forschen nur zunächst nach den Gründen des „gründlichen Referenten“ für seinen Antrag. Vorerst findet er zu dem Gesetze des Cölibats und gar zu einem unauflöslichen Gesetze keinen Grund. Christus habe kein Gesetz gegeben, auch keiner der Apostel; die erste Kirche habe presbyteros conjugatos gehabt. Wer aber dem Kleriker den Rücktritt und darauffolgende Ehe weigere, sehe entweder die Ehe für bös oder das Gesetz für unauflöslich an. Das erste sey falsch, das zweite grundlos; denn man habe wegen Erhaltung der Familie schon dispensirt (Wer? der Pabst?). Für die Erlaubniß zu resiliren spreche das Naturrecht. Soll gegen dasselbe entschieden werden, so müsse dafür entweder eine Anordnung Gottes vorhanden seyn; allein es heiße melius nubere quam uri; oder die Kirche müsse nicht dispensiren können, oder es müsse nie eine solche ertheilt seyn, oder dieselbe sich nicht mit dem priesterlichen Charakter vertragen, oder politische Gründe entgegenstehen. Alles dieß sey nicht der Fall; die Kirche könne dispensiren, ob man das Cölibat als votum oder als Gesetz ansehen wolle; ob es der Bi-

schof könne, darüber sey aller Zweifel durch die Emser Punkte gehoben; die Kirche habe dispensirt; der Character stehe nicht im Wege; die politischen Gründe seyen mehr pro als contra. Andere Gründe werden vom Ref. aus dem concreten Falle hergenommen. — Merkwürdig aber ist bei dieser Sache, daß auch nicht mit einer Sylbe in der ganzen Verhandlung des Trid. XXIII. can. 4. erwähnt wurde. «Si quis dixerit, per sacram ordinationem non dari spiritum sanctum, ac proinde frustra Episcopos dicere: Accipe spiritum sanctum; aut per eam non inprimi characterem; aut eum qui sacerdos semel fuit, *laicum rursus fieri posse;* ANATHEMA SIT.» Mit diesem Kanon war ja praktisch der ganze Prozeß entschieden. Aber das liebe Alterthum hat ja nichts vom character indelebilis gewußt, er ist eine Erfindung scholastischer Spitzfindigkeit, deren sich das Trid. theilhaftig gemacht hat. Wurden doch ehemals die Kleriker wieder Laien, und geschah es auch nur zur Strafe, was hindert die aufgeklärte Zeit, das als beneficium zu geben, was das Alterthum als Strafe gab? O ihr „gründlichen Theologen" studirt doch vorher das Alterthum, ehe ihr es zur Gewähr für eure schwachmatische Ansicht macht. Trotz aller Belege, die Hr. Kopp und der „gründliche Theolog" beibringt, behaupte ich, daß das Alterthum niemals einen Kleriker zum Laien machte, daß die entgegenstehende Behauptung entweder dolo oder culpa lata gemacht wird. Diese Behauptung zu rechtfertigen sey meine Aufgabe; doch zuvor muß ich noch auf Folgendes aufmerksam machen. Hr. Kopp klagt an mehreren Orten des Buchs über die Verweltlichung eines großen Theils des Klerus unsrer Zeit, so S. 2: „Ein Theil des Klerus selbst wurde in dem Treiben der Zeit Kinder der Welt. In Gehaltlosigkeit einer flachen Geistesbildung, für die Wichtigkeit ihres Berufes nothdürftig erzogen, in Sinnlichkeit oder Ge-

meinheit verfallen, taugen solche Leute wenig zur Ehre der Kirche, weniger noch zur Erbauung der Gläubigen.“ Je gerechter solche Klage ist, desto nothwendiger ist es, dem Grunde dieser Erscheinung nachzuforschen, und wir glauben keinen unbedeutenden darin finden zu müssen, daß eben das Treiben der neuen Zeit, welche unaufhörlich am Cölibate rüttelt, und das impedimentum ordinis umwerfen möchte, den jungen Geistlichen aus seiner ihm nothwendigen Unbefangenheit und Standesliebe herauswirft, ihn Wünschen übergiebt, die von den sogenannten Aufgeklärten mit Naturrecht oder angebornem Rechte beschönigt, nicht als unerreichbar erscheinen. So erzeugt gerade das Treiben der Zeit Unsittlichkeit oder mindestens Unbehaglichkeit, und wir glauben dieß selbst in der hier besprochenen Verhandlung bestätigt zu finden, wenn das Mainzer Vikariat nach S. 295 naiv an die übrigen erzbischöflichen Vikariate schreibt: „Wir glauben, daß dergleichen mehrere Gesuche in den Diöcesen Deutschlands sich äußern dürften, sobald einige Hoffnung des erwünschten Erhöres sich zeigen sollte;“ und wenn Salzburg nach S. 297 antwortet, daß die Erleichterung solcher Dispensen vielleicht auf die Reinheit der Sitten der Geistlichen nachtheilig wirken könnte, weil nun jeder leichtsinnige Jüngling in den geistlichen Stand treten würde, oder der Eingetretene nun sehr ungeistlich fortwandle, in der Meinung, daß er am Ende sehr leicht wieder austreten dürfe. Die von dem Ref. Br. auch im weitern Gutachten geltend gemachten Gründe sind unwürdige Erzeugnisse einer in jenen und leider auch in unsern Zeiten nicht seltenen, am Ende alle Religionswahrheiten untergrabenden, Frivolität. So sagt unter andern der Ref., die Reduktion (ad stat. laic.), die freilich sonst (!) Strafe gewesen, könne man aber auch jenem nicht verweigern, der sie als eine Gnade ansehe, und sich, so zu

sagen, dem Verbrecher gleichstelle, und Beweggründe von hoher Wichtigkeit vorbringe. Wenn die Zurücksetzung früher Strafe gewesen, warum man sie nicht jenem gestatten solle, der den Fehler bekenne, die heil. Weihen unbesonnener Weise empfangen zu haben. — Wie flach und selbst geistlos dieses Raisonnement sey, wie hier Ref. sich alles juristischen Sinnes und Taktes ledig gezeigt habe, brauchen wir hoffentlich nicht auszuführen. Seit wann ist denn erlaubt, sich selbst in den Zustand der Strafe, sich mit dem Verbrecher auf gleiche Stufe zu versetzen? Doch wir können alles von dem Ref. beigebrachte einfach widerlegen, wenn wir zeigen, daß seine ganze Voraussetzung falsch und unhistorisch ist. Also zur Sache.

Der Ausdruck reductio ad statum laicalem ist durchaus kein quellenmäßiger, und hat lediglich in einem Mißverstehen der Quellen seine Entstehung. Nicht in einem einzigen Kanon kommt er vor, und eben so wenig ist jemals ein Kleriker materiell wieder Laie geworden. Wären die Gegner dieser Ansicht von Pietät gegen das Tridentinum durchdrungen, so hätten sie eine solche Erklärung niemals gewagt. Und in der That, ist es denn auch nur denkbar, daß dieses Concil sich in einen so auffallenden Widerspruch gegen die ältere Ansicht der Kirche gesetzt hätte? Wahrlich es gehört wenig Witz aber viel Albernheit dazu, in den Ausdrücken der ältern Quellen eine reductio ad statum laicalem in dem Sinne zu finden, daß status laicalis gleich status sæcularis sey. Man bedenke doch nur, daß, wo dieser Sache Erwähnung geschieht, es wenigstens nicht schlechtweg laicus heißt, sondern immer *ut* laicus, *velut* laicus, *tanquam* laicus, *instar* laici. So: *Can. apost. 14.* „Si quis presbyter aut diaconus etc. hunc jubemus, ne porro in ministerio publico sit ecclesiæ, maxime si accersente ipsum episcopo ejus, redire contemnat perverso illic ordine perseverans, *ut laicus ta-*

men ibi locorum in communionem admittitor. Can. *apost.* 61. „Si quis clericus etc. deponitor: poenitentia tamen ductus *ut laicus recipitor.*"

Cyprian. an mehreren Orten z. B. Ep. 52. 56. 70. „*ut* laicus communicaret." Si sibi *vel* laico communicare contingeret. Außerdem aber kommen die Ausdrücke vor: laicam communionem accipiat; inter laicos communicet; laica communione contentus; laica tantum communione sibi concessa; laicam tantum tribuere communionem; communio laica reddenda; a laica communione non arceri. Vergl. z. B. Conc. Agath. c. 50. Conc. Tolet. IV. c. 4. Conc. Aurelian. III. c. 2. Conc. Turon. II. c. 26. Conc. Eliberit. c. 76. Siricius ep. 2. Innocent. IV. ep. 22. Felix III. ep. 7. c. 2. Basilius ep. ad Amphil. c. 3. 32. Auch gehören hieher unzählige Stellen aus dem Corp. jur. can. Was heißt denn nun aber communio laica? Auf diesen Begriff kommt hier Alles an. Eine bestimmte Definition in den Quellen ist mir nicht bekannt; es kann daher nur der Begriff auf mittelbare Weise aufgefunden werden. Folgende Erklärungen sind hier möglich.

1. Communio laica wäre gleichbedeutend mit status laici, oder status ecclesiasticus communis. Hienach bedeuteten also jene Ausdrücke das, was Viele darunter verstehen, die Gemeinschaft der Laien oder mit den Laien. In diesem Sinne kommt nun allerdings das Wort communio vor, besonders in Beziehung auf Bischöfe und Priester. Indessen würde auch in dieser Bedeutung noch nicht das, was man unter reductio ad statum laicalem verstehen will, liegen. Denn dadurch, daß man Gemeinschaft mit jemanden pflegt, oder pflegen darf und muß, ist man noch nicht gerade das, was der andere ist.

2. Communio laica kann, wenn auch in dem eben angegebenen Sinne, doch in engerer Anwendung von der Gemeinschaft mit den Laienbrüdern eines Klosters verstan-

den werden. Es ist nämlich bekannt, daß deponirte Geistliche gewöhnlich in monasterium geschlossen wurden, wo sie in secessu Pönitenz üben mußten. Die öffentliche Pönitenz wurde der klerikalischen Würde unangemessen gefunden. Es ließe sich also wohl denken, daß dann communio laica soviel hieße als das consortium mit Laienbrüdern. Auch diese Ansicht hat viele Vertheidiger.

3. Communio laica könnte auch denkbarer Weise von der Materie der Eucharistie genommen seyn. Dann hieße dieser Ausdruck so viel, als nach Art der Laien unter einerlei Gestalt das Abendmal empfangen. Dieser Meinung sind Viele zugethan, z. B. Bellarmin. de Euchar. IV. 24. Lindanus panopl. IV. 58.

4. Die communio laica kann endlich auch auf den Ort bezogen werden, an welchem die Laien in der Kirche angewiesen sind; die Laien communicirten extra cancellos; und in der Kommunion selber war seit den ältesten Zeiten eine gewisse Reihenfolge, in welcher die Laien zuletzt kamen.

Mit allen diesen Ansichten ist der character indelebilis vereinbar, mit der ersten aber nur, wenn sie in dem angegebenen Sinne genommen wird. Wollte man aber unter communio laica eine eigentliche reductio ad statum laicalem, eine Laisirung, ein Laiewerden verstehen, so widerspräche dieß der ganzen Kirchengeschichte. Wir wollen die Beweise hiefür kurz zusammenstellen. Als den wichtigsten und auf jeden Fall für die Praxis zureichenden betrachten wir Trid. sess. 23. cap. 4. und can. 4. de sacramento ordinis. Das cap. 4. spricht so deutlich, daß nur vollständige Willkühr sich darüber hinweg setzen kann: «Quoniam vero in sacramento ordinis, sicut et in baptismo, et confirmatione, character imprimitur, qui nec deleri, nec auferri potest; merito sancta synodus damnat eorum sententiam, qui asserunt, novi testamenti sacerdotes, temporariam tantummodo potestatem habere, et

semel rite ordinatos, iterum laicos effici posse, si verbi Dei ministerium non exerceant.“ Da es indessen heutigen Tags Vielen nicht mehr genügt, auf ein ökumenisches Concil hingewiesen zu werden, so wollen wir diese Ansicht noch weiter begründen. Der character indelebilis, sagt man, sey ein Erzeugniß der scholastischen Theologie des Mittelalters, die ersten Jahrhunderte hätten nichts von ihm gewußt. Allerdings ist der technische Ausdruck character indelebilis nicht so alt als die Kirche; aber was hindert diese spätere Entstehung des Namens z. die Sache selbst auch schon im höchsten Alterthume zu finden? Wie ausgebildet schon bei'm heil. Augustinus die Ansicht von dem character indelebilis war, beweisen viele Stellen dieses Kirchenvaters. Wir begnügen uns auf folgende aufmerksam zu machen. Contra epist. Parmeniani lib. II. c. 13. sagt er: „Quod quidam dicunt, baptisma, quod accepit, non amittit, qui recedit ab ecclesia, sed jus tamen dandi, quod accepit, amittit, *multis modis apparet frustra et inaniter dici.* Primo, quia nulla ostenditur causa, *cur ille, qui ipsum baptismum amittere non potest, jus dandi amittere possit.* Utrumque enim sacramentum est, et quadam consecratione utrumque homini datur: illud cum baptizatur; istud, cum ordinatur: *idcoque in catholica utrumque non licet iterari.* Nam si quando ex ipsa parte venientes etiam præpositi pro bono pacis, correcto schismatis errore suscepti sunt, etsi visum est opus esse, ut eadem officia gererent, quæ gerebant, non sunt rursus ordinandi, *sed sicut baptismus in eis, ita ordinatio mansit integra,* quia in præcisione fuerat vitium, (quod unitate pacis est correctum) non in sacramentis, *quæ ubicunque sunt, ipsa vera sunt.* Et cum expedire hoc videatur ecclesiæ, ut præpositi eorum venientes ad catholicam societatem, honores suos ibi non administrent, *non eis tamen ipsa ordinationis sacramenta*

detrahuntur, sed manent super eos. Ideoque non eis in populo manus imponitur, ne non homini, sed ipsi sacramento fiat injuria. Sicut autem habent in baptismo, quod per eos dari possit, sic in ordinatione jus dandi, utrumque quidem ad perniciem suam, quamdiu charitatem non habent unitatis: *sed tamen aliud est, prorsus non habere; aliud, perniciose habere; aliud salubriter habere.* Quidquid non habetur, dandum est, cum opus est dari: quod vero perniciose habetur, per correctionem, depulsa pernicie, agendum est, ut salubriter habeatur. Quamquam etsi laicus aliqua pereuntis dederit necessitate cumpulsus, quod cum ipse acciperet, dandum esse addidicit, nescio, an pie quisquam dixerit esse repetendum.» Die Gleichstellung der Taufe mit der Ordination spricht Augustinus auch im Verlaufe der Stelle noch weiter aus, und wie sehr er von dem durchdrungen war, was die spätere Theologie character indelebilis genannt hat, davon zeugt besonders seine Schrift gegen die Donatisten, vorzüglich L. I. c. 1. u. 12., daß aber auch Augustin nicht der Erfinder jenes character indelebilis war, dieß wird schon aus dem Umstande klar, daß wir bei Cyprian dieselbe Auffassung finden. So schreibt Cyprian ad Donat. «Tu tantum, quem jam spiritualibus castris cœlestis militia *signavit*, tene incorruptam, tene sobriam religiosis virtutibus disciplinam.» Auch nennt Cyprian ep. 73. die confirmatio ein signaculum dominicum. Ja Augustinus ep. 185. §. 23. gebraucht schon das Wort character selbst. Der einmal erhaltene Charakter kann nun durchaus nicht mehr genommen werden. Dieß geht auch schon aus der Bedeutung der Ordination als Sakrament hervor. In der Ordination sieht die katholische Lehre nicht bloß eine Thätigkeit der Kirche, sondern auch die Wirksamkeit des heil. Geistes, und letztere wird durch erstere nur vermittelt. Die Kirche giebt für ihren Theil nur das exercitium

oder die potestas, die facultas giebt der heil. Geist durch die Kirche. Wie demnach die Wesenheit des Sakraments der Taufe und Firmung selbst im exkommunicirten Laien, ja im Apostaten des Glaubens bleibt, so die Wesenheit der Ordination im Deponirten und Degradirten. Nicht weil man fungirt, oder das Recht hat zu fungiren, ist man Kleriker, sondern weil man ordinirt ist. Merkwürdig über den Unterschied zwischen potestas und facultas ist auch Gratians Erklärung in der ersten quæstio der ersten causa part. 12., dieser Unterschied zeigt sich auch darin, daß der von einem deponirten Bischofe Ordinirte zwar valide ordinirt ist, aber seine Weihen nicht ausüben darf (c. 1. 2. x. de ordinatis ab episcopo.) Wie wenig aber die Depositio eine eigentliche Zerstörung des ordo enthalte, geht daraus deutlich hervor, daß deponirte Geistliche, nachdem sie pönitirt hatten, wieder restituirt wurden und Behufs dieser Restitution niemals eine neue Ordination nothwendig oder möglich war. Die ganze fünfzigste Distinktion Gratians giebt hievon genügendes Zeugniß. Ja bis zum zwölften Jahrhundert war die Depositio der Kleriker nicht per se oder intrinsecus perpetua. Daß in manchen Stellen sehr kräftige Ausdrücke gebraucht sind, wie sub ordine cadere, ordine privari u. s. f. kann uns in einer Sache nicht irre machen, die so eng mit einer der wichtigsten Lehren zusammenhängt; wer sich hier bloß an die Worte hält, und aus ihnen allein ohne Berücksichtigung des ganzen Zusammenhangs schließt, verliert über dem Worte dessen Geist. Nehmen wir daher auch die erste Ansicht an, nach welcher unter communio laica die Gemeinschaft mit den Laien zu verstehen ist, so liegt darin keineswegs, daß derjenige, welcher in communione laica ist, selbst Laie seyn müsse. *) Übrigens haben wir mehrere

*) Wie würde auch eine reductio clerici ad statum laicalem in diesem

Gründe, den Ausdruck communio laica noch mehr zu beschränken, und zwar so wie ihn die vierte oben genannte Ansicht beschränkt. Daß die dritte Ansicht nicht für die ursprüngliche Bedeutung durchgeführt werden kann, ergiebt sich daraus, daß manche Stellen, welche der communio laica erwähnen, älter sind als die Observanz, nach welcher die Laien nicht sub utraque speciè communicirten. Daß übrigens das Vorrecht, sub utraque zu communiciren, mit der Deposition wegfällt, versteht sich schon darum von selbst, weil selbst der Priester außer der Messe nur nach Art der Laien communicirt. Daß aber der Ausdruck communio laica in einer engen Verbindung mit der Eucharistie steht, können auch jene nicht läugnen, welche eine Reduction ad statum laicorum annehmen. Communio heißt κατ' εξοχην so viel als communio eucharistiæ und eben so heißt communicare (κοινωνειν) das Abendmahl empfangen. Darüber haben wir bei den ältesten Vätern viele Zeugnisse. Alle Ausdrücke, welche für communio laica noch sonst vorkommen, passen am besten zur vierten Ansicht, namentlich: laicam communionem accipere und inter laicos communicet. Der Bischof saß auf erhöhtem Sitze im Chor der Kirche. Hier communicirte er zuerst, und wenn fremde Bischöfe gegenwärtig waren, mit diesen. Unter dem Bischofe saßen die Priester und Diakonen, und in der nämlichen Reihe mit ihnen empfingen die peregrini presbyteri und diaconi die Eucharistie. Poterit quippe unusquisque nostrum, honoris sibi socio copulato, vicissim sedere eminentius, sicut peregrino episcopo, juxta considente collega; so schrieben die afrikanischen Bischöfe in dem durch Augustinus (de gestis cum Emerito) aufbehaltenen Briefe. Der Klerus war durch

---

Sitte mit der hohen Achtung vereinbar seyn, deren von jeher der christliche λαος genoß?

die cancellos (κιγκλις) und vela vom Volke geſchieden. Die communio laica bezog ſich nun darauf, daß der Kleriker nicht intra ſondern nur extra cancellos communiciren durfte. Während daher nur die fungirenden Geiſtlichen am Altare, die übrigen im Chor communicirten, mußten diejenigen, welchen die communio laica angewieſen war, mit den Laien extra cancellos communiciren. Hierauf bezieht ſich Synod. Trull. c. 68. und ſchon Laodicen. c. 19. wo es heißt: *Και μονους εξον ειναι τους ιερατικους εισιεναι εις το θυσιαστηριον και κοινωνειν.* Conc. Brachar. c. 13.: «Placuit ut intra Sanctuarium Altaris ingredi ad communicandum non liceat laicis viris vel mulieribus; nisi tantum clericis, sicut et antiquis canonibus statutum est.» Conc. Tolet. IV. c. 17.: «Eo videlicet ordine, ut sacerdos et levita ante altare communicent, in choro clerus extra chorum populus.» Auch in der oben angeführten Stelle des kanoniſchen Briefes (Basil. ad Amphil. c. 3.) beziehen ſich hierauf die Worte: *εις δε τον των λαϊκων απωσθεις τοπον της κοινωνιας ουκ εισχθησεται.* So ſagt auch Cyprian ep. 55. von Trophimus: «ut laicus communicaret, non locum sacerdotis usurparet.» Hieraus wird auch klar wie ſich die laica von der peregrina communio als Strafe unterſcheidet. Urſprünglich nämlich bedeuten natürlich beide Ausdrücke keine Strafe; peregrina communio war das Verhältniß, in welchem fremde Biſchöfe, Kleriker und Laien zu den einheimiſchen ſtanden. Der Peregrine konnte auf keine Weiſe irgend etwas vornehmen ohne ſpecielle Erlaubniß des Biſchofs, mochte nun der Reiſende Biſchof oder ſonſt Kleriker ſeyn. Nur in Beziehung auf die Feier des Abendmahl ſtand der Peregrine den Einheimiſchen gleich; ſo communicirt der Biſchof mit dem Biſchof, der Prieſter mit dem Prieſter. Dieß auch bedeutet urſprünglich communio peregrina, und auf dieſe Bedeutung be-

zieht sich Nicæn. c. 8. Sardic. c. 14. 15. Constantinop. I. c. 2. so wie Socrat. VI. 6. seq. Hieraus leitet sich die Begriffsbestimmung für die Peregrinencommunion als Strafe her. Der Geistliche wurde zur Strafe so behandelt, als ob er Peregrine wäre; wurde z. B. einem Bischofe die Verwaltung des Bisthums genommen, so blieb er zwar Bischof dem Namen, ordo und der dignitas nach; er saß bei den Bischöfen, und communicirte mit ihnen, aber sein Amt verwaltete er nicht; er wurde in seiner eignen Diöcese als Fremder behandelt. Hierauf beziehen sich z. B. Conc. Regens. (439) c. 3. 4. 5., Agath. (506) c. 2. (Grat. c. 21. D. 50.) c. 4. (Grat. c. 11. cs. 13. qu. 2.), Ilerdens. (524) c. ult. Valentin. (524) c. 2. In dem c. 3. des angeführten Concils von Riez wird auf den 8. nicäischen Kanon verwiesen, welcher also lautet: «Is autem, qui nominatur apud eos episcopus, honorem presbyterii possidebit; nisi forte placuerit episcopo, nominis eum honore censeri. (*Τιμην του ονοματος.*) Si vero hoc ei minime placuerit, providebit ei aut chorepiscopatus, aut presbyterii locum, ut in clero prorsus esse videatur, ne in una civitate duo episcopi probentur existere.» Der Zusammenhang ist dieser: die novatianischen Bischöfe sollten, wo sie neben katholischen in demselben Bisthume sich befanden nach ihrer Rückkehr zur katholischen Lehre, in ordinem presbyteri treten, der katholische aber Bischof seyn; doch konnte dem ehemaligen Novatianer der katholische die bischöfliche Würde lassen, oder wenigstens die Würde des chorepiscopus. So wurde z. B. in dem Synodalschreiben dem Meletius in Alexandrien alle *εξουσια αυθεντιας* genommen, und das *ψιλον ονομα της τιμης* gelassen. (cf. Sozomenus hist. eccl. t. I. 23.) Eben so wurden auf der Synode von Chalcedon Bassianus und Stephanus, welche sich der bischöflichen Kirche von Ephesus bemächtiget hatten, entsetzt; der bischöfliche Name

blieb ihnen, und jedem wurden aus den Gütern der ephesinischen Kirche zweihundert aurei als Lebsucht angewiesen; die päbstlichen Legaten unterschieden bei dieser Gelegenheit so: Vassian und Stephanus *την ησυχιαν αγετωσαν, πεπαυμενοι της κατ εκεινην εκκλεσιαν ενεργειας*; ein neuer Bischof soll gewählt werden, ihnen aber *αξια της επισκοπης, και κοινωνια, και παραμυθια ἡ προσηκουσα* verbleiben. Eben so heißt es nun im c. 3. des Koncils von Riez: aut chorepiscopi nomine, aut peregrina communione foveatur. Hienach ist es wohl klar, daß die communio laica, und worin sie von der peregrina verschieden war. Erstere war eine größere Strafe als letztere, und nichts anderes als: extra cancellos percipere eucharistiam laicorum instar. Wie wenig hierin eine reductio *ad statum* laicalem lag, ist von selbst klar, und eben so, daß die obige zweite Ansicht leicht mit der richtigen in Verbindung gebracht werden kann. Eine bedeutende Bestärkung unserer Ansicht, wonach sich die communio laica auf die communio eucharistiæ bezieht, kann man auch noch darin finden, daß in vielen Stellen diese communio bis auf das Sterbelager verschoben, oder selbst hier nicht zugestanden wird; vergl. z. B. c. 118. D. 4. de consecratione, wo Felix III. sagt: quibus laica tantum communio in morte est reddenda. c. 8. D. 50.: «dejiciatur et in fine vitæ suæ laicam communionem tantummodo recipiat.» Solche welche die Akklamation des Volks zu ihrer Wahl durch Bestechung erkaufen, sollen nach dem conc. Sardic. c. 2. (c. 2. x. de electione) nicht einmal in articulo mortis die laica communio erhalten («ut nec laicam in fine communionem talis accipiat.) Wo in derartigen Fällen den Klerikern in fine vitæ die laica communio zugestanden oder verweigert wurde, da sprechen die Canonen bei Laien simpliciter von der Kommunion ohne den Zusatz laica z. B. das conc.

eliberis. c. 13. (qu. 25. cs. 27. qu. 1.) «nec in fine eis dandam esse communionem.» Wie sollte wohl nun ein Kleriker am Ende seines Lebens ad statum laicalem reducirt werden, oder welchen Sinn gäbe die Verweigerung der Reduction selbst in fine vitae? Entweder muß man doch Laie oder Kleriker seyn. Ein drittes giebt es nicht.

Es wäre mir leicht, die hier beigebrachten Zeugnisse des Alterthums um das doppelte zu vermehren. Sie mögen indessen genügen, und sie genügen wirklich zum Beweise des Satzes, daß in der laica communio niemals eine reductio ad statum laicalem lag. Das Tridentinum steht daher nicht vom Alterthum verlassen da, und wir wiederholen, was es in seinem dogmatischen Canon sagt: Si quis dixerit, per sacram ordinationem non imprimi characterem, vel eum, qui sacerdos semel fuit, laicum rursus fieri posse; anathema sit! —

In der Num. 4. des vierten Abschnitts wird das Dispensationswesen in den Ordensgelübden verhandelt. Obgleich auch hier Manches zu erwähnen und zu berichtigen wäre, so muß sich Rez. des Raumes wegen beschränken. Die S. 302 ff. erzählte Geschichte konnte füglich ungedruckt bleiben, sowohl an sich als hinsichtlich des ganz matten Gutachtens. Rez. ist hier der Ansicht, man müsse vielmehr die Ablegung der Gelübde auf eine zeitgemäße Weise einrichten, als in Fällen wirklich abgelegter willkührlich lösen.

Die Num. 5. giebt hauptsächlich ein Gutachten über Verminderung der Feiertäge; dieses Gutachten ist das beßte im Buche, wiewohl auch gegen Manches sich Einwendungen machen ließen.

Der fünfte Abschnitt (S. 348 — 357) ist für den Kanonisten sehr interessant, wiewohl hoffentlich die hier verhandelten Fälle für Deutschland unpraktisch geworden sind. Es ist nämlich die Rede vom Einschreiten des Metropo-

liten bei dem Tode eines Suffraganbischofs, besonders für den Fall, wenn das bischöfliche Kapitel zerstreut ist. Dabei ist die Incidentfrage berücksichtigt, ob durch den jüngsten Reichsrezeß die Kapitel als kirchliche Korporationen aufgehoben worden seyen. Rec. tritt hier vollkommen der verneinenden Antwort, wie sie das Vikariat des Metropoliten geltend gemacht hat, bei, und alle Schritte des Erzbischofs erscheinen als durch das kanonische Recht vollkommen begründet.

Der sechste Abschnitt (S. 358 — 450) behandelt das Verfahren in Ehesachen. Hr. Kopp zieht diese Materie in sein Buch, weil, obgleich kein Gegenstand der äußern Kirchendisciplin, die Matrimonialsachen in der Seelsorge sowohl als in der bischöflichen Verwaltung in neuerer Zeit ein höchst schwieriger Gegenstand geworden sind. Num. 1. handelt von der Frage, ob die Ehe im Falle des Ehebruchs quoad vinculum gelöst werden könne. Ein concreter Fall dient zur Grundlage. Die Staatsbehörde gab sich alle Mühe, durch Schmeicheln und Drohen das Vikariat zur kirchlichen Lösung des Bandes zu vermögen; allein das Vikariat gab bündige Antwort und blieb seiner Pflicht treu. Ehre dem Ehre gebührt! — Num. 2. handelt von gemischten Ehen und der Religionserziehung der Kinder. Auch hier huldigt Hr. Kopp mit seinem ehemaligen Vikariat im Ganzen den richtigen Grundsätzen. Merkwürdig ist die S. 370 in der Note erwähnte Dispensation des Kardinals Caprara als apostolischen Legaten für den ehemaligen König von Westphalen zu seiner Ehe mit der Würtemberg'schen Prinzessin Friederika Katharina, weil sie die Nichtigkeit der frühern Ehe des ehemaligen Königs voraussetzt. Für nichtig aber wurde diese Ehe erklärt, weil sie gegen ein bloßes Staatsgesetz eingegangen war. Anstatt uns hier auf eine Erörterung der Frage einzulassen, ob Ehen, denen ein Staatshinder-

niß im Wege steht, in kirchlicher Beziehung nichtig seyen, oder ob dem Staate überhaupt das Recht zuzugestehen sey, vernichtende Ehehindernisse aufzustellen, wo die Ehe nach religiösen Grundsätzen gültig wäre, wollen wir auf die gediegene Erörterung dieser Frage in einer eben erschienenen, ganz ausgezeichneten Schrift aufmerksam machen. Der Titel dieser Schrift ist: Von der Ehe und der Stellung der katholischen Kirche in Deutschland rücksichtlich dieses Punktes ihrer Disciplin; von Dr. E. von Moy. Landshut, bei Ph. Krüll. 1830.

Hr. Kopp theilt verschiedene Gutachten und Fälle mit, die unter den Akten des erzbischöflichen Vikariats sich vorfanden. Befremden muß es, wie diese geistliche Stelle die Meinung hegen konnte: Eine bestimmte landesherrliche Gesetzgebung über die Religionserziehung der Kinder sey beruhigender für das Gewissen des katholischen Theiles, als wenn der Bestimmung und der Wahl der Brautleute freier Spielraum gelassen werde; und besonders Befriedigung fand, wenn die Religionserziehung der Kinder nach der Konfession des Vaters vorgeschrieben war. — Wer hat denn dem Staat die Befugniß gegeben, durch seine äußere Gesetzgebung über Gegenstände der religiösen Überzeugung und des Gewissens zu bestimmen? Der Staat als der Repräsentant äußerer Gesetzlichkeit aufgefaßt, kann bloß die Befugniß haben, bei Eltern, welche durch Verträge über die religiöse Erziehung ihrer Kinder sich wechselseitig gebunden haben, der eine Theil aber später den andern beeinträchtigen wollte, wenn er um Beistand angerufen wird, schützend dazwischenzutreten. Nach den Prinzipien, welche den meisten Gesetzgebungen zum Grunde liegen, darf der Staat nicht einmal fragen, in welcher christlichen Konfession Kinder aus gemischten Ehen erzogen werden sollen. Es kann hier nur die eine

Frage erhoben werden, und diese Frage gehört allein in das Gebiet des religiösen Glaubens: Welche christliche Kirche ist die allein wahre Kirche Jesu Christi in Lehre und Heilsmitteln? Muß der Katholik diese Frage von seiner Kirche mit Herz und Mund bejahen, so sagt ihm auch sein Gewissen, was er in Beziehung auf seine Kinder vor Gott zu thun schuldig ist. Und sollte ein Staatsgesetz dazwischentreten, so muß er mit allen wahren Christen sagen, daß wir Gott mehr als den Menschen zu gehorsamen verpflichtet sind. Kann er sich aber in einer so wichtigen Angelegenheit, wovon sein und seiner Kinder Heil abhängt, nicht ganz zurecht finden, so ist er angewiesen, die Kirche zu hören; denn diese und nicht der Staat hat die Weisung zu lehren, und zugleich die Verheißung, daß sie vom heil. Geist immerdar werde geleitet werden.

Übrigens hat das erzbischöfliche Vikariat im Allgemeinen gewünscht, daß die sämmtlichen Kinder gemischter Ehe in der katholischen Religion erzogen werden, wie es sich auch in einer eigenen Verordnung vom 16. September 1811 an die Seelsorger ausgesprochen hat. Jedoch werden auch mehrere Fälle mitgetheilt, worin besonderer Umstände wegen die Erziehung der Kinder secundum sexum nachgesehen worden. Es findet sich aber kein Fall vor, daß, wenn die protestantische Religionserziehung für Kinder bedungen werden wollte, die priesterliche Trauung gestattet worden wäre.

Was den Hrn. Verf. selbst betrifft, so hat er S. 381 u. ff. seine Überzeugung über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß unumwunden und kräftig ausgesprochen. „Ich muß übrigens hier bitten, nicht zu vergessen, daß das Ordinariat von Mainz und später von Regensburg keine landesherrliche weltliche Behörde war, welche etwa diese

Sache lediglich aus dem polizeilich- oder staatsrechtlichen Standpunkte zu würdigen hatte. Das Ordinariat handelte, und mußte hier als katholisch-geistliche Oberbehörde handeln, welche nach den Grundsätzen ihrer Kirche nach obiger Art entscheiden zu müssen glaubte. Man verwirrt übrigens gar sehr den Standpunkt, wenn man diesen Grundsatz als einen unlauteren Ausfluß von Intoleranz oder Druck anderer Konfessionsverwandten halten will. Der Katholik beschränkt nur die ordentliche Erreichung seines Heils auf seine Religion, denn Christus hat nur eine Lehre verkündet, es kann also auch nur eine christliche Lehre und Lehranstalt geben, die zur Heiligkeit und der von Christus versprochenen Seligkeit führt. Wenn der Katholik als solcher überzeugt seyn muß, in dieser Lehre und in dieser Lehranstalt zu leben — auf dem von Christus geoffenbarten Wege zu wandeln; ist es alsdann nicht Pflicht für ihn, seine Kinder den nämlichen Weg zum Heile zu führen? Darf er wohl darüber unterhandeln, ob sie vielleicht auch in einer andern Lehre auf diesem oder jenem Wege zur Seligkeit geführt werden können? Wir schließen deßwegen die Individuen der andern Konfessionen vom ewigen Heile gar nicht aus; über die Individuen hat nur der zu entscheiden, der Herzen und Nieren durchforscht; der schwache Sterbliche, sey er Katholik oder Protestant, sollte sich darüber nie ein Urtheil anmaßen. — Der protestantische Pfarrer und Professor Sack in Bonn spricht in seiner Rede an die dasige Gemeinde 1824 Folgendes: „Es ist heilige Pflicht des Vaters, dem einen Theil der Kinder die Erkenntniß und den Gottesdienst zu erhalten und zu überliefern, welche er als evangelischer Christ für die Worte Gottes in der heil. Schrift am gemäßesten halten muß."

Derselbe sagt hier gerade das Nämliche, was wir sagen, nur möchte ihm der Beweis sehr schwer werden,

warum diese heilige Pflicht, die reine Kenntniß zu erhalten, sich nur auf den einen Kindertheil erstrecken soll, und der andere Theil so gerade hin davon ausgeschlossen seyn soll. Wenn der protestantische Pfarrer diese Grundsätze öffentlich ausspricht, warum sollen sie denn in der katholischen Kirche Intoleranz und Umtriebe gegen den Staat und andere Konfessionen heißen?"

Die dritte Nummer des sechsten Abschnitts handelt von der Frage, ob eine katholische geistliche Behörde die gänzliche Ehescheidung für den protestantischen Theil aussprechen könne (S. 382 — 384). Die Frage kann für den Juristen an sich keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Denn hinsichtlich des modus procedendi hat zwar jedes Gericht an seine eigenthümlichen Grundsätze zu halten; allein hinsichtlich der materiellen Rechtsfragen müssen die sogenannten statuta personalia entscheiden. Darum ist das von Hrn. Kopp angeführte Inscript des ehemaligen Großherzogs von Frankfurt vom 12. März 1810 vollkommen mit juristischen Grundsätzen vereinbar. Es lautet also: „In solchen Ehesachen ist das forum cath. rei hoc ipso auch das forum competens actoris protest.; dieser hat also das Recht, daß über sein Petitum nach seinen Religionsgrundsätzen förmlich und ausdrücklich entschieden und gesprochen werde; dabei ist aber der katholisch-geistliche Richter sich und dem katholischen Theile schuldig, in eben diesem Urtheile, falls es gegen die Lehre seiner Kirche gefällt werden muß, ausdrücklich zu erklären, daß er die der entgegengesetzten Konfession dadurch nicht anerkenne. Folgendes wäre also das Formular: Wird zu Recht erkannt, daß desertio malitiosa erwiesen, und der klagende Theil ganz schuldlos hiebei, und deßwegen zu der, Kraft seiner Konfession und deren hierin eintretenden, obgleich von uns hiedurch nicht anerkannten, Religionsgrundsätze, ihm zulässigen, Ehetrennung vom Bande und anderweitigen

Verehelichung berechtiget sey.“ — Daß übrigens, wenn der katholische Theil von dem protestantischen Gerichte auf Scheidung klagt, dieses eben so sich reciproce zu benehmen habe, versteht sich von selbst, wiewohl nicht alle protestantischen Konsistorien den gleichen juristischen Takt besitzen, der sich aus dem angeführten Inscript ausspricht.

Die Num. 4. ist sehr interessant; sie bespricht die Frage, ob ein Katholik einen richterlich geschiedenen Protestanten heirathen dürfe (S. 385 — 430). Auch hier veranlaßte eine landesherrliche Verordnung das erzbischöfliche Vikariat in Aschaffenburg zu einem Anschreiben an die Suffraganbischöfe, um hierin die Ansichten zu erfahren und auf gleichmäßige Weise sich benehmen zu können. Hr. Kopp giebt das Anfrageschreiben nebst dem theologischen Gutachten, welches sich das erzbischöfliche Vikariat hatte geben lassen, und das dem Anfrageschreiben beigefügt war. Dieses Gutachten ist zum wenigsten sehr oberflächlich und auf jeden Fall keiner weitern Berücksichtigung werth, als ihm die bischöflichen Vikariate widmeten. Desto besser und würdiger der Vergessenheit entrissen zu werden, sind mehrere der Antwortschreiben, in welchen sich ein ehrenwerther Charakter ausspricht. Das Gutachten des Bamberger Vikariats, dessen Verfasser der berühmte Canonist Frey war, ist ganz ausgezeichnet, und wir würden sehr gerne unsere Leser mit dieser gründlichen Arbeit näher bekannt machen, wenn wir nicht zu fürchten hätten, die unserer Anzeige gesteckte Gränze möchte wohl schon überschritten seyn. Eben so verdient das Gutachen des Konstanzer Vikariats das Lob einer scharfsinnigen Deduction, und was wir mit besonderm Vergnügen bemerken, eines sehr kirchlichen Geistes. Am Angenehmsten ist uns übrigens, von diesen Verhandlungen rühmen zu können, daß sie durchaus im Geiste der ächten Pietät gegen den römischen Stuhl geführt sind, was namentlich auch das kon-

stanzer Gutachten trifft. Die Gutachten der Vikariate in Bamberg, Regensburg, Worms, Straßburg, Fuld, Arnsburg, Würzburg, Konstanz und Freisingen sind in der Hauptsache einverstanden, daß nämlich die Frage zu verneinen sey. Nur das Vikariat von Speyer neigte sich zur bejahenden Antwort, ohne jedoch das Sündliche einer solchen Ehe zu verkennen. Die meisten drangen zugleich auf Vorlegung der Sache an den römischen Stuhl, dessen Antwort Hr. Kopp ebenfalls (warum nur im Auszuge?) mittheilt.

Die fünfte Nummer handelt von der Trennung des bürgerlichen Ehevertrags vom Sakramente in der Civilgesetzgebung (S. 430—447) und theilt die Denkschrift mit, welche seiner Zeit Herr von Wessenberg über diesen Punkt aus Auftrag des Fürstenprimas, als in mehreren deutschen Landen der Code Napoleon und mit ihm die in jeder Beziehung abscheulichen Ehegesetze eingeführt werden sollten, ausarbeitete. Auch diese Denkschrift ist denkwürdig und darum werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Aus ihr geht hervor, daß ihr Verfasser auch das vorhin gerühmte Konstanzer Gutachten verfertigt hat. Jemehr wir die hier geltend gemachten Grundsätze und Ansichten ehren, desto wichtiger scheint es uns, auf diese Arbeit aufmerksam zu machen. Die Stimme des Herrn von Wessenberg möchte gerade hier noch jetzt in deutschen Staaten sehr wohlthätig auf die Gesetzgebung einzuwirken vermögen.

Die sechste Nummer behandelt eine rein juridische Frage (S. 447 — 450); denn die Frage ob Eheleute über die Trennung der Ehe transigiren können, und ob dieß insbesondere bei einer gemischten Ehe möglich sey, ist eine rein juridische. Es ist daher dem Vikariate oder wenigstens den eigentlichen Juristen in demselben wohl zu verdenken, daß ihr Gutachten so vollständig unjuristisch ausfiel. Weder nach katholischem (und das versteht sich ei-

gentlich von selbst) noch nach protestantischen Grundsätzen ist ein Vergleich über Aufhebung einer Ehe gültig; denn transigiren kann man nur da, wo freie Disposition ist; eben deßhalb kann selbst ein Vergleich dessen Zweck eine separatio q. t. et m. wäre, nach katholischen Grundsätzen nicht gültig seyn. Die Remission der Akten aus dem Kabinette war in diesem Falle vollkommen begründet.

Der siebente und letzte Abschnitt handelt von dem Zustande der ehemaligen erzbischöflichen Diöcese im Allgemeinen unter drei Nummern. Die erste Nummer giebt eine freilich nur sehr kurze Darstellung der Diöcesanverwaltung besonders hinsichtlich des Klerus; die zweite handelt vom Klosterwesen überhaupt und von den Nonnenklöstern insbesondere. Der Verf. ist gerade kein Feind der Klöster; jedoch scheint ihn die Ausartung mancher solcher Anstalten mehr gegen als für sie gestimmt zu haben. Auch in dieser Nummer wird ein Gutachten und zwar über die Gelübde in den Nonnenklöstern mitgetheilt; die historische Ausführung darin ist mangelhaft und oberflächlich auch die citirten Quellen mißverstanden; doch können wir hier nicht näher darauf eingehen. Die dritte Nummer endlich handelt vom Schulwesen.

Werfen wir nun am Schlusse dieser Anzeige einen Blick auf den ganzen Inhalt des Buchs zurück, so sehen wir darin die verschiedenartigsten Gegenstände mehr oder weniger ausführlich verhandelt. Der größere Theil des Inhalts ist von hohem Interesse; das Wirken und Streben der uns vor Augen geführten Zeit war im Ganzen ein gutes Streben. Wenn auch manche Einseitigkeit und Befangenheit in Modeansichten mit unterläuft, so statten wir dem Herausgeber doch den Dank für die Publikation mancher sehr interessanten Aktenstücke von Herzen gern ab. Eine genauere Sichtung und zuweilen eine bessere Darstellung wären wünschenswerth gewesen; der Plan konnte

beſſer angelegt und tüchtiger verarbeitet werden. Doch auch in der Geſtalt, die das Buch nun einmal hat, iſt es uns ſeines hiſtoriſchen Materials halber willkommen. Die Schreibart des Herausgebers iſt häufig hart. Der Druck iſt äußerlich ſehr ſchön und macht der Verlagshandlung Ehre. Manche Fehler ſcheinen mehr Schreib- als Setzfehler zu ſeyn.

Theologia moralis illustrissimi et reverendissimi Domini *Alphonsi de Ligorio*, olim Episcopi S. Agathæ Gothorum, et Rectoris Majoris congregationis SS. Redemptoris, a Pio VII. 15. Sept. anni 1816 Beatorum fastis adscripti, adjuncta in calce perutili instructione ad praxin confessariorum, una cum illustr. ac Rever. Dominici Mansi Archiepiscopi Lucensis Epitome Doctrinæ moralis et canonicæ ex operibus Benedicti XIV. Editio nova emendata, in qua reperitur quidquid auctor in cæteris addidit, reformavit vel explicavit. Neun ſehr ſtarke Bände. Mecheln bei P. J. Hanicq. Mainz in Kommiſſion der S. Müller'ſchen Buchhandlung. 1828 — 29. Mit dem Bildniſſe des ſeligen Verfaſſers.

Aller Orte ſind Ausgaben der Moraltheologie des ſel. Liguori erſchienen, namentlich in Frankreich und in den Niederlanden, wo dieſes vortreffliche Werk in vielen Seminarien als Lehrbuch eingeführt wurde. Allein keine von den älteren und neueren Ausgaben kann der vorliegenden an die Seite geſtellt werden. Jene wimmeln insgeſammt von Druckfehlern, manchmal ſogar haben ſich die Herausgeber an Stellen, die ſie entweder gar nicht oder unrichtig verſtanden, ihnen beliebige und willkührliche Abänderungen erlaubt, die dem Sinne des ſel. Liguori entweder ganz widerſprachen oder ihn nicht treulich

gaben. Selbst die Edition von Bassano, die den Nachfolgenden meist zur Grundlage diente, ist von diesen Mängeln keineswegs ganz freizusprechen. Die Gegenwärtige, die wir den ausgezeichneten Pressen des rühmlichst bekannten Hrn. Buchdruckers Hanicq zu Mecheln in Belgien, der in den letzten Jahren so viele theologische Werke an's Licht gefördert hat, verdanken, konnte diesen Mängeln dadurch abhelfen, daß geschickte und fleißige Gottesgelehrte die beßten alten Editionen mit einander verglichen und so das Werk in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherstellten. Zwar ist man in den ersten Bänden durch die bis dahin allgemein geschätzte Ausgabe Bassano's hie und da in Irrthum geführt worden, was man erst später gewahrte; die deßwegen eingeschlichenen Druckfehler, jedoch in geringer Anzahl, sind daher dem letzten Bande beigegeben. Die Ausgabe des Hrn. Hanicq verdient also mit Recht als die beßte in jeder Hinsicht empfohlen zu werden.

Breviarium Romanum ex Decreto SS. Concilii Tridentini restitutum, S. Pii V. P. M. jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum, cum officiis Sanctorum novissime per summos Pontifices usque ad hanc diem concessis; in quatuor anni tempora divisum. 4 Theile. Mecheln 1829, bei Hanicq. Mainz in der S. Müller'schen Buchhandlung. kl. 12°

Für die lange Erwartung, deren vorliegendes Brevier der Gegenstand gewesen, sind die Subscribenten reichlich entschädigt worden durch die Schönheit und Reinheit des Druckes und des Papieres, das bequeme Format und überhaupt durch alle Eigenschaften, die man an einem Brevier gerne sieht. In dieser Beziehung ist uns überhaupt noch keine solche Ausgabe vorgekommen, die so alles Preis- und Empfehlungswürdige in sich vereinigt.

Geistliche Reden für das Landvolk, auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, verfaßt von Anton Wansidel, Pfarrer zu Waldulm im bischöfl. Straßburgischen Oberamte Kappel-Rodeck. III. Bände. Fünfte unveränderte Auflage. 8° Mainz 1830, in der S. Müller'schen Buchhandlung.

Die Brauchbarkeit der vorliegenden Predigten ist viel zu bekannt, als daß es nöthig wäre, zu deren Begründung hier noch einmal auf ihre genaue Auseinandersetzung einzugehen. Nicht nach hohen Gedanken, glänzenden Ausdrücken und einer erhabenen Schreibart strebte der würdige Verfasser; sondern ganz der Ankündigung gemäß, war es der Hauptzweck seiner Arbeit, nützliche Wahrheiten, kurz und deutlich in lichter Ordnung und durch schickliche Unterabtheilungen sowohl dem Verstande des Zuhörers, als dem Gedächtnisse des Predigers zu Hülfe kommend, vorzutragen. Wie empfehlend ihm dieß gelungen, davon ist wohl der sprechendste Beweis diese fünfte Auflage, welche nur die häufigere Nachfrage und Bestellung der vorhergehenden in's Licht rufen konnte. Wirklich ist es, sowohl für homiletische Literatur im Allgemeinen als auch in's Besondere für den Nutzen und die reelle Befriedigung der nach homiletischen Werken sich umschauenden Geistlichen und Laien, weit wünschenswerther, wenn Werke, deren Brauchbarkeit schon öffentlich anerkannt ist, in einer neuen Auflage erscheinen, als daß neue Predigten, die, ungeachtet ihrer großen Aushängschilder, oft kaum der Viertelstunde werth sind, in der man sie durchblättert, einen Verleger finden. Daher verdient die S. Müller'sche Buchhandlung für diese neue, schöne, korrekte Auflage alle Anerkennung und den belohnendsten Absatz.

Handbuch der christlichen Moral von Dr. J. Michael Ruef, Professor der Moral- und Pastoraltheologie an dem königl. Lyceum in Dillingen. Zweite Auflage. München, Verlag von W. Michaelis 1829. 2 Bände. 64 Bogen. 8°

Da vorliegendes Handbuch der christlichen Moral einer zweiten Auflage bedurfte, so spricht schon dieser Umstand zu seinen Gunsten, daß es brauchbar und nützlich sey, und als solches willige Aufnahme fand. Da dem Ref. die erste Auflage nicht zu Handen gekommen, und auch in der Vorrede zur gegenwärtigen nichts bemerkt ist, so kann nicht angegeben werden, ob und in wie ferne etwaige Verbesserungen vorgenommen worden sind. Dieses Handbuch ist, wie der Verf. selbst sagt, bestimmt ein bequemer Leitfaden zu seyn für ihn und seine Schüler bei den Vorlesungen über Moral, besonders um Letzteren das viele und beschwerliche Nachschreiben zu ersparen. Dieser löblichen Absicht muß Ref. von ganzem Herzen beistimmen, da er aus eigner Erfahrung weiß, wie beschwerlich, zeitraubend und ganz und gar ungeeignet derlei Nachschreibereien sind. Es ist zur wahren Sucht geworden, daß ein Jeder, vom Universitätsprofessor bis herab zum Dorfschulmeister nach eignen Heften lesen will, und die manchfachen Nachtheile scheint man nicht zu achten. Die ganze Zeit während des Vortrags ist verloren, der Geist des Vorgetragenen entschwindet dem Nachschreiber unter der Feder, wo er nur in Eile Worte sammelt. Und was sind dann am Ende alle die nachgeschriebenen Hefte anders, als ein lückenvolles, verstümmeltes, verworrenes und oft wider- und unsinniges Geschreibsel; und daraus soll dann der Schüler seine Kenntnisse und Bildung schöpfen! — Den meisten Nachtheil aber bringt das Nachschreiben noch deßhalb, weil dabei das Erklärende und Eindringliche des lebendigen Vortrages, wodurch Verstand und

Herz angezogen, überzeugt und gewonnen werden sollen, nutzlos verschwindet. Legt aber der Docent seinem Vortrage ein Handbuch zu Grunde, so dient es ihm als Leitfaden, woran er seine Erläuterungen anknüpfen kann, und der Schüler hat, nebst obigen wichtigen Vortheilen, ein leichtes Vehickel, das Vorgetragene im Gedächtnisse und Gemüthe zu behalten und zu reproduciren. Dieser Plan des Verf. ist recht lobenswerth, und darnach ist auch sein Handbuch bearbeitet, in einfacher verständlicher Sprache und ungezwungener Behandlung, wie es für Schüler sich paßt.

Die kurze Darlegung des Ganges und der behandelten Gegenstände wird die Leser in Stand setzen, selbst zu urtheilen. In der Einleitung definirt der Verf. den Begriff der theologischen Moral zum Unterschiede von der rein philosophischen, jene ist eine wissenschaftliche Unterweisung zur Tugend oder sittlichen Vollkommenheit nach den Grundsätzen der christlichen Offenbarungslehre, während die philosophische Moral zwar eine ähnliche wissenschaftliche Unterweisung zu dem nämlichen Zwecke ist, aber nach Grundsätzen der bloßen Vernunft ohne Rücksicht auf die höhere göttliche Belehrung oder Offenbarung. Der §. 2. bis 34. untersucht die bessere Lehr- und Lernmethode, die Quellen, woraus die Moral ihre Materialien zu ihrem organischen Baue nimmt; und die Literargeschichte der Moral von ihrer frühesten Bildung bis jetzt.

In der ersten Abtheilung, unter der Aufschrift: Universalethik, stellt der Verf. das oberste Prinzip der christlichen Moral auf, welches ihm kein anderes ist, als die eigenthümliche und besondere Verbindung, in welcher wir alle theils mit Gott, theils mit Wesen unseres Gleichen stehen. Matth. V. 44. 45. — Sonach ist zuerst die Rede von dem Menschen, seiner Abstammung — Anlagen — Trennung von Gott durch die Sünde — Wiedervereinigung durch

die Erlösung — woraus nun des Menschen Verhältniß zu Gott erhellt. Dann entwickelt der Verf. den Begriff des Gesetzes, dessen Verbindlichkeit durch die gesetzgebende Vollmacht. Von da geht er über auf die Pflichten. In zwei Abschnitten handelt er von der Tugend, ihrem Werthe und Verhältnisse zur Glückseligkeit, und von den Lastern und Sünden, von Zurechnung und von den Hauptsünden ꝛc. —

Die zweite Abtheilung der christlichen Ethik befaßt sich mit der näheren Darstellung jener Pflichten, deren Erfüllung einem jeden als Menschen obliegt.

a) Die Pflichten gegen Gott, dahin gehören: Kenntniß Gottes — Verehrung — Glaubensbekenntniß ꝛc. Entgegen stehen: Libertinismus — Häreticismus — Aberglaube. — Ein Anhang handelt vom Eid und von religiösen Gelübden.

b) Die Pflichten gegen sich selbst: Als da sind Achtung und Liebe zur Menschheit in sich selbst — die dahin bezüglichen Pflichten und entgegengesetzten Fehler — Selbstmord — Pflicht der Selbstaufopferung — Nothwehr — Pflichten gegen den Geist ꝛc. —

c) Pflichten gegen den Nächsten. Die Seele aller dieser Pflichten ist Achtung und Liebe. Entgegengesetzte Fehler. — Brüderliche Zurechtweisung — Pflicht des guten Beispiels — Bestrafung der Verbrecher — Pflichten der Wohlthätigkeit ꝛc. —

Die dritte Abtheilung handelt vom Eigenthum und Eigenthumsrecht — vom Erwerb — von Verträgen — Entschädigungen — von Dieberei und Raub in ihren verschiedenartigsten Modifikationen — Pflichten und Rechte, das eheliche Verhältniß betreffend, und die häuslichen Pflichten — von den Verhältnissen der Herrscher und Unterthanen ꝛc. —

Die vierte und letzte Abtheilung umfaßt die christliche Askese oder die Tugendmittellehre. Hier werden behandelt die vielfachen Hindernisse der sittlichen Vollkommenheit und die Hauptbeförderungsmittel derselben; dahin gehören unter andern die Anhörung des öffentlichen christlichen Unterrichts und vor allen die würdige Feier der christlichen Religionsgeheimnisse, der heil. Sakramente. Den Schluß machen jene Beförderungsmittel zur sittlichen Vollkommenheit, die man gewöhnlich unter dem Namen der evangelischen Räthe begreift.

Im Ganzen scheint uns das Buch recht empfehlenswerth, weßhalb wir es auch, Lehrern und Schülern besonders empfehlen, und viel Gedeihen wünschen. Druck und Papier ist gefällig.

De antiquis liturgiis et de disciplina Arcani, tractatus historico-dogmaticus ad commonstrandam perpetuam Ecclesiæ catholicæ fidem de Sanctissimo Eucharistiæ Mysterio. A. *Theob. Lienhart*, S. Theol. Doct. et Prof. Eccles. cath. Argent. Can. tit. et Can. hon. Capit. regii ad S. Dionysium, Semin. Diœc. Super. et Vicar. gen. editus permissu Superiorum. Argentorati, typis F. G. Levrault, Regis Typographi. 1829. p. 339.

Die Zusammenstellung der von den ältesten Zeiten des Christenthums vorhandenen Liturgien über die Abendmahlslehre der katholischen Kirche ist gewiß des schönsten Dankes werth. Nach einer umfassenden und gründlichen Einleitung über die Bedeutung des Wortes Liturgie; dann über den Ursprung und die Einführung derselben, geht der Hr. Verf. zu derjenigen über, welche die Apostel bei der Ausspendung des heil. Abendmahls eingeführt, und mündlich verbreitet haben. Hierauf wird untersucht,

ob schon in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche eine geschriebene Liturgie vorhanden gewesen, und es wird dargethan, daß bereits vor dem fünften Jahrhunderte Liturgien und liturgische Bücher in der Kirche im Gebrauche gewesen. In einem eigenen Abschnitte wird sodann von den alten Liturgien der orientalischen und der abendländischen Kirche gehandelt, nämlich, was die Erstere betrifft, von der Liturgie des heil. Jakobus, Markus, des Clemens von Rom, des Dionysius, Ignatius, Basilius und Chrysostomus. Eben so werden hierauf die Liturgien der abendländischen Kirche, nämlich die Römische, die Ambrosianische, die Gallikanische, die Spanische oder Mozarabische, die Afrikanische, Englische und Allemanische näher dargestellt. Was die bei der heiligsten Abendmahlshandlung gebräuchliche Sprache angeht, so wird hierüber sehr umständlich gesprochen wie auch darüber, welcher Liturgien die einzelnen Kirchen im Morgenlande und im Abendlande sich bedienten.

Da die so genaue Übereinstimmung der sämmtlichen Liturgien, welche in den Kirchen Geltung hatten, in Hinsicht der Glaubenslehre über das heiligste Altarssakrament einen um so treffendern Beweis von der Wahrheit dieser Lehre, welche die katholische Kirche treu bewahrt, liefert, so hat der Hr. Verf. aus den einzelnen dieser Liturgien die wesentlichsten Stellen hier wörtlich angeführt. Er beginnt mit der Liturgie des heil. Justinus vom Jahre 150, und fährt mit der Anführung der Zeugnisse aus den Liturgien fort bis zu der Allemanischen. Da selbst die Liturgie der Nestorianer, der Copten, Jakobiten, Armenier und Äthiopier den vorhandenen Liturgien der Kirche in Hinsicht der Abendmahlslehre nicht widersprechen, so ist diese so wunderbare Übereinstimmung aller alten Liturgien der überzeugendste Beweis: daß die katholische Lehre vom heiligsten Altarsgeheimnisse von den Aposteln her-

rühre, und ihnen von ihrem göttlichen Lehrer übergeben worden.

Ein besonderer Abschnitt handelt noch von der Disciplina Arcani, ihrem Gebrauche, und ihrer heiligen Beobachtung, welche Thatsache hier aus den Schriften der Väter, aus der Messe der Gläubigen und Katechumenen, aus den Apologien der christlichen Religion, aus den Märtyrerakten deutlich erwiesen wird, und welche zugleich die katholische Lehre von der wirklichen Gegenwart Jesu Christi unter den Brods- und Weinsgestalten vollkommen darthut.

Diese gediegene Darstellung wird gewiß jedem Freunde der heiligen Wahrheit ein recht willkommenes Geschenk seyn.

Rheinisch-Westphälischer diplomatischer Kodex, oder Urkundensammlung zur Geschichte der Erzdiöcese Kölln und der dazu gehörigen Rhein- und Westphalenlande. Von Dr. Anton Joseph Binterim, Pfarrer in Bilck und der Vorstadt Düsseldorf und Jos. Hubert Mooren, Pfarrer in Wachtendonk bei Kempen. Erster Theil. Mainz, in der F. Müller'schen Buchhandlung. 1830. 8° S. 405.

Vorliegender Kodex ist eigentlich die Fortsetzung oder der dritte Band des von den Herren Verfassern herausgegebenen, in diesen Blättern früher angezeigten, Werkes: die alte und neue Erzdiöcese Kölln, in Dekanate eingetheilt, oder das Erzbisthum Kölln mit den Stiften, Dekanaten, Pfarreien und Vikarien, sammt deren Einkommen Kollatoren ꝛc. Wenn aber diese zwei Bände, nicht sowohl als eine bearbeitete Geschichte, sondern vielmehr nur als ein mühsam erläuterter Beitrag zur Geographie, Statistik und Geschichte des Erzbisthums Kölln, wie auch die würdigen Herren Verfasser ihre Arbeit wollten angesehen

haben — eines jeden Kirchengeschichtsfreundes des Erzstiftes Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; so verdient der vorliegende Supplementband dieß mit dem nachfolgenden noch in einem ausgedehnteren Sinne. Denn hier findet nicht nur allein der Freund der Kirchengeschichte, sondern auch der Bearbeiter einer jeden andern Sparte der Kölner Landesgeschichte die schätzbarste urkundliche Aufhellung in den vielfachsten Beziehungen. Die älteste der 234 Urkunden, die dieser Theil enthält, ist eine Bestätigung der Schenkungen an die Abtei St. Vast in Arras, welche der fränkische König Theodorich I. um's Jahr 673, ausstellte. Die Meisten sind aus verschiedenen diplomatischen und historischen Werken, z. B. aus der diplomatia belgica Alberti Miræi; aus den origines palatinæ Marquardi Freheri; aus der collectio ampl. des Martene; aus Fürstenberg's Monumenta und Schaten's Annales paderb. etc. zusammengetragen. Diejenigen, welche das Xantische Stift betreffen und die einen sehr bedeutenden Theil der ganzen Sammlung ausmachen, sind aus einem Codex Xantensis, der den Hrn. Verfassern im Manuscript zu Gebote stand, entnommen und durch diesen, vielfach erläuterten Abdruck, für die Geschichte der Kölner Erzdiöcese gerettet. Nebst dem wurden aber auch noch viele andere Originalurkunden, die bisher noch nie im Drucke erschienen sind, in die Sammlung eingereiht. Die Hrn. Verfasser verdienen durch diese mühevolle Arbeit einen um so größern Dank aller Geschichtsfreunde, je mehr diese wünschen müssen, daß die einzelnen Monumente und Dokumente älterer Zeiten, die, vergraben in den Staub und das Dunkel, die großen Verwüstungen, denen die gesegneten Ufer des Rheines schon so vielmal Preis gegeben wurden, überlebten, zur Aufhellung der Geschichte an das Licht hervorgezogen werden möchten.

S. Justini Martyris et Philosophi Apologiæ. Edidit *J. W. J. Braunius*, in Universitate Friedericia Wilhelmia Rhenana Professor publicus extraordinarius Theol. et Phil. D. in usum prælectionum. Bonnæ ad Rhenum, Impensis T. Habichti. MDCCCXXX.

Nachdem man sich in der vergangenen aprioristischen Zeit vergebens damit befaßt hat, die Geschichte sowohl überhaupt als auch die christliche Kirchengeschichte aus sich selbst herauszukonstruiren, und unbekümmert um historische Wahrheit, dieselbe mit dem Leichtsinn, womit der Roman behandelt wird, darstellte; kommt man doch immer mehr zur Einsicht von dem Unzuverläßigen und der Verkehrtheit dieses Verfahrens. Der bessere Geist, der sich in den neuern kirchengeschichtlichen Leistungen kund giebt, liefert hierzu die Belege. Ob man aber hierbei am Ziele, oder nicht vielmehr im Beginnen sey, ist eine Frage, die derjenige, welcher nicht ganz fremd in diesem Zweige der Literatur geblieben, sich leicht beantworten kann. So lange das Studium der Kirchengeschichte nicht den Weg verfolgt, wie es denselben frühe schon in Frankreich genommen hat, und auf dem Tillemont Allen vorangegangen ist, werden wir bei allem Überflusse an Hand-, Lehr- und Lesebüchern der Kirchengeschichte, doch in Deutschland keine Kirchengeschichte haben. Wir verstehen aber unter Kirchengeschichte keine solche, wie die neueste Erscheinung in sechs Bänden, welche nicht immer die ernste Muse der Geschichte zu Rath gezogen hat, sondern statt aus reinen und lautern Quellen zu schöpfen, sehr oft nicht weiter vorgedrungen ist, als bis zu den schlammigen Kanälen einer Partei, die seit längerer Zeit die Vergangenheit aus ihrer Gegenwart herauszubilden sich bemühet. Wir verlangen in der Geschichte die reinen Thatsachen, indem wir nicht gerne durch Anderer Brille

sehen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann die Einführung der Apologien des heil. Justins in die Mitte der Universitätsstudierenden, und die Herausgabe dieser kostbarsten Denkmäler des höchsten christlichen Alterthums nicht anders denn als ein sehr verdienstvolles Unternehmen angesehen werden, welches noch besonders dadurch erhöht wird, daß der Hr. Herausgeber eine Auswahl von kritisch-philologischen Anmerkungen hinzugefügt hat, wodurch in vielen Stellen das richtige Verständniß aufgeschlossen, und des hoffnungsvollen Professors vertraute Bekanntschaft mit der Sprache und dem Geiste der Kirchenväter und der Klassiker sehr vortheilhaft bekundet wird. Wir glauben hiermit den Hrn. Herausgeber zu fernern Bestrebungen aufmuntern zu müssen, indem wir uns versichert halten, daß wir nur Gediegenes von ihm zu erwarten haben.

N.

Erhebung des Herzens auf dem Wege zur Heimath mit Gott. Sulzbach 1830.

Dieses niedliche Büchlein ist ein freundliches Werk jenes bessern Geistes, der zur Ehre und zum Trost der Religion die Herzen wieder für das Religiöse und Heilige zu beleben angefangen hat. Wenn es eine frivole Zeit gab, wo es ein Dichter von Stand kaum wagen durfte, andere, als rein menschliche, und dazu die Sinnlichkeit reizende Gegenstände zu besingen; so muß es dem Freund der Religion und Tugend eine hohe Freude gewähren, zu sehen, wie die uralte heilige Dichtkunst jetzt wieder Geister und Herzen für's Edlere und Heiligere zu begeistern sucht. Mag es immerhin der Dichter und Dichterlein jetzt so viele geben, daß die Zeit nahe zu seyn scheint, wo die Menschen nicht mehr anders, als in Versen zum

lieben, Gott beten, und in Reimen einander ihre Nöthen klagen werden; so ist es doch sehr erfreulich, daß bei den meisten, und wohl bei den beßten der neueren Dichter der Geist des Glaubens und der Tugend wehet, wie in den vorliegenden Herzenserhebungen.

Das erwähnte Buch enthält auf 208 Seiten 54 theils in Versen, theils in Prosa verfaßte Aufsätze, die, ihrem Inhalt nach, alle ernst religiös sind, und worunter sehr viele vorzüglich erscheinen. Mehrere dieser Aufsätze, z. B. die Menschenschätzung S. 79; Bilder der Wohlthätigkeit S. 112 haben den Ref. ganz besonders angesprochen.

St.

Nachricht.

Da schon oft und von vielen Seiten an uns die beschwerende Anzeige gemacht worden, daß die Hefte des Katholiken den Abonnenten gewöhnlich sehr spät zukommen, so sehen wir uns veranlaßt, hier die Erklärung niederzulegen, daß in der Regel jedes Heft schon in dem Monate vor dem betreffenden abgedruckt ist und versendet wird; die gerügte Verspätung kann demnach nur den respectiven Buchhandlungen zur Last fallen, von denen sodann schleunigere Versendung mit Recht begehrt werden kann. D. R.

Druckfehler.

S. 76 Z. 2 v. u. l. im sechsten st. im fünften.

V.

Beleuchtung rationalistischer Behauptungen.

(Beschluß.)

Im zwölften Brief spricht der Rationalist von den Wundern Jesu, die bekanntlich von den Supernaturalisten für einen Beweis seiner göttlichen Sendung erklärt werden. Sie werden von ihnen als Wirkungen eines unmittelbaren Willensaktes der Gottheit erklärt, welche, unbedingt von dem Causalnexus der Dinge sich ereignen. „Der Akt einer unmittelbaren Offenbarung Gottes ist ein „Erfahrungsakt; er kann also seine Beweise nicht in Prin„zipien a priori, sondern nur in Thatsachen der Erfahrung „suchen. Gerade so," bemerkt der Verfasser, „wie auch „der Rationalist oben S. 63 und 64 behauptete." Nur mit dem Unterschied, daß sich unser Rationalist, indem er die Unmöglichkeit der Wunder behauptet, auf einen immerhin trüglichen Induktionsschluß beruft, der Supernaturalist dagegen jene Thatsachen darum nicht läugnet, weil ein Erfahrungsbeweis kein Beweis ist, und dieselben die höchste geschichtliche Beglaubigung haben. Nun bestreitet aber unser Rationalist die Möglichkeit, sich durch Beobachtung von einem Wunder im eminenten Sinn zu überzeugen. Das Außerordentliche ihrer Wirkungen setze nur eine außerordentliche Kraft voraus. Allein z. B. die Auferweckung eines Todten (deren Gewißheit wir später beweisen werden) erfolgt doch nicht nach dem Gesetz der Causalität, sondern unterbricht vielmehr den natürlichen Lauf der Dinge, sie setzt mithin im strengsten Sinn eine übermenschliche Kraft voraus, welche nur eine dämonische (das letzte, glaubt der Verfasser selbst nicht) oder eine göttliche Kraft seyn muß. Es bleibt nun übrig, daß man

entweder die Glaubwürdigkeit der Zeugen angreift, oder durch eine gewaltsame und verschrobene Exegese, die den Charakter der Unwahrscheinlichkeit an sich selbst trägt und ein wahrhaft wunderbares Zusammentreffen der Umstände nicht läugnen kann, dieselbe aus natürlichen Ursachen herleitet. Nun läugnet der Rationalist ferner, daß die Wunder die Göttlichkeit der Lehre Jesu beweisen können; allein ist durch die Wunder nur einmal die Gottheit Christi bewiesen, so folgt von selbst, daß seine Religion den Charakter übernatürlicher göttlicher Offenbarung haben muß. Der Satz, ein Wunder könne nicht durch das andre bewiesen werden, wäre richtig, wenn das Wunder, wodurch das andre zu beweisen wäre, seine Beglaubigung durch eine Deduktion a priori erst bedürfte; wird es aber als Faktum anerkannt, bedarf es mithin keines Beweises um geglaubt zu werden, so ist jene Folgerung keineswegs unstatthaft. Da ferner der Rationalist keinen Beweis für die Unmöglichkeit des Wunders führen kann, so wäre schon Ein faktisch erwiesenes Wunder hinreichend, zum Glauben an die übrigen geneigt zu machen, da die Voraussetzung, mit welcher man die Wunder bestreitet, widerlegt wäre. Wenn der Verfasser sagt, die Wunder (außerordentliche Thaten) konnten wohl die Verbreitung der Lehre Jesu befördern, nicht aber für die Nachwelt ein Glaubens- und Überzeugungsgrund für die Wahrheit derselben werden, weil sie sich davon aus ihrem innern Gehalt weit fester überzeugen kann; so verkennt er eines Theils das Verhältniß der Wunder zur Person und mithin auch zur Lehre Jesu, andern Theils macht er die Wahrheit derselben vom Urtheil der Vernunft abhängig, welche bekanntlich in verschiedenen Individuen auf sehr verschiedene Weise sich äußert, so daß z. B. dasselbe, was dem Einen wichtig und sinnvoll erscheint, für den andern gar keine Bedeutung hat. Daher kommt es, daß die Schrif-

ten des Apostels Johannes für den Rationalisten einen geringen Werth haben, daß die Dreieinigkeitslehre von demselben verworfen wird, während ein andrer die Träume einer ekstatischen Phantasie daran anknüpft; wo denn die Subjektivität der Person über den Gehalt entscheidet, nur daß jener den innern Gehalt des Christenthums überhaupt verflüchtigt, dieser die reine Wahrheit durch Meinungen überkleidet. Wie wichtig ist daher für die Reinheit und Entschiedenheit des Glaubens das Zeugniß der in sich einigen Kirche!

Bei der Beantwortung der Frage, was denn die neutestamentlichen Urkunden über die Wunderthaten Jesu selbst aussagen, bemerkt der Denkgläubige vorerst, sie sprechen im Sinne der religiösen Weltansicht; denn ob sie sich gleich oft so von ihnen ausdrücken, als ob sie unmittelbar von Gott gewirkt wurden, so dürfe man doch daraus nicht schließen, daß dieses wirklich so geschehe, denn sie drücken sich auch eben die Art auch von solchen Veränderungen aus, die offenbar nach dem Laufe der Natur geschehen. Der Beweis verliert seine Kraft, wenn man die religiöse Weltansicht festhält und nicht wie der Verfasser ohne Grund der physischen zuschreibt, was nur durch jene erklärbar ist; denn daß nach dem Verfasser noch manches dem Lauf der Natur angemessen und aus natürlichen Ursachen erklärbar ist, was einen übersinnlichen Grund hat, haben wir schon früher gesehen. Auch hier kann sein Urtheil schon darum nicht entscheiden, weil er seine Hauptansichten, wie wir zeigten, nicht einmal philosophisch begründen kann. Gleich auf der folgenden Seite sagt er: die neutestamentlichen Urkunden lassen es unentschieden, ob seine Thaten aus einem unmittelbaren Beistande Gottes im engsten Verstande verrichtet wurden. Wenn sie einmal sich so ausdrücken, als ob sie von Gott unmittelbar gewirkt wurden, so kann von einem engern oder wei-

tern Verstande nicht mehr die Rede seyn. Was die Wunder der Kraft Jesu, wie sich der Verfasser ausdrückt, betrifft, so glaubt er sie damit beseitigen zu können, daß er bei Einigen Fingerzeigen für die natürliche Erklärung derselben finden will, und daraus auf seine schon oft gerügte irrige Weise schließt, daß alle Wunder natürliche Erscheinungen seyen; andrer Seits sieht er ihren Grund in der abergläubischen, unkultivirten Denkart der Jünger: lauter Meinungen die nicht nur auf diese, sondern auf Jesum selbst ein verdächtiges Licht werfen.

Die Ansicht Jesu selbst über seine Wunder scheint ihm an einem unerklärbaren Widerspruch zu leiden. Wir wollen sehen, ob dieser Widerspruch nicht in des Rationalisten Ansicht davon selbst fällt. „Auf der einen Seite," sagt er, „stellt Jesus vorzüglich nach der Versicherung des „Evangelisten Johannis, seine Werke als einen Beweis „seiner höhern Sendung, seiner göttlichen Auktorität, als „einen Glaubensgrund an die Wahrheit seiner Lehre, d. „h. als höchst wundervolle Thaten dar (Joan. V. 36. u. „a. St.); — auf der andern Seite macht er aber nicht „nur die innere Trefflichkeit seiner Lehre zum einzigen „Probierstein ihrer Wahrheit (Joan. VII. 17. VIII. 31.), „sondern legt auch, als ob Werke und Lehre gar nicht in „einiger Beziehung auf einander ständen, auf jene gar kei„nen Werth." Von dem letzten Satz hätte der Verfasser den Beweis erst noch zu führen; was aber die Stelle Joan. VII. 17. betrifft, so sagt in ihr Christus nur, daß der, welcher den Willen Gottes thun will, in Ansehung seiner Lehre erkennen wird, ob sie aus Gott sey oder ob er aus sich selber rede, womit die innere Trefflichkeit seiner Lehre keineswegs zum einzigen Probierstein der Wahrheit gemacht und den Wundern ihre Bedeutung abgesprochen wird. Noch weniger folgt dieß aus der andern Stelle c. VIII. 31. Denn die Worte: wenn

ihr in meinem Wort bleibt, so seyd ihr meine wahre Jünger, enthalten doch nicht zugleich den Sinn: ihr braucht aber an meine Wunder nicht zu glauben. „Er verräth „nicht nur bereits in der bekannten Versuchungsgeschichte, „eine entschiedene Abneigung gegen die Rolle, seinem wun„dersüchtigen Volke Schaustücke für ihre Neugierde zu ge„ben, und ein bestimmtes Wohlgefallen an einem, nur den „Naturgesetzen gemäßen Hergang der Dinge," (die Versuchungsgeschichte beweis't uns, daß er die Wunder nicht mißbrauchte, nicht aber, daß er gar keinen Werth auf sie legte) „sondern er tritt auch als erklärter Feind der Wun„der und Zeichensucht seines Zeitalters auf (Matth. XII. 38.–42., c. XVI. 1.–10., Joan. IV. 48.)!" Was die erste Stelle betrifft, so sprach sie Christus in Beziehung auf die Pharisäer, welche ein Zeichen von ihm sehen wollten, und verwarf ihren Wunsch, weil er aus den unreinsten Gründen entstanden war; in Bezug auf die zweite Stelle gebot er seinen Jüngern seine Verklärung nicht überhaupt, sondern vor seiner Auferstehung von den Todten zu verschweigen, weil eben für dieses Wunder die Menschen noch nicht reif waren; und in der dritten Stelle läugnet er die Beglaubigung durch seine Wunder nicht, sondern tadelt nur die, welche nur da glauben, wo sie Wunder sehen, welche mithin seine Wunder zum einzigen Probierstein seiner Wahrheit machen, gerade umgekehrt wie der Rationalist die Trefflichkeit seiner Lehre zum einzigen Probierstein ihrer Wahrheit machen will. „Als eine kindische „Freude verweiset er seinen Ausgesandten den Jubel dar„über, daß ihnen Geister gehorchten; (Luc. X. 17.–20.) „über ganz ein Andres sollten sie sich freuen, als hierüber. „Wunderthäter und Teufelsbanner waren damals allent„halben, (Luc. IX. 49., Matth. XII. 27.) so daß Jesus „die Mühe nicht verbarg, die ihm dieser ihn verfolgende „Wunderglaube machte. (Marc. III. 20.–22.)" In diesen

Stelle werfen ihm die Schriftgelehrten vor, er habe den Teufel, und treibe die Dämonen durch den Fürsten der Dämonen aus; sie läugnen mithin seine Wunder nicht, glauben aber auch nicht daran, weil sie auf eine höchst widersinnige Weise dieselben für durch den Teufel bewirkt, halten. Matth. XIV. 13.–23. läßt sich Christus freilich nicht verdrießen, das Volk zu speisen, thut es aber aus freiem Willen, ohne weitere Aufforderung dazu. Luc. IV. 42. welche Stelle der Verfasser ebenfalls aufführt, bittet das Volk Christus nicht von ihm zu gehen. Hätte der Verfasser noch den folgenden Vers 43. hinzugenommen, so hätte er den Grund erfahren, warum Jesus dieses that, weil er nämlich überzeugt war, auch den andern Städten das Reich Gottes verkündigen zu müssen. Eine unbefangene Erklärung dieser Stellen zeigt deutlich, daß sie jenen Widerspruch nicht enthalten, und daß man ihn in sie hineinlegen und ihre wahre Bedeutung verkennen muß, um ihn darin zu finden. Wenn aber der Verfasser den vermeintlichen Widerspruch dadurch lösen will, daß er behauptet, sein Evangelist und namentlich Johannes habe Jesu diejenige Ansicht in den Mund gelegt, die er selbst davon hatte, Jesus selbst aber habe sie für ungewöhnliche obwohl immer nur natürliche Krafthaten gehalten; so setzt er voraus den Sinn Jesu besser zu wissen, als die Evangelisten, und macht die Glaubwürdigkeit derselben verdächtig, wo es denn jedem freisteht je nach seinem subjektiven Urtheil zu glauben oder nicht zu glauben; eine Maxime, welche den objektiven Gehalt des Christenthums zur subjektiven Meinung herabwürdigt.

Es kann ferner für keinen Beweis gegen die wahre Bedeutung der Wunder Jesu gelten, wenn man sagt, auch den Propheten werden zuweilen Wunderthaten zugeschrieben, welche im strengen Sinne keine gewesen seyen; denn das letztere wäre erst zu beweisen, und daß die Pharisäer

und Schriftgelehrten Aergerniß daran nahmen, hat denselben Grund, warum sie sich überhaupt an seiner Person ärgerten. Eben so wenig kann daraus, daß sie nicht immer die wahre Wirkung thaten, daß sie manchen nur ein Gegenstand der Neugierde waren, geschlossen werden, sie haben auf den Glauben an Christus überhaupt keinen Einfluß gehabt, da die Evangelisten denselben so oft den Wundern zuschreiben, was der Verfasser selbst nicht in Abrede stellt, nur daß er, um Jesu seine aufgeklärte Ansicht zu leihen, die Stellen worin er dieses selbst aussagt, für unterschoben erklärt. Eben das Zeugniß Christi selbst von seinen Wundern, ist die höchste Bestätigung, daß sie seine göttliche Sendung beweisen. „Sie (die Evangelisten)," sagt der Verfasser ferner, „sprechen bei Wiederherstellung „von Blinden und Tauben, von einem Berührtn ihrer „Augen und Ohren (Marc. VII. 32. 33. oder Joan. IX. „6. 7.) von wirklicher Auflegung eines Ferments," (Erde ist doch kein Ferment, wäre dieß so, wie leicht könnte ein Blinder sehend werden) „und von dem Waschen im Heil„quellen; von einem Händeauflegen, nämlich bei Glie„derlahmen; von einem Aufgreifen der Wassersüchtigen, „(Luc. XIV. 4.) das doch immer auf eine äußere Be„handlung hindeutet." Offenbar konnten diese äußern Handlungen nur zufällige Zeichen seyn, keineswegs aber eine medizinische Behandlung, denn, daß z. B. Blinde und Taubstumme durch bloßes Berühren im Augenblick auf natürliche Weise geheilt werden, widerspricht aller Erfahrung und kann verständigerweise nicht angenommen werden.

In Ansehung der Todtenerweckung führt unser Denkgläubige zur Bestätigung von seiner Ansicht über dergleichen vermeintlich Todte (wie er sich ausdrückt) Jesu Worte über die Tochter des Jairus an, indem er bei'm ersten Anblicke derselben so bestimmt sage: „weichet, denn

„das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft," und bemerkt, daß man von einer weit gläubigern Wundersucht, als selbst die Zeitgenossen Jesu befangen seyn müsse, wenn man ihre damalige Ansicht der Sache als eine Berechtigung betrachtet, den schlichten offenbaren Sinn der Worte Jesu selbst gewaltsam zu verdrehen. Ohne uns bei der Frage, wie denn Jesus die Tochter des Jairus bei'm ersten Anblick nur für scheintodt halten und gewiß seyn konnte, daß sie, sobald er sie bei der Hand fasse, sogleich aufstehen werde, (wenn Er ein Mensch wie andre, und die Todtgeglaubte scheintodt war) erinnern wir an die Auferweckung des Lazarus, wo Jesus ebenfalls sagte: „derselbe schlafe," und als die Jünger diesen Ausdruck vom gewöhnlichen Schlafe verstanden, ihnen gestand, er sey wirklich gestorben, woran verständigerweise schon darum nicht gezweifelt werden kann, weil Lazarus schon vier Tage todt lag und bereits nach dem Zeugniß der Martha (Joan. XII. 39.) roch, d. h. in Verwesung übergegangen war, was der Verfasser selbst für ein untrügliches Zeichen des Todes hält. Wie leicht hätte sich der Verfasser durch diese Erzählung über seinen Mißverstand des Ausdruckes „schlafen," den Christus so bezeichnend von den zu erweckenden Todten gebrauchte, aufklären können, und warum sagt er denn eben von diesem Beispiele gar nichts? Etwa darum, weil hier die Umstände so genau angegeben sind, daß auch die gewaltsamste Exegese die That nicht natürlich erklären kann, und weil nur die Ausflucht bleibt den Evangelisten Lügen zu strafen?

In Bezug auf die Wunder des Wissens Jesu hält es der Verfasser nicht für einen Beweis übernatürlicher Einsicht, wenn Jesus die siegreiche Verbreitung seiner Lehre vorherverkündigt. Allein es war gegen alle Wahrscheinlichkeit dieß anzunehmen, da seine Jünger ihn nicht gehörig verstanden und die Juden sich nicht sehr empfänglich

für seine Lehre zeigten, und jene ohne seine Auferstehung in der That auch schon zurückgetreten wären und ihren großen Beruf nicht erkannt hätten. Über die damit zusammenhängende Frage, ob Jesus sein Leiden und seine Auferstehung nach drei Tägen bestimmt vorausgesagt habe, erklärt sich unser Rationalist so, daß er zwar nicht in Abrede stellt, diese Voraussagung sey in mehreren Stellen des Evangeliums enthalten, er wisse aber nicht, wie er sie mit andern ganz unverkennbaren Merkmalen vom Gegentheile vereinigen solle! Er findet es unerklärbar, warum Johannes dieser Weissagung in den ganzen langen Abschiedsgesprächen, die er vom XIII. – XVII. Kap. seines Evangeliums Jesum halten läßt, mit keiner Sylbe gedenkt. Aber auch wir finden es unerklärbar, wie der Verfasser eben die Stellen im XVI. Kap. V. 16. 20. – 22. übersehen konnte, wo Christus so bestimmt vom Wiedersehen nach seinem Tode, mithin von seiner Auferstehung spricht, und daß sich die Traurigkeit seiner Jünger in Freude verwandeln werde. Ferner sieht man die Möglichkeit; warum die Jünger vor Jesu Auferstehung an seine Wiederkunft nicht denken, sehr wohl ein, wenn man sich erinnert, daß sie die Worte seiner Weissagung wohl im Gedächtnisse behielten, sie aber nicht verstanden, und erst nach seiner Auferstehung den Sinn derselben erkannten. (Luc XVIII. 31. – 33., Matth. XVI. 21., Joan. II. 19. c. XX. 19.) Der Verfasser, der auch dießmal wieder einen Widerspruch findet, wo keiner ist, sucht ihn nun dadurch zu lösen, daß er annimmt, Christus habe öfter von der glücklichen Fortdauer seines Werks und vom Siege seiner Sache über alle Anfechtungen seiner Feinde gesprochen, sie Geschichtschreiber aber haben in dergleichen unbestimmte Ausdrücke aus dem wirklichen Erfolg einen bestimmten Sinn hineingetragen und haben Jesum, da wier unbestimmt sprach, als ausdrücklichen

Vorhersverkündiger seiner körperlichen Auferstehung aufgestellt. Wie konnte Christus auch nur der glücklichen Fortdauer seines Werkes gewiß seyn, wenn er seine Auferstehung nicht vorher wußte, da ohne diese, wie der Verfasser selbst zugiebt, sein Werk nothwendig untergehen mußte. Christus sprach ferner so bestimmt von seiner Auferstehung und die Evangelisten sprechen von seinen Worten mit solcher Genauigkeit, daß sie selbst den Eindruck, welchen sie auf sie machten, bemerken, und das Hören und Behalten derselben, von dem ihnen erst nach Jesu Auferstehung, in Folge der Erinnerung, gewordenen Verständnisse, unterscheiden. Man ist daher nicht einmal als Rationalist zu jener Ausflucht berechtigt und macht dadurch die Redlichkeit seiner Forschung doppelt verdächtig.

Unter den Wundern Jesu oder seinen wundervollen Schicksalen versteht unser Rationalist hauptsächlich das geglaubte Wunder seiner Geburt, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Was seine übernatürliche Geburt betrifft, so nimmt sie unser Rationalist darum nicht an, weil er sie nicht begreifen kann, und führt einige Scheingründe dagegen an, die wir des Kürzwegen übergehen, und nur das erwähnen, daß er, weil Johannes von seiner übernatürlichen Geburt auf die Weise wie Matthäus und Lukas spricht, hierin einen Beweis gegen dieselbe findet, aber nicht bedenkt, was die Worte ὁ λογος σαρξ εγενετο bedeuten, und daß die von Johannes so oft ausgesprochene Gottheit Christi eine natürliche Geburt des Sohnes Gottes nicht zuläßt. E. hält sich für berechtigt in die Glaubwürdigkeit jener Nachrichten „beschreibenden Zweifel" zu setzen und sich ihre Entstehung aus wohlgemeinten frommen Mythen der christlichen Vorwelt zu erklären. Wir überlassen dem Leser das Urtheil über diese Verfahrungsweise, welche den Glauben in seiner Wurzel ausrottet.

Den Hauptbeweis für Jesu Auferstehung findet der Verfasser in dem Daseyn seiner Religionsanstalt, in der Fortdauer seiner Lehre; mithin konnte Jesus von dieser Fortdauer seiner Lehre nicht sprechen, ohne, was der Verfasser läugnet, seine Auferstehung vorherzuwissen. Er glaubt aber das Faktum nur insofern, als man jeden Begriff von einer übernatürlichen Begebenheit entfernt. Sonst läßt er die Sache auf sich beruhen, nur daß er den wirklich erfolgten Tod Christi nicht zugeben kann. Wenn der Kanzelstich für den Verfasser noch kein Beweis ist, und wenn er sagt, es lasse sich nach den Erzählungen der Evangelisten weder das Für noch das Wider historisch sicher erhärten, — so verweisen wir auf Joan. XX. 24., wo der anfangs ungläubige Thomas von der Auferstehung Jesu dadurch auf's Freudigste sich überzeugt, daß er seine Nägelmahle sieht und berührt, woraus hervorgeht, daß Christus an's Kreuz mit durchbohrten Händen und Füßen geschlagen wurde, woran er bekanntlich sieben Stunden hing. Gesetzt man nimmt auch die Worte Jesu: in deine Hände befehle ich meinen Geist, nicht im eigentlichen Sinn, man hält die Evangelisten für keine sichere Zeugen seines Todes, so ist es doch schon in jeder Hinsicht unbegreiflich, wie Jesus am dritten Tage aus natürlicher Kraft wieder auferstehen konnte. Wir befürchten, der Deistgläubige verzichte bei seiner Annahme allzusehr auf seine Vernunft, indem er dabei an einen natürlichen Lauf der Dinge nicht denken kann. Oder sollte er jene Erzählung für unwahr halten? Dann ist sein Verfahren nicht allein frevelhaft, sondern er macht sich dadurch auch die Untersuchung sehr leicht, indem er den Knoten gewaltsam zerhaut. Daß ferner die Weissagung Jesu: er werde am dritten Tage wieder auferstehen, nicht einen unbestimmten, sondern einen bestimmten Sinn hat, geht aus dem Beispiel des Propheten Jonas hervor, das Jesus anführt. Daß der Verfasser die Himmelfahrt Jesu als eine mit sei-

nen Begriffen unvereinbare Begebenheit nicht glauben kann, versteht sich von selbst, und es gilt dagegen das bereits gesagte, da er außer seinem allgemeinen Grunde nichts besonderes dagegen einzuwenden weiß, sondern hauptsächlich die Glaubwürdigkeit der Zeugen angreift.

In Bezug auf die Apostel und ihre Schriften wendet der Verfasser seine rationalistische dem gewöhnlichen Laufe der Dinge huldigende Ansicht gleichfalls an. Er sucht nur durch das gewöhnlichste Raisonnement nachzuweisen, wie dieselben auf natürlichem Wege zu der Lehre, die sie vortrugen, gelangten und sich successiv zu ihrem Berufe tüchtig machten. Die Person Christi, sagt er, sey ihnen in einem verklärten Lichte erschienen und dadurch seyen die göttlichen Eigenschaften, die sie ihm beilegten, zu erklären. „Jesus hatte sich seinem Volke als Messias dar„gestellt," sagt der Verfasser, „war aber von ihm verwor„fen und als ein Missethäter gekreuzigt worden. Jetzt „kam es darauf an, das Zweideutige dieses seines Schick„sals zu beseitigen, und seine Ehre gegen allen bösen Schein „zu vindiciren. Die erhabensten Bezeichnungen, die sie „von ihm gebrauchen, sind das natürliche Resultat vor„waltender Umstände und psychologischer Erfahrungen." Zu welch einer gewöhnlichen Erscheinung sinkt das Christenthum herab, wenn die Entstehung der heiligsten Lehren auf solche Weise erklärt wird, und wie wenig ist dadurch der Charakter und das Wirken der Apostel erklärt! Daraus, daß die Apostel sich nicht sogleich zur Idee einer Universalreligion erheben, will der Verfasser schließen, Jesus habe von derselben nicht so bestimmt gesprochen und die erstern haben sich natürlicher Weise fortgebildet. Allein daß die Jünger Jesu, als Juden, denselben gerade in seinen wichtigsten und bedeutendsten Lehren nicht fassen konnten, läßt sich leicht einsehen, desto mehr aber bedurften sie der Erleuchtung durch den ihnen verheißenen hei-

ligen Geist, der sie in alle Wahrheit führte, und ihnen den tiefen Sinn der Christusreligion aufschloß. Auch die Erleuchtung des Apostels Paulus nimmt der Rationalist auf eine ganz gewöhnliche Weise und sucht dieselbe auf psychologischem und historischem Wege zu erklären. Von einer unmittelbaren Offenbarung, einer Inspiration im eigentlichen Sinne kann bei dem Verfasser die Rede nicht seyn, er bleibt bei seiner rationalistischen Ansicht, wenn gleich der Apostel Paulus sagt, er spreche im Namen des Herrn, und die Fülle, wie er aus sich selbst spricht, von dem, was er in Folge göttlicher Eingebung sagt, unterscheidet. Der Verfasser sagt, „kein Gedanke sey den Juden unerträglicher gewesen, als der, den Messias, welchen „man ihnen verkündigte, nach Missethäter Weise gekreuzigt „zu wissen, keine Vorstellung den Heiden anstößiger, als „an einen Religionsstifter zu glauben, der von seinem „eignen Volke verworfen und getödtet worden war. Was „blieb nun einem so gewandten, alle Lehrtropen klug benutzenden Paulus anders übrig, als dem Tode Ansichten „abzugewinnen, durch welche er nicht nur jenen anstößigen „Schein verlor, sondern noch den Charakter eines, zum „Besten seiner Bekenner und zur Erreichung des heiligen „Zweckes seines Daseyns unerläßlichen Ereignisses annahm. Wie nahe lag ihm nicht bei seiner festen Überzeugung von der universellen Tendenz des Christenthums „und seiner Bestimmung, den mosaischen Kultus zu antiquiren, die Wendung, den Tod Jesu als Schluß- und „Eckstein seiner allgemein beglückenden Religionsanstalt, „als das letzte Opfer, wodurch man Gott auszusöhnen „gesucht habe, als die einzige Bedingung, seine Gnade zu „erlangen, und ohne das Gesetzeswerk von ihm gerechtfertigt zu werden, als den großen Versöhnungsakt zwischen „ihm und der sündigen Menschheit, als das Lösegeld für „die, welche bis dahin in Irrthum und Laster dahingegangen

„wenen, darzustellen, und dann auch Jesu selbst unter den „verschiedenartigsten Bildern, das Amt eines Erretters von „dem Joche und den Strafen des mosaischen Gesetzes, „eines Mittlers zwischen Gott und Menschen, eines Für„sprechers, Friedensstifters und Erlösers von allem geisti„gen Elende zuzuschreiben? Daß ihm die Rücksicht auf „Zeit und Ort, die Rücksicht auf die Umstände und Be„dürfnisse dergleichen Vorstellungsarten an die Hand gab, „sieht man deutlich daraus, weil er den Tod Jesu nur „für seine Judenchristen, die den Mosaismus nicht vergeß„sen konnten, unter den angegebenen Bildern darstellt, da„gegen aber dann, wenn er es, wie (Act. XIV.) in Lystra „und (Act. XVII.) in Athen mit eigentlichen Heiden zu thun „hat, diesen Theil seines irdischen Schicksales ganz über„geht, nur die allgemeinen Wahrheiten des Christenthums „von Gott und seiner Vatergüte predigt und seinen großen „Gesandten von Seiten seiner glorreichen Auferstehung zu „verherrlichen sucht.“ Nach dieser Ansicht wäre die Lehre des Apostels vom Versöhnungstod Christi nur durch eine kluge Benutzung der Umstände entstanden; da er sie nach dem Verfasser den Heiden nicht predigt, so gehörte sie auch nicht zu seiner religiösen Überzeugung und er hätte sich demnach nur den Vorurtheilen der Juden klug accommodirt. Wenn er übrigens in Lystra und Athen nichts vom Tode Jesu sagte, so ist dieß aus der Kürze, mit der er zu seinen Zuhörern redet, zu erklären, denn er konnte ihnen doch offenbar nicht von der Versöhnung durch den Tod dessen predigen, den sie noch gar nicht kannten, sie waren nicht reif für diese heilige Lehre und konnten im Augenblicke nicht in sie eingeweiht werden. Was aber die Behauptung betrifft, er habe den Heiden die Lehre vom Kreuz überhaupt nicht geprediget, und der Schluß aus dergleichen Vorstellungen habe ihnen nur die Rücksicht auf Zeit und Ort an die Hand gegeben, so könnte gegen den

letztern schon der Eifer, mit dem er von dieser Lehre als dem Mittelpunkt des Glaubens spricht, angeführt werden: allein daraus, weil er in Athen und Lystra nicht von derselben zeugte, folgt noch nicht, daß er den Heiden Jesus Christus gar nicht als Versöhner predigte; und wenn wir auch nicht ganze Briefe hätten, die wenigstens zum Theil an Heidenchristen geschrieben waren und worin wirklich auf dieselbe Weise von der Erlösung die Rede ist, wie im Brief an die Hebräer, so könnten schon die Stellen, wo von der allgemeinen Gültigkeit dieser Lehre, welche sowohl Heiden als Juden zu verkündigen seye, und von der Einheit des Glaubens, in welche dieselben als Christen eintreten, hinlänglich gegen jene falsche Ansicht zeugen. Vgl. Rom. I. 14.–16., Ephes. II. 11.–22., Colos. II. 11.

Wir bemerken hier nur noch, daß unser Denkgläubige den Apostel Paulus ungefähr mit denselben Worten charakterisirt, wie Jesus Christus, und das Unbegreifliche nicht allein das ist, wie ein Mann, der nicht einmal im Stande ist, zwei, auch rationalistisch betrachtet so differente Charaktere in ihren Grundzügen nach ihrer Eigenthümlichkeit zu zeichnen, über das Christenthum sich stellen mag, um es nach seiner Vernunft zu beurtheilen.

Die Wunder, welche die Apostel verrichteten, sind dem wunderscheuen Manne gleichfalls aus Gründen, die wir bereits kennen, kein Beweis für die Behauptung, daß sie Gesandte Gottes in einem höhern Sinne seyen. Den Grund davon, daß ihnen so viel Wunderbares in ihren Schicksalen und Thaten zugeschrieben wird, will er in der Wundersucht des Verfassers der Apostelgeschichte finden. „Es herrscht nämlich darin die religiöse Weltansicht, welche „die Apostel unter der unmittelbaren Führung und Ein„wirkung des heiligen Geistes leben und lehren läßt,“ und dieß ist dem Verfasser Beweis, genug die Apostelgeschichte in dieser Hinsicht unglaublich zu finden, es sollte

alles seiner Psychologie und dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gemäß erzählt werden, wenn Lukas historische Glaubwürdigkeit verdienen soll. Diese sucht er aber dadurch auch verdächtig zu machen, daß die Apostel den Erfolg ihrer That dem Glauben der Kranken an Jesum zuschreiben; wird denn aber dadurch das Wunder aufgehoben, wird es durch jenen Glauben nicht vielmehr geheiligt, statt daß es durch ihn, wie der Verfasser erinnert, zu einer natürlichen That würde? Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den wunderbaren Ereignissen und Schicksalen, welche nach Lukas Erzählung die Apostel selbst erfuhren.

Den verheißenen παρακλητον für ein Abstraktum zu halten, die Jünger Jesu, welche durch die Ausgießung des heil. Geistes am Pfingstfeste voll heil. Geistes wurden und in fremden Sprachen redeten, für natürlich begeistert anzusehen, den Worten des Apostels Paulus: der Herr sey ihm erschienen, er habe den Herrn gesehen, trotz der wundervollen Beschreibung, die Lukas von jener Erscheinung Act. IX. giebt, eine rationalistische Deutung zu geben, ist ein ganz subjektives Verfahren, das aber dem Zeugniß des heil. Geistes in der Kirche, welche die neutestamentlichen Urkunden für inspirirt hält, Hohn spricht, und die Verfasser derselben wo nicht zu Betrügern, so doch zu Betrogenen macht. Dieß ist das letzte Resultat zu dem eine profane und profanisirende Aufklärung getrieben wird, nachdem sie sich schon längst einer idealen und religiösen Weltangesicht unfähig gemacht hat. Den Schein, den kümmerlichen Rest der göttlichen Offenbarung für die einzige volle Wahrheit auszugeben, das Reich des Glaubens in eine Welt der alltäglichsten Erscheinungen zu verwandeln, und eine sich selbst widersprechende, aller Spekulation unfähige Reflexionsphilosophie zur Richterin über die tiefsten heiligsten Wahrheiten zu machen, das ist die Tendenz des Rationalismus!

VI.

Geschichte

der Plünderung des erzbischöflichen Pallastes in Paris am Ende Juli 1830.

Welcher Partei man auch angehöre und welche Sache man vertheidige, so ist es immer eines Mannes von Ehre unwürdig, gegen diejenigen, denen man Feindschaft geschworen, die Waffe der Verläumdung zu ergreifen und sich derselben zu bedienen, besonders wenn die Gegenstände des Hasses unglücklich sind. Das ist aber gerade das Verfahren einiger Journale gewesen zur Zeit der Verheerung des erzbischöflichen Pallastes in Paris. Nicht zufrieden, früher durch Aufhetzungen den Haß gegen die Priester hervorgerufen zu haben, sind sie in ihrer Frechheit noch so weit gegangen, daß sie erlogene Thatsachen vorbrachten, um das Betragen derjenigen zu rechtfertigen, welche dieses Haus verwüstet haben. So ist von ihnen versichert worden, Domherren, Seminaristen und Bediente hätten auf das Volk geschossen, und im erzbischöflichen Pallaste wären hundert Dolche mit zwei Pulverfäßchen gefunden worden. Die Abgeschmacktheit der ersten Behauptung leuchtet jedem ein, der das Kapitel von Notre-Dame kennt, welches nur zwei einigermaßen junge Mitglieder zählt, hingegen einen neunzigjährigen, mehrere achtzig- und siebenzigjährige Greise. Was die zweite Behauptung anbelangt, ist sie eben so grundlos als die erstere. Ich kenne dieses Haus vollkommen und zwar seit langer Zeit; ich behaupte folglich kühn, ohne Furcht widersprochen zu werden, daß niemals weder Waffen noch Geschütz hineingetragen worden sind, und ich fordere Jedermann auf zu beweisen, daß man dergleichen daselbst

gefunden habe, es sey denn, sie wären im Augenblicke des Ereignisses mit den Plünderern hineingekommen.

Nachdem ich mit Recht gegen so schamlose Lügen meine Stimme erhoben, muß ich nun auch den wahrhaften Bestand der am 28. und 29. Juli im erzbischöflichen Hause vorgefallenen Ereignisse darlegen. Seit dem Anfange des Monats Mai bewohnte es der Hochwürdigste Herr Erzbischof nicht mehr; allein er kam öfters hinein, entweder um da Audienz zu ertheilen, oder um von da aus in die Pfarreien der Stadt und des Landes sich zu begeben; denn in diesem Jahre besonders, wo es ihm seine Gesundheit erlaubte, hatte er sich so zu sagen vervielfältigt, um den Wünschen der Herren Pfarrer und den Bedürfnissen seiner Diöcese entgegenzukommen. Der Sekretär, der Untersekretär und zwei im Sekretariate angestellte Laien waren mit den Wächtern die einzigen Bewohner des erzbischöflichen Pallastes. Am Mittwoche den 28. Morgens erhielten die zwei Geistlichen schon die Nachricht, es ziehe eine Rotte gegen die erzbischöfliche Wohnung heran. Ihrer Unschuld sich bewußt, und in der Meinung es würde nicht auf's Äußerste kommen, übrigens ohne Ahnung, daß in der Stadt ein Gefecht begonnen, erschracken sie wenig über diese Nachricht. Dennoch ging der Untersekretär um zehn Uhr hinaus, um außerhalb einen Zufluchtsort zu suchen. Der Sekretär aber blieb an seinen Geschäften bis eilf Uhr, wo ihn neue Mahnungen auch zur Flucht bewogen. Jeder verließ das Haus, ohne für die Rettung seiner Effekten zu sorgen, so groß war noch ihr Vertrauen. Kaum aber hatten sie sich entfernt, als ein zahlreicher Haufen am großen Gitter des Pallastes zusammen wogte, mit lautem Geschrei den Erzbischof begehrte, damit er, sagten sie, an die dreifarbige Fahne, die so eben auf einem der Thürme von Notre-Dame aufgesteckt worden, aufgehängt würde. Nachdem man ihnen

versichert hatte, er sey nicht da, begehrten sie die Pfaffen (calotins) seines Gefolges, um sie statt seiner zu hängen. Dieß ist ungefähr Alles, was an diesem Tage im erzbischöflichen Hause geschah: es sollte aber nur das Vorspiel zu den Verheerungsscenen seyn, die für den folgenden Tag bereitet waren.

Am Morgen des 29. wußte man schon, daß die Plünderung an diesem Tage statt haben sollte; zum Unglücke aber erfuhr man es nicht frühe genug, um den traurigen Folgen zuvorzukommen, und wenigstens einige Gegenstände zu retten. Um neun Uhr des Morgens zeigen sich ungefähr 80 Mann am großen Gitter und befahlen trotzig, man solle es ihnen öffnen. Als der Pförtner hierüber Vorstellungen machen wollte, drohte man ihm mit dem Tode; er war daher gezwungen zu öffnen. Sobald das erste Gitter auf ist, stürzen sich diese Männer, denen wohl 1200 oder 1500 Personen folgten, worunter auch mehrere Weiber, in den Vorhof hinein. Dann, wie es scheint, schoß man mit Flinten aus den Fenstern des Hauses. Junge Leute waren der Menge zuvorgekommen und hatten sich durch den Garten eingeschlichen, und gaben hierdurch dem Haufen das Zeichen. Später, als die Kleidungsbehälter erbrochen waren, mummten sich einige in schwarze Röcke ein und setzten Bireten auf, und in solchem Anzuge schoßen sie ebenfalls zum Fenster hinaus. Hierdurch erklärt sich die falsche Anklage, die Domherren, die Seminaristen und die Bedienten des Herrn Erzbischofs hätten auf das Volk geschossen. In Bezug auf die Domherren hat man schon auf diese Verläumdung geantwortet. Hier fügen wir hinzu, daß damals nicht ein einziger Seminarist und auch kein einziger Bediente im Hause gewesen; sondern nur die zwei Wächter, welche beide auf ihren Posten waren.

Das Sekretariat, ebener Erde zwischen den zwei Höfen, wird zuerst verwüstet. Die Eingangsthüre wird eingeschlagen, und bald bietet das ganze Lokal nur noch ein Haufen zerrissener Register, Papiere und Laden dar. Die Siegelpresse, die Tische, die Fenster und der Ofen werden zerschlagen, alle Diöcesantitel zernichtet; alte Urkunden, die den vorigen Revolutionsverwüstungen entgangen waren, sind es ebenfalls. Das Geld, welches zur Bezahlung der Gehalte kranker Geistlichen und zur Bestreitung der Unkosten der Diöcesananstalten bestimmt ist, verschwindet mit Ausnahme eines Sackes von 2,000 Franken, der nach dem Hotel-Dieu getragen wurde. Mehrere Heiligenreliquien werden entweiht, und zwei schöne ganz neue Reliquienbehälter werden in Stücke zerschlagen.

Von da begiebt sich die Menge in den zweiten Hof und dringt in den Haupttheil der Wohnungen, unter welchen auch die des Herrn Erzbischofs ist. Die Einen laufen in den Keller, wo der Meßwein für Notre-Dame aufbewahrt wird, dann in den des Hauses; all der Wein wird herausgetragen und getrunken. Die Andern steigen in den ersten Stock und finden alle Thüren offen, wie hierüber der erzbischöfliche Befehl ergangen. Hier entwickelt sich eine schauervolle Verwüstungsscene. Dieser Pallast, den Bonaparte hat restauriren lassen und zur Residenz des Kardinals Fesch bestimmte, späterhin aber zu der Pius VII. als er ihn wollte nach Paris kommen lassen, war in gutem Zustande und schön geziert. Antiken, reichlich vergoldetes Getäfel, Möbel, Tapeten, Hausgeräth, Kaminmarmor, Leuchter, Spiegel, Bücher, Tafeln, Alles wird zerrissen, zerbrochen, verbrennt oder in's Wasser geworfen. Die Schlösser werden gesprengt, und Alles bis auf die geringsten Gegenstände verschwindet; und diese schönen Wohnungen bieten nur noch das traurige Schauspiel einer gänzlichen Zerstörung dar.

Nachdem der erste Stock so zugerichtet war, begab sich der Haufen in den zweiten. Hier wohnten die meisten Geistlichen der erzbischöflichen Umgebung, ein Angestellter des Sekretariats und alle Dienstleute des Hauses. Die Scene erneuert sich hier, wie sie im ersten Stocke vorangegangen war. Es ist kein Eck so klein, kein Schlupfwinkel so dunkel, wo nicht sorgfältig nachgesucht, und alles bis zu den geringsten Gegenständen herausgezogen wird. Die Thüren werden durch Flintenstöße eröffnet und Schränke mit Äxtenhieben zerspalten. Der Sekretär des Erzbisthums und sein Untersekretär hatten jeder eine Bibliothek; die Bücher werden zum Fenster hinaus auf die Straße geworfen und von da in's Wasser. Die Kreuzstöcke und Sommerläden werden losgerissen und ebenfalls in die Seine geworfen. Endlich das Leinenzeug, die Kleidungsstücke, Möbel, Familienpapiere, Titel, nichts wird verschont, alles verschwindet, und in wenig Stunden sind alle Bewohner des zweiten Stockwerkes in völlige Entblößung versetzt. Nach allen diesen Gräueln war die Zerstörung noch nicht vollendet; es blieb noch das Zimmer des Herrn Abbé Desjardins und eines Bedienten Sr. erzbischöflichen Gnaden. Bald ward ihnen dasselbe Loos zu Theil wie den andern; und dieser ehrwürdige Geistliche, so empfehlungswerth durch seine Tugenden, so ausgezeichnet durch seine schönen Eigenschaften, wird gleich den Andern seiner ganzen Habe entblößt. Sogar die ärmlichen Wohnungen der Wächter entgehen der Wuth der Plünderer nicht. Auch hier wird Alles zerschlagen. Es besteht eine Verbindung zwischen dem erzbischöflichen Pallaste und der Schatzkammer; dennoch aber geht man durch die Kirche in diesen Saal, welcher die kostbarsten Gegenstände der Metropole enthielt. Was sich darin befand, wurde zerschlagen, zerrissen, und man vermißt die herrlichsten Kirchengewänder. Der Priester, welchem die

Aufsicht des Schatzes übertragen ist, obschon dem erzbischöflichen Hause fremd, wurde selbst nicht geachtet; seine Bewohnung wurde überfallen und wie die übrigen behandelt.

Wenn man allen diesen Begebenheiten noch sieben Todschläge hinzufügt, die theils im erzbischöflichen Pallaste selbst, theils im Garten desselben begangen wurden, so wird man leicht begreifen, daß der Gräuel der Verwüstung aufs Höchste gestiegen war, in einem Hause, das in der Revolution keine solche Schreckensscene dargeboten hatte.

Dieß ist die kurzgefaßte Erzählung der Verheerungsgeschichte des erzbischöflichen Hauses zu Paris. Man sieht, welche Ergebnisse sich herausstellen:

1. Die gänzliche Zerstörung eines großen Gebäudes, von welchem nur noch die Mauern und das Dachwerk übrig bleiben.

2. Die Zernichtung eines bedeutenden Mobiliars, das dem Departemente der Seine zugehört.

3. Die Vertilgung aller Titel und Papiere, die auf die Verwaltung der Erzdiöcese Paris Bezug haben.

4. Der Verlust erheblicher Summen die zur Unterstützung der Diöcesananstalten und zur Erhaltung armer Priester nöthig sind.

5. Die Vernichtung vieler Kunstgegenstände, schöner Gemälde, kostbarer Portraite und sieben Bibliotheken, nämlich:

a) die des Erzbisthums, aus ungefähr 20,000 Bänden bestehend, und wichtige literärische Sammlungen enthaltend, besonders die der Bollandisten, die so eben war vervollständigt worden;

b) die Bibliothek des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs, worin kostbare Werke sich befanden;

c) eine andere Bibliothek auf ebener Erde, ziemlich bedeutend;

d) die des Herrn Abbé Desjardins, zahlreich und gut gewählt;

e) die des Herrn Tresvaux, Sekretärs des Erzbisthums, aus beinahe 1500 Bänden bestehend, und in welcher mehrere seltene und merkwürdige Werke zu sehen waren, wie auch Manuscripte;

f) die des Herrn Mollnier, Untersekretärs, die erst war gesammelt worden, und 3000 Franken werth war;

g) die des Herrn Surat, geheimen Sekretärs, welche zwar nicht zahlreich, aber sehr ausgesucht war.

Ferner die Entweihung vieler heiligen Reliquien, die in mehreren Theilen des Hauses aufbewahrt wurden, und anderer zum Gottesdienste bestimmten Gegenstände.

Endlich die völlige Beraubung von mehr als zwanzig Personen die dieses Haus bewohnten, wovon die Meisten jetzt ohne Kleider, Geräthschaft und Mittel sind.

Ami de la Religion.

VII.

Ueber den Protestantismus in Frankreich. *)

In Frankreich treffen wir den Protestantismus in seinen zwei Formen — der rationalistischen und mystischen an. Der französische Protestantismus hat im 16. Jahrhundert große Männer hervorgebracht, und war die Quelle wichtiger Ereignisse. Als politische Macht durch den Kardinal Richelieu zerstört, zeichnete er sich noch im 17. Jahrhundert durch berühmte Theologen und Polemiker, die aus ihm hervorgegangen sind, aus. Damals waren die größten Lichter der Reformation in Frankreich, und dort fand Bossuet Gegner, die fähig waren, ihm eine zeitlang den Sieg streitig zu machen. Dahingegen hat die reformirte Kirche in der letzten Zeit wenig Aufsehen erregt, entweder weil die Wiederrufung des Edikts von Nantes ihre Überlieferungen unterbrochen und ihr die Mittel zur geistigen Bildung benommen, oder vielmehr weil man im Allgemeinen die theologischen Fragen unbeachtet ließ. Doch ist gewiß der Protestantismus bei uns umsichtiger und klüger, als sonst irgendwo. Man bewacht sich dem Feinde gegenüber, und traut nicht, mitten unter Katholiken sich den Ungereimtheiten und Übertreibungen hinzugeben, und seine Grundsätze und Meinungen mit allen ihren Konsequenzen zu behaupten. Und dennoch sind es vielleicht die Schriften der Protestanten in Frankreich, woraus man wohl im Allgemeinen den Protestantismus am beßten beurtheilen kann. Dem Geiste der Franzosen ist eine besondere Richtigkeit und Feinheit eigen.

*) Der Correspondant liefert einige Abhandlungen über den Mysticismus und Methodismus in Deutschland, denen er dann das Obige Nro. 31. vom 15. Juni 1830 beifügt.

Bestimmter als der deutsche und umfassender als der englische Geist, weiß er die Fragen zu generalisiren, ohne in's Unbestimmte zu gerathen, und ihnen ihre Grenzen zu bestimmen, ohne sie einzuengen. Dieß gewährt einen unendlichen Vortheil für den Gang der Erörterungen. Wie ihre ausländischen Glaubensbrüder sind auch unsere Landsleute getheilt — in Rationalisten und Mystiker, in Philosophen, die durch ihre Exegese die Bibel, durch ihre Trugschlüsse die Offenbarung zerstören, und das Christenthum ungeachtet ihrer Gegenerklärungen auf leeren Naturalismus hinausführen, — und in Frömmler, welche den religiösen Sinn, der Logik zum Trotz, wieder zu erwecken suchen, sich wieder an die alten calvinistischen Agenden halten, um wenigstens noch an Etwas zu glauben, und nur zu konsequente Systeme, bei welchen das Herz völlig trocken bleibt, verwerfen.

Ich bestehe absichtlich auf diese Eintheilung, weil sie, wie mir scheint, ein wahres Schisma in dem Protestantismus begründet. Die beiden Parteien verfolgen sich, wo sie können, wie noch kürzlich in Genf und Lausanne; und wo sie es nicht können, liefern sie einen lebhaften Federkrieg; nirgends behandeln sie sich brüderlich.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts machte ein deutscher Theolog, entsetzt über die Fortschritte des Neoprotestantismus, den Vorschlag, eine Trennung zwischen den alten und neuen Christen auszuführen. Diese Trennung besteht heute wirklich. Die Revue protestante, das Organ der rationalistischen Lehre in Frankreich, führt in ihrem Blatt vom Januar 1830 diese Trennung mit klaren Worten ein, indem sie ihre Glaubensgenossen in Zurückschreitende und Fortschreitende (retrogrades et progressifs), in Menschen der alten und neuen Ordnung, eintheilet. Der Methodismus scheint ihr, so viel man darüber zu urtheilen vermag, nicht höher, als der Katholicismus zu stehen;

auch er steht in keiner bessern Harmonie mit dem, was man das Bedürfniß der Zeit nennt. Er ist engherzig, sektirisch, durchdrungen von Abscheu gegen jedes dogmatische Fortschreiten; ja er bewahrt sogar einige Neigung zur Intoleranz. Obgleich Herr Vincent, Prediger in Nimes und Verfasser eines sehr merkwürdigen Werkes, betitelt: „Ansichten über den Protestantismus in Frankreich," dem Naturalismus weniger huldigt, als die Revue, so spricht er doch vom Methodismus eben nicht günstiger. Er bemerkt mit vielem Grunde, die Reformation sey Anfangs nichts anders gewesen, als der von seiner Stelle gerückte Katholicismus, und man könne das nämliche auch von jenen sagen, die den primitiven Calvinismus in seiner Strenge herstellen wollen. Ihr Streben scheint ihm unglücksschwanger und verderblich für die Fortschritte und die Freiheit Aller. Wenn dennoch die Männer dieser Schule den Protestantismus darstellen, als sey er im Begriffe, die Welt zu erobern, so ist es klar, daß sie nur von einer Eroberung im umgekehrten Sinne der mystischen und methodistischen Bewegung reden wollen. Lasset uns sehen, mit welcher Gefälligkeit sie uns von dem geringen Erfolg, welchen die, in unsern Tagen durch den alten Geist gegründeten, religiösen Stiftungen gehabt haben, sprechen. Es sind Parteiverbindungen, die keinen Einfluß haben können. Als die Beförderer einer Theologie, die sich ihrem Ende naht, besitzen sie, ihre gute Meinung abgerechnet, nichts, was unsern Verstand in Anspruch nähme und ihn anregen könnte, darauf zu achten. Und in der That, wie können Leute, die noch unter anderm an das Daseyn des Teufels, an die ewige Verdammniß, an die Erbsünde, an die Dreieinigkeit u. s. w. glauben, in unsern Tagen Gehör zu finden hoffen? Man muß eingestehen, daß die fortschreitenden Protestan-

ten gegen diejenigen, welche eine calvinistische Orthodoxie aufrecht erhalten wollen, leichtes Spiel haben; so klar, so handgreiflich ist die Inkonsequenz der letztern, so sehr springt sie in die Augen! Sobald die Freiheit der Prüfung als Grundsatz aufgestellt worden, ist es ungereimt, ihr Grenzen setzen zu wollen.

„Denn, wie Tertullian sagt, die Valentinianer haben „das nämliche Recht, wie Valentin, und die Marcioniten „wie Marcion, den Glauben nach Belieben zu modeln.“

Daß zwischen dem Protestantismus der Methodisten und dem der Rationalisten völlige Unverträglichkeit bestehe, daran kann man nicht zweifeln, wenn man die Streitschriften beider Partoien lies't. Vor zwei Jahren versuchte es die Revue protestante, die Grundsätze dessen festzusetzen, was sie die große protestantische Einheit nannte; allein der Methodismus verweigerte geradezu seine Beistimmung den eine Vereinigung bezweckenden Ansichten; deßwegen behauptet auch die Revue, daß der alte Geist den neuen von Herzen verabscheue. Wir wollen einen Abschnitt aus einer methodistischen Schrift — dem Archive du Christianisme — anführen, die eine Kritik über den Vereinigungsplan liefert; und daraus wird man beurtheilen können, von welcher Art die Divergenzpunkte sind, um deren Verschmelzung es sich handelte. „Lasset „uns, sagt dieses Journal, jene Einheit und Einförmig„keit etwas näher betrachten. Ihr saget, der Mensch sey „von Geburt aus gut, ich aber sage, er ist von Geburt „aus böse. Welche Übereinstimmung! Ihr sagt, der „Erlöser sey ein Geschöpf, sogar ein Mensch; ich aber „sage: Er ist Schöpfer und Gott. Kann das nicht voll„kommen auf eins hinaus? Hatte ich euch nicht gesagt, „daß wir in der vollkommensten und innigsten Überein„stimmung und Einheit wären? Ferner: Ist Christus „Gott, so ist es gottlos, ihn nicht anzubeten; ist er ein

„Geschöpf, so ist die Anbetung Abgötterei. Nach dem „angeführten Einheitssysteme wäre es wohl leicht, unsere „Übereinstimmung mit der Religion des Großsultans zu „beweisen u. s. w.“

Da sehen wir also zwei sich ganz entgegengesetzte Lehren; die eine gegründet auf den Glauben und selbst auf die Autorität, hat eine Dogmatik, welche ihre Bekenner sogar als die Grundlage des Christenthums ansehen, und welche sie gegen jede Veränderung und Modifikation vertheidigen; die andere, gestützt auf die absolute Unabhängigkeit der Vernunft, verwirft alle Dogmen, die nicht unwiderlegbar bewiesen werden können, unterwirft die alte Glaubenslehre dem unvermeidlichen Gesetze des Fortschreitens, oder verwirft sie vielmehr mit Verachtung als eine veraltete Form, als eine dunkle und unbegreifliche Hülle der Wahrheit. Welche von diesen beiden Lehren ist der wahrhafte Protestantismus? Welchem ist die Herrschaft der Welt versprochen? Es ist unvermeidlich, daß nicht die eine von der andern verschlungen werde; denn es ist klar, daß die Fortschritte des Mysticismus nur auf Kosten des Rationalismus statt finden, und der letzte nur dann das Übergewicht erlangen würde, wenn es ihm gelänge, den andern zu verdrängen. Ehe man auf äußere Eroberungen rechnen kann, muß dieser innere Kampf beseitiget seyn. Wer wird aber den Sieg davon tragen, der alte oder der neue Geist? Der erste ist gestützt auf das Bedürfniß des Glaubens und der Liebe, oder, wie die Revue protestante sagt, der Überzeugung des Gefühls, die so lebhaft und so kräftig in der menschlichen Seele wirkt, und die sich allenthalben anschließt, wo sie es vermag. Er muß für sich die feurige Einbildungskraft, die zärtlichen Gemüther, die Frauen, und alle, denen eine Religion des Herzens Bedürfniß ist, gewinnen. Allein der Rationalismus hat auf seiner Seite die Logik und

die Wissenschaft, in ihm ruht der wahre Geist des Protestantismus; er überläßt sich nur dem Zuge seiner Richtung, setzt nur die angefangene Bewegung fort; kurz, er steht mehr im Einklange mit der Zeit und ihrer Aufklärung. Das Alles sind unermeßliche Vortheile in der Stellung. Wir pflichten deßwegen auch der Meinung der Revue protestante in Bezug auf die Zukunft des Methodismus bei, wir halten ihn für unfähig, eine bleibende Wirkung hervorzubringen, wenigstens in Frankreich, und wir sind gar nicht erstaunt, daß seine Institute, aller seiner Anstrengung ungeachtet, doch nur sehr unbedeutende Resultate gehabt haben.

Betrachten wir die Sache unter einem gewissen Gesichtspunkte, so bedauern wir es; denn wir fühlen, daß wir mehr mit den Methodisten, als mit ihren Gegnern sympathisiren. Es giebt unter ihnen erhabene Tugenden, und auf manche derselben möchten wir gerne die Worte Baco's anwenden, die er den Jesuiten zurief: cum talis sis, utinam noster esses! In dieser Partei trifft man wenigstens noch religiösen und christlichen Sinn — Dinge, welche die rationalistische Richtung täglich mehr vertilgen muß. Nun dieser Rationalismus, dieser neue Geist ist es aber, der in der französischen reformirten Kirche herrscht, wenn wir dem Herrn Vincent Glauben schenken wollen, und wir sind genöthiget, ihm zu glauben. Da jener Geist nichts beengend Lästiges hat, da er sich leicht die philosophischen Lehren des letzten Jahrhunderts und den Indifferentismus anpassen läßt, so muß er allen gefallen, welche die Gemüthlichkeit lieben, und dieses dürfte wohl die bei weitem größere Mehrheit in der protestantischen Kirche, wie überall seyn. Allein was ist denn die rationalistische Religion? welchen Werth hat sie? welches ist ihr möglicher Einfluß auf die Zukunft?

Der Rationalismus macht den Anspruch geltend, daß

er eine Form des Christenthums sey, so gut als eine andere; allein dieses ist nach unserer Meinung eine schlecht begründete Behauptung. Sein System ist nur ein Äquivalent des Deismus, oder, wie man will, des Mahometismus, der auch Jesus Christus als einen großen und heiligen Gesetzgeber betrachtet. Was dessen Gelehrtheit betrifft, so denkt man, darüber könne wohl keine Frage mehr seyn. Selbst die Idee einer übernatürlichen Offenbarung scheint der Revue protestante unnütz. Hier der Gesichtspunkt, aus dem sie dieselbe betrachtet: „Ob man „sage, Gott habe das Christenthum durch die allgemeine „und beständige Vermittlung seiner Vorsehung, oder durch „eine spezielle und ausnahmsweise Vermittelung hervorgebracht; diese zwei Redensarten scheinen uns gerade „auf eins hinauszulaufen. Anderswo sagt sie: Weil wir „im Christenthum das herrlichste System von Tugend und „Unsterblichkeit sehen, das je auf der Erde erschienen ist, „darum erkennen wir darin die Gottheit.“ Auch Rousseau sagte, ohne daß darauf eine Bedeutung gelegt worden wäre: „Der Tod des Sokrates ist der eines Menschen, „der Tod Jesu ist der eines Gottes.“ Den Rationalisten ist das Evangelium göttlich, wie Homer göttlich ist; weil alles, was schön und was wahr ist, seinen letzten Grund in Gott hat. Gott hat sich in der Bibel geoffenbart, wie im Phädon, weil überall, wo man einen schönen Satz ausspricht, wo man eine schöne Lehre aufstellt, Offenbarung ist. Ich gestehe, daß ich nicht zu entdecken vermag, welche Schattirung ein solches Christenthum vom baaren Deismus unterscheiden könnte. Alle Grundsätze, die ihr vorschiebet, werden euch die Deisten zugeben, und wenn ihr mit ihnen uneins seyd über den Ausdruck: „göttlich,“ so kann das fürwahr nur ein Wortstreit seyn. Wollet ihr aber wissen, was das eigentliche Wesen des Rationalismus ist, so wollen wir es

euch erklären. Es giebt, sagt man uns, zwei Arten Protestant zu seyn; die erste besteht darin, daß man einige Dogmen der römischen Kirche verwirft, um die eigenen an ihre Stelle zu setzen; die zweite besteht darin, daß man weder die geistige Tyrannei von Rom, noch die von sonst Jemanden mehr ertragen will; oder in andern Worten, daß man alle positive Dogmen verwirft. Und dieses ist in der That das Grundwesen des neuen Protestantismus; sein alleiniger Grundsatz ist: „Freiheit im Glauben und im Prüfen;" er setzt zwar hinzu: „unter dem Evangelium." Das aber wäre schon ein Widerspruch, wenn das Evangelium, dank sey der Exegese, nicht so biegsam, so veränderlich, oder, wie man will, so profektionsfähig als alles übrige geworden wäre. Das Glaubensbekenntniß ist demnach ganz einfach, und kann auf folgende Weise gefaßt werden: „Ihr mögt glauben, was ihr wollet."

Ihr glaubet vielleicht, mit diesen Symbolen sey keine Gesellschaft, keine Gemeinschaft, keine protestantische Kirche mehr möglich; allein ihr seyd im Irrthum: „die Freiheit der Sekten bewirkt eine tief begründete Einheit, die sich dem Auge des Sektirers entzieht." Und vernehmt, wie dieß geschieht: „Überall, wo die Stimme des Volkes laut wird und Forderungen aufstellt, wo das Joch der Autorität durch die Prüfung zerbrochen ist, überall an diesen Orten und in diesen Zeiten beginnen Reformen und Protestantismus." Deßwegen kümmert man sich nicht wegen der Lebensreste, welche der Katholicismus in der letzten Zeit wieder gefunden hat; man ruft den Römern zu, was Tertullian einst den Heiden sagte: Wir sind überall außer in euren Kirchen. Das sind fürwahr leichte Eroberungen; aber sind sie wohl auch ruhmvoll? Es giebt allerdings überall Menschen, die das Joch der Autorität zerbrechen und die Unabhängigkeit ihrer Vernunft ausrufen; so macht es der Atheist, der Deist, der Ma-

terialist und der Pantheist; wenn, um dem Protestantismus anzugehören, es genug ist, nicht katholisch zu seyn, so giebt es allerdings viele Protestanten, allein darnach kann man seine Stärke nicht berechnen. Um einen thätigen Antheil an den Schicksalen der Gesellschaft zu nehmen, muß man einen positiven Glauben haben, wie ihr selbst es anerkennt. Es genügt nicht, „eine bloße Negation zu seyn, es muß vor allen Dingen eine Religion „da seyn, das heißt, man muß die Mittel haben, fort zu „bestehen, die Menschen durch die Fortpflanzung einer „wohlthätigen und christlichen Lehre zu erbauen..... „Das ist die schwere Aufgabe, hic opus, hic labor est!" Ja wohl, das ist ohne Zweifel die schwere Aufgabe; wenn ihr euch begnüget, mit allen denen, welche die Herrschaft der Vernunft ausrufen, euch zu verbrüdern, dann redet nicht mehr von eurer Vergrößerung, noch von euren Eroberungen; dann kommen die Philosophen nicht zu euch, sondern ihr gehet zu den Philosophen über.

Ihr müsset eingestehen, daß der Protestantismus, insofern er in der Freiheit der Prüfung besteht, nur eine Erkenntnißform, ein Mittel zum Wissen zu gelangen, kurz: eine Methode ist; allein ihr behauptet zugleich, „er „sey auch eine Religion, und zwar eine lebendige und „reine Religion; — eine unversiegbare Quelle der Reli„giosität, weil er auf das Evangelium gegründet sey."

Das sind nun sehr unbestimmte Behauptungen. Fragt man euch nach Thaten, so weiset ihr auf England und auf seine religiöse Erwachung hin; ihr zeiget uns mit einer triumphirenden Miene dieses protestantische Land, wo die erleuchtetste und sanftmüthigste Frömmigkeit, die gründlichste und lebendigste Religion herrsche. Allein angenommen, England sey die Insel der Heiligen geworden, wem dankt es denn die Erneuerung des religiösen Lebens? Wem, als dem Methodismus und dem alten Geiste? Ist

dieſes Land nicht eine Beute des Dogmatismus, der Intoleranz, des Sektengeiſtes — alles deſſen, was ihr verwerfet, alles deſſen, was ihr zu zerſtören euch bemühet. Wollet ihr denn dieſer Form religiöſer Freiheit (der unabhängigen Sekten) Vorſchub leiſten, „wo der Eifer ſich mit viel größerer Hitze an die unterſcheidenden Lehren der Sekte, als an das Chriſtenthum ſelbſt hält, wo er immer von einem Geiſte der Ausſchließung begleitet iſt, welcher ſo leicht in Fanatismus ausartet u. ſ. w.“ (Vues sur le prot.) Allein ihr wehret mit allen Händen, wenn man euch als Trianer und Socinianer behandelt, „ihr verwerfet mit Abſcheu die Schande, Sektirer zu heißen.“ Und doch wollet ihr „das den Menſchen inwohnende religiöſe Bedürfniß befriedigen;“ aber unter welcher Form? „Das weiß weder ich, noch „ſonſt jemand,“ ſagt Herr Vincent. „Der Proteſtantismus „iſt eine fortſchreitende Anſtalt,“ ſagt ihrerſeits die Revue „protestante, alles hat ſich durch die Ideen geändert. Die „Theologie muß auch dem unvermeidlichen Geſetze des „Fortſchreitens, wenn ſie die Reihe trifft, unterliegen; das „muß ſie, oder zu Grunde gehen. Das Fortſchreiten, das iſt „Gott ſelbſt, öffnet den Völkern eine Bahn der Vervollkommnung, und hat gewollt, daß die Richtung der geoffenbarten Wahrheiten immer dahin ginge, ſich mit den erhabenen Wahrheiten der Vernunft zu vereinigen und zu „verſchmelzen.“ Der poſitive Theil des Proteſtantismus beſteht demnach, bloß im Fortſchreiten! Es ſoll eine Religion ſeyn, aber ſie iſt noch nicht entſtanden; ein Kult, aber erſt die Zukunft wird ihn hervorbringen. Da haben wir ihn alſo zurückgedrängt in die Kategorie der Sektirer von der großen Unbekannten, derjenigen, welche den Stein der Weiſen ſuchen, der Anhänger Saint-Simons, der Eklektiker, der Schüler des Herrn Couſin; denn auch dieſe gehen gerne vom Evangelium aus, und betrachten

es als das höchste Fortschreiten, wozu das Menschengeschlecht bis jetzt gelangt ist. Indem sich der Protestantismus mit diesem Systeme verschmilzt, löst er sich auf, zerstöret sich selbst; er verliert jede Eigenthümlichkeit. Deßwegen gehören wir auch nicht zu denen, welche fürchten, Frankreich möchte protestantisch werden.

Es mag vielleicht diese oder jene Regierung ein Schisma versuchen wollen, und wir werden anderswo diese Hypothese prüfen; allein wozu würden im Interesse ihrer Politik Lehren, wie die, welche wir so eben erörtert haben, dienen können?

Was die Individuen betrifft, so möget ihr alles zu den Eurigen zählen, was nicht katholisch ist; ihr möget die Indifferentisten, die Scepticker, die Materialisten eure Brüder nennen; sie werden diesen Namen nicht annehmen. — Diejenigen, welche sich von uns trennen, werden sich euch nicht anschließen, sie werden nicht zu euren Gunsten abschwören. Was wollet ihr ihnen denn geben, was sie nicht schon haben? Der Grundsatz der freien Prüfung gehört der ganzen Welt an; sie werden nicht begreifen, warum der Protestantismus ihn zu seinem Eigenthum machen, sich das Monopol derselben aneignen wolle; sie werden Deisten oder Anhänger des Voltaire bleiben. Wisset ihr aber, was eure rationalistische Religion ausrichten wird? Sie wird unter euch die neuen Sekten zerstören, wie sie die alten zerstöret hat; sie wird alle religiösen Seelen öde und leer lassen, oder vielmehr sie mit Gewalt zum Katholicismus treiben. Sobald der Mysticismus und Methodismus von neuem unterliegen werden, wenn eure Schlüsse ihre Kirchen werden aufgelöst haben, dann wird in der Welt eine große Spaltung sich ergeben; — diejenigen, welche eine Religion wollen, werden auf der einen Seite stehen, — und die, welche keine wollen, auf der andern. Aber eine einzige Kirche wird aufrecht stehen,

und zwar die katholische, welche eure Väter nicht untergraben konnten, und ihr nicht untergraben werdet. Sie wird ihre Arme allen öffnen, denen ein lebendiger Gott, und nicht eine trockene Abstraktion, Bedürfniß ist; allen die glauben, beten und anbeten wollen; und sie werden haufenweis ihr zulaufen, und es wird für alle religiöse Herzen nur ein Gott, ein Glaube und eine Taufe geben. So wird sich diese große Vereinigung der Christen vollenden, die so oft versucht wurde, aber so lange unmöglich blieb, als die protestantischen Kirchen noch einen Rest von Lebenskraft bewahrten, und die Verwüstungen des Rationalismus werden diesen Zeitpunkt beschleunigen.

VIII.

Ueber Liberalismus und seinen Gegensatz.

Der Liberalismus und sein Gegensatz, wie sie sich in verschiedenen Gestaltungen zeigen, berühren vielfach auch das religiöse Element, und so seyen in dieser Beziehung über den Liberalismus unserer Tage hier einige Bemerkungen niedergelegt.

Das Wort: Liberaler hat in unserer Zeit einen ganz andern Sinn, als die Römer mit ihrem homo liberalis verbanden. Der homo liberalis der Römer war, was wir einen edeln Mann von guter Erziehung nennen würden, einen Mann, der Sinn für das Gute und Schöne, für Kunst und Wissenschaft hat, und, so viel in ihm liegt, diese Güter pflegt und zu heben sucht.

Der andere Liberale dagegen leitet seinen Ursprung von der Libertas her, die ihr drapeau zuerst in Frankreich entfaltete, daher auch hauptsächlich in Frankreich dieser Name seine eigentliche Ausprägung erhalten hat, die ihm bis zur Stunde geblieben ist.

Der alte homo liberalis fand seine Seligkeit in dem freien und unbeschränkten Umgang mit allen Musen, den er auch bei Männern von andern Ansichten achtete und ehrte; und sieht man bloß auf das Wort, so sollte man glauben, daß auch der heutige Liberale in dem freiesten Umtausch der Ideen im wissenschaftlichen Gebiete, wie im Bereich des praktischen Lebens seinen Lebensgenuß finden müsse. Allein, dem ist in der Wirklichkeit nicht so. Wohl will der Liberale Freiheit der Ideen; allein er nimmt den Begriff dieser Freiheit lediglich nach seinem Systeme, nach der von ihm verfolgten Tendenz, und tritt jedem feindlich entgegen, dessen Ideen einen Gang gehen, der

mit seinem Systeme nicht durchaus übereinstimmt. Und welches ist nun sein System?

Es giebt in der Wissenschaft wie im Leben Ansichten, nach welchen der Betrachtende gewisse Beschränkungen gerade für die wahre Freiheit unumgänglich nöthig findet; jener erkennt mehr, dieser weniger solcher Beschränkungen für nöthig an; immerhin kann vielen Denkern von den entgegengesetztesten Ansichten der redliche Sinn des Strebens für Wahrheit nicht versagt werden. Das System der Liberalen, die Tendenz des Liberalismus ist dagegen allen gemäßigten Ansichten jeder Art schneidend entgegen, seine Freiheit ist Freiheit ohne alle Schranken. Es soll damit nicht gesagt werden, daß der Liberale sich nicht manchmal auch einen Mittelweg gefallen ließe; aber wo er dieß thut, liegt es nicht in seinem Systeme, sondern er wird alsdann aus fremdartigen Motiven wohlwissend dem Systeme untreu; und ändert sich seine Lage, so wirft er die selbstgewählte Fessel ab, und folgt dem Triebe, der ihn zur ungehemmten Freiheit treibt. Da seine Zwecke auf das praktische Leben gerichtet sind, so sucht er seiner Denkungsweise auf alle Wege Ausdehnung zu verschaffen, er wird Faktion, und so kommt es, daß er entgegengesetzte Ansichten auch praktisch verfolgt, und mit dem Namen: Servilismus, Obscurantismus ꝛc. belegt.

Es wird erwiedert werden, und man muß zugeben, daß auch die entgegengesetzten Doktrinen sich auf alle Weise geltend machen, und zu erhalten suchen, und es fragt sich daher: auf welcher Seite ist Freiheit und Billigkeit, auf welcher vorzugsweise Anmaßung und Despotismus? Wo ist der Angriff, und wo die Vertheidigung?

Eine kurze Betrachtung über die Natur des Liberalismus wird hierüber leicht die richtige Antwort finden lassen. Wer Freiheit in der höchsten Potenz will, und an alle Schranken nur mit Widerwillen denkt, der befindet

sich der Natur der Sache nach im steten Angriff. Denn in der Wissenschaft, wie im Leben finden sich thatsächlich überall Schranken; sie liegen greifbar überall vor uns, sie sind im Leben einem großen Theil der Menschen werth, und werden in der Behandlung des Wissenschaftlichen vielfach als vernunftgemäß postulirt.

Der neuere Liberalismus setzt sich vermöge seiner oben bezeichneten praktischen Tendenz in Opposition mit jeder gemäßigteren Ansicht, ihm gilt die Freiheit der wissenschaftlichen Betrachtung und der Lebensansicht, die nicht absolut die seine ist, durchaus für nichts.

Daher erklärt sich insbesondere seine feindselige Stellung gegen den Katholicismus. Das Feste, Unwandelbare desselben ist ihm ein Anstoß, weil er sich nicht der schrankenlosen und, weil auf praktische Zwecke gerichtet, wandelbaren Tendenz der Faktion accommodirt, weil das Christenthum, als die Religion des Gehorsams in getreuer Befolgung dieses Prinzips eine durchaus entgegengesetzte Handlungsweise vorzeichnet. Die Vorschrift des Christenthums: Lieber Unrecht zu leiden, als zu thun, und der Wahlspruch des Liberalismus: Lieber das Alleräußerste versuchen, als mehr nachgeben wie die Umstände durchaus gebieten, stehen sich schnurstracks entgegen. Mit Unrecht würde man schließen, daß jene Vorschrift des Christenthums zur absoluten Sclaverei führe; nur darin liegt der Unterschied, daß der gute Christ nur mit Scheu unternimmt, vorhandene Schranken in der bürgerlichen Gesellschaft zu überschreiten, wenn er schlimme Folgen, materielles Übel sich leicht möglich denkt, gute Folgen aber mit Gewißheit nicht vorsieht, während der Liberale, leichteren Gewissens, alle Schranken überspringen möchte, die seinem ungemessenen Freiheitstrieb entgegenstehen.

Beleuchten wir die Begriffe von Angriff und Ver-

theidigung, so bezieht sich letztere auf einen vorhandenen bestehenden Zustand; der Angriff hat die Vernichtung dieses bestehenden, die Hervorbringung eines andern Zustandes zum Zwecke. Hiernach kann es nicht zweifelhaft seyn, daß der Angriff auf Seiten des Liberalismus, die Vertheidigung auf Seiten aller derer ist, welche das Bestehende zu erhalten wünschen. Und insofern das Bestehende, weil es besteht, und länger bestand, die Vermuthung für sich hat, und von vornherein als billig erscheint, insoferne stellen sich die Bestrebungen des Liberalismus als anmaßend dar, wenn er mit dem Charakter des Ungemessenen, der beständigen Unruhe und Beweglichkeit auftritt.

Man ist weit entfernt, zu behaupten, daß alles Bestehende, weil es besteht, gut sey, noch zu verkennen, daß sich das Bessere oft nur durch einen im Schooß der Gesellschaft entwickelten Angriff mit göttlicher Zulassung Raum verschaffen könne. Allein dieser Angriff wird von dem Augenblick an tadelnswerth, als er sich selbst keine vernünftige Grenze zu setzen weiß, und sich als schrankenloses Umsichgreifen kund giebt. Und in diesem ungemessenen faktiösen Streben, in diesem steten pruritus einer oft ganz ungegründeten Kritik, in jener Tadelsucht, die in ihrem Eifer sich nicht scheut, selbst in die augenscheinlichsten Widersprüche und Inkonsequenzen zu verfallen; in der Unredlichkeit der Gesinnung, die sich hierdurch beurkundet, in allem diesem liegt das Tadelnswerthe des heutigen Liberalismus.

Nur in dem Widerstreit gegen den Katholicismus scheint jene Partei unabänderlich zu beharren, wohl darum, weil unter allen Umständen die Grundprinzipien von einander abweichen; und man kann sich in dieser Beziehung nur dem anschließen, was über den Liberalismus an anderen Stellen dieser Zeitschrift mehrfältig gesagt worden ist.

IX.

Missionen von Tong-King und Cochinchina. *)

Der Zustand dieser beiden Missionen ist noch immer sehr beunruhigend. Bei jeder Gelegenheit giebt der König Minh-Menh seinen Haß gegen die christliche Religion zu erkennen. Noch kürzlich verbot er durch ein Edikt den Missionären den Eintritt in seine Staaten. Herr Regereau, der am 30. Januar 1825 in Cochinchina ankam, mußte dasselbe am 3. März desselben Jahres schon wieder verlassen. Die sonst öffentliche Ausübung des Gottesdienstes, ist nun in mehreren Gegenden gestört, weil die Mandarinen **) schon auf die bloße Vermuthung hin, daß es des Fürsten Wille sey, die Christen drängen und verfolgen. Die Verdienste des Bischofs von Adran sind vergessen, und die Zukunft selbst dürfte wenig hoffen lassen, würde nicht der Glaube in den Schätzen der göttlichen Barmherzigkeit unversiegbare Hülfsquellen finden. Der junge König Minh-Menh sollte sich noch erinnern, daß sein Vater, seiner Staaten beraubt, nur von einigen treuen Dienern begleitet in den Wäldern herumirrend, die Hülfe und die Frömmigkeit des Bischofs von Adran

*) Um dem Wunsche zu entsprechen, den viele der verehrlichen Leser des „Katholiken“ an uns gestellt haben, werden wir künftig, so viel der Raum es gestattet, Nachrichten der auswärtigen Missionen in der Art mittheilen, daß wir das Wichtigste aus den Briefen in gehöriger Zusammenreihung ausziehen oder auch hie und da ganze Briefe mittheilen. Es soll dieß darum geschehen, damit die heiligen Bestrebungen, die katholische Religion immer mehr zu verbreiten, und der Segen, den Gott dem Wirken seiner frommen Priester ertheilt, allgemeiner erkannt werde, zugleich aber auch, damit alle wahre Kinder der Kirche angeregt werden, zu diesem heilbringenden Werke durch milde Spenden und eifervolle Gebete nach Kräften beizutragen.

**) So heißen die königlichen Beamten.

anflehen mußte, der dann die vorräthigen Nahrungsmittel seiner Geistlichkeit mit ihm theilte, und ihm zur Eroberung seines Reiches die Mittel verschaffte.

Das Ungewitter wüthet gegen diese fernen Christengemeinden; aber wir vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die sie nicht wird zu Grunde gehen lassen. In Tong-King und Cochinchina schlug der Glaube tiefe Wurzeln; denn diese Provinzen wurden nicht minder von dem Blute als von dem Schweiße ihrer Apostel befruchtet. Wir wollen hier die Geschichte der merkwürdigen Mission in Tong-King in gedrängter Kürze angeben.

Im Jahre 1626 drang Pater Baldinotti, ein italienischer Jesuit, bis nach Tong-King vor, und da er in dem Volke die erwünschteste Stimmung für die christliche Religion fand, lud er die P. P. Marques und von Rhodes zur Mithülfe in dem Weinberge des Herrn ein. Die Götzenpriester, die nun von ihren bisherigen Anhängern verlassen wurden, schworen den Missionären den Untergang, und nöthigten sie durch Verläumdung und Ränke im Jahre 1630 das Königreich zu verlassen. Im folgenden Jahre wurden sie durch drei andere Jesuiten ersetzt, die von den Gläubigen mit offenen Armen empfangen wurden. Bei ihrer Ankunft erhielten 2000 Katechumenen, die von drei Katecheten vorbereitet worden, aus ihren Händen die heilige Taufe. Ihre Predigten krönte ein solcher Erfolg, daß diese anlebende Mission im Jahre 1639 schon 82000 Neophyten zählte. In den Jahren 1645 und 1646 allein schworen 24000 Heiden dem Götzendienste ab. Aber auch diejenigen, welche Eigennutz oder Vorurtheil an den Aberglauben fesselte, erhoben sich auf's neue gegen die Missionäre, die dann 1662 zum zweitenmale aus Tong-King vertrieben wurden. Seit dieser Epoche bis in die neueren Zeiten genoß die Religion in diesem Königreiche fast keines Friedens, doch wurden, wie es

scheint, vor dem Anfange des 18. Jahrhunderts keine Christen zum Tode verurtheilt. Man begnügte sich, sie um Geld zu strafen, auf die Folter zu spannen und einzukerkern.

Doch ließ Gott seine Kinder nicht als Waisen schmachten; Missionäre von verschiedenen Orden verachteten alle Gefahren, um sie mit Trost zu erquicken, und ihnen das Brod des göttlichen Wortes zu brechen. Im Jahre 1659 ward Herr Pallü, der mit den Stiftern des Seminars der auswärtigen Missionen in Verbindung stand, als apostolischer Vikar von Tong-King ernannt, er wurde zum Bischof von Heliopolis geweiht, und ging zur Mission ab, er mußte aber mehrere Jahre in Siam bleiben. Der westliche *) Theil von Tong-King hatte den Herrn von Burges, Bischof von Auren zum apostolischen Vikar, der beinahe zehn Jahre in diesem Lande wohnte. Diese Ernennung begünstigte die Fortschritte der Religion, und gegen das Jahr 1696 zählte dieses Königreich schon beiläufig 290,000 Christen. Im nämlichen Jahre erneuerte der damalige König die Verfolgungsedikte, und ließ alle Missionäre gefangen nehmen, derer er habhaft werden konnte. Der Pater Segueira, ein Jesuit, starb in einem Schiffe, in welchem er eingespannt war; der Pater Noqueisa zog sich nach Makao zurück, kam aber wieder nach Tong-King, wo er starb. Auch die Gläubigen, die früher nicht beunruhigt wurden, zog man in diese Verfolgung; man führte sie vor die Mandarinen, wo sie mit Ruthen gestrichen, und des Geldes beraubt wurden.

Schrecklicher aber als alle diese Verfolgungen, waren die beiden folgenden, derer wir hier kurz erwähnen. Eine

*) Der westliche Theil von Tong-King ist eine französische Mission, deshalb ist von ihm vorzüglich hier die Rede. Der östliche Theil wird von spanischen Religiosen besorgt.

Christin aus dem Dorfe Kesat, wurde wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels nach mehrmaliger fruchtloser Ermahnung der Missionäre von der Theilnahme an dem Gottesdienste ausgeschlossen. Dadurch aufgebracht, und entschlossen eine blutige Rache zu nehmen, gab sie im Verein mit einem Abgefallenen und einem Ungläubigen, die ihre Freunde waren, Kesat, als den Zufluchtsort der Missionäre und den Sammelplatz der Christen des Landes an. Der ohnehin grausame und abergläubische König von Tong-King schickte Mandarinen und Soldaten nach Kesat, und die Verfolgung, (es war im Jahre 1721) nahm ihren Anfang, und dehnte sich auf alle Provinzen aus. Von allen Seiten schleppte man die Christen in die Kerker, zeigte ihnen die Mordwerkzeuge, um dadurch auf sie einzuwirken, das Bildniß des Gekreuzigten zu verachten, und Leben und Freiheit wieder zu erhalten. Allein nur Wenige ließen sich von der Schwachheit besiegen; der größere Theil zog der Apostasie den Tod vor. Die P. P. Bucharelli und Massari entflohen in die Wälder, und suchten bei Tigern Schutz gegen die Menschen. Aber auch hier entgingen sie nicht der Grausamkeit. Ihr Aufenthalt wurde von einem auf die Folter gespannten Christen verrathen, sie wurden ergriffen, und in ein scheußliches Gefängniß gebracht. Pater Massari erlag den Qualen, und starb am 15. Juni 1723. Bucharelli wurde mit neun Neophyten zum Tode verurtheilt, und am 11. October enthauptet. Herr Guisain, Bischof von Laranda, und apostolischer Vikar von West-Tong-King, entging allen Nachforschungen, starb aber einige Tage nach dem Triumphe der heiligen Martyrer. Er war 1717 zum Nachfolger des Herrn Bischofs von Basilea ernannt und 1721 konsekrirt worden.

Kaum legte sich nach einigen Jahren die Wuth der Verfolgung, als in der Kirche von Tong-King eine neue

nicht minder schreckliche ausbrach, welche vier Missionäre dahinriß. Im Jahre 1736 kamen die P. P. Alvarez, von Abreu, Kratz und von Acunha heimlich in das Königreich; Vagabunden, die ihre Ankunft vermutheten, erwarteten sie an der Überfahrt eines Flusses, warfen sich in ihre Barke, und beraubten sie ihres ganzen Besitzthumes. Um ihren Raub gesetzlich zu sichern, führten sie dieselben als christliche Glaubensprediger vor den Statthalter der Provinz, und zeigten ihm zur Erhärtung ihrer Aussage ein Kruzifix, das sie in der Barke gefunden hatten. Der Statthalter schickte die Missionäre mit den zwei Katecheten Markus und Vincentius nach Hofe, wo sie nach vielfacher vergebens angewandter Peinigung endlich in ein tiefes finsteres Gefängniß, das man Ngue-Dom, das heißt, die Hölle des Osten, nannte, eingeschlossen wurden. Schon allein der Name zeigt das Graunvolle des Gefängnisses an. Vincentius, schon durch die Folter ganz entkräftet, starb nach kurzer Zeit. Mehr als neun Monate schmachteten die Bekenner Jesu in dem Kerker, als am 10. Januar 1737 ein Mandarin des Hofes dem Katecheten Markus das Urtheil der Verbannung, den vier Missionären aber das Todesurtheil brachte, das auch am 12. desselben Monats vollzogen wurde. Als sie an ihrer Todesstätte angekommen waren, warfen sie sich auf die Knie, küßten die Erde, die nun ihr Blut trinken sollte, und überließen sich den Henkern. Der Streich geschah, die Missionäre fielen, und die Kirche von Tong-King hatte vier neue Beschützer im Himmel.

Diese Verfolgung nöthigte die europäischen Priester, sich mehrere Jahre verborgen zu halten, doch konnte schon 1739 Herr Reez, der seit 16 Jahren Generalprovikar von West-Tong-King, und nun als Bischof in partibus von Eeomania ernannt war, die bischöfliche Konsekration erhalten. In der Folge wurde der Pater Palereuk in der

Eigenschaft eines Mathematikers nach Hofe berufen, wo dann auch die Missionäre mehr Freiheit erhielten, die sie dazu gebrauchten, um mehr Seelen für Jesus zu gewinnen. 1767 fing die Verfolgung wieder auf's neue an, in welcher der Pater Castaneda, ein spanischer Dominikaner, und der Pater Liem aus Tong-King am 7. November 1773 enthauptet wurden. Während des Bürgerkrieges, der Tong-King verwüstete, rissen Aufrührer das Reich an sich, die Christen aber genossen eines dauernden Friedens, der nur im Jahre 1798 durch eine viermonatliche Verfolgung unterbrochen wurde, wovon Johannes Dat, ein Priester aus Tong-King das Opfer war. Endlich im Jahre 1802 riß Gia-Laong, König von Cochinchina, Tong-King an sich, worauf diese unglückliche Mission wieder den Frieden erhielt.

Wir lassen nun einige Nachrichten der Missionäre von Tong-King aus neuern Zeiten folgen, woraus der Zustand dieser Mission richtig zu beurtheilen seyn wird.

Brief des Herrn Masson, apostolischen Missionärs, an den Herrn Abbé Michel, Vorsteher des Seminars zu Nanzig.

Tong-King, am 28. Juni 1825.

Mein Herr!

Nachdem ich fünf Monate eine günstige Gelegenheit nach Tong-King abgewartet hatte, bestieg ich endlich zu Macao ein chinesisches Frachtschiff, dessen Kapitän und Bootleute alle Heiden waren. Sie erwiesen mir so viele Achtung und Aufmerksamkeit, als ich nie von ihnen erwartet hätte. Zwar mußte ich jeden Tag mit Schmerz wahrnehmen, wie sie dem Aberglauben huldigten; wurde

aber doch endlich gleichsam daran gewöhnt; denn das Auge des Glaubens findet keinen großen Unterschied zwischen Heiden, die den Teufel ehren, und zwischen Christen, die Gott verachten.

Unsere Reise war sehr glücklich. Am 24. Mai gingen wir von Macao ab, und landeten, obgleich wir mehrere Tage vor Anker lagen, schon am 10. Juni zu Tong-King. Wie sehr freute ich mich die Insel Sancian zu sehen! Wir waren derselben nahe genug, um ganz leicht die Stelle zu erkennen, wo der heilige Franz Xavier starb. Obgleich das Denkmal, welches ihm zur Ehre die Portugiesen errichtet haben, von den Chinesen zerstöret wurde, so ist doch die Beschreibung desselben von Pater Bouhours so genau und richtig, daß man hier unmöglich irren kann.

Am 10. Juni stieg ich zu Tong-King an's Land. Durch eine ganz besondere Fügung entging ich den Untersuchungen der chinesischen und tong-king'schen Mandarinen, die gewiß nicht ungern an einen Missionär Hand angelegt haben würden. Etwas mußte ich dennoch ertragen, ich war nämlich während der ganzen Fahrt in einem engen Loche eingeschlossen, wo ich beinahe erstickt wäre. Herr Eyot, unser Provikar, der von meiner Ankunft Kenntniß hatte, nahm mich auf; er hatte Alles so angeordnet, daß ich nicht in die Hände der Mandarinen fiel.

Vielleicht wünschen Sie einige Details über den wirklichen Zustand unserer Mission von mir zu erhalten. Dieselbe zählt bereits 200,000 Christen, die allerseits zerstreut sind. Der Herr Bischof von Gortyna, ein ehrwürdiger Greis von 75 Jahren, ist unser apostolischer Vikar, der aber so schwächlich ist, daß er nicht einmal mehr Messe lesen kann. Ich überbrachte ihm Bullen, durch welche er ermächtigt wurde, sich einen Koadjutor zu wählen. Herr Ollivier, auf den seine Wahl fiel, wird von dem

Herrn Bischof von Mellipotamia, apostolischen Vikar des östlichen Tong-King, die Konsekration erhalten. Überdieß sind wir noch unserer drei europäische Missionäre, ich aber konnte bis jetzt noch nichts thun. Der eingebornen Priester, wovon viele aber nichts mehr arbeiten können, sind 33. In dem Kollegium, welches wir besitzen, sind nächst zweihundert Zöglinge, die sich theils dem Predigtamte, theils der Katechetik widmen. Alle sind gänzlich der Mission zu Last. Auch sind hier 700 Nonnen, die das Kreuz lieben und in 33 Häuser vertheilt sind. Es sind vortreffliche Töchter, die alle von der Arbeit ihrer Hände leben.

Im letzten Jahre erhielten 2434 Kinder christlicher, 913 ungläubiger Eltern und in der Todesstunde 350 Erwachsene das heilige Sakrament der Taufe; 165,064 Personen haben gebeichtet; 75,467 erhielten die Kommunion; 2,705 wurden gefirmt, und 1,825 Kranken wurde die Wegzehrung gereicht. Es fehlet nicht an Arbeit, wohl aber an Arbeitern. Kaum hat man Zeit an die Gläubigen zu denken, und nur sehr wenig kann man sich mit den Heiden, die noch in großer Anzahl vorhanden sind, beschäftigen.

Ich glaube, es wird mir hier sehr wohl gefallen; die veränderten Gebräuche und Sitten sind mir wenig beschwerlich. Ich empfinde kaum die Entbehrung des Brodes und des Weines; das einzige, an das ich mich kaum gewöhnen kann, ist das warme Wasser, das man statt des frischen gebrauchet, und das Sitzen auf der Erde, selbst bei'm Schreiben. Die bischöfliche Wohnung von West-Tong-King ist etwas weniger prachtvoll, als jene von Nanzig. Das Ganze ist ein Häuschen von Holz, das mit Reisstroh gedeckt ist; Thüre und Fenster könnte man verschließen, und würde doch weder der Luft noch des Lichtes entbehren. Die Pracht der innern Einrichtung

entspricht ganz dem Äußern. Selbst unsere Kirchen sind nicht anders gebaut. Unsere Armuth, wie Sie sehen, ist sehr groß; Heil uns, wenn wir uns hier von Allem, vorzüglich von unserm Eigenwillen lossagen, um nur allein Gottes Ehre und das Heil der Seelen zu suchen! Ich beschäftige mich wirklich mit der Erlernung der tong-kingschen Sprache, die ich etwas schwer finde, hoffe aber doch mit Hülfe der göttlichen Gnade zum Ziele zu gelangen.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Masson,
apostolischer Missionär.

X.

Literatur.

Archiv der Kirchenrechtswissenschaft, im Vereine mit mehreren Gelehrten des In- und Auslandes herausgegeben von Dr. Karl Eduard Weiß, Privatdocenten der Rechtswissenschaft an der Ludewigsuniversität Gießen. Erster Band. Erstes Heft. Frankfurt am Main, Verlag der Brönner'schen Buchhandlung. 1830. 8° 320 S.

Da nun einmal unsre Zeit an dem Journalwesen Geschmack gewonnen hat, so war es wirklich zu verwundern, daß nicht längst die Kirchenrechtswissenschaft ein eignes Organ gefunden, durch welches jeder neue Einfall Weg zum Publikum finden konnte, besonders da uns die vielen neuen Kirchenrechte in Kosten zu versetzen anfangen. Man weiß es ja, daß in unserem preiswürdigen Jahrhundert Alles neue Form und Begründung erhält, daß aber auch wegen eines einzigen, vielleicht in sich richtigen Gedankens, ganze Bücher geschrieben werden, wo dann der gute Leser nicht selten auf bedeutende Emballage verwiesen ist. Existirt nun so ein Archiv, so haben die schöpferischen Geister Platz für ihre Einfälle; nicht jeder neue kostet ein großes Buch; und verschiedene Leser haben noch den Vortheil die Emballage zu wechseln.

Eine Abhandlung über den Zweck dieser Zeitschrift vom Herausgeber eröffnet das Archiv statt einer Vorrede. Dieser Abhandlung widmen wir billig zuvörderst unsre Aufmerksamkeit, um unsere Leser mit dem Ziele, das hier erreicht werden soll, bekannt zu machen. Eine Relation über das in diesem ersten Hefte Geleistete wird dann weiter erkennen lassen, inwiefern die Mitarbeiter ihrem Ziele nachgekommen sind. — Der Verf. geht von dem zur Mode

gewordenen subjektiven Standpunkte aus, um uns zu belehren, daß die Religion sich für jeden Menschen als ein durch seine Natur gebotenes Bedürfniß ankündige, daß die Idee von einem höchsten vollkommensten Wesen mit der Vernunft selbst gegeben sey und ihrer sich der Mensch als eines Vorurtheils nicht entäußern könne. An diese Idee knüpfe sich von selbst die über das Verhältniß des Menschen zur Gottheit und der sich hieraus für ihn ergebenden Pflichten. Seine innere Religion schaffe sich eine für sich bestehende abgeschlossene Welt von An-, Um- und Aussichten, die für alle übrigen Coexistenten gänzlich irrelevant sey. Der Mensch, an sich frei von fremder Einwirkung und gleichstehend jedem Coexistenten und nur dem eignen Irrthum unterworfen und den mehr oder weniger stark wirkenden Trieben, könne sich selbstständig seine Religion schaffen oder einer vorhandenen seinen vollen oder theilweisen Beifall schenken — er habe Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Mit dem Grunde müsse ihm die Wirkung zugestanden werden, d. h. die Möglichkeit, seine Religion zu äußern und durch Handlungen offen an den Tag zu legen und jeden Eingriff in seine freie Ansicht zurückzuweisen. Er habe ein ursprüngliches Religionsrecht. Demgemäß habe also jeder Einzelne das Recht, seine Religion durch Rede, Schrift, kurz auf jede mögliche, an sich erlaubte Art an den Tag zu legen, insoweit nicht eine Beschränkung aus rechtsbeständigen Entsagungen oder nach den Bestimmungen des allgemeinen Rechtsgesetzes: daß Jeder den Gebrauch seiner Kräfte und der Dinge außer sich nur bis zu dem Grade und zu der Grenze auszudehnen befugt sey, bis zu welcher es jedem coexistirenden Menschen ohne eine Verletzung unserer Rechtssphäre — somit unserer persönlichen Würde — erlaubt seyn würde, — erweislich wäre. — Auf diesem einfachen Standpunkt aber bleibe der Mensch

nicht stehen. Natürliches Gefühl und Bedürfniß, die eigne Überzeugung mitzutheilen, dadurch auszubilden und in dem Gedankenverkehre zu berichtigen und zu erweitern u. s. w. veranlaßten die Entstehung kirchlicher Vereine. Zu jenen Motiven käme noch Anregung des Gemüths durch Beispiel und Ermunterung. Hieraus (?) erkläre sich, wie kirchliche Genossenschaften äußerlich hervortreten, vielfach erweiterte besondere Verhältnisse produciren, welche besondere bestimmende Normen erheischen. Dabei entstehe die Vorfrage, auf welche Weise die Konstituirung der Kirche rechtlich erfolgen könne. Sey diese Frage gelöst, also die Kirche rechtsbeständig in's Leben übergetreten, so forderten ihre innern Verhältnisse (Verhältnisse zwischen Vorgesetzten und Untergeordneten) eine rechtliche Entscheidungsnorm; aber eben so ihre äußern Verhältnisse; denn die Verschiedenheit der Ansichten lasse es nicht bei einem kirchlichen Vereine bewenden, indem Kirchenglieder sich vom kirchlichen Verbande lossagten, oder solche, die noch nie in einer Kirche waren, eine neue gründeten. Diese Berührungen bedürften daher eben so einer rechtlichen Entscheidung, wie die Verhältnisse der Kirche zu andern physischen und moralischen Personen. Das Interesse für bestimmte Normen werde erhöht durch die in sich gerechtfertigte Überschätzung des Werthes der eignen Religion, welche um so leichter eine verminderte Achtung fremder erzeuge. Hiemit sey nun auch die Aufgabe bezeichnet, welche die Kirchenrechtswissenschaft zu lösen habe, deren Zweck um so größer und wichtiger sey, je größer die Anforderungen erschienen, welche an kirchliche Verbindungen gemacht würden. — Dieß ist die Grundansicht unseres Verfassers, wie sie auf den ersten sechs Seiten entwickelt wird. Sie zeugt eben so sehr von den bloß subjektiven, aller Objektivität ledigen Auffassung der Kirche, als von dem Mißbrauche, den die Juristen so gerne vom Recht machen,

indem sie nicht nur allen rein menschlichen Verhältnissen, sondern selbst der Religion und Kirche, deren Begriff sie ebendeßhalb so kahl und leer bestimmen, als möglich, einen an und für sich rechtlichen Charakter aufdrängen. So mußte es freilich dahin kommen, daß nicht nur das ganze Gebiet der Ethik und darin das Verhältniß des Menschen zu sich selbst, sondern auch das Dogma in einen Rechtsbrei aufgelöst wurde. Davon scheint unser Verfasser namentlich keine Ahnung zu haben, daß der Begriff der Kirche außer dem Christenthum gar nicht zu realisiren, und daß jede juristische Auffassung der Kirche a priori eine Absurdität ist. Darum ist ihm Jesus von Nazareth lediglich der Gründer einer Moral- und Vernunftreligion. Daß nur die Universalität des Christenthums eine Kirche als dessen eigne und eigenthümliche Form erzeugen konnte, ist ihm so wenig klar, daß er vielmehr in der Flachheit seiner Auffassung von einer Judenkirche spricht. Merkwürdig ist hiebei nur das naive Geständniß auf S. 6 und 7, daß die bloß naturrechtliche Deduktion des Kirchenrechts zur Begründung des Rechtszustandes der Kirche nicht hinreiche, denn nur zu leicht nehme ein allgemeines, natürliches Kirchenrecht den individuellen Charakter seines Schöpfers an und werde eben deßhalb schief und einseitig, rechtfertige also den Vorwurf, daß jene, oft sehr übel durchgeführten Machwerke, nichts als selbstsüchtige Theorien seyen. Stete Fortbildung sey Postulat der Vernunft und Produkt innerer Nothwendigkeit! Dieses Postulat giebt dann unserm Verf. Veranlassung, so eine Art von Geschichte des Gottesdienstes zu geben. Dabei fängt er denn natürlich mit dem Heidenthume (!) an, setzt auf dasselbe das mosaische Gesetz als Begründung des Glaubens an einen Gott, und weil dieser durch Eigennutz und Selbstsucht geschändet worden, läßt er, letztern bekämpfend, Jesum von Nazareth (ja so!) seine Moral und Vernunftreligion,

welche selbst das Schwert der Bekenner des Islams nicht zu verdrängen vermochte, aufstellen. Nun beschreibt er die Ausbreitung der christlichen Moral- und Vernunftreligion, wobei ein fünf Seiten langer Artikel aus einer bekannten neuern Schrift folgt, bestimmt, wie es scheint, des Verf. geschichtlicher Darstellung als Blume zu dienen. Doch ist ihm ihr Duft noch nicht süße genug, er selbst führt noch einmal die deutschen Stämme dem Christenthum zu, nachdem der zu Hülfe gerufene Autor schon den römischen (ultramontanen) Katholicismus unter Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. hat wüthen lassen, um den frommen religiösen Sinn des deutschen Volks und seiner Fürsten, jenes zum blinden Werkzeuge eines pfäffischen Willens, diese zu Kronvasallen des allgewaltigen Pontifex und römischen Bischofs herabwürdigen zu lassen. Nachdem sodann unser Verf. Barbarossa den Steigbügel des servus servorum dei halten, die Majestät selbst in Heinrich IV. mißachten, auch die pseudoisidorischen Dekretalen in chronologischer Folge hat betrügen lassen, kommt er behaglich auf Bonifaz des VIII. stolzen Vasall, Philipp den Schönen, auf das entwürdigende Schisma, auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche, auf die Koncilien von Konstanz und Basel, ihren Einfluß auf Deutschland, die Fürstenkonkordate und endlich auf die Reformation des 16. Jahrhunderts. Nach kurzer Darstellung der Hauptmomente in der protestantischen Verfassung, kommt er auf die Entstehung und Ausbildung der Kirchenstaatsrechtswissenschaft, woraus er die Bewegungen des Bad-Emser-Kongresses ableitet. Die französische Revolution, die aus ihr hervorgegangene Zerrüttung der katholischen Kirche, das Ende einer deutschen Nationalkirche durch den Reichsdeputationshauptschluß, die hierauf gefolgten Begebenheiten bis zu Napoleons Sturz passiren eine kurze Revue. Hierauf werden die neuern Konkordate erwähnt; den

Beschluß machen die Bullen Provida solersque und Ad dominici gregis custodiam. Da nun auch die evangelischen Kirchen in Deutschland neue organische Einrichtungen erhalten hätten, eben so die Juden schon in der deutschen Bundesakte bedacht, allmählig emancipirt würden, so gehe aus diesem Allen mit vollkommenster Gewißheit hervor, daß sich nicht bloß ein neues politisches Leben zu bilden begonnen, sondern daß auch ein neuer kirchlicher Zustand seine fundamentale Grundlage erhalten habe. Die Vollendung des in seiner Anlage kolossalen kirchlichen Doms zu fördern, sey unabweisliche Anforderung an jedes Zeitalter, insbesondere aber an das unsrige, das jene neue kirchlichen Einrichtungen in's Leben gerufen habe. Diesem hohen Zwecke sey das Archiv geheiligt, das freundlich die Beisteuer unserer Zeitgenossen liefern solle, in denen der Geist der Toleranz nach den Aufsprüchen unserer Vernunft herrsche.

Dieß der ausdrücklich ausgesprochene Zweck der Zeitschrift, in welcher nach der Versicherung des Herausgebers (S. 25) weder theologische Streitsucht einen breiten Tummelplatz erwarten, noch der Geist und das Gesetz der Toleranz als das herrschende und fortwährend gleichförmig aufrecht zu erhaltende verletzt werden dürfe. Hier leuchtet nun auf den ersten Blick ein, daß es der Herausgeber an sich gut meint, daß er es aber befangen in der Ansicht, welche mit ihm als Protestanten aufgewachsen, für tolerant hält, solche Tiraden gegen die katholische Kirche zum Theil nieder- zum Theil abzuschreiben, wie sie S. 12 und 13 und sonst noch zu lesen sind. Jedes Heft soll einen vierfachen Hauptinhalt haben: Abhandlungen aus dem gesammten Gebiete der Kirchenrechtswissenschaft, Übersicht der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur, Repertorium der neuesten kirchlichen Verordnungen, insbesondere für die deutschen Staaten und kirchenrechtliche Miscellen.

Was I. die Abhandlungen betrifft, so liefert dieses erste Heft sechs. Ihre Reihe eröffnet der Herausgeber, indem er den Anfang einer Abhandlung „über die rechtliche Gleichstellung der christlichen Konfessionen in den deutschen Bundesstaaten" giebt, deren Fortsetzung im zweiten Hefte folgen soll. Zunächst giebt der Verf. „vernunftrechtliche Andeutungen über das Verhältniß mehrerer Kirchen zu einander," und sodann folgt eine geschichtliche Darstellung jenes Verhältnisses, welche noch nicht vollendet zu seyn scheint. In jenen vernunftrechtlichen Andeutungen geht der Verf. natürlich vom protestantischen Standpunkt aus, den wir ihm (nam suum cuique) auch gar nicht streitig zu machen gedenken. Da er ein ursprüngliches Religionsrecht annimmt, so ist ihm auch jeder Verein von Gleichdenkenden eine Kirche, die als Verein eine juridische Person bildet, die also eben so ein ursprüngliches Religionsrecht hat, wie der einzelne Mensch. Das Verhältniß des einen Vereins zum andern ist ihm deßhalb auch dem des Einzelnen zum Einzelnen ganz analog und folgerecht betrachtet er auch das Verhältniß des Mitglieds zum Vereine gerade so wie das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen, als ein vollkommen unabhängiges als juridisch nur so lange bestehend, als die Bedingung des Vereines, Gleichheit der religiösen Ansicht und des Glaubens, vorhanden ist. Die Aufnahme in den Verein beruht ihm demnach auch lediglich auf einem Vertrage, also auf der Willkühr, und somit muß er auch die Möglichkeit zweier ganz gleicher und dennoch verschiedener Kirchen annehmen, weil das Daseyn der Kirche selbst von der Willkühr der Einzelnen abhängt. Wer der Willkühr nicht fähig ist, wem also die Vertragsfähigkeit fehlt, der kann in eine Kirche nicht eintreten, darum sind Kinder und Rasende an sich von der Kirche ausgeschlossen. Da der Eintritt in die Kirche rein willkührlich ist, so verpflich-

tet er auch nicht, darin zu bleiben; kein Verein kann den auszuscheiden Entschlossenen zurückhalten, und jeder ist und wird nur Mitglied der Kirche, um mich kunstgerecht auszudrücken, unter der clausula rebus sic stantibus. Kann aber jeder Einzelne austreten, so können es auch Viele, und dadurch rechtfertigt sich von selbst dem Verf. jede Kirchentrennung. Welche Stellung er dem Staate hiebei anweis't, können die Leser aus dem Bisherigen schon abnehmen; was einer rechtlich nicht kann, das können Alle (und die sind ja der Staat!) auch nicht; der Staat ist in Sachen der Religion vollkommen indifferent und hat nur die Einzelnen, so wie die Kirchen in ihrer Willkühr, die ja an sich rechtlich ist, zu schützen. So weit die vernunftrechtlichen Andeutungen; je mehr die Zeit fortschreite (und bekanntlich schreitet sie immer fort) desto mehr werde sich dieses Verhältniß im Detail realisiren, und daß es sich für die Kirchen als solche realisirt habe, will der Verf. nach S. 36 nachweisen. Somit lernen wir zugleich den Zweck dieser Abhandlung kennen. Daß der Verfasser keine Ahnung von dem Wesen des christlichen Staats hat, ist für sich selbst klar. Wie sehr er aber sich bei seinem auf Indifferentismus gegründeten Systeme selbst widerspricht, wollen wir, da es hier nicht auf eine Darstellung des Verhältnisses zwischen verschiedenen Religionstheilen und der Stellung des Staats zu ihnen abgesehen werden kann, an einem einzigen Momente nachweisen. Wir könnten zeigen, daß der Verf., der ein ursprüngliches Religionsrecht für die Einzelnen, wie für den Verein annimmt, folgerecht vollkommenes Stillschweigen in Sachen der Religion dem Einzelnen wie dem Verein auflegen müßte, während er, uneingedenk seiner Vordersätze, die Äußerung der religiösen Ansichten als Ausfluß der ursprünglichen Religionsfreiheit vindiciren will. Daß nun freilich mit jenem Stillschweigen keine Kirche existiren könne, ist ge-

wiß, aber eben deßhalb iſt der ganze Standpunkt, von dem der Verf. ausgeht, ein verfehlter. Alſo jeder hat an und für ſich ein urſprüngliches Religionsrecht. Dieſes Recht muß ſchon, weil es ein urſprüngliches iſt, ein abſolutes ſeyn, d. h. die ganze Welt muß ihm als negativ verpflichtet gegenüberſtehen. Die Verpflichtung beſteht natürlich, wie bei allen Rechtspflichten, welche abſoluten Rechten gegenüberſtehen, darin, daß Niemand ſich eine Verletzung jenes Rechtes anmaße; daß Niemand alſo in die durch die Religionsfreiheit gegebene Rechtsſphäre des Berechtigten eingreife. Dieſe Rechtsſphäre unterſcheidet ſich jedoch, weil ſie ein inneres Gut umfaßt, weſentlich von jeder andern durch ein abſolutes Recht auf ein äußeres Gut gegebenen. Bei letzterer ſind die Gränzen ſcharf abgemarkt; die Störung läßt ſich ſomit äußerlich erkennen; der Schaden läßt ſich genau berechnen. Nicht ſo bei dem Gute, welches als inneres blos in der Vorſtellung exiſtirt. Hier iſt die Verletzung ſchwerer zu erkennen, und der Schaden als intellektueller nicht zu berechnen. Glaubt A. an ein gewiſſes Dogma und ſetzt er ſeine ganze Zuverſicht, ſeine ewige Hoffnung auf deſſen Wahrheit, ſo thut er dieß kraft ſeines Religionsrechtes. Beſtreitet ihm nun B. die Wahrheit dieſes Dogma, ohne ihn mit einem andern zu entſchädigen, ſo liegt in dem Umwerfen desſelben, und wenn dieß auch nur für die Überzeugung des A. gelungen wäre, alſo nicht einmal die objektive Wahrheit der Vereinigung vorausgeſetzt, und eben weil das Gelingen des Umwerfens jenes des Wiederaufbauens nicht involvirt, die Möglichkeit der Entſchädigung daher eine ſehr ungewiſſe iſt, ein Eingriff in die Rechtsſphäre des A., eine Verletzung ſeines Religionsrechtes, welche um ſo evidenter iſt, wenn die Abbringung von jenem Dogma nicht gelingt, und ſelbſt durch die objektive Gewißheit des Irrthums auf Seiten des A., weil dieſer auch ein Recht auf

seinen Irrthum hat, nicht abgewendet wird. Da es nun nicht leicht ein Dogma geben möchte, sey es in diesem oder jenem kirchlichen Vereine, dessen Gegentheil, wenn auch nicht in einem andern Vereine, doch in einem andern Menschen ebenfalls zum Dogma erhoben wäre, so folgt aus unserer Darstellung, daß Niemand sein Dogma aussprechen dürfe, weil er dadurch andere verletzt. Darf aber Niemand sein Dogma aussprechen, so existirt keine Kirche, weil diese nur durch das ausgesprochene Wort existirt; oder die Kirche selbst ist nur eine höchst unsichtbare, was freilich vollkommen protestantisch wäre. Dahin gelangt die menschliche Vernunft, wenn sie, um mit dem heiligen Athanasius zu sprechen, über die Vernunft hinaus will; dieß das Resultat, wenn die Juristen an der Kirche rütteln, und Allem, auch dem am wenigsten Juridischen, einen juridischen Charakter aufdrängen wollen.

Nachdem der Verfasser am Schlusse der „vernunftrechtlichen Andeutungen" den Zweck der Abhandlung festgestellt hat, den Fortschritt der Zeit in der Entwickelung der jetzt anerkannten Gleichheit der Kirchen anzudeuten, umfaßt dieselbe noch drei Nummern, 1. die christliche Kirche in ihrem Gegensatze zum Judenthum und der Nationalreligion der Römer, 2. die christliche Kirche als herrschende des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, 3. die katholische Kirche in ihrer rechtlichen Stellung zu den evangelischen Konfessionen seit dem Zeitalter der Reformation bis zum westphälischen Frieden, womit die Abhandlung abgebrochen wird. In der historischen Ausführung, die übrigens nur kurz ist, läßt der Verf. überall seine vernunftrechtlichen Grundsätze durchschimmern. Darum nimmt er es namentlich auch den christlichen Imperatoren übel, daß sie Gesetze gegen das Heidenthum erlassen haben; doch entschuldigt er sie natürlich mit dem

Einflusse, den die Geistlichkeit gehabt. Eine nähere Beurtheilung dieser Abhandlung müssen wir aussetzen, bis wir die Durchführung vollständig überschauen können.

Die zweite Abhandlung ist von Professor Lang in Tübingen und giebt „Bemerkungen über die Gemeingültigkeit der beiden Extravagantensammlungen.“ Der Herausgeber hat nämlich nicht bloß protestantische, sondern auch katholische Mitarbeiter gewonnen. Dieser Umstand deutet an, daß keine Ansicht von diesem Archive ausgeschlossen sey. Insofern wäre zu wünschen, daß die katholischen Mitarbeiter eben so ungenirt im Sinne der katholischen Kirche darin aufträten, als die protestantischen im ersten Hefte ungenirt waren. Namentlich würde es sich vollständig rechtfertigen, wenn Hr. Prof. Lang oder Hr. Prof. von Droste-Hülshoff (denn auch dieser ist als Mitarbeiter genannt — aber noch nicht aufgetreten) die Nachweisung des Unkatholischen, was in diesem ersten Hefte enthalten ist, oder auch der Sünden wider die Toleranz, in einem der folgenden Hefte über sich nehmen. Wir trauen dem einen wie dem andern die volle Kraft zur Durchführung zu, und ihr Beruf dazu möchte schon deßhalb erhellen, damit von ihnen nicht angenommen werde, was ja oft gilt: Qui tacet consentire videtur, wiewohl durch die bloße Theilnahme an dieser Zeitschrift jene Annahme nicht gerechtfertigt wäre. — Hr. Lang sucht in dieser Abhandlung eine schon früher von ihm ausgesprochene Ansicht zu vertheidigen, die Ansicht nämlich, daß die beiden Dekretalensammlungen des Corpus juris canonici, welche den Namen Extravagantensammlungen führen, keine Gemeingültigkeit hätten. Jedoch schließt er durch diese Behauptung die praktische Gültigkeit einzelner Extravaganten nicht aus; nur die Sammlungen als solche, dieß ist seine Meinung, seyen nicht authentische. Daß beides nicht einerlei ist, verhellet von selbst. Inwiefern aber die Behauptung

selbst erwiesen sey, dieß zu beurtheilen wollen wir den Gegnern dieser Ansicht überlassen.

Die dritte Abhandlung untersucht die Frage, welches Prinzip über das Verhältniß der Kirche zum Staate jetzt eigentlich in Deutschland herrsche und ist von Stephani. Nun wer kennt den Hrn. Oberkirchenrath Stephani nicht, den Philosophen, der seine Philosophie gerne einstweilen bei Seite legt, wenn es die praktische Nothdurft fordert? Hat er ja doch vor schon dreißig Jahren die absolute Einheit der Kirche und des Staats auf eine „völlig genugthuende Weise" demonstrirt und a priori deducirt, daß, weil ohne Glaubensdespotismus keine Kirche als Kirche bestehen könne, ein Glaubensbekenntniß eigentlich gar nicht zu billigen sey, sondern jeder junge Bürger, der des Mitgebrauchs jener Mittel, welche der Kirche als Staatsanstalt zustehen, fähig erachtet werde, wenn er Antheil nehmen wolle, sich blos dahin zu erklären habe: ein Freund und Beförderer der Tugend zu seyn, daß es blos politische Kirchenanstalten unter den Protestanten gebe, keine protestantische Kirche u. s. f. Wie sehr er aber für die praktische Nothdurft zu sargen versteht, beweis't sein im Jahre 1825 erschienenes „allgemeines canonisches Recht der protestantischen Kirche in Deutschland aus seinen ächten Quellen zusammengestellt und erläutert;" denn hierin gesteht er, daß, obgleich sein Buch über die absolute Einheit des Staats und der Kirche seinen Gegenstand erschöpfend und philosophisch klar dargestellt habe und deßwegen ohnehin in keiner für das kirchenstaatsrechtliche Fach bestimmten Bibliothek fehlen werde, doch das absolute Einheitssystem für Kirche und Staat in der Welt nicht eher verwirklichet werden könne, bis die Menschen eine höhere Stufe geistiger Kultur erstiegen hätten, d. h. in etwa tausend Jahren. Deßhalb wollte er in seinem

canonischen Rechtslehrbuche die organische Einheit einstweilen bei Seite liegen lassen, Kirche und Staat als zweierlei, durch ihren verschiedenen Zweck wesentlich geschiedene und daher auch organisch verschiedene gesellschaftliche Vereine annehmen, welche die Menschen mit einander abgeschlossen haben, und die hiebei möglich werdenden verschiedenen Verhältnisse zwischen beiden in sorgfältige Erwägung ziehen, um doch der armen Menschheit für die nächsten tausend Jahre einstweilen eine praktische Aushülfe zu geben. Aber, o Wunder! das tausendjährige Reich Hrn. Stephani's hat schon ein Ende. Glückliches Jahrhundert, in welchem fünf Jahre tausend Jahre umfassen. Glückliche Menschheit, welche dergestalt dem Ziele zurennt, daß es Hrn. Stephani zu Muthe seyn mag, wie jenem tausendjährigen Schläfer. Denn man höre und staune, sein canonisches Recht ist schon jetzt unpraktisch geworden, das tausendjährige Interim hat ein Ende; er sagt es S. 92 des Archivs selbst: „Das Wahre ist, daß „in der Wirklichkeit von allen deutschen Staaten bereits „das absolute Einheitssystem angenommen ist, auf welches „ich vor etwa dreißig Jahren zuerst als das vierte und „der Vernunft nur allein Genüge leistende aufmerksam „gemacht habe.“ Ref. fürchtet zu sehr, seine Leser zu ermüden, wenn er sie mit dem Wischi Waschi dieser Abhandlung näher bekannt machen wollte. Hr. Stephani scheint in der That bei Abfassung derselben vom tausendjährigen Schlaf noch nicht vollständig aufgewacht gewesen zu seyn. - Seine vier Systeme sind das hierarchische, das kollegialische, das Territorial- und das Einheitssystem. Alle sind vollständig durch einander geworfen; ein hierarchisches System giebt es freilich, aber nicht in einer Kategorie mit dem kollegialischen, denn es kann auch und muß als bloße Unterart des letztern betrachtet werden. Stephani's Territorialsystem ist in Wahrheit das colle-

gialische und sein Einheitssystem ist gerade das, was andere wachende Leute Territorialsystem nennen. *).

Die vierte Abhandlung beantwortet die rein kirchenrechtliche Frage, welche Folgen die Präsentation eines unfähigen Subjektes für den geistlichen, und welche für den Laienpatron habe, und hat Hrn. Dr. Lippert in Gießen zum Verfasser. Von demselben ist im Jahre 1829 ein Versuch zur historisch-dogmatischen Entwickelung der Lehre vom Patronate nach den Grundsätzen des canonischen Rechts erschienen, welcher im Ganzen (mit wenigen Ausnahmen, wozu Ref. namentlich die Lehre vom landesherrlichen Patronate S. 180—188 rechnet) billige Anerkennung verdient. Die oben bezeichnete Frage beantwortet der Verf. dahin, daß nach dem

*) Das Kollegialsystem betrachtet die Kirche als selbstständiges vom Staate unabhängiges Kollegium, welches als solches eine sehr verschiedenartige innere Verfassung haben kann und unter andern auch eine hierarchische, d. h. eine Verfassung, nach welcher es zwei wesentlich verschiedene Stände giebt, einen Stand des Klerus, den vermöge besonders erhaltener Weihe lehrenden, die Sakramente verwaltenden und regierenden Stand, und einen Stand der Laien, welcher lernt und gehorcht. Auch manche protestantische Kirchen haben eine hierarchische Verfassung. Das Territorialsystem betrachtet die Kirche nicht als unabhängige Korporation, sondern, insofern es die Korporationseigenschaft noch anerkennt, als vom Staate vollkommen abhängige und für seine Zwecke existirende, nach der Parömie: cujus est regio, illius et religio. Das sogenannte Episkopalsystem ist nur eine Variante des Territorialsystems, welche dazu bestimmt ist, jene Parömie weniger kraß wirken zu lassen, indem sie den Landesherrn zum gebornen Bischof macht. Das Territorialsystem, nach welchem es so viele Kirchen giebt, als Länder, erhebt sich keinen Zoll breit über's Heidenthum, und die Landeskirche ist eine contradictio in adjecto. Dieß zur Rechtfertigung des vielleicht hart scheinenden Urtheils im Texte. Wie es aber mit Hrn. Stephani's Begriffen aussieht, mag man daraus abnehmen, daß er vom Amte des Landesherrn spricht; werden Landesherrn als einen Beamten betrachtet, mag freilich auch das hierarchische System in die Abhängigkeit des Staats von der Kirche setzen.

canonischen Rechte der geistliche Patron durch Nomination eines Untauglichen für dießmal sein Präsentationsrecht verliere, wenn er die Untauglichkeit gekannt habe, während bei'm Laienpatronat niemals, auch wenn der Patron die Untauglichkeit kannte, das Präsentationsrecht verloren werde; jedoch mache es auch bei'm Laienpatron einen Unterschied, ob er wissentlich einen Untauglichen nominirt habe oder nicht; denn in jenem Falle laufe für ihn keine neue Frist zur Präsentation, sondern sein Präsentationsrecht währe nur bis zum Ablaufe des von der gesetzlichen Zeit noch übrigen Restes. Die Abhandlung verdient alles Lob und nur die Beantwortung der Frage nach legislativen Gründen hat Ref. weniger zugesagt.

Die fünfte Abhandlung giebt „Aphorismen über den Rechtszustand und die Verfassungsgeschichte der evangelisch-protestantischen Kirche im Großherzogthum Hessen, von K. W. Köhler, geistlichem Inspektor und Hofprediger zu Gedern in Oberhessen. Der Verf. liefert hier eine Zusammenstellung von Grundsätzen, die in die Gesetzgebung der hessischen Landeskirche übergegangen sind, und verhandelt zuerst die hessischen Kirchenordnungen seit dem Jahre 1526 bis zum Jahre 1724, wo die letzte Kirchenordnung erschien, sodann die Rechtsverträge und Landesgrundgesetze, wozu außer der Verfassungsurkunde auch der Reichsreligionsfrieden und der Reichsdeputationshauptschluß, so wie die deutsche Bundesakte gezählt werden, und endlich die Landtagsverhandlungen und Landtagsabschiede. — Von allgemeinem Interesse ist die

Sechste Abhandlung über den Judeneid von dem Oberprediger der israelitischen Gemeinde in Kopenhagen Dr. A. A. Wolf. Des Ref. Gefühl hat es immer verletzt, wenn er die entsetzliche Vorbereitung, die betäubende Formel und Ceremonielle, wie es in der Reichs-

kammergerichtsordnung von 1555 Th. I. §. 86. und auch ihr in vielen Landesgesetzen normirt ist, in der Praxis anwenden sah. Darum ist es gewiß zeitgemäß in einer Zeitschrift, die nun auch einmal dem „jüdischen Kirchenrechte" gewidmet ist, eine Berichtigung der gewöhnlichen Ansicht vom Judeneide und zweckmäßige Vorschläge zur Verbesserung dieses um der Herzenshärtigkeit der Menschen nothwendigen Aktes aufzunehmen.

Nach dem oben angegebenen Schema enthält die zweite Abtheilung eine Übersicht der deutschen Literatur des Kirchenrechts und zwar zuerst ein alphabetisches Register der neuesten deutschen kirchenrechtlichen Literatur; sodann Rezensionen und Anzeigen, und endlich eine Nachweisung der Rezensionen und Anzeigen kirchenrechtlicher Schriften in andern Zeitschriften. Da wir nicht eine Rezension der Rezensionen beabsichtigen, so bemerken wir nur, daß die im vorliegenden Hefte enthaltenen alle vom Herausgeber zu seyn scheinen, und obgleich sie ziemlich unparteiisch sind, doch für ein einem ganz speciellen Fache gewidmetes Journal zu oberflächlich gehalten wurden. Am meisten hat Ref. die Anzeige von Alexander Müller's Don Quixot-artiger Schrift (die neu auflebende Schirmvoigtei ꝛc.) zugesagt.

Die dritte, unverhältnißmäßig stark ausgefallene, Abtheilung giebt ein Repertorium der neuesten kirchlichen Verordnungen, insbesondere der deutschen Staaten, namentlich die Kirchengesetze der Königreiche Bayern und Sachsen.

Die vierte Abtheilung enthält als kirchenrechtliche Miscellen eine Zusammenstellung der kirchenrechtlichen Vorlesungen auf den deutschen Universitäten und zwei literarische Anzeigen. — Papier und Druck sind ausgezeichnet schön, die Druckfehler aber sind Legion.

Theologische Abhandlungen (oder) insbesondere Zusammenstellung der vier Evangelien nach ihrem Hauptinhalte. Mit neuen, zur richtigen Kenntniß der Person Jesu und seiner Jünger führenden, dem Texte und Verstande angemessenen Erklärungen, zur Vervollkommnung der bisherigen Theologien der verschiedenen christlichen Religionsparteien. Auch denkenden Israeliten zur Beherzigung. Vom Verfasser der Blößen der protestantischen Theologie. Mannheim, im Verlage der Schwan- und Götz'schen Hofbuchhandlung. 1830. Gegen 18 Bogen gr. 8°

So lautet der breite Titel dieses neuen Werkes von jenem Manne, der — seines Standes und Amtes ein öffentlicher Lehrer der Mathematik zu Heidelberg — es in seinem hohen Lebensalter sich zur Lieblingsaufgabe machte, in's Gebiet der theologischen Kämpfe herüberzuschweifen, um das Wesen (oder Unwesen, wie er es nennt) der christlichen Religion überhaupt, und der Theologie insbesonders zu fichten, und nach seiner Philosophie die Welt im 19. Jahrhundert aufzuklären, (was also auch die Israeliten beherzigen sollten) und ihr zu zeigen, wie man seit Christus bis auf unsere Zeit herab nicht verstanden habe, wer eigentlich dieser Christus gewesen, was er gewollt, noch wie die durch seine Jünger verbreitete Lehre zu verstehen und zu würdigen sey. — Zu dem Ende trat er schon voriges Jahr mit der Abfassung eines starken Bandes auf, unter der Aufschrift: „Blößen der protestantischen Theologie ꝛc.;“ *) dann zugleich mit einer kleineren Schrift, welche mathematisch bemessen und beweisen sollte, wie die Höhe, Breite und Tiefe des Christenthumes und dessen Theologie, selbst bei den Protestanten noch, ein unhaltbares, schlecht angelegtes, und noch schlechter ausgeführtes Gebäude, somit für unsere Zeiten ein incongruum

*) Man sehe das Maiheft des „Katholiken“ S. 228.

sey, das nichts mehr tauge, und woran alle Stützen der Theologen (selbst die eines übergelehrten Dr. Paulus, der mit der wahren Sprache nur noch nicht überall recht heraus wolle, und selbst noch zu viel glaube) morsche Balken wären, und nimmer das Ganze halten könnten; weßhalb Er, der Mathematiker, nun endlich das wahre Licht anzünden und die Vernunftfackel so hoch stecken wolle, daß Gelehrte und Ungelehrte das Nichts der christlichen Dogmen erkennen, und nach der Weisheit des Heidenthumes zurückverlangen müßten. Damit nun jenes erste Licht die „Blößen" vollständiger erschaut, aufgefaßt, ergänzt und mit neuen Beweisen verstärkt werden könnte, gab sich der schreibselige Greis die Mühe, oben angezogenes Werk zu allem Überflusse seinen Blößen nachfolgen zu lassen.

Er tritt aber keineswegs ohne Stütze gleichgesinnter Geister auf, die durch ihren Unglauben, wie durch ihre stolze Vernunft das Gebäude des Christenthums von jeher anzufallen und zu stürzen bemüht waren; er wählte demnach auch in gegenwärtiger Schrift zum Vorspruche seines Vorhabens sachdienliche Funken aus „Block's Fortsetzung der Reformation," (1. Th. S. 36) mit den Worten: „daß die heiligen Schriften durch eine dunkle und willkührliche Vorstellung von göttlicher Offenbarung und übernatürlichem Ursprunge ꝛc. ein geheimnißvolles Ansehen und eine fromme Hülle (also Maske) bekommen, welches dem Verstehen ihres Inhaltes, der Schätzung ihres Werthes, und der Heilsamkeit ihres Gebrauches höchst nachtheilig sey ꝛc." — Wie man demnach solche biblische Schriften, welche nur willkührliche Vorstellungen von quasi göttlicher Offenbarung enthalten, und blos den frommen Mantel des Geheimnißvollen an sich tragen, als wäre ihr Inhalt übernatürlichen Ursprunges — wie man, sage ich, solche Schriften noch heilig nennen, und ihnen eine Werthschätzung, wohl gar einen heilsamen Gebrauch

abgewinnen könne, ist schwer abzusehen; allein dieses Problem zu lösen hat sich unser Mathematiker zum Ziel gesetzt; nämlich an den Aussprüchen des alten und neuen Testaments alles hübsch natürlich zu deuten, und was sich nicht deuteln läßt, als unbrauchbar zu verwerfen. Diesem zu Folge sendet er, wie in seinen Blößen, eine Dedikation voraus an die Weisheit — „als der siegreichen Gegnerin aller Thoren dieser Welt“ — worunter Er nicht gehören will, weil sie ja das biblische Christenthum sammt dessen Theologen, als den Inbegriff der Finsternisse und Thorheiten, in seinen Abhandlungen niederzublitzen gedenkt; „zur Bezeigung seiner Dankbarkeit, daß sie, diese Weisheit, ihn auch bei dieser neuen Arbeit inspirirt und geleitet habe;“ denn dessen ist er sich so ganz gewiß, weil die Aufklärer seines Schlages stets eine starke Dosis von dünkelvoller Eigenliebe aus Pandorens Büchse geschöpft haben! Er also, der Verfasser dieser theologischen Abhandlungen (und der aus Dr. Paulus entlehnten evangelischen Zusammenstellungen) ist nun, oder will es doch seyn, das einzig authentische Weisheitsorgan, das uns endlich, nach mehr als 1800 Jahren christlicher Zeitrechnung, sonnenklar einsehen lehrt, was an der Person Jesu Verständiges und Gutes, nicht aber Göttliches gewesen; denn im Texte der Abhandlungen zeigt er, wie dieser Jesus öfters, besonders aber gelegenheitlich seiner Aussprüche über den Reichthum, sehr voreilige Urtheile gefällt habe; so zwar, daß er in Verlegenheit gerathen sey, als seine Zuhörer das Gleichniß zu hart fanden, „wie eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, denn ein Reicher in's Himmelreich gelangen würde;“ Er also mit der Ausflucht sich habe helfen müssen, „daß bei Gott alle Dinge möglich wären!“ — Sonach hat dieser mathematische Exeget mit Dr. Paulus, Wegscheider und andern Rationalisten allein den rechten Schlüssel gefunden, den wahren Sinn und Werth

der heiligen Schriften richtig aufzufassen und zu verdolmetschen, so zwar, daß das ganze jüdische und christliche Alterthum, bis auf den heutigen Tag nur Ignoranten, ja Dummköpfe in seinem Schooße genährt haben mußte!

Die Inhaltsanzeige giebt die Übersicht der Materialien in diesen neuen theologischen Abhandlungen also: Vorerinnerungen, Zusammenstellung der vier Evangelien; worin A. angebliche wunderbare Erscheinungen, B. Meinungsäußerungen Jesu und seiner Jünger, C. Praktische Lehren, dann Beschluß des Ganzen, mit einem Anhange I. Einzelner Nachträge zu den Blößen, II. Einiger Abweichungen von Dr. Paulus, III. Von der Reminiscenz abgeschiedener Seelen, IV. Miscellen. — In den Vorerinnerungen — an die wir uns hier allein halten, weil der Verfasser darin seine Ansichten und Absichten über das Ganze schon deutlich genug darlegt — in diesen Vorerinnerungen, denen er beifügt: „zu bedächtlichem Lesen" wird gleich in einer Note Nießpulver gestreut, mit folgender Periphrase: „Bedächtliches Lesen! Für Theologen von gemeinem Schlage eine harte Bedingung! Aber ich muß darauf bestehen. Habe ich mir doch auch gefallen lassen, alles bedächtlich (?!) niederzuschreiben! Übrigens will ich hiemit den Katholik in der Zeitschrift auf keine Weise in seiner alten Gewohnheit stören ꝛc." — Was wäre denn das für eine alte Gewohnheit? Ist etwa die Tendenz dieser Zeitschrift eine unbedachtsame? Lies't sie wohl die Angriffe der Gegner des Christenthums, und des Katholicismus insbesonders, unbedächtlich? Dieser Vorwurf müßte durch Thatsachen erwiesen werden; aber eine blos hingeworfene Anschuldigung ist wahrlich noch kein Beweis, sondern eine falsche Unterstellung, eine Lüge, eine Verläumdung! Soll aber der Seitenhieb dem Bemühen dieser Zeitschrift gelten, weil sie alle Andichtungen, Anfeindungen und Schmähungen der Gegner des katholischen

Christenthumes vor dem oft übel unterrichteten, oft übel geleiteten Publikum aufdeckt und widerlegt? Will ihr das zum Verbrechen gedeutet werden, daß sie Wahrheit und Unschuld in Schutz nimmt, Verläumdungen entkräftet, die Unwissenden belehrt und warnt? — Nein, dieses Recht der Selbstvertheidigung wird sie sich nicht nehmen, nie darin sich stören lassen, wenn auch noch so viele mathematische Theologen mit den Cohorten antichristischer Zeloten dieß zu thun gesonnen wären!

Von S. VII bis XXXII dieser Vorerinnerungen wird nun umständlich angegeben, warum diese neue Arbeit den Blößen nachgesendet werde. Da heißt es: „Wir haben eine Menge verschiedener Bibeln;“ (allein, die wahre und uralte christliche Kirche hatte schon frühzeitig die falschen, unterschobenen Bibeln ausgeschieden, und die ächte Bibel beibehalten, daher zur Grundlage des christlichen Wissens und Handelns gemacht. Diese Kirche weiß also nichts bei ihrer Gemeinde von einer Menge Bibeln; der Mathematiker muß demnach auf die Bibelhaussirer in England und Deutschland hindeuten, welche das Bibelnegoz in vielfachen Übersetzungen aus Spekulationen treiben!) „jeder andere Ausleger giebt uns eine andere“ (Bibel oder Interpretirung) „so haben wir auch eine Menge verschiedener Christusse;“ (nämlich bei so verschiedenen Sekten, die philosophischen mit eingerechnet!) „Jeder macht sich Einen,“ (wie der Mathematiker auch) „welche denn alle zusammen den unermeßlichen Spielraum“ (für die Phantasie) „zwischen dem weisen und frommen jüdischen Lehrer und der Gottheit selbst ausfüllen!“ — Gegen die Befugnisse solcher Ideale, meint der Verf., sey durchaus nichts einzuwenden. Allerneueste Beispiele hievon finde man in seiner vorliegenden Schrift, Abhandlung I. Lit. B. Nro. 39. 2. Note; dann in der preußischen Agende vom Jahr 1829; ferner im 2. Bande des Apostelglaubens von Dr. Mathäi,

und in der Zeitschrift „Der Protestant“ Maiheft 1830, wo S. 431 gerade herausgesagt wird: (lacinus stupendum!) „Er, Jesus, war und ist Gott!“ — Nun will aber der Mathematiker in seiner Schrift nicht von solchen Idealen, sondern vom historischen Christus sprechen, der in der Person des Weisen von Nazareth vor 1800 Jahren als Lehrer aufgetreten, aber schon mit Benutzung alles dessen, was bis auf seine Zeit menschliche Geisterkräfte producirt hatten, der also — (nichts neues und eigenes brachte, sondern) alles das zu leisten vermochte, was er für seine Person wirklich geleistet hat, ohne irgend einer übernatürlichen Einmischung zu bedürfen ꝛc. — Wenn also dieser historische Jesus dennoch sich oft auf den übernatürlichen, nämlich, seinen himmlischen Vater beruft, daß er nur Werke dieses Vaters wirke, nur Worte dieses Vaters spreche ꝛc., so waren hieß nach des Mathematikers und Dr. Paulus Ansicht und Deutung bloße Akte einer schwärmerischen Einbildung, einer Ihm von Jugend an idiosynkrastisch gewordenen freu Idee seiner geglaubten Messiasperson ꝛc.!

Alles dieses hatte der Vorerinnerer — wie er selbst bekennt — schon in seinen Blößen zu beweisen gesucht; hier aber bringt er eine Note an, die abermals auf die Zeitschrift „der Katholik“ verächtlich hingeschleudert wird, wie folgt: „diese Blößen haben (wohl gemerkt!) das Glück gehabt, im „Katholik,“ Maiheft dieses Jahrs, mit großem Mißfallen aufgenommen zu werden; denn es giebt Leute, deren Schmähworte Ehre bringen, und deren Lob nur demüthigt!“ — Dem Blößenschreiber durfte einleuchten, daß nicht nur diese katholische Zeitschrift, sondern jeder wahre Katholik an sich, und jeder Christ, der noch an die Gottheit Jesu, an dessen göttlich gewirkte Wunder, so wie an die göttlichen Lehren des Evangeliums glaubt, die schamlosen Äußerungen in den Blößen über die Person

Jesu, seiner Familie und seiner Jünger mit gerechtem Mißfallen aufnehmen mußte, und stets aufnehmen werde, so lange noch ein wahrhaft christlicher Glaube besteht, dem das Heilige heilig, und das Ehrwürdige ehrwürdig bleibt! Es kann und darf sonach der katholischen Zeitschrift ganz gleichgültig seyn, ob der Blößenschreiber es für ein Glück halte oder nicht, in gedachtem Maihefte getadelt worden zu seyn; sie scheuet den Stolz dieses Ungläubigen keineswegs, der sie mit seiner gewohnten Verachtung brandmarken will, und nach Art seiner Genossen jede katholische Vertheidigung als ein Werk der Finsterlinge ansieht. Wenn er aber noch überdieß von Schmähworten spricht, die im Maihefte gegen ihn oder sein unchristliches Machwerk ausgesprochen worden seyn sollen, so ist dieß eine baare Lüge; denn jener Aufsatz daselbst führte nur in Kürze und auszugsweise die eigenen Worte aus den Blößen an (nach dem Prinzip: ex verbis tuis te judico!) die so viel Unwürdiges von der Geburt, von den Thaten Jesu und seiner Familie enthalten; so daß im Gegentheil eher der ganze Inhalt jener Blößen Schmähungen genannt zu werden verdienen, die der Zeiten eines Julians, Celsus und Porphyrius — eines Voltaires, Diderots und d'Alemberts, zuletzt des neuesten Unglaubens eines Heidelberger Paulus ganz würdig sind — welchen Heroen des Antichristianismus der alte Mathematiker seine theologischen Konfessionen nur nachgebetet hat und so die alten Mährchen für nagelneu ausgiebt! Dem zu Folge mag er seine oben aus Rotteck's Weltgeschichte angezogene Invective nur ganz auf sich selbst anwenden! Überdieß weiß man aus Erfahrung, daß des Mathematikers Note vor der ersten Korrektur viel stärker gewesen, und mit den Worten anhob: „Dem Vernehmen nach sollen diese Blößen das Glück gehabt haben ꝛc.“ somit hätte er den Aufsatz im Maihefte

„des Katholiken“ wohl nicht selbst gelesen, sondern etwa nur durch einen Rapporteur vernommen.

Wie dem auch sey, wir fahren hier fort, das weitere aus seinen Vorerinnerungen mitzutheilen, um den Geist und die Tendenz dieses neuen Produkts, das den Blößen an innerm Gehalte gleichkommt, und den dortigen Grübeln seines Unglaubens als verstärktes Hülfskorps dienen soll, auszugsweise darzulegen. S. VIII drückt er sich also aus: „Ich hielt es für wichtig, jene Beleuchtung (in den Blößen über die Person Jesu, seiner Familie und der Apostel) hier durch die Zusammenstellung der Evangelien nach ihrem Hauptinhalte noch mehr zu unterstützen. Dabei habe ich häufig die wörtliche Übersetzung aus Dr. Paulus Leben Jesu benützt.“ — Dieß Geständniß darf uns genügen, und zugleich überzeugen, mit welchen Augen der Mathematiker den evangelischen Text lustrirte; ob er gleich noch weiter geht, und manches kühner entscheidet, was der Doktor dem Zweifel, oder dem Glauben überlassen hat. Mit einem kategorischen Imperativ zerhaut er den gordischen Knoten, wenn er S. IX sagt: „Selbst in Schriften der aufgeklärtesten Theologen finde ich Christus höher gestellt, als ich Ihn stelle! Er bleibt aber schon nach meiner Hinstellung ein (wirklich!) unerreichbares Vorbild: wozu daher eine noch höhere Stellung?“ (aber die Jünger Jesu hatten dieses hohe Vorbild nach dessen Geschichte, Lehren und Thaten, wovon sie größtentheils Augen- und Ohrenzeugen waren, unbefangen, ohne Klügelei hingestellt. War nun in Jesu Leben, Lehren und Thaten ein rein Göttliches zu sehen, mit welchem Rechte durften spätere Raisonneurs dieß göttliche Vorbild zur bloßen, schwachen, dem Irrthum und der Täuschung unterworfenen Menschlichkeit herabziehen? Allein der Vernünftler fährt also fort:) „Diese zu hohe Stellung hat in der Beilegung übermenschlicher Kräfte den offenbaren Nachtheil, daß Jesus

Forderungen an uns gemacht, die unsere Kräfte übersteigen, (besonders die Forderungen von Demuth und Glauben, welche den eigenliebigen Philosophen unausstehlich sind!) und welche Forderungen Er selbst nur vermöge seiner übermenschlichen Kräfte zu erfüllen vermochte.» (Welch ein Peregrinus Proteus ist dieser mathematische Theolog! Erst will er Jesus nicht über die menschliche Linie gestellt wissen, und nun legt er wieder auf einmal demselben übermenschliche Kräfte bei! Erst soll diese Beilegung einen offenbaren Nachtheil mit sich führen, wie etwa den, worauf Wieland einst anspielte, daß man die Evangelisten den Biographen eines Apollonius von Tyana vergleichen dürfe, welchem sonderbaren Manne auch einst Wunderthaten zugeschrieben wurden — und dann giebt er wieder zu, daß Jesus wirklich übernatürliche Kräfte in seinen Handlungen dargelegt habe! Endlich meint er) „Wer könnte wohl in Jesus hohen Tugenden, heiligem Wandel, noch etwas Bewundernswerthes finden?» (wenn Er Alles nur durch übernatürliche Kräfte gewirkt hätte? allein, die Evangelisten zeigen es deutlich, wo er als Mensch sich rein menschlich benommen, wenn er Angst, Schmerzen, Kummer, Mitleid, Wehmuth, selbst gerechten Unwillen bei verschiedenen Anlässen empfunden hatte; aber auch wieder rein göttlich, wo er unläugbare Wunder gewirket. Wie nun das Wesen des Menschen ein thierisch-geistiges ist, so offenbarte sich in Jesu eine göttlich-menschliche Natur!)

Weiter heißt es daselbst: „Zum Glück haben wir aber auch nicht die geringste Veranlassung, in irgend einer seiner Leistungen eine übernatürliche Kraft, oder eine übernatürliche Einwirkung annehmen zu wollen ꝛc.» Ist es möglich, daß man mit gesunden Sinnen eine solche Behauptung niederzuschreiben sich erdreistet, da fast auf jedem Blatte der Evangelien Beispiele solcher übernatür-

lichen Kräfte und Einwirkungen vorkommen, die man aber nur mit heidnischem Unglauben als natürlich denken, oder gänzlich wegzuläugnen vermag? Lieset man die Geschichte der Gründung des Christenthums nach jüdischen und heidnischen Berichten vom Abbé Bullet, (welches interessante Werk nun auch von Weckers in's Deutsche übersetzt worden, und in der Simon Müller'schen Buchhandlung zu Mainz zu haben ist) so muß man erstaunen, welche Ähnlichkeit im Läugnen, Drehen und Verdrehen der Wahrheit unsere modernen Philosophen oder Vernunfthelden mit jenen jüdischen und heidnischen Feinden des Christenthums haben! Deßhalb sagt auch unser Mathematiker im gleichen Geiste, daß z. B. die wunderbaren Heilungen Jesu nur gewandte Manipulationen, also Taschenspielerkünste, gewesen! Er sagt: „Zur leichtern Übersicht seiner (des Weisen von Nazareth) Leistungen und verschiedenen Ergebnisse, die mit der nähern Kenntniß seiner Person in Verbindung stehen, habe ich die dazu gehörigen Schriftstellen in drei Abschnitte getheilt, nämlich in Lit. A., B. und C. Unterm A. findet man alle sogenannten Wunderthaten und Wundererscheinungen, die ich größtentheils nach Dr. Paulus schon in den Blößen hinlänglich beleuchtete ꝛc.; nur fehlte unter A. die Manchen so merkwürdige Unterredung Jesu mit Moses und Elias auf dem Berge, die ich darum unter B. nachgeholt habe, ohne eine große Wichtigkeit hineinzulegen;“ (weil ihm diese Begebenheit nicht mehr, denn ein Traumgesicht schlaftrunkener Jünger, und ein leichtgläubiger Zusatz der erzählenden Evangelisten zu seyn scheint) „zu spät erhielt ich das Dr. Mathäische Werk, worin diese Berggeschichte als ein Faktum von höchster Wichtigkeit 64 Seiten einnimmt?“ — Hier läßt er in einer langen Note diesen Dr. Mathäi, zwar als einen sehr gelehrten Mann passiren, aber auch als einen Phanta-

ſten, welcher durch das überſpannte Ideal von Jeſu Vollkommenheit verführt, in dieſer Zuhochſtellung auf Abwege gerathen ſey, ſo daß er wie ein Inſpirirter geſprochen habe. Dann fährt er, S. X, alſo fort: „Wirklich — ſagt Mathäi — iſt der Glaube an den Vorgang auf dem Berge unwiderleglich.“ Hierüber exegeſirt unſer Mathematiker hisce formalibus: „Das Faktum war, daß die Jünger eine Erſcheinung gewahrten, in der ſie Moſen und Elias zu ſehen wähnten — und hiergegen (daß ſie dieß blos wähnten, und nicht ſahen) wird freilich Niemand ſprechen. Aber zum Glauben an die wirkliche Gegenwart jener Männer (des Moſes und Elias, die Jeſus ja nie gekannt habe) und an eine wirklich ſtatt gehabte Unterredung zwiſchen Jeſus und denſelben, kann ſchlechterdings nur eine ſchon zum Grunde liegende Zuhochſtellung (enthuſiaſtiſche Meinung) von Jeſu verleiten. So war Dr. Mathäi (gleich den Jüngern am Berge) über ſein überſpanntes Ideal von Jeſu mit ſich ſelbſt ſchon im Reinen, (alſo ein Phantaſt ehe er an dieſe Berggeſchichte kam ꝛc.“

Nun meint unſer mathematiſcher Theologe von dieſer Erſcheinung ferner: „Jeſu habe ſchon dazumal die höchſte Wahrſcheinlichkeit (nicht Gewißheit) begriffen, wie er durch einen gewaltſamen Tod der Ausführung ſeines Planes entriſſen werden würde; deßhalb hätte er den Berg beſtiegen, um dort zu beten, und Troſt und Stärkung für jenen Fall zu erlangen: wozu in aller Welt (heißt es hier) hätte Er der Unterredung mit Moſes und Elias bedurft? etwa von ihnen guten Rath zu vernehmen? Hatte Gott wiederum eine außerordentliche Geſandtſchaft aus dem Himmel nöthig, um Jeſu ſagen zu laſſen, wie er ſich zu verhalten habe? und was ihm in Jeruſalem begegnen werde? Wie reimt ſich aber dann die ſo erhaltene Belehrung mit dem Zagen in Gethſemane, wo er noch nicht wußte, wie Er ſich zu verhalten habe?“ (Sein göttlicher Geiſt

blickte wohl in die Zukunft, und sah vorher, was, und wie es ihm ergehen werde; aber eben dieser Blick in die ihm bevorstehenden grausamen Mißhandlungen machte seine zarte Menschheit schaudern, nicht verzagen, denn sein göttliches Gemüth erhob sich bald durch den kräftigen Entschluß: „Vater, dein Wille geschehe!“) „Die Gesandtschaft mußte hiernach wenig zu sagen gewußt, und schlechte Geschäfte gemacht haben!“ (Dieser Spott, wie er da steht, ist eine Blasphemie!) „Aber die Jünger haben doch von dem Ausgange reden hören, welchen Jesus in Jerusalem erfüllen sollte? Wie? ist es denn nicht sehr begreiflich, daß er in seinem Gebete dieses Ausganges hauptsächlich gedachte, und daß nun die Schlaftrunkenen solches für ein Gespräch mit den imaginirten Gebilden des Moses und Elias hielten?“ (das heißt eine starke Imagination den Jüngern andichten!) „Sie hatten zwar auch die Stimme aus dem Himmel vernommen „Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ War es denn aber das erstemal, daß aus Gewitterwolken rollende Donner gehört, und so (redend) gedeutet wurden?“ (Wieder eine starke Imagination!) „Ist es unbegreiflich, daß Jesus den Schlaftrunkenen in wiederholten Blitzen verklärt, weiß wie der Schnee erschien?“ (die Jünger waren also sehr stupide Menschen, wenn sie das Wetterleuchten sogleich als Menschengestalten ansahen) „und sogleich, als Petrus ausrief: Moses! Elias! im erleuchteten Gewölke Gestalten sahen, aus denen die Phantasie Moses und Elias schuf?“ (so erzählen es die Evangelien nicht, aber die Vernünftler legen diesen Sinn hinein!) „Männer, welche die Jünger nie sahen, sollen sie sogleich erkannt haben? etwa, weil sie solche für die würdigsten zur Unterredung mit Jesu hielten? ꝛc.“ — Welch eine Salbaderei ist dieß! und welch eine Vermessenheit, in den schlichten und ungekünstelten Bibeltext solche gewagte Vermuthungen als ausgemachte Entscheidungen

zu legen, und den Lesern als Weisheit aufzutischen! Der christlichen Kirche und ihren Entscheidungen wird die Infallibilität rein abgesprochen, nur aber der Philosophismus maßet sich allein des Rechtes der Unfehlbarkeit an! Wie solche Menschen in ihrem Freiheitsschwindel eine Sache ansehen, drehen und wenden, so muß sie sich auch verhalten; und nach ihrer Exegese ist demnach der Inhalt aller evangelischen Geschichten ein bloßes phantastisches Gewebe von Ideen und Aussprüchen, das keinen Glauben verdient, weil solche Erscheinungen nur die Einbildung und vorgefaßte Zuhochstellung unwissender Männer im verschrobenen Gehirne ausgeheckt haben!! —

S. XIII, besteht unser Mathematiker darauf, daß diese Berggeschichte ein bloßes Werk der Phantasie war, weil a) Jesus im Herabsteigen vom Berge den Jüngern gar keine Aufklärung hierüber gegeben, sie vielmehr verstehen ließ, daß die Weissagung vom Kommen des Elias schon lange erfüllt sey; (oder vielmehr noch einst erfüllt werden würde, beim Wiederkommen zum Gerichte) b) weil er ihnen sogar verbot, von dieser Geschichte etwas zu sagen, bevor er von den Todten auferstanden sey; „(war dieß nicht schon viel gesagt? wozu eine weitere Aufklärung, da die Jünger überdieß noch gar Manches erfuhren, das sie nicht aufgezeichnet haben?) c) weil ein solches Werk der Phantasie später Petrus und Johannes wohl selbst als nichtig erkannt hatten;“ (wo steht das geschrieben?) d) zwar werde in der zweiten Epistel Petri nochmal hievon eine Erinnerung angebracht, welche Epistel aber selbst Dr. Mathäi für unächt halte; (sehet da! so ist der Streit am geschwindesten abgethan; was man nicht glauben und erweisen kann, muß man als unächt verwerfen!) e) selbst Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, der nichts von Wundern unbenützt gelassen, habe als Augenzeuge bei dieser Berggeschichte über solche Erscheinung des Moses und Elias geschwiegen;

(wohl darum, weil er nicht wiederholen wollte, was schon Andere berichteten? aber nein! der Mathematiker weiß es besser, er sagt) „Johannes schwieg, als ob er sich dieser Geschichte schämte, und den drei andern Evangelisten nicht gerne widersprechen wollte ꝛc.“ — Welch edle Suppositionen! alles, wodurch man einen Schatten, eine Entstellung, eine Verunglimpfung auf die Geschichte Jesu, und auf die Worte seiner Jünger hinstreuen kann, muß benutzt werden, um die Glaubwürdigkeit der Evangelien zu entkräften, und den Unglauben in den Lesern anzufachen und mit allen Künsten der Hölle zu verstärken! — S. XIV, beklagt der Mathematiker den traurigen Umstand, „daß die irrende Phantasie keine Grenzen kenne; daß sie daher nicht mehr den Menschgebornen Jesus (in der Schriftauslegung) vor Augen hatte, sondern ein von ihr ausgegangenes, gedichtetes Ideal, welches diesen Jesus auf die höchste Stufe aller geschaffenen Geister, ja, (hört es, ihr Heiden und Juden!) bis zur zweiten Person der Gottheit erhob; daß sie die Phantasie (also den poetischen Schwung) der Propheten noch weit überstieg und mit trüglicherem Auge rückwärts nach dem schon gewesenen Christus mehr geblicket, als Jene nach dem erst noch werdenden! „Sonach, fährt er fort, sey der wirkliche Christus von den Theologen schon lange verstoßen, und statt ihm ein Phantasiegebilde durch's ganze neue Testament aufgestellt worden, welcher Idealchristus untrüglich in allen Reden und Meinungsäußerungen von ihnen angenommen werde; daher sie aller vernünftigen Denkfreiheit beraubt, und zu Hülfsmitteln ihres blinden Glaubens, zu Auslegungen, Textänderungen, Akkommodationen (was bei den Sekten und sogenannten Hellsehern wirklich der Fall ist) genöthigt worden wären ꝛc.“ — —

Also wird, S. XV, und ferner fort exegesirt, und dann der Schluß gefällt: daß nur der sich frei fühlende, durch

keine falschen Postulate beschränkte Verstand, die Evangelien nach ihrem wahren Sinne zu deuten vermöge, um darin das Irrige und Ungewisse zu erkennen und die Person des wahren Christus darzustellen ꝛc. „Der Mathematiker nennt demnach allen Glauben, oder ein gläubiges Gemüth, was schon Jesus selbst von seinen Jüngern und den jüdischen Schriftgelehrten forderte, und die christliche Kirche deßhalb auch von ihren Angehörigen heischet, kraft der Worte: „Wer euch hört, der hört mich; und, wer die Kirche nicht hört, den haltet für einen Heiden und Publikan; und wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollet, so glaubet doch meinen Thaten ꝛc.“ er nennt, sage ich, solchen Glauben falsche Postulate — Forderungen des Irrthums, der blinden Vernunft, der Vorurtheile, des Geistzwanges ꝛc. und wie die schönen Namen alle heißen mögen, womit man in unsern Tagen die kirchlichen Gesetze, welche auf dem Grunde der Evangelien ruhen, belegt, um alle christliche Religiosität verächtlich zu machen, und die Menschen zu einer zügellosen Freiheit zu bereden, demnach ihre eigene Seelenruhe, wie die Ruhe und den Frieden des Staates zu gefährden, wo solche Irreligiosität einmal gäng und gebe geworden! Darum sagt er, S. XVI, „Aller katholische Glaube steht unter dem Gesetze;“ (ja, unter dem evangelischen Gesetze, dem Gesetze der Liebe Gottes, welche den Menschen zum ewigen Leben hinleitet; und Jesu Lehren waren Worte des ewigen Lebens, welche uns nicht unsern Leidenschaften, unserer natürlichen Bösartigkeit preisgeben wollten; auch steht schon jeder Mensch, und um so vielmehr der Katholik, unter dem Gesetze des Gewissens; dieses innere Gesetz nun zum Heil der ganzen Menschheit gehörig zu lenken und geltend zu machen, ist vorzügliche Sache der christlichen Religion!)“ nur der Protestantismus — heißt es weiter — gewährt freien Gebrauch des Verstan-

des und der Vernunft; „das will sagen, nur er darf aus den heiligen Schriften machen, was er will; sie deuten, wie er will; sie annehmen oder verwerfen, wann er will; kurz, für den heutigen Protestantismus giebt es kein religiöses, bindendes Gesetz, folglich auch keine Kirche mehr!)“ denn nur er, der Protestantismus, kann die seit 1800 Jahren bestandene christliche Lehre läutern, berichtigen, und als irrig erklären, ohne darum jedes Glied seiner Kirche zur Annahme solcher Neuerungen zu nöthigen; „weil es ihr an genugsamer Macht fehlt, und sie blos durch die Federn verführen muß, sonst würde sie wohl gerne sich anderer Mittel bedienen)“ deßhalb der Protestant Hengstenberg *) immer noch ein guter Protestant ist, ob er gleich in seiner Zeitschrift gegen seine Consorten Wegscheider, Gesenius ꝛc. mit anderen Ansichten zu Felde zieht, den aber nun (S. XVII, in der Note) Dr. Heinrich Schmidt, dermalen hochgelehrter Professor zu Heidelberg, im neuesten Hefte der Oppositionsschrift, als einen Verirrten zur Ehre der badischen Regierung, die ihm, Schmidt, als einem rüstigen Gliede, gegen den Obscurantismus, den Lehrstuhl der Philosophie anvertraute, zurecht gewiesen habe!!“ — Also, trotz aller Widersprüche im Protestantismus, trotz aller wechselseitigen Parteiungen, Befeindungen und Fehden — wo man nicht mehr weiß, was von der Bibel als wahr anzunehmen, oder als falsch, irrig, nichtssagend zu verwerfen sey — will dieser Wirrwarr von Meinungen dennoch eine Kirche vorstellen!? welchen chaotischen Tummelplatz der Mathematiker jedoch mit seinem alles zermalmenden Unglauben niederkämpfen will, ohne darum aufzuhören ein Protestant zu seyn, das

*) Dieser Hengstenberg und auch Neander glauben nämlich noch an die Bibel, als an das göttlich geoffenbarte Wort, folglich für die Philosophen zu viel!

heißt Allem zu widersprechen, was Bibel und Katholicismus zum Glauben darlegen! — —

S. XVIII, wird nach „Block's Fortsetzung der Reformation" untersucht, wie es komme, daß von Zeit zu Zeit gebildete Protestanten aus höhern Ständen zum Katholicismus übertreten? und dieser kritische Punkt wird dahin entschieden: „weil diese Stände nie — (man höre!) — nie eine reine Kenntniß der vernünftigen Religion haben — großentheils ungläubig, freigeistig, unsittlich sind, und nur durch ihre Neigung zur Mystik, Schwärmerei und Pietismus zum Katholicismus verführt werden." — Wahrlich ein sehr humanes Urtheil von diesem Protestanten Block! worüber sogar unser Blößenschreiber in die Worte ausbricht: „So sehr möchte ich den Katholicismus doch nicht herabsetzen, daß ich den Grund des Übergangs zu ihm, allgemein im Mangel an Hochachtung für Wahrheit und Sittlichkeit suchen möchte. Gewiß aber ist, daß solche Übergänger den hohen Werth der Geistesfreiheit nicht zu schätzen wissen, und sich um anhaltende, ernsthafte Untersuchung der Wahrheit nie viel bekümmert haben." — Hier muß man hier mit Verwunderung ausrufen: Männer, wie Stolberg, Haller u. a. m.; und lange vor ihnen ein Leibnitz ꝛc. sollen keine Denker, keine redlichen Forscher, keine sittlichen und religiösen Wahrheitsfreunde gewesen seyn, sondern Sclaven ihrer Einbildung, Dämmlinge, Schwärmer und Finsterlinge, weil sie zum Katholicismus zurücktraten?? Dieß ist wohl, um gelinde zu sprechen, die aller ungerechteste Behauptung, welche das Leben, die Wissenschaft, der helle Geist und die Achtung, so diesen Männern von der unbefangenen Welt zu Theil ward, den Blößenschreiber und seine Konsorten Lügen strafen, also zwar, daß es sich nicht der Mühe lohnt, hier eine weitere Widerlegung beizufügen und dabei Zeit und Papier zu verderben! — Aber S. XIX, will er gnä-

digst zugeben: „daß doch einige Katholiken die Geistesfreiheit zu schätzen wüßten, und solche sogar wirklich besäßen;“ (freilich nur Jene, die des laxern Zeitgeistes, die der Glücksumstände und der persönlichen Vortheile wegen, dem Protestantismus schmeicheln; die sich aber doch Katholiken nennen, weil sie gut bezahlte Ämter verwalten; die aber in ihrem Herzen gerade das Gegentheil sind, wie es ihre Schriften beweisen: so ein Rotteck zu Freiburg; so ein Alexander Müller in Weimar, aus dessen Schrift „Über die Nothwendigkeit der Reorganisation des Corpus Evangelicorum, (Leipzig, 1830) folgende Stelle als ein Meisterstück wahrer Verstandesbildung von unserm Mathematiker ausgehoben wird: „Ich, (Alexander Müller, Weimarischer Regierungsrath) schätze die Erkenntniß der Wahrheit für das höchste Gut, das nur je der Mensch hienieden erstreben kann! (dieß wird jeder rechtschaffene Mann, und jeder wahre Christ auch thun; nur wollen diese Lichtmänner diese angepriesene Wahrheit weniger in der Bibel und in den Aussprüchen der Kirche, als in ihren eigenen Ansichten finden). Auf dem Wege der evangelischen Freiheit gelangt man zu dieser Wahrheitserkenntniß, daß nämlich eine Kirchenversammlung nicht fähig ist, die Wahrheit zu erstreben, die ihren Genossen ihre Freiheit verkümmert! (dieser aufgeklärte Katholik spricht also die Sprache des Protestantismus, daher wird er für einen Lichtmann gehalten, der die Konzilien für Verkümmerungsanstalten ausschreit, welche die Wahrheit nie erstreben lassen: hinweg also mit allen Kirchenbeschlüssen, von der ersten Synode des Apostels Petri an, bis herab auf die protestantischen selbst! ein Jeder glaube, was er will und entscheide nach eigenem Dünkel, er bleibt dennoch ein Christ!) Wer Wahrheit sucht — sagt Müller weiter — darf an keine Unfehlbarkeit glauben; denn die Unfehlbarkeit stellt das Überlieferte (alle Tradition)

höher, als die allen Menschen von Gott verliehene produktive Intelligenz! (Ist diese produktive Intelligenz allen Menschen in gleichem Grade verliehen worden? Schon die Erfahrung zeigt das Gegentheil, wenn es auch der Apostel Paulus nicht schon deutlich in den verschiedenen Gaben erörtert hätte, die ein Mensch vor dem andern vom Geiste Gottes empfangen hat; sonst müßten ja alle Menschen Theologen, Soldaten oder Handwerker seyn; es müßten Alle lehren, und nicht lernen; Alle befehlen, und keiner gehorchen! Eine solche produktive Intelligenz hat in der frühern und heutigen Welt schon genug Mißgeburten eines ungeregelten, frechen oder absurden Verstandes ausgeheckt, daß es besser für die Menschheit gewesen wäre, wenn sie weniger producirt hätte!) Ich schätze mich glücklich — spricht Alexander Müller weiter — einzusehen, daß das ächte Christenthum, d. h. die Liebe zu Gott und den Menschen, auch ohne die völlige Übereinstimmung in den Glaubenslehren bestehen kann. (Diese hohe Einsicht theilt jeder katholische Knabe mit dem Herrn Regierungsrath, der seinen Katechismus gut einstudirt hat, worin christliche Liebe, als die Haupttugend gelehrt wird, die duldsam und verträglich ist, ohne darum gleichgültig zu seyn, ob der Eine das, der Andere Jenes glaube; weil nach dem Apostel nur ein Gott, ein Glaube, eine Taufe, also Einheit, und kein Mischmasch von Lehren in der christlichen Kirche statt finden sollte!) Endlich schließt Müller sein Bekenntniß also: „Ich trage auch kein Bedenken, laut zu bekennen, daß ich Keinen als Gesandten Gottes anerkenne, als bis er sich gehörig legitimirt hat!“ Wie bescheiden und kategorisch zugleich dieser Lichtmann sich ausdrückt! Es fragt sich also, ob Jesus und seine Apostel sich bei ihm gehörig als Gesandte Gottes ausgewiesen haben? und wie sie sich bei ihm, ihrer Lehren und Thaten wegen, gehörig legitimiren konn-

ten? Es fragt sich ferner, ob die christliche Kirche mehr Konzilien und Synoden halten, und Beschlüsse ertheilen könne, ehe sie sich hierüber bei ihm Raths erholt hat? und ob man an die frühern Kirchenbeschlüsse mehr glauben dürfe, welche der Herr Müller für unfähig erklärte, daß man in religiösen Dingen je durch sie die Wahrheit erstreben könne? Dieß wäre demnach die Konfession eines Mannes, der für einen Katholiken gehalten wird, und doch den Gegnern des Katholicismus zu Liebe, protestantisch spricht! —

S. XX bis S. XXIV, macht der Blößenschreiber folgende Distinktion: „daß wenn er den Übergang eines Protestanten zur katholischen Religion dem Mangel an Verstandesbildung zuschreibe, er nicht von jener katholischen Partei rede, welche Partei sich den freien Gebrauch des Verstandes bedungen habe;“ (also eine reservatio mentalis!) „und eine solche Auszeichnung gehöre (wie billig) dem Alexander Müller an: sondern von der ächt römisch papistischen Partei sey es gemeint, bei welcher religiose Dummheit das höchste Gesetz sey!“ Man sieht wie fein, wie human und ächt christlich der mathematische Theolog hier distinguirt! Sich an die Bibel, als an das Wort Gottes halten; die Kirche als eine Säule und Grundveste der Wahrheit ehren, welchen Jesus seinen ewigen Beistand verheißen; sich den Kirchengeboten unterwerfen; den Pabst als das sichtbare Oberhaupt dieser Kirche anerkennen, heißt nach der aufgeklärten Sprache unserer Tage in religiöser und gesetzlicher Dummheit schmachten!! Wer aber im Katholicismus lebt und sich gut durchbringt, weil er den Mantel nach dem Winde trägt, und mit der einen Achsel zum Protestantismus hinneigt, der ist ein Erleuchteter, ein Geistesfreier! Solche zweideutige Wesen aber, solche Amphibien, die weder kalt noch warm sind, erkennt die

katholische Kirche nie als ihre wahren Kinder an; es sind Bastarden, die sie der Barmherzigkeit Gottes überläßt, was diese aus ihnen noch zu machen gedenkt! — Auf derselben Seite legt der Mathematiker sein eigenes Bekenntniß ab, „wie bei jeder Religionsänderung der Grund davon in den Skrupeln liege, die im Gewissen desjenigen entstehen, der zu einer andern Konfession übertrete; die Quelle solcher Skrupel rühren aber aus dem schlechten Religionsunterrichte her, den man in der ersten Jugend erhalten habe. So sey es ihm selbst ergangen, daß, weil er den wackren, freisinnigen Unterricht im Protestantismus nicht erhalten habe, er an die Bibel, wie an Gottes Wort, und an die augsburgische Konfession unbedingt geglaubt, ja noch später christlich asketische Bücher, wie die eines Arnds, eines Thomas von Kempen ꝛc. gelesen hätte; bis er endlich durch Bekanntschaften mit Weltleuten, mit Reisenden und andern einsichtsvollen Männern, die ihn über seinen Einfaltsglauben ausgelacht, zur Überzeugung gelangt wäre, was das Wesen des wahren Protestantismus sey, nämlich — nichts zu glauben, was das alte und neue Testament für göttlich, oder übernatürlich ausgiebt; und daß es bei Begründung der protestantischen Religion nicht auf Festsetzung einer unveränderlichen Dogmenlehre angesehen sey, sondern — auf die Anerkennung der evangelischen Freiheit, durch welche Jeder von den Dogmen annehmen könne, was er wolle, folglich morgen verwerfen dürfe, was er heute noch glauben mochte ꝛc.!» — —

S. XXIV bis XXVIII, kommen folgende merkwürdige Äußerungen über die augsburgische Konfession vor: „Man denke sich (sagt der Blößenschreiber) einen, zur altorthodoxen Dogmenlehre erzogenen Mann, der in der augsburgischen Konfession den Protestantismus, oder die ganze Ausbeute der Reformation gefunden zu haben glaubt;

man denke sich einen solchen armen Tropf, der selbst die Erziehung zu einer gelehrten Bildung *vel quasi* genossen haben kann; späterhin aber gewahr wird, daß jene Dogmenlehre keineswegs von allen protestantischen Religionslehrern als Lehrnorm angenommen werde; daß einige nicht nur in der Menge davon abweichen, sondern auch über die Art der Abweichung ewig im Streite liegen; daß sie Alle die Bibel als das unicum Theologiæ principium anerkennen, aber diese Bibel wieder mit verschiedenen Augen betrachten ꝛc.: was läßt sich nun von einem solchen Manne bei versäumter Schärfung der Denkkraft erwarten? Er wird sagen: die Protestanten, denen ich anzugehören glaubte, haben gar keinen bestimmten Glauben; Jeder macht sich einen nach Gutfinden; macht aus der Bibel, was ihm beliebt ꝛc.“ — Nun wahrlich, Herr Mathematiker! ein solcher Sprecher hätte vollkommen Recht; und wir denken, daß ihm die Schuld einer versäumten Schärfung der Denkkraft darum nicht beizumessen wäre, weil er noch an die Bibel glauben wollte; ein solch freier Geist, wie Sie, wollte er nicht werden; denn Sie fordern von den Christen keinen Bibelglauben, sondern einen heidnischen Vernunftglauben, der alles Göttliche oder Übernatürliche daraus wegraisonnirt, mag auch ein solcher Glaube unter der Firma des Christianismus, wie eine falsche Waare unter der guten, mitlaufen! — — „Solche Betrachtungen, meint nun unser Mathematiker, S. XXVI, seyen die Ursache gewesen, daß Männer aus gebildeten Ständen, wie Graf Stolberg, Freiherr von Haller und der Herzog von Köthen, zum Übertritt in die katholische Kirche verleitet worden, weil es ihnen am wahren Unterrichte über das eigentliche Wesen des Protestantismus gefehlt habe; (gerade umgekehrt! sie wurden Katholiken, weil sie nach langer Prüfung dieß eigentliche Wesen, dieß unbestimmte, widersprechende, unzusam-

menhängende, chamäleontische Glauben und Nichtglauben des Protestantismus mit Gottes Gnade durchschauten!) sie wußten nicht, jene Übergänger, daß im wahren Protestantismus keine bestimmte Dogmenlehre anzunehmen sey, sondern ein stetes Lichten, Läutern und Verwerfen die Glaubenssätze reinigen müsse; (eine Filtrirung, die endlich gar nichts in Fundo zurückläßt!) denn, wie könnte der Protestantismus zum Glauben an eine Dreieinigkeit — an die Erlösung durch das Blut Christi ꝛc. verpflichten? (und wird dieß nach den Evangelien nicht von allen Christen zum Glauben gefordert?) Der protestantische Theolog Gurlitt forderte von seinen Schülern (heißt es S. XXVII,) daß sie Mathematik studiren sollten, um nicht auf der Kanzel zu Lügnern zu werden; und wahrlich! (ruft hier emphatisch unser Mathematiker aus) „Ihr Schullehrer, Prediger, Professoren und Doctoren der Theologie, Ihr lügt, wenn Ihr die Dogmen der augsburgischen Konfession als die Lehre des Protestantismus ausgebt! Ihr seyd Verfälscher des Protestantismus, wenn Ihr einen solchen Glauben von ihm fordert! (was war denn erst Calvin, der einen Servet wegen des Leugnens der Dreieinigkeit dem Scheiterhaufen überlieferte?)“ Vollständige Geistesfreiheit — freien Gebrauch des Verstandes für jeden einzelnen Menschen — (daß er die Bibel als Schuster oder Schneider nach eigenen Leisten zuschneide, und nach eigener Elle abmesse) dieß nur will der ächte Protestantismus!“ — —

S. XXX bis XXXIII, wird gezeigt, „daß es auf die Fassung des richtigen Begriffs von Protestantismus ankomme, wenn es auf den Unterricht der Jugend abgesehen sey; frühzeitig müßten Knaben und Mädchen mit der Unverletzbarkeit der Geistesfreiheit bekannt werden, damit sie einsehen lernen, daß (Jesus und seine Jünger keine Mathematik studiert hatten, folglich unrichtige Köpfe

und Schwärmer gewesen; daß ferner) die papistisch-katholische Kirche in einer Menge von Satzungen und Glaubensvorschriften befangen sey, welche sie ihren Gliedern vorsagt; (nämlich Glaubenswahrheiten, die sie ihren Gliedern nach der Lehre Jesu und seiner Apostel vorträgt) damit die Jugend solche Irrthümer recht erkenne und beurtheile, und hieraus ersehe, welch ein wesentlicher Unterschied (ja wohl!) zwischen Protestantismus und Katholicismus sey; (in welchem ersteren Alles der Willkühr überlassen bleibt, was man als christliche Lehre annehmen wolle; und in welchem letzteren Alles bestimmt geboten wird, was geglaubt werden soll) auf solche Weise nur könne der Werth, der vor 300 Jahren errungenen evangelischen Freiheit recht eingesehen und das große Werk der Reformation (das blutige Schauspiel von so vielen drangsalvollen Jahren!) gehörig gewürdigt werden. Wo aber noch in unsern Tagen von den protestantischen Lehrern fortgefahren würde, die Jugend nach der anerkannten Unbrauchbarkeit der augsburgischen Konfession (sic?) zu unterrichten, da müßte auch den Katholiken die Proselytenmacherei (machen die Protestanten keine Proselyten?) nur immer mehr noch erleichtert werden, weil diese (Katholiken) wohl wüßten, (ganz gewiß!) in welchen Widersprüchen ihre Gegner befangen seyen, und daß ihnen in Bezug auf den Zutritt von Konvertiten die Zeitschrift: „Der Protestant“ (von Friedrich und Benzel-Sternau redigirt) so wenig, als eine andere Zeitschrift (wie die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung ꝛc.) schaden könne, so lange sie von den protestantischen Konsistorien selbst durch Beibehaltung des unprotestantischen Unterrichts unterstützt und gegen die Minderung des Proselytenzuganges nicht nur gesichert, sondern in der Hoffnung eines alljährlichen Wachsthums noch mehr bestärkt würden“!!! — Indem nun mit dieser wahrhaft prophetischen Mahnung unser mathe-

matischer Theolog die unphilosophische, die unprotestantische Lehrweise der augsburgischen Konfessionisten sattsam getadelt und aufmerksam gemacht hat, gegen das Umgreifen des Katholicismus auf ihrer Hut zu seyn, schließt er endlich seine Vorerinnerungen mit dem pathetischen Ausrufe: Dixi! — —

Wir können gleichfalls mit diesen Auszügen aus des Mathematikers Vorerinnerungen zu seinen theologischen Abhandlungen unsere Zeilen beschließen, da die Leser des „Katholiken" die Tendenz des Blößenschreibers zur Genüge erkannt haben werden, wie er beabsichte, daß auch die Protestanten von ihrem bisherigen alten Glauben an Christus und der Apostel Lehren abgehen, diesen Jesus mit seinen Jüngern und Nachfolgern zwar als wohlmeinende, sittliche Menschen ansehen, aber für nichts weiter halten sollten, als für selbst getäuschte Idealisten, denen die fixe Meinung eigen gewesen, daß sie von Gott als außerordentliche Gesandte berufen worden, eine neue Religion zu gründen, ob sie gleich in der Moral nichts Neues gelehrt hätten, was nicht schon von den Heiden gesagt worden wäre; daß auch in den Thaten Christi und seiner Apostel nichts Übernatürliches ersichtlich sey, und alles natürlich erklärt werden könne, wenn man mit dem Scharfsinne eines Dr. Paulus und des Mathematikers die Manipulationen Jesu genauer untersuche ꝛc. und das ist wahrlich schon übergenug! — Aber wir wollen hier noch auf eine Note, S. XXVIII, aufmerksam machen, wo aus dem neuesten Stücke der Oppositionsschrift, III. Bdes., 1. Heft, 1830, in der daselbst vom Professor Dr. Scheidler eingerückten Abhandlung „Über die augsburgische Konfession" eine Erklärung des Doktor Luther, als eine köstliche Reliquie, ausgehoben wird, wie folgt: „Scheidler sagt nämlich S. 51: Nachdem Luther alle die Junker, Fürsten und Bischöfe

für (salva venia) Narren erklärt, die mit ihren Gesetzen und Geboten die Leute zwingen wollen, so oder anders zu glauben, fährt er (Luther) also fort: Und liegt nicht einem Jeglichen seine eigene Gefahr daran, (die leider nicht Jeglicher bedenkt!) wie er glaubt, und muß für sich selbst zusehen, (er selbst, und die, deren heilige Pflicht die Seelsorge ist), daß er recht glaubt? denn so wenig ein Anderer für mich in die Hölle oder den Himmel fahren kann, so wenig kann er auch für mich glauben oder nicht glauben; (das nicht, aber zum Glauben können und sollen redliche und fromme Ermahnungen verhülflich, schlechte aber verderblich werden!) und so wenig er mir kann Himmel oder Hölle auf- oder zuschließen, (Christus gab aber die Schlüssel zu binden und zu lösen, nicht umsonst) so wenig kann er mich zum Glauben oder Unglauben treiben. (Treiben? Zwingen? nein, das kann und soll der Mensch sittlicherweise nicht!) Weil es denn einem Jeglichen auf seinem Gewissen liegt, (ja, dort muß es liegen) wie er glaubt oder nicht glaubt, und damit der weltlichen Obrigkeit kein Abbruch geschieht, (ihr der Gehorsam nicht verweigert werde, was dennoch geschehen!) so soll sie auch zufrieden seyn und ihres Dinges warten, (bis die Aufruhrsflamme das Haus ergreifen und alles Löschen vergeblich ist!) und lassen glauben, sonst oder so, wie man kann und will, und Niemand mit Gewalt dringen" — (nein! außer wo Gewalt die Gewalt herausruft!) Mit diesen Kernsprüchen lutherischer Weisheit sollte nun den Protestanten unserer Zeit bewiesen werden, daß schon in Luthers frühesten Grundsätzen das ungebundene Glauben oder Nichtglauben, folglich der wahre Protestantismus gesucht werden müsse — da doch vielmehr aus dieses Reformators angezogenen Worten nur hervorgehen will, daß das Zwingen und Drängen zum Glauben durch weltliche Macht,

für Fürsten und Unterthanen verderblich sey; nicht aber, daß das willkührliche Glauben an die Lehren des Evangeliums, oder gar das Herabwürdigen der Person Jesu, seiner Familie und seiner Apostel, oder das Läugnen und Verwerfen seiner gewirkten Wunder den Protestantismus ausmachen sollte! — —

In einer andern Note, S. XXX, wird noch folgender eifernde Ausspruch Scheidler's aus obgedachter Oppositionsschrift mit diesen Worten angezogen: „Sollte wirklich hier und da von Euch Obscuranten des protestantischen Deutschlands (also giebt es auch protestantische Finsterlinge?) das Jubelfest der augsburgischen Konfession dazu benützt werden, um durch Erneuerung des alten Symbolzwanges freie Schriftforschung zu hemmen, so bekennt wenigstens ehrlich, daß ihr vom Geiste eines Flötz und seiner Rotte getrieben handelt; aber unterfteht euch nicht, jenen Symbolzwang, dieses nunmehr verwitterte Grab, (so weit hat es die protestantische Bibelauslegung gebracht!!) in welchem die durch Reformation errungene Geistesfreiheit bis fast in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts versenkt liegen mußte, und welches Ihr mit ächt pharisäischem Sinne als die heilige Bundeslade verehrt wissen wollet — unterfteht euch wenigstens nicht mit dem Ansehen jener großen Heroen (Luther's, Melanchton's, Zwingli's und Kalvins ꝛc., wovon doch die ersteren Beiden jenes nun verurtheilte Symbol fabricirt hatten!!) übertünchen zu wollen, deren größter (der Mann Gottes, Luther, gegen welchen nun auch der Apostel Paulus als ein Zwerg erscheinen soll!) uns Allen die Warnung und Mahnung zurief: „O daß Gott wolle, daß meine und aller Lehrer Auslegungen untergingen ꝛc.!!“ O, möchten wir hinzufügen, wollte Gott, daß der Reformator diese Warnung und Mahnung sich selbst früher und lauter zuge-

rufen hätte, dann wäre er in seinem damaligen Unternehmen bescheidener und christlicher zu Werke gegangen und hätte das Kind nicht mit sammt dem Bade ausgeschüttet! ja, er hätte der deutschen Nation und bald darauf dem halben Europa eine große und blutige Spaltung erspart, deren Wunden noch nicht vernarbt sind, und nur zu oft wieder neu aufgerißt werden!! — Ob nun die Verfechter der augsburgischen Konfession dieser Scheidler'schen Apostrophe ein Gehör geben und Folge leisten werden, steht zu erwarten und ist schwer zu hoffen, weil es den heidnischen Philosophen, alter und neuer Zeiten, noch nie gelungen war, das Christenthum und dessen heilige Dogmen auszurotten. —

Wer übrigens Lust hat, nach allem dem, was wir aus den Vorerinnerungen oben angegebener theologischen Abhandlungen bereits ausgezogen haben, noch mehr zu wissen, oder den ganzen Text jener Denkschrift, gegen 18 Bogen, gr. 8° stark, zu lesen, der mag es thun; er wird im Ganzen das bereits Gesagte nur noch umständlicher ausgeführt finden — nämlich in den Evangelienzusammenstellungen nach Dr. Paulus, mit unbedeutenden Abweichungen; er wird in den Abhandlungen selbst nur Wiederholungen des entschiedensten Unglaubens, aber auch viele Widersprüche und paradoxe Behauptungen antreffen, wie in der Reminiscenz abgeschiedener Seelen, wo der Mathematiker trostlose Ansichten von dem wiederholt, was schon Grävell in seinem Werke „Der Mensch" von dem Nicht mehr erkennen in der andern Welt vorgebracht hat, von dem er auch wieder zuletzt etwas gläubiger abweicht ꝛc. Zum Schein vertheidigt er auch zuweilen die Konsequenz des katholischen Lehrsystems in kirchlichen Glaubenssachen; ja, in den Miszellen will er sogar einmal unpartheiisch seyn, und der Welt S. 263 sagen: „daß die erwiesene Schlechtigkeit

der Päpste (?!) nichts gegen die Wahrheit der durch sie begründeten Lehren der katholischen Religion beweise — (wahrlich, die stärkste Vertheidigung des Katholicismus aus der Feder eines solchen Feindes!) — weil es auch unmoralische protestantische Pfarrer gebe — (ja wohl!) — welche doch auf der Kanzel die herrlichsten Wahrheiten sprechen! ꝛc.“ Auch will er S. 264 Nr. 4, großmüthig genug glauben, oder doch vermuthen: „daß die Päbste in Festsetzung ihrer Religionslehren nicht fähig gewesen seyen, gefliffentlich falsche Lehren aufzustellen, die sie als solche erkannt hätten“ — (das hat wahrlich keiner von ihnen gethan, aber auch nicht einmal in einer ignorantia invincibili, wie der Autor hier meint) — „weil ja sonst in der so langen Reihe von Päbsten und Kardinälen (von denen die Geschichte nur einige als schlecht bezeichnet, da sie hingegen so viele schlechte weltliche Fürsten aufzählt) nur eine Reihe von lauter Teufeln bestanden hätte.“ (wovor uns Gott bewahre!!) — Der Mathematiker will übrigens auch nicht haben, daß man in der so lichtvollen Zeitschrift „Der Protestant,“ diejenigen mit den Qualen der Hölle bedrohe, welche zur katholischen Kirche übergingen; sondern er giebt den Wink, daß ja die protestantische Kirche alle ihre, etwa aus Eigennutz ausgetretenen Glieder, recht gerne als ausgemachte Schurken den Katholiken überlasse! (und zwar von Rechtswegen, wenn der Übertritt aus Eigennutz, d. h. zeitlichen Vortheils wegen geschehen wäre!) —

Sed nunc: was ist das Resultat von allen diesen neuen theologischen Abhandlungen anders, als daß man uns bereden will: wie die vier Evangelien an sich, einander widersprechende, oder mangelhafte, oder unzusammenhängende, unverständliche, auf unrichtige Voraussetzungen gegründete, fast mehr erträumte, ideale Thatsachen

erzählen, unerfüllbare Forderungen an die Menschheit machen, worüber sie mit sich selbst nicht einig gewesen; daß daher die Theologen oder Schrifterklärer seit Anbeginn, besonders die sogenannten heiligen Kirchenväter, blos supernaturalistische Schwärmer gewesen, welche Glaubensbekenntnisse fabricirt und aufgestellt hätten, die aller gesunden Vernunft widersprechen, ja dem freien menschlichen Geiste schmähliche und unerträgliche Fessel aufbürden — welche man nun abwerfen und zerbrechen, ja alle Symbolik und Dogmenlehre als veraltetes, unbrauchbares Zeug hinwegschaffen müsse ꝛc.!! Sonach mögen die Regierungen nach dem Winken dieser neuen philosophischen Aufklärer alle theologischen Lehrstühle aller Konfessionen als unnütze, Zeit- und Geist verderbende, den Staats- und Familiensäckel plündernde Anstalten aufheben — kurz, das erwünschte, vernünftigerseyn sollende Heidenthum, nach dem Beispiel des großen und erlauchten Apostaten Julian wieder zurückrufen und einführen. ꝛc. Videant autem principes, ne quid Respublica christiana detrimenti capiat! *) Wir haben hier die Neuerer des Christenthums nur mit ihren eigenen Worten gezeichnet — *quod satis est!* —

Warnung vor dem Arianismus und Sozinianismus der gegenwärtigen Zeit und besonders des Herrn geheimen Kirchenraths und Professors Dr. Paulus von P. W. Ludwig, Dekan und Pfarrer in Wolfenweiler. Freiburg ꝛc. 1829.

---

*) Sie mögen auch in der Geschichte nachsuchen, ob irgend eine philosophische Sekte zur Moralisirung, Herzensbesserung, Geistesberuhigung der Menschheit mehr beigetragen, und unter den Völkern mehr Aufklärung und wahre Humanität verbreitet habe, als es die christliche Religion gethan?? — —

Den Vorstehern der Kirchen beider Konfessionen der christlichen Religion im Großherzogthum Baden dedizirt. IV und 307 S. 8°

Der protestantische Dekan Ludwig zu Wolfenweiler, hat, indem er vor dem Arianismus und Sozinianismus der gegenwärtigen Zeit und besonders des Herrn Professors Paulus zu Heidelberg so kräftig warnt, sich uns durch die vortreffliche Schrift als einen ehrwürdig und gläubig denkenden Mann zu erkennen gegeben, der es namentlich mit seinem Vaterlande von Herzen gut meint. Wäre der Verfasser dieser Schrift Katholik, er würde als eine rufende Stimme aus dem Reiche der Finstern wenig oder gar nicht von den Protestanten beachtet werden; denn schon gar oft ist dasselbe von Katholiken gesagt und wiederholt worden. Allein sie haben Ohren und hören nicht. Die Stimme aber eines Mitgenossen, und zwar eines der bessern, mag mehr Gehör finden, und das wäre gut. Der Hr. Verf. hat den Nagel auf den Kopf getroffen und sich über einen Gegenstand verbreitet, der von den Aufklärern stets mit der bedauerungswürdigsten Erbärmlichkeit behandelt wird. Er sagt gleich in der Vorrede (S. II): „Aber sie (die Lehre des Heils in Christus) muß jedem, der an ihrer Hand wandelt, und die Gebrechen seines Geistes fühlt, die Gnade Gottes in Jesu Christo verkünden; sie muß ihm sagen, daß dessen schmerzensvoller Tod ein Versöhnungsopfer für die Sünden aller Menschen ist, die zu ihm ihre Zuflucht nehmen und ihm ihr Leben widmen; sonst verlieren alle Lehren der Weisheit ihre Kraft, und der Mensch stirbt ohne Trost! Wer dieser vortrefflichen Religion Jesu Christi diesen Trost nimmt, wer dieses Wort von der Versöhnung verdreht und anders deutet, als es ist, wer den tröstlichen natürlichen Sinn, diese

unendliche Liebe Gottes, der sich selbst in Christo mit der Menschheit versöhnt hat, aus diesen Schriften herauswirft und herausmerzt, der raubt dieser erhabenen Religion ihre Krone, und setzt sie zur menschlichen Weisheit der alten Philosophen herunter, welche Niemand trösten kann, der ist ein Feind der Menschen, denn er raubt ihnen das schätzbarste Kleinod: die Ruhe und Zufriedenheit in Gott! ꝛc.»

Herr Dr. Paulus in Heidelberg, heißt es nun im Eingang weiter, hat das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristenthums herausgegeben, und giebt eine Zeitschrift heraus, die er den Denkgläubigen nennt. Er erklärt darin die Lehre von der Versöhnung für ungegründet, und vor dieser sozinianischen Meinung warnt der Verfasser dieser Schrift diejenigen, die sich dem Predigerstande widmen, in nachfolgenden Paragraphen, in welchen die Unrichtigkeit, die Verschrobenheit und Falschheit der Exegese des Dr. Paulus gezeigt wird, damit ein jeder vorher selbst prüfe, ehe er das glaubt, was ihm blos mit schönen Worten, aber ohne hinlänglichen Grund von demselben vorgetragen wird ꝛc.

Dr. Paulus sagt denn auch wirklich in der Vorrede zu seinem Leben Jesu: „daß die durchaus unbiblischen Worte und Begriffe (?) von zugerechneter Rechtschaffenheit, von stellvertretender Genugthuung, von Versöhnung Gottes durch blutige Abbüßung der Sündenstrafen für die, welche biblische Christen (nicht nur Hörer, sondern Thäter des Urchristenthums) seyn wollen, nie als die Hauptsachen der Bibellehre dargestellt werden können, weil die ersten und letzten Worte des Taufers, Jesu selbst, und aller seiner Lehrgesandten, überall keine andern seyen, als Sinnesänderung, Reich des göttlichen Willens, Verehrung Gottes durch den Geist und wahre Rechtschaffenheit, vollkommene Willensverwandtschaft mit der Gottheit als

Vater ꝛc. Dabei meint nun der Herr Paulus zu Heidelberg weiter, daß die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi nur dadurch entstanden wäre, „weil es menschengefälliger sey, den Sündern leicht annehmbare Tröstungen und Gewissensbeschwichtigungen entgegen zu bringen, als sie nach der Bibellehre auf ein fest entschlossenes Ablassen vom Sündigen durch Geistesrechtschaffenheit, als das unumgängliche Mittel zur Aussöhnung und zum Frieden mit Gott kräftig, unnachsichtlich und durch selbsteigenes Beispiel hinzureißen ꝛc.“

Hierauf antwortet nun der protestantische Dekan Ludwig (S. 6): „Aber wie ist es doch möglich, [illegible] Doktor, daß Sie so anzüglich schreiben und alle Bischöfe, „welche vom Anfang des Christenthums bis jetzt lebten, „und alle Lehrer und Prediger der Religion Jesu, welche „auf dem ganzen Erdenrunde sich befinden, so wie die „Apostel und Jesum Christum selbst zu solchen „niedrigen Betrügern herabwürdigen und beschimpfen wollen, als ob sie alle die Lehre von der „Versöhnung der Menschen durch den Tod Jesu nur aus „Menschengefälligkeit eingeführt hätten, weil dieß für die „Sünder eine leicht annehmbarere Lehre sey, ihr Gewissen „zu beschwichtigen, als auf ein fest entschlossenes Ablassen „von Sünden, und auf die Annehmung und Ausübung „der Tugend und Rechtschaffenheit zu dringen. Oder hat „etwa Jesus nicht selbst sein Leiden und Sterben am „Kreuze für ein Versöhnungsopfer für die Sünden der „Welt erklärt? Oder haben es nur die Apostel gethan? „Oder wurden etwa diese Beide, Jesus und seine Apostel, gleich von Anfang an aus Menschengefälligkeit mißverstanden, oder mit Fleiß anders gedeutet und erklärt, „als sie hätten erklärt werden sollen, blos um den Menschen das Sündigen oder das Freiwerden von der Sünde „und von ihren traurigen Folgen leicht zu machen? Es

„wäre doch sonderbar, wenn die ganze Christenheit mit „allen ihren Lehrern, von Anfang an, in solch einem großen „Irrthum gewesen wären, Jesu Tod für einen Versöhnungstod zu halten, und Sie, Herr Doktor, Ihnen jetzt „erst und sagten: Wie seyd ihr doch so Einfältiggläubige, „und gar keine Denkgläubige! Seyd doch einmal vernünftig, ihr Leute, und glaubt nun nicht, daß die Lehre „von der Rechtfertigung, von einem zugerechnet werdenden „Verdienst, von einer Versöhnung durch den Tod Jesus, „im Gericht etwas auf sich habe. Ein Denkgläubiger „glaubt so etwas nicht; ihr seyd also keine Denkende, „wenn ihr euch so etwas aufbinden lasset, denn das ist „nur eine Erfindung der Bischöfe und Pfaffen, aus „Menschengefälligkeit, um das Gewissen der Furchtsamen „zu beschwichtigen. Damit ziehen die Kapuziner auf den „Termin, damit sie desto mehr Butter und Eier erhalten. „Wir wissen die Sache besser, wir sind Denkgläubige, „wir gehen auf den tiefern Sinn; denn wir wissen, daß „die letzten Worte des Täufers, Jesu selbst, und aller „seiner Lehrgesandten keine andern waren, als: Gesinnungsänderung, Reich des göttlichen Willens ꝛc. Wer etwas „anderes glaubt, der ist kein Denkgläubiger, der prüft „nichts, der überlegt nichts, der verwundert sich nur, „der ahnet zwar etwas, aber er weiß noch nichts Gewisses! Man muß legere und relegere, lesen und wieder „lesen und zusammenlesen, und sammeln, bis man endlich „auf's Wahre kommt, und dann hat man Religion! Ja, „Herr Doktor! wir haben jetzt ihre sogenannte denkgläubige Meinung gehört, und haben sie gelesen und wiedergelesen, und finden nun, und haben gefunden, daß nach „dieser Erklärung Jesus nichts anderes ist, als „der Geistesverwandte der heiligen Gottheit, „und in so fern durch seine vollkommene Willensverwandtschaft der Sohn der Gottheit, welche eben deßwegen im

„Gegensatze der Vater genannt wird. Und dieser Jesus „ist auch ein Regent, nämlich der urchristliche Lehrre„gent, aber sonst nichts! Es ist doch merkwürdig und „wahrhaft traurig, daß Sie in Ihrem hohen Alter selbst „sagen, (Vorrede pag. VII) Sie hätten von Kindheit an, „immer eine wahrhaft andächtige Sehnsucht gehabt, das „Gläubige zu finden, und dem, wovon Sie sich gewissen„haft überzeugen konnten, getreu zu seyn; während Sie „sich doch jeder Veranlassung, das Gedachte oft und viel „wieder zu prüfen, gerne offen erhielten. Ja, ich sage, „es ist merkwürdig und traurig, daß Sie in Ihrem langen „Leben auf nichts Besseres gekommen sind, da Sie doch „ein Doktor der Theologie wurden, welcher, als akade„mischer Lehrer, den Satz hätte befolgen sollen, den Sie „im 1. Bd. 1. Heft Ihres Denkgläubigen, pag. 32, als „eine der wichtigsten Regeln der Wahrheitsforschung auf„stellten — „ehe du aus einem Satze neue Folgerungen „ziehen willst — prüfe rückwärts — ob der Satz selbst „überhaupt gegründet ist, und dann besonders, ob er „gerade in dem Sinne wahr ist, nach welchem du von „ihm auf neue Folgesätze auszugehen trachtest ꝛc.“

Nun hebt der Herr Verfasser die Stelle II. Cor. V. 20. ꝛc. aus, um sie zu prüfen und sich darauf zu erklären, was hierüber Dr. Paulus in seinem Denkgläubigen 1. Bd. 1. Heft pag. 48 vorgebracht hat. Diese Untersuchung muß im Buche selbst nachgelesen werden. Nachdem er mit seiner Untersuchung fertig geworden, sagt er (S. 248) „Da nun der Apostel Paulus so ernsthaft gegen die Phi„losophen eifert, welche die Gottheit Christi und die Versöhnung durch den Kreuzestod läugnen oder verdrehen, (Col. II. 8. 9.) ꝛc. so kann man der Wahrheit gemäß sagen: das allein ist die wahre christliche Kirche, in welcher diese Lehre anerkannt und gelehrt wird, und das ist die christliche

Kirche nicht mehr, sondern eine heidnische, in welcher man diese Lehre verläugnet und Christum nur zu einem bloßen Weisen des Morgenlands herunterſehen will. Solche Lehrer ſind nicht von Gott, welche derartige Lehren ausſtreuen und auf alle mögliche Art zu verbreiten ſuchen, denn dieß iſt der Geiſt des Widerchriſts ꝛc.“ Um einen Beweis von der, ſonſt ſo ſeltenen, Unbefangenheit des Herrn Verfaſſers zu geben, wollen wir hier noch anführen, was derſelbe noch weiter über die Stelle και τουτο εστι το του αντιχριστου etc. bemerkt. Es heißt (S. 249 ꝛc.): „In dieſen Worten iſt der Antichriſt oder der „Widerchriſt ſo deutlich, bezeichnet, daß man denſelben „unmöglich verkennen kann, deßwegen muß ich mich ſehr „wundern, daß bisher viele Lehrer der lutheriſchen und „reformirten Kirchen die falſche Meinung aufſtellten, als „ob in der römiſch-katholiſchen Kirche der Antichriſt auf„getreten und zu finden ſey; da doch in keiner Kirche die „Hauptlehre: daß Jeſus Chriſtus im Fleiſche erſchienen „ſey und die Menſchen erlöſ't habe, ſtärker behauptet und „darüber gehalten wird, als eben in der römiſch-katho„liſchen. Dieſe falſche Meinung, welche dem obigen „Ausſpruche des Johannes geradezu widerſpricht, und „welche ſchon von Luther ſelbſt ausging, der, nachdem „er einmal exkommunicirt worden war, nachher in ſei„nem Eifer zu weit ging, und alle ſeine Gegner — nach „dem damaligen Zeitgeiſte — mit ſo harten Reden und „Schimpfworten behandelte, daß ihm dieſes bisher von „jedermann (wohl nicht von jedermann, doch von den „Vernünftigen) getadelt worden iſt, dieſe fatale Mei„nung, als ob der Geiſt des Antichriſts nirgendswo zu „finden und zu ſuchen wäre, als allein in der römiſch„katholiſchen Kirche, war leider auch bis jetzt ein Haupt„ſtein des Anſtoßes zwiſchen den verſchiedenen Konfeſ„ſionsverwandten, und brachte in den Gemüthern ſolch

„eine Erbitterung hervor, daß sie überall, wo sie einander antrafen, auch sich von einander trennten, einander beschimpften, und oft einander bis auf den Tod mißhandelten, so daß der schwerste Krieg daraus hervorging, welcher über 30 Jahre eine feurige Ruthe für ganz Deutschland war. Man thut also (S. 252) großes Unrecht, wenn man den Antichrist in der römisch-katholischen Kirche sucht, da man ihn vielmehr in der vereinten, evangelisch-protestantischen Kirche suchen sollte, in welcher schon längst solche Lehrer aufgetreten sind, und nicht nur geduldet, sondern noch mit hohen Ehrentiteln und Ehrenämtern bekleidet werden, welche öffentlich die wichtigste Lehre der christlichen Religion verwerfen, daß Gott sich geoffenbart habe im Fleische, und daß Jesus Christus durch seinen Opfertod der Versöhner aller Menschen geworden sey. Diese Herren sind Bauleute, sind Lehrer, welche das Symbolum apostolicum für abgeschmackt erklären und deßwegen lächerlich machen; welche ihre eigene deistische und zuletzt atheistische Lehrgebäude aufführen und vor der Welt damit prangen wollen, um dadurch eine eigene Zelebrität zu erlangen; welche Jesum, der so ernsthaft sie warnt, gleichsam ins Angesicht verhöhnen, als ob sie nichts zu fürchten hätten ꝛc. Das ist der Geist des Widerchrists, gegen welchen Johannes zu Felde zieht, und dessen Charakter er uns so deutlich bekannt macht, damit wir ihn nicht suchen, wo er nicht ist, sondern da, wo er so deutlich sich zeigt, in den Schulen dieser Afterphilosophen, welche aus eingewurzeltem Stolze und unsinnigem Eigendünkel sich über Christus erheben, und deßwegen ihm seine Ehre rauben, und rauben wollen, um solche für sich in Beschlag zu nehmen, damit man sie erheben und öffentlich rühmen soll, als hätten sie die wahre Weisheit erfunden, und den wahren Weg gezeigt, auf welchem der Mensch das

Christus ist aber nach seinem System nur ein Weiser des Morgenlandes; denn Hauptsätze der Religion vom Glauben, von der Versöhnung, von der Gerechtigkeit durch den Glauben an Christus und mehrere andere werden als vernunftwidrig verworfen, dagegen aber die Weisheit des Menschen und seine eigene Tugend an ihre Stelle gesetzt. Zur nämlichen Zeit stund Basedow auf und schrieb vorzüglich sein Urchristenthum, in welchem er beinahe die nämlichen Grundsätze aufstellte, welche jetzt der Herr Professor Paulus zu Heidelberg in einem neuern und schönern Gewande wieder an das Licht bringt. Barth, Basedow, Steinbarth und Teller, welche in den 1770r Jahren am meisten Aufsehen machten, waren gleichsam die Lehrer des Herrn Dr. Paulus, welcher damals in den blühendsten Jahren seines Lebens sich befand, und mit einer glühenden Phantasie alle neuern, Licht zu bringen scheinenden Philosophen, über die Glaubenslehren der geoffenbarten Religion auffaßte und verfolgte. Mit rastlosem Eifer und penetrirendem Geiste hatte er unter dem berühmten Schnurrer die morgenländischen Sprachen durchgearbeitet; allein ein Cotta und Sartorius oder Hegelmeier, welche in Tübingen in andern Fächern seine Lehrer waren, sind freilich für seinen, alles Neuere schnell auffassenden Geist (oft zum Auslachen) nicht belehrend genug gewesen, ihn an die Dogmata eines Beier oder Quendstett anzubinden, und Storr war als Professor extraordinarius erst im Aufkeimen. Da nun zur nämlichen Zeit die Berliner Bibliothek anfing, alle neuere Meinungen für Lichtfunken der Gottheit, und die Vertheidiger der ältern Theorien für Finsterlinge zu erklären; so machte dieß auf sein Gemüth einen sehr starken Eindruck, und die allzuvielen aristotelischen Distinktionen, welche von den ältern Theologen nach und nach in ihre dogmatische Lehrbücher eingeführt wurden, konnten für seinen, zu

einer höhern Philosophie sich hinneigenden Geist keinen Wohlgeschmack und keine Haltbarkeit mehr haben, da ohnedieß zur nämlichen Zeit ein Semler sich mehr auf die Seite der Neologen neigte und die gelehrten Männer Spalding, Zollikofer, Wendeborn, Bleſſig, Morus, Knapp, Eichhorn, Roſſelt, Jerusalem und andere, selbſt Griesbach, Michaelis, Döderlein und Storr ꝛc. ſich alle Mühe gaben, den alten Sauerteig der mancherlei Diſtinktionen aus der Dogmatik auszufegen, und die poſitiven Lehren der wahren Religion nach den Urkunden des neuen Teſtaments in einem ſchönern und lieblichern Gewande, theils in Lehrbüchern und theils in Predigten, weit anſprechender vorzutragen, als es vorher geſchehen war. Wie konnte ein Paulus, der in den 1780r Jahren die Lehrkanzel beſtieg, in einem Jahrhunderte, welches er ſelbſt das Streitjahrhundert der Theologen nennt, gleichgültig bleiben und ſtille ſitzen, da ſein feuriger (und unruhiger) Geiſt unwiderſtehlich ihn zwang, auch auf einer Seite der Kämpfenden ſich zu zeigen und den Fehdehandſchuh hinzuwerfen? Schade, daß ſein Geiſt von dem ſchön ſpielenden Raquettenfeuer der damaligen Neologen ſich blenden ließ (und noch blenden läßt), auf ihre Seite zu treten und den falſchen Grundſatz in das Herz zu faſſen: daß der Menſch nichts glauben könne, und nichts glauben dürfe, als was er mit ſeiner Vernunft erforſchen und ergründen könne. Was würde er nicht für die Wahrheit der entgegengeſetzten Partie geleiſtet haben, wenn er auf ihre Seite getreten wäre? Ja, was würde er jetzt noch leiſten, wenn er es thun wollte? Mögen auch die Schriften eines Reimarus, Helvetius, Sozinus, Bolingbrock, Berkley, ja der Kandide von Voltaire und Niemeiers deutſche Bibliothek den Skepticismus allzutief in ſein innerſtes Gemüth geworfen haben; mögen auch

die Philosophen Kant, Fichte und Schelling ꝛc. ihn verleitet haben, nach einer immer höhern Kritik Alles untersuchen und erforschen zu wollen, so hat ihn doch ein Zeitraum von kaum 50 Jahren belehren können, daß die Grundwahrheiten der christlichen Religion, wie sie unumwunden und unverdreht von den Aposteln vorgetragen wurden, jetzt noch feststehen und aller Angriffe gleichsam spotten, während jene alle einer nach dem andern in den Staub hinsanken und mit ihnen ihre auf menschliche Weisheit gebaute Systeme wieder verschwanden. Der Herr Dr. Paulus hat sich und seine Ansichten überlebt, er will aber dieß nicht anerkennen und nicht gelten lassen. In den 1780r Jahren entstund auch die Jenaer und etwas später die Leipziger Litteraturzeitung, so wie auch mehrere gelehrte Zeitschriften: von Flatt, Süßkind und Storr, von Amon, Hänlein und Paulus, von Eichhorn, Michaelis, von Henke und Andern, unter denen die neologisch gesinnten sich vorzüglich dadurch auszeichneten, daß sie alle nicht mit ihnen übereinstimmende oder ihre falsche Meinungen bekämpfende Schriften als fad, als unphilosophisch, als finster und unschmackhaft persiflirten, ihre eigenen Meinungen hingegen als Machtsprüche aufstellten, wonach alle Gelehrten sich richten mußten, wenn sie nicht auf eine unbarmherzige Art herunter gemacht werden wollten, wofür man hier viele Belege aus Nimeiers Bibliothek, aus der Jenaer und Leipziger Literaturzeitung und aus andern Journalen anführen könnte, und wovon auch viele Antikritiken den Beweis liefern, in welchen manche Verfasser vorzüglich guter Schriften sich genöthigt sahen, gegen die Verunglimpfungen unedler und niedriger, oft nach Privathaß handelnder Rezensenten sich zu vertheidigen, oder auch zum Voraus schon in den öffentlichen Ankündigungen ihrer Schriften sich gegen dieselben zu verwahren. Dieser barsche, verunglimpfende, absprechend

beleidigende Ton solcher Zeitschriften, der sich überall in beissenden Satyren oder auch in grobem Witze darstellte, fand nur allzuvielen Beifall bei dem großen Haufen der sogenannten Honoratioren, unter denen viele gelehrt scheinen wollten, sich in den damals entstandenen Lesezirkeln einfanden und nur solche beissend witzelnde Schriften und Rezensionen lasen, weil sie ihnen Stoff zu ihren Unterhaltungen gaben; die entgegengesetzten Schriften aber, wenn sie auch von den gelehrtesten Männern mit tiefer Gründlichkeit abgefaßt waren, wurden übergangen und verhöhnt, und eben deßwegen auch nur von wenigen angeschafft und gelesen ꝛc. Welch' einen schädlichen Einfluß hatte alles dieses auf junge Gelehrte und besonders auf neu angehende Theologen, welche größtentheils sich damit groß machen wollten, wenn sie mit neologischen Meinungen sich brüsten konnten. Daher rührt bei vielen der Unglauben und die höchst schädliche Unsittlichkeit, welche aus dem Unglauben hervorgeht. Die Meisten suchen einen Stolz darin, sich eben so wie ihre Lehrer über Jesus hinaus setzen zu wollen, und predigen eine sogenannte Vernunftreligion, die sie selbst nicht verstehen. Andere wollten Philosophen seyn und stritten über das Moralprinzip und streiten noch darüber, und doch können manche kaum einen richtigen Begriff von der Tugend angeben. Auf den verschiedenen Akademien hatte man von jeher auch verschiedene Lehrer verschiedener Meinungen, wovon die einen orthodox und die andern heterodox sind. Ja, man trifft oft auf derselben Akademie von beiden Theilen an. Je nachdem nun ein Jüngling an diesen oder jenen Lehrer angewiesen wird, bringt er auch diese oder jene Grund- und Lehrsätze nach Haus. Weil aber alles Neuere mehr anzieht, indem es reitzender erscheint und man gerne etwas Neues mit nach Haus bringt, um damit prahlen zu können, so laufen die meisten zu den Neologen (oder Helden des Unglaubens)

hin und holen dort eine sogenannte Vernunftreligion, welche die geoffenbarte Religion herunterſetzen und verdrängen ſoll.

„Dieſer ausgeartete Proteſtantismus (fährt Hr. Dekan „Ludwig S. 290 fort), welcher immer weiter gehen, immer „Alles noch beſſer wiſſen und noch beſſer machen will, als „das vorhergehende geweſen, macht von Tag zu Tag Alles „ſchlimmer. Nirgends findet man bei dieſem neuern, ausgearteten Proteſtantismus eine Einigkeit mehr in der Lehre, „denn die ſymboliſchen Bücher waren ſchon vorher nicht „geachtet, ehe man aus beiden proteſtantiſchen Konfeſſionen nur eine ſogenannte evangeliſch-proteſtantiſche Konfeſſion machte, und ſeitdem dieſe exiſtirt, haben ſie ihr „Anſehen vollends verloren und werden nur pro forma „beibehalten, damit man ſich gelegenheitlich auf den weſtphäliſchen Friedensſchluß beziehen und das Recht behaupten könne, eine im römiſchen Reich geduldete und geſchützte „Konfeſſion zu heißen. Bei der großen Verſchiedenheit der „Meinungen unter den Proteſtanten, von denen ein jeder „ſein eigenes Syſtem ſchreibt und ſchreiben will, erhält man „in dem Neuproteſtantismus eben ſo vielerlei Meinungen „unter den Kandidaten der Theologie, daß daraus am „Ende eben ſo viele neue Sekten hervorgehen, als wir „Kirchen- und Pfarrherrn erhalten und daß das Volk am „Ende nicht mehr weiß, was und wem es glauben ſoll, „weil bei der Sterblichkeit der Menſchen und bei dem verſchiedenen Ertrage der Dienſte der Wechſel mit den Pfarrherrn ſehr groß iſt, ſo daß Neologen auf Orthodoxen, „Nationaliſten, Naturaliſten und Supernaturaliſten auf „einander folgen. Der eine lehrt dieß, der andere etwas „anders. Der eine ſagt: Jeſus hat uns erlöſ't, der andere: „Wir brauchen keinen Erlöſer. Der eine lehrt: man muß „um Gottes willen die Tugend lieben, der andere: wir „müſſen ſie um unſer ſelbſt willen achten, und der dritte

„spricht: Nein, wir müssen die Tugend um ihrer eigenen „innern Vortrefflichkeit willen lieb gewinnen, und so ist „nach allen Artikeln nichts als Verschiedenheit und Uneinig„keit in der Lehre und im Leben, daß eben daraus schon „eine solche Gleichgültigkeit in den Herzen sehr vieler Men„schen gegen die Religion entstanden ist, daß sie dieselbe „nur wenig und manche gar nicht mehr achten, ja vielmehr „verlachen und verspotten, und diejenigen für Thoren und „Narren erklären, welche sich noch an die Lehren der christ„lichen Religion halten oder sich an Christus als an ihren „Heiland und Erlöser anschließen. Es liegt am Tage, „(S. 292) daß aus dieser großen Verwirrung nichts als „Unglauben, aus diesem nichts als Sittenlosigkeit, und „aus der Sittenlosigkeit nichts als unbeschreibliches Elend „aller Art hervorgehen kann. Und wer verursacht dieses, „wer führt es herbei? Niemand als ihr, die ihr die Auto„rität der heiligen Schrift untergrabet, alle göttliche Offen„barung verwerfet, die Jünglinge, die von allen Seiten „her als Schüler noch mit einem unverdorbenen Herzen zu „euch gesendet werden, mit einem verschraubten Kopfe, mit „einer exzentrischen Philosophie und mit einem sittenlosen „Unglauben zurücksendet, und dadurch eine solche ansteckende „Pest unter die Menschheit werfet, durch welche nur Un„glück aller Art sich unvermeidlich verbreiten muß, als ob „die mit Gift und Tod gefüllte Büchse der Pandora aufs „Neue unter sie ausgeschüttet worden wäre ꝛc. (S. 294) „Ich will nun nicht sagen, daß die Philosophen und Theo„logen, welche die höhere Kritik auf die Bücher der heiligen „Schrift ꝛc. anwenden, deßwegen auch direkte die Absicht „hätten, von dem Katheder herunter lauter Demagogen zu „bilden und eine oben erklärte Freiheit und Gleichheit zu „predigen oder zu verbreiten; es bleibt aber doch das un„widersprechlich wahr, daß aus ihren Lehren, selbst wider „ihren Willen, nichts anderes entstehen kann, und daß eben

„deßwegen alle Fürsten und Vorsteher der Kirchen und Lehr-
„anstalten mit Ernst dieses zu bedenken und zu verhindern
„haben, um solch ein Elend, wie es oben nach der Wahr-
„heit geschildert worden, von ihren Ländern und Unterge-
„benen abzuwenden und durch solide und christliche Lehren
„für die Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit der Men-
„schen zu sorgen ꝛc. (S. 297) Es ist unverantwortlich,
„wenn man seine individuellen Ansichten fort und fort als
„die allein wahren und untrüglichen andern aufdringen und
„sie dadurch von dem wahren Glauben, der sie bisher be-
„glückte, abwendig machen will! Ja es ist grausam, den
„Menschen blos deßwegen eine Lehre, z. B. die Lehre von
„der Versöhnung oder von der Menschwerdung Jesu Christi
„ꝛc. verdächtig zu machen und zu untergraben, weil man
„sie mit der Vernunft nicht vollständig begreifen kann, welche
„Lehre aber doch allein vermögend ist, ihnen Ruhe und
„Freudigkeit im Tode zu geben. Ich sage, es ist grausam,
„den Menschen diese Lehren zu rauben, ohne ihnen etwas
„Besseres dafür geben zu können. Solche Lehrer sind keine
„christlichen Lehrer mehr, und sie gehören also auch nicht
„auf eine christliche Akademie, und alle Regenten können
„verlangen und sind verpflichtet zu verlangen, daß
„die Jünglinge, welche zum Volksunterricht gebildet
„werden sollen, von den Lehrern der höhern und nie-
„dern Bildungsanstalten in einer — aus dem wahren
„und dem allgemein von der ganzen Christenheit aner-
„kannten, und nicht durch die neuere, sogenannte höhere
„Kritik gänzlich entstellten, alles vernichtenden Sinne der
„apostolischen Schriften — hervorgehenden Religion unter-
„richtet werden sollen, weil Christus und seine Apostel, die
„unter der Leitung eines höhern Geistes schrieben, uns keine
„Religion gaben, welche nur durch eine höhere Kritik be-
„greiflich gemacht oder erklärt werden könne, folglich nur
„für sehr wenige Menschen faßlich und verständlich wäre,

„sondern uns als der Erlöser der Welt und als der Be„glücker aller Menschen eine Religion gab und uns durch „seine Jünger eine Religion geben und verkündigen ließ, „welche von allen Menschen verstanden (geglaubt) und be„folgt werden kann ꝛc.“

Diese Auszüge nun mögen hinreichen, zu beweisen, daß diese Schrift des protestantischen Dekans Ludwig zu Wolfenweiler von ganz besonderem Interesse sey, und nicht nur im Großherzogthum Baden, für welches sie zuvörderst bestimmt ist, sondern auch allenthalben im Auslande recht sehr verbreitet, und fleißig gelesen zu werden verdiene.

Nigromontanus.

Schreiben an den Hrn. Verf. der Schrift: „Ueber das gegenwärtige Schicksal der Oekonomiepfarrer in Bayern ꝛc.“ Ingolstadt, 1830, bei A. Attenkover, Buchdrucker und Buchhändler.

Dieses Schreiben ist um so gediegener, je mehr der Mann durch gründliche Gelehrtheit und eigene Erfahrung sich im Stande befindet, den Gegenstand, von welchem die Rede ist, nach seinem wahren Standpunkte zu beurtheilen. Nach der bisherigen Erfahrung wird zwar dieses Schreiben den Geistlichen die gehoffte Hülfe nicht erwirken; es ist aber immer der Mühe werth, daß Alle, wenn sie auch keine Ökonomiepfarrer sind, es lesen; denn schon das Alte: Dulce est habere socios malorum ist tröstend; es wird auch jeder Geistliche, welcher dieses Schreiben lies't, einige Goldkörner finden, welche seinen wissenschaftlichen oder Erfahrungsschatz bereichern werden; denn der Verf. beweis't:

a) die Geistlichen sind ihrer Natur nach keine Staatssondern Kirchendiener, können aber in einigen Hinsichten als Staatsdiener erklärt und geehrt werden; was aber

ihre Rechte als Diener der Kirche nicht ändert oder mindert, sondern eher vermehrt.

b) Die Güter und Rechte der Pfarreien sind ihrer Natur nach keine Staatsgüter, sondern Kirchengüter.

c) Die Geistlichen, namentlich die Pfarrer, brauchen als Geistliche ein nicht unbedeutendes Einkommen.

d) Der Geistliche war nie steuerfrei, und kann es nie seyn, seiner Natur nach, und in dem von mir erklärten Sinne, (nämlich durch seine Almosen, seine Hospitalität, seine Hülfleistungen an Nothleidende, Bedrängte ꝛc.) Bei dem Pfarrer setzt man Überfluß voraus, daher sucht Jeder Hülfe und vergißt das Wiedergeben; daher das Zaudern, ihnen ihre Gebühren zu bezahlen, daher die Gewissenlosigkeit, sie zu betrügen, sie in Prozesse zu verwickeln, und selbst, wenn sie siegen, ihnen große Kosten verursacht zu haben, daher mancher Pfarrer bei dem vermeintlichen Überfluß in große Noth versetzt ist.

Das Schreiben widerlegt oder berichtiget nun meistens die in der Schrift über das Schicksal der Ökonomiepfarrer niedergelegten Behauptungen und Vorschläge, führt mitunter manche interessante Anekdote an, macht die trefflichsten Bemerkungen, zum Theile traurigsten Schilderungen von dem Zustande der (besonders Ökonomie-) Pfarrer, deckt die Ursachen auf, giebt die Hülfsmittel an u. s. w.

Da man in unsern Tagen den Haß gegen die Zehnten von den französischen Revolutionsmännern auch nach Deutschland verpflanzet und noch gesteigert hat, so macht es sich das Schreiben zum besondern Gegenstande, zu beweisen, daß, so wie Ökonomie für Pfarrer auf dem Lande, also auch der Naturalzehnt nothwendig sey. Als Mann von Erfahrung, weiß der Verfr. seinen Behauptungen auch Gewicht und Kraft zu geben. Selbst die Studienplane, als Quellen, die auf die Schicksale der Pfarrer früher oder später Einfluß haben, bleiben nicht unberücksichtigt; und wenn wir noch nicht wüßten, daß der Verfasser kein g-

meiner Gelehrter sey, so würden wir hier den vorzüglich Gelehrten kennen lernen.

S. 164 vernehmen wir ein Bekenntniß, welches den Verf. besonders ehret. Wir theilen es buchstäblich mit. „Nicht der Ehre, nicht des Namens wegen, (was soll der Name seyn! den anzugeben ich übrigens durchaus nicht scheue), nein! meines Standes, meiner Kirche, meines Vaterlandes wegen, habe ich nach Ihnen, ehrwürdiger Mann! veranlaßt durch Sie, und so mit Ihnen, jedoch hier und da nothwendig anderer Meinung, die wahre Lage der Geistlichkeit noch einmal dargestellt, die Wunden, an welchen sie leidet, noch einmal entbunden und nach meinem beßten Wissen die so nöthige Hülfe angedeutet, mich jedoch im Bezuge auf diese gerne bescheidend, daß auch ich nicht der Einzige sey, der Alles am beßten wisse und verstehe.“

Eine wehmüthige Apostrophe an die liebe Mutter Bojoaria und eine Hinweisung des Klerus auf Jesum Christum, das Muster der Dulder, beschließt dieses merkwürdige Schreiben, welchem noch ein Postscript folgt. Eine angehängte Tabelle weißt die vielen Artikel nach, deren ein angehender Ökonomiepfarrer bedarf. Der Anblick dieser Tabelle erregt schon Furcht vor den Ökonomiepfarreien, und doch ist Ökonomie dem Landpfarrer theils nothwendig, theils nützlich; daher unter zwei Übeln das geringste zu wählen ist. Wenn übrigens viele Leser den Werth vorliegenden Schreibens anerkennen, so werden sie auch herzlich wünschen, der ungenannte Verf. möchte ihnen nicht ungenannt bleiben.

Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange, von Dominikus Gollowitz. Dritte, von Georg Friedrich Wiedemann, Dierector des Clerikalseminars in München, wiederholt durchgesehene und verbesserte Auflage. Erster

Band. Landshut, bei Philipp Krüll, Universitätsbuchhändler, 1830. S. XIV, 304. Zweiter Band, S. XIV, 338, nebst drei Tabellen, deren erste ein Grundriß der alten Gotteshäuser liefert, die zweite zeigt, wie der status animarum jährlich zu verfertigen ist, und die dritte, ein Schema eines mehr erweiterten Stammbaums darstellt.

Diese Anleitung erschien bereits im Jahr 1803 das erstemal, und es schien, da der Hr. Verf. erst 48 Jahre alt, im Jahre 1809 mit Tod abgegangen war, daß das Werk mit ihm zu Grabe gehen würde; allein lange nach seinem ersten Erscheinen, wurde es — im Jahre 1826 — von neuem zum Leben erweckt durch den in der katholischen Literatur mit Auszeichnung bekannten Herrn Georg Friedrich Wiedemann. Wie fruchtbar diese Wiedererweckung gewesen sey, beweis't, daß wenige Jahre nachher schon wieder eine neue Auflage, wie sie nun vorliegt, erforderlich ward.

Da nun die Gollowitz'sche Anleitung zur Pastoraltheologie, schon als bekannt voraus gesetzt wird, so sparen wir die Mühe, davon eine weitläufige Anzeige zu machen. Daß die neue Auflage vor den frühern Vorzüge hat, versteht sich von selbst, besonders ist auch, was in neuern Zeiten über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, nicht unberührt gelassen worden. Das Werk bedarf auch einer neuen Empfehlung nicht, da es schon durch den vieljährigen Gebrauch und seine wiederholten Auflagen hinreichend empfohlen ist. Sind in demselben die Seelsorger der Diöcese Regensburg, und späterhin auch jene der Erzdiöcese München und Freisingen vorzüglich berücksichtiget, so leiden Seelsorger anderer Diöcesen dadurch keinen Nachtheil, indem des Besonderen nur Weniges, des Allgemeinen aber so viel ist, daß die Anleitung von Seelsorgern der ganzen katholischen Welt mit Nutzen gebraucht werden kann.

Festabende im priesterlichen Leben, gefeiert für Freunde der Seelsorge zur geistigen Erquickung in müden Stunden, von F. S. Häglsperger. Drittes und letztes Bändchen. Sulzbach 1830.

Mit diesem dritten Bändchen schließt Herr Pfarrer Häglsperger seine eben so geistreichen, als herzlich ansprechenden Abendbetrachtungen. Der Inhalt dieses letzten Bändchens zerfällt abermals in zwei Abtheilungen. In zwanzig Betrachtungen erscheinen in der ersten Abtheilung alle in dem kirchlichen Weinachtcyklus vorkommende Feste und kirchliche Andachtsübungen, in ihrer geschichtlichen wie liturgischen Deutung und Erhabenheit auf eine Weise geschildert, daß der Leser von heil. Ehrfurcht gegen den die Kirche im Kleinen wie im Großen belebenden Geist sich ergriffen fühlen muß. Dank dem Manne, der das Himmlische und Göttliche des kirchlichen Lebens so gründlich im Geiste und Herzen erfaßt, und durch seine ernst erhabenen Schilderungen die Liebe zu demselben bei den Brüdern im heil. Amte zu wecken sucht; zumalen zu einer Zeit, wo, wie Herr Häglsperger in seinem dem priesterlichen Leser zum Abschiede gegebenen Vorworte brüderlich mahnend und warnend sagt, der profanierende und alles heilige entehrende eiskalte Rationalismus auf einer Seite, und auf der andern die allgewaltige Sinnlichkeit wie brandende Fluthen über das kirchliche Leben hinwogen, und auch viele aus dem Klerus in den Strudel der Geist- und Herzlosigkeit darum zu versinken drohen, weil der mit den profanen Produkten des Weltgeistes allzusehr angefüllte Kopf schwindelnd, und das arme, wenn gleich wohlmeinende, aber sinnliche, und darum trügliche Herz durch priesterliche Geistesübungen zu wenig gestärkt wird —

Diese Festabende dienen jedem Pfarrer zum Beweis, wie glücklich der Mann auch im harten, weil so gefahrvollen, Seelsorgersberufe sich fühlen muß, wenn er vom

Geiste seines hohen Berufes durchglühet ist und nur diesem zu leben strebt. Wie beredt muß wohl der Mann auf dem heil. Rednerstuhle und wie belehrend im Kreise der lieben Jugend stehen, der in den schläfrigen Abendstunden so geistvoll sich selbst unterhalten kann? Wie fromm ertönen muß am erhabenen Altar, wie sanft und liebreich tröstend muß am Krankenbette der stehen, dem die Kirche die theure Braut, das Studierzimmer und der Hausaltar die Lieblingsplätzchen, dem Jesus über Alles ist, und der sich selbst über alle harte und bittere Vorkömmnisse im pfarrlichen Leben zu trösten weiß? — Ein solcher Pfarrer bedarf gewiß nicht des vielen Besuchmachens und Besuchtwerdens, um sich die Grillen zu vertreiben, auch wohl nicht des Kartenspieles, des Romanenlesens oder Theaterbesuches, um sich die langen Winterabende zu verkürzen, und wird nicht wegen allzuschnellen zu Bettegehens des erquickenden und stärkenden Schlafes entbehren müssen. — Wer des edlen Lebens und der lieben theuern Gesundheit wegen, zu solcher Art Abenderholungen seine Zuflucht genommen hat, dem rathet Ref. das Lesen von Häglspergers Festabende als ein probates Hülfsmittel an. Ohne Geld in der Tasche haben, oder über den Verlust desselben sich grämen zu müssen, läßt sich durch Häglspergers Praxis die Langeweile im stillen einsamen Pfarrhause an den freundlichen Sommertagen, wie die lästige Schlafsucht in den langen Winternächten sehr gut vertreiben. Wer auch als Pfarrer im ersten Jahre seines Pfarrlebens es nicht so weit bringen kann, wie Pfarrer Häglsperger es gebracht hat, dem würde, sollte er auch erst am Schluße seines Lebens solche Geistesarbeiten vollendet haben, hohe Achtung ins Grab, und ein reicher Lohn im bessern Leben folgen. — Die zweite Abtheilung des vorliegenden Bandes enthält 22 Betrachtungen, zwar kürzern aber dennoch ernsten Inhaltes, größtentheils über Gegenstände

aus dem Kreise des pfarrlichen Lebens; besonders spricht Herr Häglsperger in diesen Betrachtungen manches ernste Wort für Laien, Priester und schläfrige Seelenhüter. — Endlich folgt ein kurzer Versuch von geistlichen Gedichten, von denen Ref. wegen des herzlichen und ihn als Pfarrer besonders ansprechenden Inhaltes das Letzte hier beifügen will.

Die Pfarrerliebe.

1. Das stete Drängen, das mir die Brust durchbebt.
Und nimmer, nimmer, nimmer mir Ruh gewährt,
Kennst du es wohl — dieß stete Drängen?
Lieber, dieß ist wohl die Pfarrerliebe.

2. Das heiße Sehnen, sorgend, das Volk des Herrn
Zu weiden treu auf heiliger Gottestrift,
Kennst du es wohl — dieß heiße Sehnen?
Lieber! dieß ist wohl die Pfarrerliebe.

3. Das süße Eilen, das die verlornen Schaf'
Aus Gottes Heerde rastlos zu suchen treibt,
Kennst du es wohl — dieß süße Eilen?
Lieber! dieß ist wohl die Pfarrerliebe.

4. Das Flehn und Ringen stets in der Andachtglut
Für sie, die Theure, sie die geliebte Heerd' —
Kennst du es wohl — dieß Flehn und Ringen?
Lieber! dieß ist wohl die Pfarrerliebe.

5. Steht höher nichts als sorgende Pfarrerlieb',
Glüht heißer nichts als glühende Pfarrerlieb'!
Denn aller Liebe Lust und Schmerzen
Beut dir die heilige Pfarrerliebe.

6. Drum seh auch ich, o heilige Pfarrerlieb',
Drum seh auch ich, und forsch ich gleich allumher,
Der hohen Liebesideale
Höchstes und reinstes in dir nur schimmern!

Der Marianische Pilger in der Heimath, oder sieben heilige Tage zur Verehrung der seligsten Jungfrau ꝛc. Würzburg, in der Stahel'schen Buchhandlung 1830.

Der unbenannte Verf. dieses Marianischen Andachtsbüchleins legt in einer langen Vorrede den lobenswürdigen Zweck dieser seiner Arbeit dar. Ohne, wie es heute bei Vielen Mode geworden, im allgemeinen das Wallfahrten, als frommen Müßiggang anzusehen, sondern das Gute erkennend, welches Wallfahrten zu befördern im Stande sind, wenn die Wallfahrt selbst von einem guten Geiste geleitet, und

jene Männer, die als Beichtväter an Wallfahrtsorten zu wirken berufen sind, wahre Seelenärzte sind, glaubt der Verf., daß in unsrer Zeit durch Wallfahrten des Guten weniger als ehehin bewirkt werden kann, und zwar aus dem wichtigen Grund, weil bei den meisten dermalen noch bestehenden Wallfahrtsorten die Zahl der Beichtväter zu der Anzahl der Beichtkinder so unverhältnißmäßig klein erscheint, daß der ernste und gewissenhafte Beichtvater, aus Furcht, im Gedränge der ihn umlagernden gegen des Herrn Wort ««nolite projicere sanctum canibus»» anzustoßen, von solchen Beichtkonkursen sich zurückziehet und sie in Gottes Namen denen überläßt, die da meinen, daß nach der größern Anzahl der ertheilten Absolutionen, auch das Verdienst um Gottes Ehre und des Menschen Heil sich erhöhe.

Wenn es nicht zu läugnen ist, daß gewissenhafte Beichtväter an Wahlfahrtsorten für's religiöse und bürgerliche Leben viel Gutes wirken und befördern können, welches der eifrigste Seelsorger mit dem besten Willen aus mancherlei Ursachen nicht zu wirken im Stande ist; so ist es dagegen aber auch nicht zu läugnen, daß eine nicht sorgsame Pflege des Bußsakraments vielen Nachtheil im Geschäfte des Heils verursache. Sollten nicht um der Kirchen wie um des Staates willen, geistliche und weltliche Obern bei Besetzung von Wallfahrtspfarreien es wohl beherzigen, wie viel Gutes aber auch wie viel Schlimmes von einem einzigen Manne ausgehen kann? — Wer als Priester das Amt eines Beichtvaters in seiner ganzen Schwere und Wichtigkeit für sich und Andere kennt, dem muß es, wenn auch nicht aus Furcht vor größerer Arbeit, doch der größeren Verantwortung wegen, vor solchen Orten bangen; und gerade dadurch kann der Fall häufiger werden, daß, während niederer Eigennutz die Bewerbung minder Würdiger ermuntert, manche edlere Seele, weil unbelehrt und ungeweckt im Beichtstuhl, mit jener des Beichtvaters zu Grunde geht. Ref., der als Pfarrer in der Nähe eines vielbesuchten Wallfahrtsortes das Gute, wie das Unzulässige der Wallfahrtsandachten näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, sah meistens zwei sich ganz entgegengesetzte Klassen von Waller, die herzlich frommen nämlich, und die herzlich schlechten Christen. Erstere kommen fromm und treten gestärkt ihre Heimreise an; die andern, denen es gewöhnlich nur um einen kurzen Bescheid und um eine kleine Buße zu thun ist, kehren heim, wenn sie den Mann gefunden, den sie gesucht haben, mit der tröstlichen Be-

ruhigung, daß sie wohl keine so große Sünder seyn müssen, weil sie so leicht durchgekommen, oder auch gar mit dem Vorsatze, künftig über ihre Kleinigkeiten von Sünden nicht mehr so ängstlich zu werden, so lang der gute Beichtvater lebt, der ohne Unterschied die Sünder aufnimmt und — absolvirt. Daß auch manchmal große Sünder im tiefen Gefühle ihrer Reue diese Gnadenorte besuchen und als Gerechte sie verlassen, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Für jene aus der ersten Klasse, die durch Krankheiten verhindert, oder durch Berufsgeschäfte zurückgehalten werden von Wallfahrtsbesuchen, enthält vorliegendes Buch eine siebentägige Marianische Andacht zum täglichen Besuch der Pfarrkirche, bestehend in einer für jeden Tag erneuerten Meßandacht mit Gebeten zum Rosenkranz. Auf diese folgen Beicht- und Kommuniongebete; für die Nachmittagsandacht an den sieben Wallfahrtstagen in der Pfarrkirche sind die vierzehn Leidensstationen beigefügt. Ref. glaubt, daß, wer nach Anleitung dieses Buches die siebentägige Andacht in seiner Pfarrkirche verrichten wollte, sich leicht so erbaut und für's Gute neu ermuntert fühlen müßte, als es durch die andächtigste Wallfahrt geschehen könnte. Und was die gute Beicht und die andächtige Kommunion betrifft, glaubt er, daß die Pfarrkirche gewöhnlich der geeignetste Ort, wo, und der eigne Pfarrer der tüchtigste Mann ist, durch den das fromme Werk zu Stande gebracht werden kann.

---

1. Sittenspiegel für Bürger und Landleute. Herausgegeben von Victor Joseph Dewora, Kapitularkanonikus der Domkirche zu Trier. Koblenz 1829, im Verlage der neuen Gelehrtenbuchhandlung. S. 166.

2. Moralisches Exempelbuch für Bürger und Landleute. Von demf. Verf. in demf. Verlage 1830. S. 238.

Diese beiden Werke eignen sich zu Geschenken für das Landvolk, und können unter demselben sehr viel Gutes stiften. Der würdige Hr. Verf. besitzet die Kunst, auf eine für das gemeine Volk sehr passende Weise zu erzahlen, und die Auswahl der Beispiele und Gegenstände ist jedesmal recht gut getroffen. Zur Probe nur zwei Beispiele aus Nro. 2.

Der liebende Bruder.

Euklides ist wegen der Antwort berühmt, die er seinem aufgebrachten Bruder gab, als dieser mit Wuth sagte: „Ich will des Todes seyn, wenn ich mich nicht an dir räche!“ Euklides versetzte: „Und ich will des Todes seyn, wenn ich's nicht dahin bringe, daß du deine Erbitterung gegen mich fahren lassest und mich, wie früherhin, liebest.“

Der wahre Sohn.

Vor vielen hundert Jahren starb in einer großen Stadt ein Kaufmann, der ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man wußte zwar, daß er einen einzigen Sohn habe, der sich auf Reisen befand; allein Niemand in der Stadt kannte den Sohn von Angesicht. Nach einiger Zeit kamen drei Jünglinge in der Stadt an, und jeder behauptete, daß er der einzige Sohn und rechtmäßige Erbe sey. Der Richter ließ ein wohlgetroffenes Bildniß des Vaters bringen und sprach: „Wer von euch dreien das Zeichen, das ich hier auf der Brust des Bildes mache, mit einem Pfeile treffen kann, dessen soll die Erbschaft seyn.“ Der Erste schoß und traf sehr nahe, der Zweite noch näher, der Dritte aber fing, indem er zielte, zu zittern an, erblaßte, brach in Thränen aus, warf Pfeil und Bogen zur Erde und rief: „Nein, ich kann nicht schießen, ich will lieber die ganze Erbschaft verlieren!“ — Nun sprach der Richter zu ihm: „Edler Jüngling, du bist der wahre Sohn und der rechte Erbe; die andern Zwei, die so gut geschossen haben, sind es nicht, denn ein rechter Sohn kann das Herz seines Vaters auch nicht einmal im Bilde mit einem Pfeil durchbohren.

XI.

Über die Lostrennung der kathol. Kirche Deutschlands vom röm. Stuhle.

(Fortsetzung.)

(Sieh Augustheft.)

Die zweite Frage, die der Verfasser aufwirft, und auch beantwortet, ist nach der obigen Angabe: Haben die Päbste über Deutschland wirklich Segen verbreitet? — Es giebt eine zweifache Geschichte, eine objektive und subjektive: Die erstere ist die wirkliche, in der Welt vorgehende, oder das erscheinende Leben; die zweite, die ideale Wiederholung, die wissenschaftliche Konstruktion derselben, oder des genannten Lebens. Die letztere ist die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, oder die Geschichte als Wissenschaft. Sie hat aber nur in so fern Wahrheit und Werth, in wie fern sie das erscheinende Leben in seinen wichtigsten Momenten aufgreift und darstellt, ohne alle Entstellung, geschehe diese mit Wissen oder aus geistiger Untüchtigkeit. Soll aber das Leben dargestellt werden, so muß diese Darstellung sich nach dem Leben richten. Umgekehrt giebt es keine Geschichte. Das Leben, das erscheint, hat aber irgend einen Anfang, es hat seine Entwickelungsperiode, seine Blüthe und Reife. Nach diesem Prozesse des Lebens muß nun natürlich auch seine wissenschaftliche Darstellung, die Geschichte sich richten. Ohne dieß können wir uns wiederum keine Geschichte denken, die auch nur etwas der Rede werth wäre. Wenden wir dieß auf das Pabstthum an, so wird es so viel heißen, als: Wer eine Geschichte des Pabstthums schreibt, oder das Pabstthum überhaupt historisch würdigt, muß sich an die ersten Anfänge desselben,

an seine Entwickelung, Blüthe und Reife halten. Ohne dieß wird diese Geschichte nach den verschiedenartigsten und einseitigsten Ansichten entstellt und verzerrt. Und dieß letztere Verfahren finden wir bei unserm durchaus unhistorischen Verfasser, der es überhaupt nie hätte wagen sollen, über Geschichte auch nur Ein Wort zu sprechen. Die Nachweisung dieses Vorwurfs mag er selbst und Andere aus Folgendem ersehen.

Zuerst trennt der Verfasser Deutschland von der Kirche überhaupt, da doch der Pabst von jeher nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze katholische Kirche Pabst war. Deutschland ist somit aus dem Verbande der Kirche herausgerissen und als etwas Partielles hingestellt, was wider die Ordnung der Dinge, und ganz gegen die wahre Forschung und Darstellung ist. Wenn der Pabst heilsam für seine Kirche wirkte, für die ganze nämlich, sey es durch Rathschläge, durch Mahnung, Warnung, Drohung oder Handlung, so war die deutsche auch mit begriffen, und es ist dieses Land in diesen Fällen nicht von dem Gesammtleben zu trennen. Wenn der Pabst in Frankreich dem Könige sagte: du mußt deine dir angetraute rechtmäßige Gemahlin behalten und es ist dir nicht erlaubt, nach Verstoßung derselben, eine andere zu nehmen, so konnten es auch alle andere Regenten merken, daß der Pabst über die Heilighaltung der Ehe wache.

Dieß ist der erste unverzeihliche Fehler, den der Verfasser begeht, wir wissen nicht aus Ideenlosigkeit oder aus der böslichen Absicht, daß er so den „Segen" des Pabstes mit einmal um Vieles verkleinere. — Würden es alle Länder so machen, die noch am Pabste hangen, so müßte es natürlich keinen allgemeinen, es müßte nur noch einen deutschen, einen französischen ꝛc. Segen geben, was jedoch nur in des Verfassers Kopf kommen dürfte.

Der zweite Fehler ist, daß er die Pabstmacht in Deutschland wiederum nicht in ihrer organischen Entwickelung, sondern ganz in sich zerrissen, also ohne allen Zusammenhang betrachtet und darstellt. Er überspringt Jahrhunderte mit genialem Blick und leichtem Fuß, und hat, wie es scheint, um mit einem geistreichen Manne zu reden, die Siebenmeilenstiefel angethan, in welchen er flüchtig, wie ein Fackelroß, in wenig Sätzen vom Nordpol bis zum Südpol kommt. Es ist zu verwundern, wie das, was doch geschehen ist und aufgezeichnet steht im Buche der Geschichte, es ist zu verwundern, wie es sich in schiefen Köpfen so sehr verzerren und verschieben kann, daß man es nicht mehr kennt.

Die Betrachtung vom Unsegen des Pabstthums für Deutschland wird mit einem schalen Seitenblick auf Bonifacius, den Apostel dieses Landes, eröffnet, weil er sich dem Einflusse Roms zu unbedingt hingegeben habe. Dieser römische Einfluß war Ursache, daß er nicht in hohem Grade segensreich wirken konnte. „Von dem eigentlichen Christenthume gab Bonifacius unsern deutschen Vorfahren nur einen schwachen Schimmer; dafür aber desto mehr Pabstthum, schriftwidrige Lehre und Aberglauben. Sandte ihm doch Pabst Gregor III. neben dem Pallium und der erzbischöflichen Würde, auch eine Quantität — Reliquien. Dadurch erhielten die Deutschen statt christlicher Erleuchtung, römische Verfinsterung, statt einer Anleitung, im Sinne des Erlösers, zur Anbetung Gottes im Geist und Wahrheit, eine Anweisung zur Verehrung geweihter Knochen. (Nur ein unedler Geist drückt sich unedel aus). Wenn Bonifacius neben der Ausbreitung des pabistischen Christenthums auch viele Klöster errichtete, so wollen wir nicht in Abrede stellen, daß dadurch die Kultur des Bodens sehr befördert und wenigstens für die Folgezeit der Pflege der Wissenschaften gleichsam Freistätten dargeboten

wurden; dagegen trugen die Klöster vorzüglich dazu bei, die römische Hierarchie mit allem ihr anklebenden Verderben auf deutschem Boden fest zu pflanzen.“ Mit diesen Phrasen glaubt nun der Verfasser ganz richtig die Wirksamkeit des Apostels der Deutschen bezeichnet zu haben. Die Ursache, warum Bonifacius an den Pabst sich anschloß, blieb ihm unbekannt, weil er die damalige Zeit nach ihren Bedürfnissen und nach ihrem Drange nicht kennt. Wie doch sollte er sie kennen? — Vom Quellenstudium ist ja bei ihm keine Rede, nicht einmal die bessern Schriftsteller über jene Periode und neuerer Zeit scheint er zu kennen. Ist das, was Neander im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten S. 239 — 272 aus seinem Brief auszog (denn die Briefe selbst im Original zu lesen, können wir unserm Verfasser nicht zutrauen —) ist dieß denn ein falsches, das ist: pabistisches Christenthum? — Hätte sich der Verfasser nur aus guten deutschen Schriftstellern über jenes Zeitalter orientiren wollen, wahrlich, er wäre vor seinen würdelosen Ausfällen bewahrt geblieben. Denn er hätte dann leicht erkennen mögen, was Bonifacius und jeden umsichtigen und fürs Wohl der Kirche besorgten Mann getrieben hätte, an Rom sich anzuschließen. Das erste, was ihn bewog, war wohl das Bewußtseyn, daß es einen Pabst gebe; das andere, daß er nur im Einverständniß mit diesem die deutsche Kirche fest gründen könne. In der deutschen Kirche fehlte, wie wir aus der Geschichte wissen, in dieser Zeit gänzlich die kirchliche Ordnung, und das Heidenthum hatte sich durchaus noch nicht aus den Köpfen verloren; beides war in wunderbarem Gemisch bei einander. *) Um mit Kraft und Segen auftreten zu können,

*) Gregorii Papae II. capitulare datum Martiniano Episcopo cum in Bavariam ablegatis v. J. 716. siehe Mansi XII. p. 257. Sterzinger von dem Zustande der baierischen Kirche unter Theodo II. in d. Abhandl. d. churf. baier. Akademie Bd. X. München, S. 137 f.

mußte man ſich, auch ſchon politiſch, an eine Kirche anſchließen, die das größte Anſehen hatte; und daß dieß die römiſche geweſen ſey im Abendlande, bedarf keiner weitern Beweisführung. Die römiſche Kirche, wenn wir ſie jetzt auch nicht den Mittelpunkt der Einheit der Kirche nennen wollen, ſtand im Rufe der reinſten Orthodoxie in der ganzen chriſtlichen Welt. Schon um deßwillen hätte alſo Bonifacius ſich anſchließen müſſen; und dazu würde ihn dann das Bedürfniß ganz beſonders getrieben haben. Denn damals waren aus dem noch vorhandenen Heidenthume und dem Egoismus manches unerleuchteten Kopfes, Irrlehren hervorgetreten, die zum Theil dem Chriſtenthume, zum Theil der bürgerlichen Verfaſſung den Umſturz drohten. In Baiern traf Bonifacius einen Prieſter, Eremwulf, der die Gottheit Chriſti läugnete. *) Später verbreiteten der Franke Adalbert und der Schotte Clemens irrige Lehren über die Buße. Sie ſtellten Gott ſo milde dar, daß man darüber ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit vergaß. Statt ſtrenger Buße gaben ſie das ſanfte Wort: wandle im Frieden. *) — Manche von den vielen herumſtreifenden Miſſio-

*) Willibald im Leben des Bonifacius, c. 3. Act. Sanct. Mens. Jun. Tom. I.

*) Schannatii conc. german. 2. 266. Bonifacii Ep. ad Zachar. P. ed. Serar. Ep. 185. Würdtw. 67. Maximus tamen mihi labor fuit contra duos haereticos pessimos et publicanos et blasphemos contra Deum et contra catholicam fidem. Unus qui dicitur *Adelbert* natione generis Gallus est; alter qui dicitur Clemens genere Scotus est; specie erroris diversi, sed pondere peccatorum pares. Contra istos obsecro apostolicam auctoritatem vestram, quo meam mediocritatem defendere et adjuvare, et per scripta vestra populum Francorum et Gallorum corrigere studeatis, — ut per verbum vestrum isti duo haeretici mittantur in carcerem, — et nemo cum eis loquatur vel communionem habeat. — Propter istos enim persecutiones et inimicitias et maledictiones multorum populorum patior. — Dicunt enim de Adelberto, quod eis

Erzbischof gehabt. Die Bisthümer sind größtentheils in den Händen geldgieriger Layen, oder ehebrecherischer Geistlichen, die auf nichts als zeitlichen Gewinn sehen. Die Diaconen dieser Bischöfe haben den größten Theil von Jugend auf im Ehebruche gelebt, in Unwürdigkeit gewandelt, unterhalten noch jetzt vier bis fünf Beischläferinnen. Dem ungeachtet getrauen sie sich öffentlich das Evangelium zu lehren und werden zuletzt noch Bischöfe. Es giebt auch Bischöfe, die, obgleich sie vorgeben, daß sie keusch leben, doch dem Trunke, der Ungerechtigkeit und der Jagd ergeben sind, oder die bewaffnet mit ins Feld ziehen und mit eigener Hand sowohl das Blut der Christen, als der Heiden vergießen." *)

Wenn nun so Glaube und fromme Sitte darniederlag, an wen wohl hätte sich Bonifacius wenden sollen? doch wohl nur an den, der ihm mit Rath und That am meisten an die Hand gehen konnte, der das größte Ansehen für sich in der ganzen abendländischen Menschheit hatte. Und das war wohl doch nur der Pabst? — Wollte Bonifacius ein Dogma festhalten gegen ein ketzerisches, wo konnte er sich anders her eine Auctorität für rohe Kraft herholen, als aus Rom? — Schon diese Umstände hätten ihn also bewegen müssen, an dem Pabst zu halten. Er that es aber nicht so fast deßwegen, als weil er besser als der Verfasser die §§. verstand, was Kirche und Einheit ist. Daß aber Bonifacius nicht oben hin ein blinder Eiferer für den Pabst (den einzelnen, die individuelle Person des Pabstes) gewesen sey, wollen Neander a. a. O. S. 254. 255 und Giseler Kirchengesch. II. Bandes 1. Abthl. S. 22 23 beweisen.

Was den Eid endlich betrifft, den Bonifacius ablegte, so muß, wie aus Allem hervorgeht, unser Herr

*) Concil. Labb. Tom. IV. col. 14. 9. lit. D.

Verfasser ihn gar nicht gelesen haben, sonst könnte er nicht so sehr durch ihn erschreckt worden seyn. *) Dieser Eid hat durchaus nichts Schmähliches, nichts die Freiheit raubendes, er hält bloß an, die Einheit in der Kirche zu erhalten; und diese Anforderung konnte der Mittelpunkt der Einheit doch machen.

Der Verfasser zeigt durchgehends die Tendenz, das Pabstthum als ein Institut hinzustellen, das die Finsterniß liebt und nach Herzenslust verbreitet. Auf diese Weise kennt er nun freilich die Geschichte von ihrer umgekehrten Seite. Denn das Lob geben gerade ihre besten Kenner dem Pabstthume, daß der Pabst die Kultur erhalten und gepflegt habe. So der geniale Herder in der bekannten Stelle in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte, der sagt: „Ohne Hierarchie wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despotie, ein Schauplatz ewiger Zwietracht,

*) Siehe Othlon. I. 19. in Bonifac. ed. Seraril 118. ed. Würdtw. 2. er beschwört: omnem fidem et puritatem sanctæ fidei catholicæ exhibere; in unitate ejusdem fidei Deo opitulante persistere, in qua omnis Christianorum salus sine dubio esse comprobatur; nullo modo contra unitatem communis et universalis ecclesiæ quædam consentire; sed fidem et puritatem atque concursum tibi (Petro apostolo) et utilitatibus ecclesiæ tuæ, cui a Domino Deo potestas ligandi solvendique data est, et prædicto vicario tuo (Gregorio II.), atque successoribus ejus per omnia exhibere. Der letzte Artikel ist, er wolle keine Gemeinschaft mit denen haben, die gegen die alte Einrichtung der heiligen Väter sich benehmen, sondern diese Gemeinschaft, so viel möglich, verhindern, und wann es nicht geschehen könne, sie dem Pabste anzeigen. Der Verfasser läßt in seinem Buche S. 29 so lesen: Der Pabst hatte ihm zur Pflicht gemacht mit den Bischöfen, welche die römischen Kirchengesetze einst beobachteten, keine Gemeinschaft zu haben. Wahrscheinlich soll dieß auf den vorausgegangenen letzten Artikel sich beziehen; hat aber keinen Sinn. Zwar ist einst verbessert mit fest; was aber eben so wenig Sinn geben will; und muß wohl heißen: nicht.

oder gar eine mongolische Wüste geworden.“ Und Johann von Müller sagt: „Die Religion ist unstreitig durch den Pabst erhalten worden. Zuerst machten die Wunder aufmerksam; hierauf behauptete sich die Lehre durch eigene Kraft. Als das römische Menschengeschlecht, fast nicht anders als wie das vor der Sündfluth, verging, bedurften die Barbaren, welche seiner Gefühle unfähig waren, eines Vormundes, der aus dem gelehrten alten Lande, von unverletzlicher Würde, und als Priester zur Erhaltung des Glaubens interessirt wäre. Ohne ihn wären uns die Kenntnisse der Vorwelt eben so fremd, als die griechischen dem Türken, in dessen Residenz der griechische Patriarch freilich kein Pabst ist.“ *) Diese Ansicht ist bei den guten Historikern fast allgemein geworden, und wenn der Verfasser sie nicht gewinnen konnte, so beurkundet er dadurch nur seine und längst bekannte Schwäche in der Geschichte. Daß aber die obige Ansicht nicht blos ein Vorurtheil sey, wird man den Männern zutrauen dürfen, die sie ausgesprochen haben. Ein Beispiel des päbstlichen Einflusses auf die Wissenschaften, in seiner ganzen prunklosen Einfachheit und Wahrheit ist Folgendes aus der Darstellung des Privatdocenten, Dr. Friedrich Lorenz, in seinem Alcuin. „Das achte Jahrhundert nach Christi Geburt eröffnete sich unter Umständen, die für die Künste und Wissenschaften der westlichen Welt nicht ungünstiger sein konnten. Der siegreiche Einfall der Araber in Spanien, drängt die christliche Bildung in die Berge von Asturien und Biscaya zurück; in dem nördlichen Italien verscheuchte die beständige Fehde zwischen den Longobarden und Griechen die friedlichen Musen; und bei den durch die Schwäche der Merowinger in Rohheit und innern Zwiespalt versunkenen Franken fanden sie keine Aufnahme. Deutschland und der scandinavische Norden

*) Im Briefe an Gleim, Werke B. 16. S. 156 — 157.

aber war noch dem Heidenthum ergeben. Nur die Reiche der Angelsachsen boten ihnen einen Zufluchtsort dar: die Angelsachsen waren unmittelbar von Rom aus zum Christenthume bekehrt worden, und deßwegen mehr als irgend eine andere der abendländischen Kirchen, mit dem römischen Stuhle in Verbindung getreten. Als im Jahr 668 der Erzbischof von Canterbury, welcher persönlich die päbstliche Bestätigung suchte, in Rom starb, beschloß der Pabst Vitalianus die Stelle desselben durch eigene Wahl zu besetzen. Der von ihm ernannte Adrianus, ein Afrikaner, schlug aber die ihm angebotene Würde aus, und empfahl einen Mönch in Rom, Namens Theodorus, einen Eingeborenen von Tarsus in Cilizien, den er zugleich auf dessen Verlangen zu begleiten versprach. Theodorus nahm seine Ernennung an, ohne daß von angelsächsischer Seite ein Widerspruch gegen diese Anmaßung des Pabstes erfolgte, *) und reis'te darauf in einem Alter von 66 Jahren mit seinem Freunde Adrianus nach England ab. Beide, in der lateinischen und griechischen Literatur wohl bewandert und mit beiden Sprachen wohl vertraut, erregten unter den Angelsachsen einen großen Lerneifer, und zogen eine Menge von Schülern an, unter denen Manche solche Fortschritte machten, daß sie, wie Beda sagt, des Griechischen und Lateinischen so kundig waren, wie ihrer eigenen Muttersprache. **) Nach 21 Jahren seiner erzbischöflichen Verwaltung, starb Theodorus, sein Freund Adrianus aber überlebte ihn noch beinahe achtzehn Jahre. Ihre Schüler verbreiteten nach allen Gegenden Englands ihre Lehren, und errichteten in jedem Kloster eine Schule, sowohl zur Bildung der Geist-

*) Daß das Benehmen des Pabstes keine Anmaßung im eigentlichen Sinne, sondern eine von der Zeit geheißene und für diese wohlthätige Handlung war, ist aus der gegenwärtigen weitern Erzählung selbst zu nehmen.

**) Bedae hist. l. IV. c. 2.

lichen, als solcher aus dem weltlichen Stande, die ihre Neigung zu den Wissenschaften zog. Es fehlte nur an Büchern. Theodorus hatte einen Josephus und die Gesänge Homers und vielleicht noch manches Andere, was uns minder bekannt geworden ist, mitgebracht, allein doch immer zu wenig für die angeregte Wißbegierde. Daher unternahmen Manche Reisen nach Rom, um aus den dortigen Büchersammlungen die ihrige zu vermehren, und eine Bibliothek fieng an der Stolz und die Zierde der Klöster zu werden. So zeichnete sich Benedict, der Stifter der Abtei zu Weremouth aus, der mehrere Reisen nach Rom dazu benutzte, viele in seinem Vaterlande noch ganz unbekannte Bücher dahin zu verpflanzen. Aus seiner Schule ging einer der einflußreichsten Gelehrten des früheren Mittelalters hervor, Beda der Ehrwürdige, dessen Gelehrsamkeit und Schriften die verschiedensten Zweige des Wissens umfaßten, und gleich denen der frühern Kirchenväter geehrt wurden. Nicht weniger waren zu derselben Zeit Adelhelm und Winfred berühmt, jener durch seine Gelehrsamkeit in den Schul- und Klosterwissenschaften, dieser durch den unermüdlichen Eifer, mit welchem er den heidnischen Völkern Deutschlands das Christenthum predigte. Das Verdienst dieser Männer besteht weniger in neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, als vielmehr in Erhaltung und Weiterverbreitung dessen, was die frühere Zeit hervorgebracht hatte. Sie setzten der drohenden Barbarei einen Damm entgegen und pflegten in der Stille der Klöster unberührt von den Stürmen, welche die Welt erschütterten, die herrliche Blume der Geistesbildung, bis bessere Zeiten sie wiederum ans Licht hervorriefen, und jene Klöster unnütz machten, deren Zweck nun erfüllt war und die jetzt wieder zum Behufe der geistigen Ausbildung herzustellen, ein erfolgloser Rückschritt in die Vergangenheit ist. *) Unter den

*) Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß es um die katholische Wissen-

auf diese Weise gestifteten Schulen in den angelsächsischen Reichen, gewann die zu York den größten Ruf, seit Egbert Erzbischof von York und Vorsteher der Schule geworden war. Junge Leute aus den edelsten Geschlechtern wurden hier in den Regeln der Grammatik, in den Lehren der übrigen freien Künste und in den geistlichen Wissenschaften unterrichtet.“

Diese einfache Erzählung, in welcher der Einfluß des Pabstes auf die Wissenschaften, lebendig dargestellt ist, gilt für hunderte ihres Gleichen, die doch dasselbe nur wiederum veranschaulichen und beweisen, daß das Licht der Wissenschaften vom Pabste aus Rom, für den Westen angezündet worden sey. Das haben auch immer die besten Geschichtschreiber, die in diese Wissenschaft hinein nicht radbrechen, wie unser Verfasser, anerkannt. — Wie die Wissenschaften aus Rom nach England gekommen, ist schon erzählt. Von England kamen sie wiederum nach Frankreich und Deutschland. Alle Verbreiter des Lichts aber hielten sich stets an Rom, als den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens. So Alcuin. Von ihm sagt Lorenz a. a. O. „Nichts beweis't mehr, in welchem Grade er (Alcuin) die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregt, als daß ihn Aelbert (ein berühmter Lehrer zu York) auf einer Reise ins Ausland, um was er dort Neues von Studien und Büchern fände, in sein Vaterland zu verpflanzen, als Begleiter mitnahm. Alcuin mochte damals über sein zwanzigstes Lebensjahr hinaus seyn, und war also alt und gebildet genug, um von einer solchen Reise alle Vortheile zu ziehen, die sich dem Wißbegierigen darboten. Sie reis'ten durch Frankreich nach Italien und

---

schaft in Deutschland besser stünde, als es steht, wenn in jedem Staate einige dazu besonders organisirte Mannsklöster sich befänden, deren Tendenz eigentlich nur Wissenschaft und wissenschaftliche Erziehung wäre.

ihrem letzten Ziele — nach Rom. Welchen Eindruck die Wanderung durch das Reich der Franken auf den Jüngling gemacht habe, hat er eben so wenig erwähnt, als was er bei dem Anblicke der Stadt Rom empfunden, doch läßt sich denken, daß ihm die Unwissenheit und Rohheit der Franken, Rom in einem desto hellern Lichte erscheinen lassen mußte. Denn wenn überhaupt irgend ein Platz der westlichen Welt ein junges und wißbegieriges Gemüth ansprechen konnte, so war es Rom, die ehemalige Hauptstadt der gebildeten Erde und welches noch in Trümmern an die Größe hingeschwundener Jahrhunderte und an die Blüthe der Wissenschaften und Künste erinnerte. Auch damals noch war Rom mehr als ein anderer Ort im Westen Europas die Heimath der Wissenschaften, und legte schon jetzt den Grund zu einer neuen Weltherrschaft, welche fester, als die von den Germanen zerstörte, nicht auf Waffen, sondern auf geistige Überlegenheit gegründet werden sollte.» — Man wirft es dem Pabstthume oft vor, daß es „durch Vorurtheil und Aberglauben die Völker in unzerbrechliche Fesseln geschlagen habe.» Andererseits aber gesteht man zu, daß das Verdienst der Gründung und Erhaltung von Schulen fast ausschliessend der Geistlichkeit gebühre. *) Wie aus dem Obigen zu ersehen war, durften auch Laien diese Schulen besuchen. Wir finden aber immer, daß nur die Geistlichkeit sich durch Wissenschaften auszeichnete. Die Geistlichkeit stand aber zu dieser Zeit in Europa sämmtlich unter dem Pabste, und wie wir sahen, sandte er selbst aus Rom geistreiche und gelehrte Männer aller Orte hin. Wie kann man nun sagen, er habe Finsterniß und Aberglauben befördert, da er doch stets und überall das Gegentheil that. Oder ist denn in jenen von ihm begünstigten Schulen Finsterniß und Aberglauben

*) Vgl. Raumers Geschichte der Hohenstaufen, B. 6. von den Schulen.

gelehrt worden? — Dieß wäre gegen die eigene Voraussetzung derer, die davon viel zu reden wissen und ganz gegen die geschichtliche Wahrheit. Wir finden im Gegentheil, daß Kunst und Wissenschaft von keiner Macht so begünstigt und verbreitet worden ist, als eben von der päbstlichen, und daß dieß auch ganz in der Natur der Sache gegründet war. Der Pabst konnte seine Herrschaft nur auf den Geist gründen, und seine höchste und edelste Herrschaft war auch wirklich immer nur die des Geistes. Wollte er mit einemmal den Geist in seiner weitern Entwickelung niederdrücken, so war es um seine Existenz geschehen. Gerade jene, die im schönsten und reinsten Sinne Päbste waren, die den Geist herrschend machten, um des Geistes willen, ein Gregor VII., Alexander III., Innocenz III. und noch viele andere; die also, welche die Welt im Geist um des Geistes willen, nicht um der Welt willen beherrschten, gerade diese waren Freunde des Lichtes, selbst Gelehrte, und Verbreiter der Gelehrsamkeit. Als man im Verlaufe der Zeit und an gewissen Orten die Schulen dadurch beschränken wollte, daß man dem Stifter einer solchen das Versprechen gab, es dürfe Niemand ohne seine Zustimmung innerhalb eines gewissen Bezirks eine zweite Schule anlegen [1] ꝛc., war es der Pabst, der diesem Schulzwangsrecht entgegenwirkte. [2] Eben so war es der Pabst, der es nur in ganz besondern Fällen zuließ, daß den Lehrern Schulgeld bezahlt wurde. [3] Er mischte sich überhaupt in Alles, was den Fortgang der Wissenschaften beförderte oder hemmen wollte. [4] Als in Preußen das Christenthum eingeführt wurde, verstand sich der

---

[1] Miraei op. dipl. II. Urk. 64. III. Urk. 128.

[2] Concil. XIII. 148.

[3] Concil. XIII. 166. 250.

[4] Concil. XIII. p. 152. Innocent III. op. I. 291. Memor. Reg. 1083.

päbstliche Legat dazu, mit vielen Schwierigkeiten den Donatus, ein Lehrbuch für die Landeseinwohner, zu übersetzen. [1] An den Erzbischof von Athen schrieb Innocenzius III.: diese Stadt sey die Mutter der Künste und die Heimath der Wissenschaften und die neue Blüthe solle den alten Ruhm nicht verdrängen oder vergessen lassen; ob es gleich erfreulich sey, daß die heilige Jungfrau an die Stelle der Pallas trete und der unbekannte Gott nun erkannt werde. [2] Auch in Beziehung auf Büchersammlungen, giengen die Päbste mit gutem Beispiele voran. Schon im zwölften Jahrhundert finden wir Kardinalbibliothekare des Lateran. [3]

Aus diesen preiswürdigen Bemühungen der Päbste für Künste und Wissenschaften ist es auch zu erklären, daß sie die Väter der Universitäten wurden. Von ihnen wurden sie bestätigt, von ihnen gehoben und in aller Weise begünstigt. Väterlich vermittelte er Streitigkeiten. [4] Um den Besuch dieser Anstalten zu befördern, erlaubte er, daß Stiftsherrn und andere Geistliche den Gehalt ihrer Pfründen an Universitäten verbrauchen durften, und folglich erklärte er diesen Grund der Abwesenheit von der geistlichen Pfründe für einen ehrenvollen. [5] Diese edeln Bemühungen für die Fortschritte der Geistesbildung ahmten nun auch die Kaiser nach. Die Päbste bestimmten die Zahl der Professoren, [6] ordneten Prüfungen der

---

[1] Alberic. 527. Dreger cod. Urk. 221.

[2] Innocent. III. ep. XI. 256. Vgl. sein Schreiben an die Universität Paris. VIII. 71.

[3] Sublac. chron. 952. Ammireto vescovi 20. Morign. chron. 370. Thomassin. I. 2. c. 106.

[4] Honorii III. Regest. Jahr IV. Urk. 46. und Jahr. I. Urk. 453. 454.

[5] Regest. Honorii. III. Jahr. V. Urk. 208. Innoc. ep. X. 185.

[6] Innocent III. Muratori. antiquit. Ital. III. 910.

Lehrer an, [1] schlichteten die diessfallsigen Streitigkeiten [2] und wachten über die Sittlichkeit der Professoren. [3] Gegen die Studirenden sollten nach ihrem Willen die Gesetze nicht sogleich in aller Strenge gehandhabt werden, man solle diese durch milde Warnung und Belehrung fürs Gute gewinnen. Sie wirkten den verderblichen Landsmannschaften entgegen [4] und suchten Streitigkeiten der Studenten unter sich und mit den Bürgern beizulegen. [5] Auch über die Lehrgegenstände hatten sie die höhere Aufsicht. Sie drangen insbesondere auf gründliches Studium der Theologie und Philosophie. So schrieb Innocenz IV. vor: Jeder künftige Geistliche müsse vollständig und gründlich erlernen die Theologie, welche den geraden Weg zum Himmel zeige; dann aber auch die Philosophie in ihren verschiedenen Theilen, welche zwar der Heiligkeit ermangelten, aber doch zur Erkenntniß führten und die Begierden unterdrückten. [6] Doch sollte die Philosophie nicht in dem Grade die Oberhand erhalten, daß sie in ihre Formeln die Theologie schlägt und den Meisten unzugänglich macht. Deßhalb schrieb Gregor IX. an die Lehrer der Theologie zu Paris: „Ziehet nicht aus Eitelkeit die Philosophie eurer Wissenschaft vor, welche der wahre Geist

---

[1] Honor. III. Ghirard. I. 128. Reg. Honor. III. Jahr. III. Urk. 510.

[2] Honor. III. Regest. Jahr. III. Urk. 113. Urban IV. Sünig eod. diplom Ital. II. 1961.

[3] Innocent. III. ep. XI. 274.

[4] Regest. Honorii III. Jahr. I. Urk. 453. 454.

[5] Cluniac. chron. mnscr. 22. Regest. Gregorii IX., Jahr. II. 324. III. 101. Vit. Pontif. 573. und 591. Alb. Stad. und Simon Montf. chron. ad an. 1229. Guil. Nang. ad 1230 Alexand. IV. ep. ad Reg. franc. 25. Ughelli Italia sacra, II. 122. Reg Honor. III. Jahr. III. Urk. 510. Tirab. lett. IV. 43.

[6] Matth. Paris. add. 124. zu 1254. Vgl. Rauners Hohenst. B. 6. über die Universitäten.

des Lebens ist und vor Irrthum bewahrt. Trachtet nicht darnach, Scheingelehrte, statt Gottesgelehrte zu seyn, und wendet euch nicht von den himmlischen zu den niedrigsten und dürftigsten Elementen der Welt und Natur, denen der Mensch nur in seiner Kindheit diente. Die, welche eure Schulweisheit über die natürlichen Dinge ergreifen, bieten ihren Zuhörern nur Blätter der Worte, nicht Früchte; ihr Geist, gleichsam nur mit Schale genährt, bleibt leer und unfähig, sich an größerer Fülle zu ergötzen. Irrig glauben jene Alles ergründet zu haben, während man um so durstiger wird, je mehr man aus jener Quelle trinkt, die keine Quelle der Gnade ist. Nicht die magern Kühe sollen die fetten verschlingen, nicht die Königin gezwungen werden, ihren Mägden zu dienen, nicht die schönste aller Frauen durch freche mit erlogenen Farben geschminckt, nicht die von ihrem Bräutigam herrlich geschmückte mit dem schlechten zusammengeflickten Gewande der Philosophen bekleidet werden.)

So pflegten die Päbste die Wissenschaften väterlich, stützten sie auf alle Weise, und suchten ihnen stets die rechte Richtung zu geben, indem sie das Abnorme der Scholastik verhinderten, so viel sie konnten. Daß sie selbst dann das Licht nicht zurückdrängten, wenn die wissenschaftliche Forschung damit umging, Dinge umzuwerfen, die ihr Regiment angingen, das beweis't wohl am meisten der Umstand daß die Balerini unter den Augen des Pabstes eine so scharfe Kritik der Decretalen schreiben durften, wie vor und nach ihnen keiner. — Die Vorwürfe des Verfassers also, daß der Pabst nur Aberglauben und Finsterniß verbreitet habe, und daß diese Verbreitung in seinem Interesse liege, zerfällt also, als der Geschichte gänzlich widersprechend, in sich selbst. Das wahre Pabstthum, das

) Regest. Gregor IX. Jahr II. 105 — 109. Rammer a. a. O.

man nicht nach wenigen schlechten Päbsten zu beurtheilen hat, hat nicht Ursache das Licht zu scheuen, es wünscht vielmehr Licht, damit es in seinem wahren Charakter erkannt werden möge; Finsterniß wäre vielmehr bei denen zu suchen, die es mißkennen und entstellen, unter welche Finsterlinge auch unser Paragraphenschreiber gehört, der glaubt, von Karl dem Großen sey alle Bildung ausgegangen und der Pabst habe dieser entgegengearbeitet. Möge er bei Johann von Müller und Friedrich von Raumer nachlesen, wenn er ihre Bücher kennt, und sich schämen, Lügen in die Welt hineingeschrien zu haben.

Nach diesen faden und Lügen redenden Phrasen kommt der Herr Verfasser auf die Nuntien und Legaten des päbstlichen Stuhls. Er kennt sie nicht anders denn als gewaltsame Störer der bischöflichen Rechte, anmaßende Herrscher in kirchlichen Angelegenheiten, ägyptische Frohnvögte, Spione der römischen Kurie, Gräuel der Bischöfe, ungebetene Gäste ꝛc., Ausdrücke, die zwar unedel, die wir aber an ihm schon gewohnt sind. Auch hier ist wiederum keine Darstellung, die einen Beweis von ruhiger männlicher Forschung abgeben könnte. Alles ist unter einander geworfen, auf Zeit und Raum keine Rücksicht genommen, von dem ersten Legaten bis zum letzten gesprungen, — überall nur Schatten, keine Spur von Licht. — Das Legatenwesen ist etwas, was aus der Zeit hervorging und daher auch nach der Zeit beurtheilt werden muß. Als der Pabst ungerechten Fürsten und heillosen Bischöfen gegenüber das göttliche und ewige Recht vertheidigte, und in der abendländischen Republik der allgemeine Schiedsrichter wurde, da mußte er an verschiedene Orte hin, wohin er nicht selbst kommen konnte, Gesandte abschicken; dazu ward er auch schon dadurch veranlaßt, daß von den verschiedenen Parteien aus, die an ihn sich wandten oder bei ihm angeklagt wurden, falsche Berichte einliefen.

Diese Legaten nun konnten allerdings ihre Pflicht verletzen und haben es allerdings gethan, aber daran war doch wohl der Pabst nicht Schuld. Hätte unser Verfasser nur den einzigen Nikolaus I. vor Augen gehabt und sein Verhältniß zu seinen Legaten in Konstantinopel und Frankreich, er hätte nicht so absprechend werden können. Waren es nicht selbst die Päbste, welche die Legaten am meisten im Zaume hielten? Auch konnte ja der Legat dann nichts mehr vornehmen, Gutes oder Böses, sobald man an den Pabst selbst sich wendete. Und die wichtigsten und bedeutungsvollsten Dinge behielten ja die Päbste sich selbst stets zur Entscheidung vor. Haben auch viele ihrer Pflicht und ihrem Gewissen zuwider gehandelt und dadurch Schaden angerichtet, so ist doch der löbliche Ursprung und die vielen Vortheile des Legatenwesens nicht zu verkennen. Raumer, ein Mann, der die Geschichte wirklich kennt, verschweigt nun zwar, was er auch nicht soll, die Mängel des Legatenwesens von einigen und mehrern Legaten nicht, aber er würdigt auch die andere und gute Seite, indem er sagt: „der Gebrauch, päbstliche Gesandte in mehrere Länder zu schicken, war schon in alter Zeit aus natürlichen und zureichenden Gründen entstanden; seit der Mitte des eilften Jahrhunderts ward aber ihre Zahl sehr erhöht, ihr Wirkungskreis sehr erweitert und mit den neuen Ansichten und Grundsätzen über die päbstliche Macht in Übereinstimmung gebracht. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie oft sehr heilsam einwirkten zum Begründen des Christenthums und der Kirchenzucht, zum Abstellen vieler und arger Mißbräuche, als Friedensstifter, als Aufseher über die Verwaltung des Kirchenguts und der Klosterschätze, als Vertheidiger der geistlichen Macht gegen weltliche Angriffe mancherlei Art. Hierbei wußten sie mit großer Gewandtheit Streitiges der Entscheidung des Pabstes zuzuweisen, Rechtssachen durch Berufung an ihn zu bringen, ihn überall als allei-

nige Quelle der Kirchengewalt darzustellen, und, wenn ihre Vollmacht, wie nicht selten, ganz unbedingt lautete, allen Widerspruch sogleich niederzuschlagen. Ihre nützliche Thätigkeit empfahl sich von selbst.“

Raumer führt mehrere Beispiele von Legaten an, die von andern habsüchtigen eine sehr rühmliche Ausnahme machten. *)

Von den Legaten hinweg, wendet sich nun unser Verfasser zur Beantwortung der Frage: was verdanken Deutschlands Fürsten dem Pabstthum? — Nach wenig Sätzen verweilt er mit Lust und Liebe, wie es sich von seiner Schwalbennatur erwarten läßt, bei Marozia und Theodora, Johann XII., mit dem Otto der Große in Berührung kam. Von da aus führt er die Geschichte weiter bis Gregor VII. Wir wollen es im Einzelnen nicht anführen, was er von dem Übermuthe oder Heuchelei, Klugheit, Kühnheit, Hartnäckigkeit, Unverschämtheit dieses so großen Mannes Alles zu sagen weiß, ohnehin, da er nur „zum Eckel das wiederholt, was schon Viele vor ihm gesagt haben.“ Denn davon kann bei unserm Verfasser keine Rede seyn, daß er diese merkwürdige Zeit selbst gründlich aus den Quellen studirt hätte, nimmt er doch nicht einmal auf die Männer Rücksicht, die dieses gethan haben, wie auf Johann Voigt, in seiner Schrift: „Hildebrand als Pabst Gregor VII. und sein Zeitalter,“ oder auf Johann von Müller, dessen kleine Schrift: „Die Reisen der Päbste,“ von den meisten und gerade den gelehrtesten Männern von jeher als ein Meisterstück der historischen Forschung anerkannt worden ist. **) Es kann von

*) A. a. O. von den Legaten.

**) C. W. Fr. Breyer, Hofrath und Prof. in München, sagte von ihr in seinem Grundriß der Universalgeschichte II. Thl. 2. Auflage S. 45: „Wenige Blätter, die aber mehr ächthistorischen Geist und richtige Ansichten der christlichen Kirchengeschichte enthalten, als manche bändereiche Kirchenhisterien.“ Was ferner L. v. Dresch im 2. Bande sei-

uns nicht gefordert werden, eine Geschichte der gregorischen Periode in dieser Zeitschrift zu geben. Das Resultat aber, das aus einer solchen historischen Darstellung hervorgehen würde, könnte kein anderes seyn, als die Bekräftigung der eigenen Worte Gregors: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt.“ Kirche und Staat lagen durch Heinrich IV. schwer darnieder. Gregor suchte die erste dadurch zu retten, daß er sie frei machte von dem Einflusse schlechter Fürsten. Das schönste Denkmal seines großartigen Strebens hat er in seinen Briefen niedergelegt. Ehe wir auf diese etwas näher eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf die Zeit werfen. Gregor selbst nennt sein Zeitalter ein eisernes. Zucht und Sitte war dahin, ohne Regel und Gesetz das Leben. Das Übel kam von Oben herab durch schlechte Bischöfe, die von schlechten Fürsten aus sündhaften Rücksichten gewählt und der betrogenen Heerde als Wölfe vorgesetzt wurden. Das Übel hatte schon frühe angefangen. Schon im Jahre 950 schreibt Otto, der Bischof von Vercelli, folgendes: „Irreligiöse Fürsten achten das Alles (die kirchliche Wahl und Ordination) für nichtig und lassen allein nur ihren eigenen Willen walten. Sie nehmen es übel auf, wenn ein Bischof auch mit noch so viel Verdienst von Andern gewählt

ner allg. Geschichte über Gregors Zeit bis Alexander III. v. S. 239 — 258 sagt, ist vielleicht nur eine Umschreibung der Reisen der Päbste, was Herr Dresch gewiß selbst gerne anerkennt. Vgl. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, I. Bd., 1. Buch, 1. Hauptstück. Pfisters Gesch. der Teutschen, 2. Bd., p. 196 — 276. Leo's Gesch. von Italien. I. Bd., S. 419 — 497. Heinr. Luden's allg. Gesch. der Völker und Staaten, II. Thl. S. 416 — Ende. Hullmann,s Geschichte des Ursprungs der Stände. II. Thl., S. 23 — 29. Steffen's: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. S. 234 ff. Heeren's Versuch über die Folgen der Kreuzzüge. Fr. Schlegel's Vorlesungen über die neuere Gesch. S. 184 ff. und C. A. Menzel's Gesch. der Deutschen, III. Bd., S. 759 — 860.

wird, oder wenn man einen von ihnen gewählten, so groß auch seine Schlechtigkeit seyn mag, verwirft. Die Laster derjenigen, welche sie selbst wählen, so viel und groß sie auch sind, werden nur für gering gehalten. Bei ihrer Prüfung sieht man nicht auf Liebe, Glaube und Hoffnung, sondern auf Reichthum, Verwandschaft und knechtische Unterwerfung. Wenn diese drei Stücke, oder auch nur zwei derselben bei einer oder der andern Person sich finden, so wird er schon unter die Himmelsbewohner gezählt; ja eines dieser Stücke reicht nach ihrer Meinung schon hin zur bischöflichen Würde. Welche Handlung kann schändlicher seyn, als die heilige Kirche, die unbefleckte Braut Christi, die Gebieterin Aller, die der Herr mit seinem theuern Blute erlöset hat, an unwürdige Priester für Geld zu verkaufen? — Einige aber sind so blind, daß sie sich nichts daraus machen, selbst Kinder zum Hirtenamte zu befördern, von denen doch gewiß ist, daß sie weder an Geist noch Leib dazu tauglich sind. Die noch nicht einmal im Stande sind, die Anfangsgründe in der Kenntniß der menschlichen Natur zu fassen, die befördert man ohne Scheu zum Lehramte, jene zu Seelenrichtern, die nicht einmal wissen, was die Seele ist, und jene, die das Volk ohne Unterlaß im Heiligen belehren sollen, die fangen erst unter der Ruthe der Lehrer an, in geringfügigen Dingen unterrichtet zu werden, und die, welche man am meisten ehren sollte, fürchten die Schulmeister. Nichts ist an ihnen zu loben, als ihre Keuschheit; wie aber kann der keusch heißen, der noch keine Reitze fühlt? — Man zwingt das Volk, einem Kinde das Zeugniß, die Beistimmung zu geben, dessen Untauglichkeit überall bekannt ist. Die Meisten lachen, die einen über die Ehre, die dem Kinde zu Theil wird, die andern über die augenscheinliche und offenbare Farce. Das Kind wird über einige Kapitel gefragt, die es hersagt, wenn es im Stande

war, sie in's Gedächtniß aufzunehmen; wenn nicht, so lies't es zitternd etwas ab, indem es nicht den Verlust der bischöflichen Würde, sondern die Ruthe des Lehrers fürchtet. Was es aus sich herausbringt, versteht es nicht, noch vermag das arme kleine Herz es zu erlernen, es will nur Worte machen. Um den Sinn wird es nicht gefragt, denn man forscht es nicht aus, damit man es prüfe, sondern auf daß die kanonische Ordnung beobachtet werde, und daß Lug und Trug um so stärker sey, wenn sie von der Wahrheit umschattet und von den meisten gut geheißen werden. Weil sie auf unheilige Weise gewählt werden, so werden sie auf eine nichtige und leere ordinirt, aber auch unbescheiden angeklagt, ungerecht unterdrückt, treulos verworfen und oft grausam gemordet.„ *) Das Übel, von dem man nach dieser Schilderung glauben sollte, es könne nicht mehr steigen, stieg wirklich noch weit höher, und drohte dem christlichen Leben seinen Untergang. Man vergleiche die obigen Schriften, und aus den Quellen Wilhelm von Tyrus, **) Georg von Reichersberg, ***) den Mönch Domnitzo im Leben der Mathildis, Peter Dammiani im Liber Gomorhianus, Glaber Rodulphus, Marianus Scotus in seiner Chronik zu dieser Zeit, Arnulph, Lambert von Aschaffenburg, Dodechinus ꝛc. ꝛc. in ihren Chroniken. Schauder ergreift die Seele, wenn sie die Schilderungen dieser und anderer Männer überdenkt. Da trat mit einmal der Retter auf, dessen Gedanken klar und geordnet Johann Voigt in seiner Schrift über ihn also verzeichnet: „Die Kirche Gottes muß frei seyn vom Einfluß irdischer Menschengewalt; der Altar ist nur für den, der unsträflich Petro nachfolget; das Herrscherschwert ist

*) Ottonis Vercellens. Episc. lib. de pressuris eccles. p. II. in D'Achery spicil. S. VIII. p. 68 — 89.

**) Hist. belli sacri lib. I. c. 8.

***) De statu eccles. sub Gregor. VII. c. 10.

unter diesem, ist nur von diesem, weil es eine menschliche Sache ist; der Altar, der Stuhl Petri ist nur unter Gott und nur von Gott. Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur diese sind, was sie sind. Darum sind in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinden heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften; darum streben sie nur nach Irdischem, weil sie an die Welt gebunden, des Irdischen bedürfen; darum ist unter denen, in welchen der Friede Gottes seyn soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid; darum ist durch sie die Kirche übel bestellt, weil sie in der Welt Weltliches üben, und dem Kaiser thun, was dem Kaiser gefällt, als Diener des Staats, und pflichtig dem Regenten, der Kirche entfremdet werden. Die Religion liegt in schwerem Kampfe; das Herz des Menschen ist kalt für das göttliche Wort; hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Erben der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Pabst. Der Pabst sitzt an Gottes Statt, denn er lenkt sein Reich auf Erden. Ohne den Pabst besteht kein Reich; es zerfällt, wird ein schwankendes, zerschellendes Schiff. Wie Sachen der Welt Sachen des Kaisers sind, so sind Sachen Gottes Sachen des Pabstes. Also muß dieser die Diener des Altars losreissen von den Banden weltlicher Macht. Ein Anderes ist der Staat, ein Anderes die Kirche. Wie der seligmachende Glaube ein Einziger ist, so ist auch die Kirche eine Einzige, so ist der Pabst deren Haupt, ein Einziger, so sind deren Glieder, die Diener, die Einen, die Einzigen. Ist nun die Kirche in sich, so muß sie auch seyn nur durch sich. Wie nichts Geistiges sichtbar und erschaulich ist ohne das Irdische,

wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung; so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durch's Irdische, im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Pabst, wie dieser durch Gott. Soll also die Kirche und die Welt wohl stehen, so muß Priesterthum und Königthum einig seyn, und nach dem Einen streben: nach Eintracht und dem Frieden der Welt. Weil der Pabst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß Alles vor seinen Richterstuhl gelangen: er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl, und giebt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Sie lehrt den Weg des Rechten, sie ist der Finger Gottes. Also der Pabst ist Statthalter Christi und über Allem. Darum ist sein Amt ein hohes, gewichtvolles, schweres Amt. Denn so steht geschrieben: Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn. Das sprach Christus zu Petrus, durch Petrus besteht die römische Kirche, also in ihr auch die Gewalt der Schlüssel. Auf Petrus ist die Gemeinde Christi gebaut. Die Gemeinde ist in Allen, die seinen Namen bekennen, die sich Christen nennen: demnach sind alle einzelnen Gemeinden Glieder der Gemeinde Petri, das ist, der römischen Kirche. So ist diese die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen

nd ihr unterthan, wie Töchter der Mutter, Aller Sor-
en nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht,
chtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller,
ebietet daher Allen und jedem einzelnen Glied in Allem;
arunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe,
Bischöfe, Äbte. Darum und Kraft der Gewalt der Schlüs-
el, kann sie diese ein- und absetzen: sie giebt ihnen die
Macht nicht für vergänglichen Ruhm, sondern für's Heil
Vieler. Sie müssen daher demüthig gehorchen. Gehen
ie auf sündlichem Pfade, so soll die heilige Mutter sie
mlenken, und zum Bessern wenden; thut sie solches nicht,
o sündigt diese durch sie. Wer aber auf sie, diese Mut-
er, baut, sie pflegt, ihr folgt, sie schützt, der hat durch
ie Schutz und Wohlthat. Welchen Widerstand auch der,
elcher an Christi Statt auf Erden sitzt, in seinem Werke
inden mag, er muß dawiderstreben, harren und dulden,
ie Christus geduldet. Die Welt ist jetzt im Argen, das
Zeitalter ein eisernes, die Kirche in aller Welt in schwe-
er Bedrängniß; ihre Diener leben sündlich, und müssen
ich bessern und bekehren. Vom Haupte der Kirche aus
muß die Besserung und Erneuerung gehen, dieses muß
llem Bösen Kampf und Vertilgung ankündigen, den
Frieden der Welt zu gründen; Allen, die um Recht und
Tugend bedrängt sind, beistehen, Verfolgung und Bedräng-
niß darf es von diesem heiligen Zwecke nicht abführen;
ielmehr wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie be-
rängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr
usgestoßen, von aller menschlichen Gemeinschaft zu ent-
ernen. — Also die Kirche muß frei seyn, und Alle in ihr
nbescholten und rein; das zu bewirken, ist des Pabstes
rstes Streben. Und sie wird es seyn.“ —

Es wird von uns weder übersehen noch geläugnet,
aß Gregors Ansicht von Staat und Kirche, wie sie in
ewissen Stellen ausgesprochen zu seyn scheint, die ganz

richtige und allgemein geltende nicht seyn könne. Auch die Obrigkeit ist unmittelbar von Gott, und daher ein selbstständiges göttliches Institut. Daß aber Gregor den Staat nicht ganz der Kirche untergeordnet, und durch diese Unterordnung vernichtet habe, geht aus andern hervor, nach welchen er zwischen beiden Vereinen, (die er also in ihrer Selbstständigkeit anerkennen mußte) nur Friede wünscht. Er hat Kirche und Staat gewissermaßen streng von einander getrennt, für die getrennten aber ein freundliches, friedevolles Verhältniß festgesetzt. Nur glaubt er, solle sich der Staat von der Kirche mit ihrem Geiste durchdringen lassen. Das Pabstthum, die Einheit und der Mittelpunkt der Kirche, ist ihm ein Heiligthum, unnahbar der Sünde, von dem Wahrheit, Weisheit und heiliges Leben unaufhörlich ausströmt. Niemand hat darum auch für das Pabstthum eine strengere Kritik aufgestellt, als Gregor; ein in sich Fauler und vom Verderben Ergriffener konnte nicht Pabst werden. Und daß es wirklich nie geschehe, daß ein Nichtswürdiger den heiligen Stuhl besteige, hatte er früher schon durch Nikolaus jenes bekannte Gesetz der Pabstwahl gegeben. Wenn man nun in Gregor wirklich nichts anderes erkennen kann, als rein hohe und große Ideen, und wenn er an diese Ideen sein Leben setzt, so sehen wir nicht ein, wie man ihn nicht begreifen kann. Freilich der Geist wird nur von seines Gleichen begriffen. Manche strenge Seite zeigte unläugbar Gregor; aber wer da mit ihm auf gleicher Stufe steht in weltbürgerlicher Wirkung, wer hätte es ihm nicht gleich gemacht? Will man alle und jede Strenge hart beurtheilen und verdammen, so muß man schon mit den Aposteln den Anfang machen. Wer von den Protestanten hätte nicht schon oftmals Luthers Härte entschuldigt? Und Gregor war kein Luther. „Keiner, sagt Voigt, wird ihn erheben, wo er sich nicht selbst erhoben, Keiner ihn ver-

ößern, wo er sich nicht selbst groß gemacht, Keiner ihn ihmen wollen, wo er seinen Ruhm nicht selbst gegründet t. Aber das muß jeder wollen, daß dem Recht wird, m Recht gebührt, daß über den kein Stab gebrochen ird, welcher kein Sünder ist, daß einem Manne, der r sein Zeitalter in einem so großen Sinne gehandelt hat, chtung und Verehrung gebührt. Wer sich ungerechter äßerungen schuldig macht, greife in seinen eigenen Busen».

Werfen wir einen Blick auf die schon genannten Rei- n der Päbste von Johann von Müller, dem größten nter den Historikern der neuen Zeit, so finden wir die- lben Resultate. Die Quintessenz des Buches ist: der abst rettete in verhängnißvollen Augenblicken für die Menschheit Rom, und in ihm alle Bildung, alle Freiheit, lle Kunst, alle Religion. Eine Universalmacht konnte er erhindern, aber nicht gründen. Gregor war standhaft ie ein Held, klug wie ein Senator, eifrig wie ein Pro- het, streng in seinen Sitten, denn er hatte nur Einen edanken. In Andern, die für's Große nichts wagen nd opfern wollten, erhob er den Geist durch Gesetze; ur Größe versuchte er in ihnen Zwang; und die Zeit be- urfte desselben. Der Koran war auf dem Erdkreise weit- in herrschend, das Evangelium wurde von rohen Bar- aren vertheidigt, von Fürsten ohne Kriegskunst, von ge- rennten Völkern, von Seelen, kalt wie ihr Norden. Die hristenheit bedurfte eines Bandes. Der Kaiser, der es ätte geben können, gab ein Joch. Die Christenheit sollte ine Seele haben, dieß war der Pabst. Ein alter Priester, enn Gott wollte es, ein alter, kranker, gefangener, flüch- iger, verfolgter Pabst ohne Eisen, ohne Geld, ohne Land, ewaltig nur durch Seelenkraft, wurde Herr der Herzen nd Entschlüsse aller abendländischen Völker: allen gab er ine Seele: alsdann sprach er zu den Königen: bis hie- er sollt ihr herrschen. Kühn gebrauchte Gregorius der

Zeit, stiftete aber die Hierarchie und Reichsfreiheit; er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band; viele tausend Menschen, die keine Macht hatten, als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen unversetzlichen Rang; und er erleichterte das Joch, das die alten Franken auf die deutschen Provinzen gelegt. (So hat ja doch wohl Gregor VII., und also der Pabst unserm Vaterlande Segen gebracht.) Es ist eine unwiderstehlich scheinende Macht, welche auf angestammter Waffengewalt beruht: er brach sie. Eine andere Waffe, beruhend auf des Geistes Kraft und Muth; die war seine Waffe, diese gab er den Prälaten, diese gab er den Großen. Zwei oder drei (unter die auch unser Verf. gehört) müssen Gregorium verdammen; die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Übermacht.

Aus den (durch den Pabst) befreiten guelphischen Städten (fährt Müller weiter, nachdem er kurz das Verhältniß Alexanders III. zu Friedrich I. auseinandergesetzt,) ergossen Künste und Wissenschaften ihren Reitz in das barbarische Leben der alten Europäer. Zuerst bei ihnen wurde Schönheit gefühlt, bei ihnen bildete sich die Gesellschaft in angenehmere Formen. Republikanische Staatskunst, große Maßregeln der auswärtigen Geschäfte hatten vor andern sie; sie haben ohne Menschenwürgen durch Schifffahrt und Fleiß alle Küsten und Welttheile verbunden. Die Fabriken sind von ihnen, vom Wechselhandel unterrichteten sie, die Reichsstädte sind nach ihrem Vorbilde. Alles waren sie diesem Alexander schuldig: ein Oberhaupt war unentbehrlich, aber ein bewaffnetes im Sieg fürchterlich und im Unglück verderblich: der päbstliche Hof hatte, wie Rom allezeit, standhafte Grundsätze; Stahl und Eisen hatte er nie, der Staat war klein und ungewiß, die Herrschaft aber unüberwindlich, so lange der Pabst Länderbeherrschung verschmähte, um die Gemüther

zu regieren. — Zepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verwesetet: was in den Geist gelegt ist, ist ewig.

Gregorius, Alexander, Innocentius IV., erhoben einen Damm wider einen Strom, der dem Erdboden drohete. Hier bauten ihm Vaterhände die Hierarchie, und neben ihr die Freiheit aller Staaten. Ohne diese konnte Rom durch die Rescripte eines einzigen fallen; ohne jene war nicht möglich, allen Völkern einerlei Gedanken einzugeben. Ohne den Pabst war die Kirche gleichwie ein Heer, dessen Feldherr erschlagen worden ist: Mainz, Trier, Cölln, die geistliche Bank, die Domkapitel würden es empfunden haben. Ohne die Hierarchie hatte Europa keine Gesellschaft, welche, (geschähe es auch wegen ihres Vortheils) über den allgemeinen Vortheil unaufhörlich wachen müßte.

Von nun an war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten: der Altar; es war eine Freistatt wider den Mißbrauch des priesterlichen Ansehens: der Thron; und in dem Gleichgewicht lag öffentliches Wohl.«

Und nun kommen wir zu jenem merkwürdigen Schlusse der Reisen der Päbste: „Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten, die Kirche hatte eine moralische Macht. Auf daß diese jener ein Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert: jene, weil Ordnung Stärke giebt, weil ohne den Pabst, ohne Erzbischöfe und Ordensgenerale die Kirche ein unbehülflicher Haufe gewesen wäre; diese, war nöthig; wer wollte ohne Immunität einem Fürsten sagen: du bist der Mann des Todes? Die Kirche weiß nichts von Waffen, sollte sie also auch nicht fühlen. Würde war nothwendig und Glanz war gut: aber Gold erweckte Neid; besser ist, in den Herzen derer herrschen, die das Gold haben.

Zufolge solch einem Plane haben die großen Päbste aller Zeiten sich selbst an die Spitze der Christenheit, und

neben sich in langer Ordnung die Klerisei gestellt; hierauf die Macht in Schranken gehalten, die Niedrigkeit emporgehoben, indessen sie Rom seiten, den Kirchenstaat fast nie besessen.

Sie lebten in finstern Zeiten, welche uns aber Alles gegeben, was wir nutzen, und anstatt blutiger Trümmer und morastiger Wälder viele kraftvolle Staatskörper auf uns hinunter gesandt haben. Vorher als der Imperator auch der erste Pontifex war, war die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen: aus keiner andern Ursache, als weil, bezaubert von den Tugenden des Diktators Cäsar, die Römer einem einzigen Menschen über Millionen, beides in göttlichen und menschlichen Dingen, unumschränkte Obergewalt gelassen, ohne zu bedenken, daß ein Tiberius kommen könne."

Und nun noch einige Worte aus seinem Fragment: Was ist der Pabst? — „Man sagt, er ist nur ein Bischof. Eben so wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. ein Graf zu Paris, der Held von Roßbach und von Leuthen einer von Zollern.

Man weiß, welcher Pabst Karl den Großen zum ersten Kaiser gekrönt: wer hat aber den ersten Pabst gemacht? —

Ein Bischof war der Pabst. Und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Kalifhe *) aller Königreiche und Fürstenthümer, aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt.

Bittend, etwa daß eine Anzahl Menschen ihre althergebrachten Güter behalten, bittend, etwa daß die Kirche von ihrem obersten Hirten (Vater und Kinder) nicht getrennt werde, versuchend, ob unter dem Gerassel der

*) Ibn Abulfeda, Fürst von Hamath, nennt ihn so.

Waffen unſers Jahrhunderts die Könige auch noch hören, oder nur Gott, weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, iſt er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten die das Volk ehren, der Beſitzer einer Macht, vor der in ſiebenzehnhundert Jahren von dem Hauſe Cäſars bis auf den Stamm Habsburg viele große Nationen und alle ihre Helden vorübergegangen: das iſt der Pabſt.« —

Wenn von uns bisher mehrere Zeugniſſe aus großen proteſtantiſchen Hiſtorikern angeführt worden ſind, ſo geſchah es deßwegen, daß wir uns nicht dem Verdachte der Parteilichkeit ausſetzen. Zum Überfluſſe verweiſen wir insbeſondere noch auf die gründliche Schrift des Herrn Johann Voigt über den Lombardenbund, in der die Reinheit und Unverfänglichkeit der päbſtlichen Politik nachgewieſen iſt.

So lange die Päbſte nach der unveränderlichen Idee des Pabſtthums nur das Göttliche im Auge hatten, ſo lange ſie im Geiſte die Welt überwanden, nicht vom Geiſte der Welt überwunden wurden, ſo lange ſie mit Einem Worte vom heiligen Geiſte der Hierarchie ſich leiten ließen, nicht durch uſurpirte Macht, nicht durch Liſt und Klugheit der Welt, ſondern durch chriſtliche Einfalt, evangeliſche Weisheit und Gerechtigkeit herrſchten und herrſchen wollten, waren ſie wahre Päbſte, blieben ſie groß und unbeſiegbar. Als ſie aber anfiengen, die zeitliche Luſt des Herrſchens zu ſchmecken, als ſie zur Welt hin ſich reiſſen ließen, um der Welt willen, da war ihre Herrlichkeit, ihre Größe zu Ende. Denn ſie waren abgefallen vom Geiſte der Hierarchie. Das wahre Pabſtthum ging in mehrere einzelne Päbſte, in ein falſches über. Damit aber war die Idee des wahren Pabſtthums nicht verloren. Die Kirche hat dieſe immer lebendig in ſich und ſucht ſie zu realiſiren.

Von solchen Päbsten nun, die an sich keine waren, ist allerdings manches geschehen, was nicht gelobt werden kann; — sich aber blos auf diese Schattenseite, nicht des Pabstthums, sondern des Lebens einzelner Afterpäbste zu werfen, ist, sobald man die Lichtseite gar nicht sehen will, nur Beweis einer finstern, borurirten, und wenn wir so sagen wollen, unheiligen Betrachtung der Geschichte. Und so finden wir unsern Verfasser allenthalben. Von Gregor VII. wollen wir gar nichts anführen. Was er über ihn weiß, ist eine fortgesetzte Schmähung, an die in unserer Zeit von den Besserunterrichteten Niemand glaubt. Paschals II. Charakter hat er nicht studirt, sonst würde sein Urtheil nothwendig anders ausgefallen seyn, eben so wenig die Umstände alle erwogen, die ihn zu dem Vergleiche trieben, den er später durch andere verwerfen ließ. Der Verfasser sey deßhalb nur hingewiesen auf Albert von Stade in Schilteri Script. p. 160. Die Invectiven gegen den Pabst, rücksichtlich der sich zugetheilten Kaiserkrönung, zerfallen in sich selbst, wenn man bedenkt, daß die deutschen Könige diese selbst nachsuchten, und der Pabst dadurch meistens einem Lande Frieden gab, das diesen, in grimmige Faktionen getheilt, lange nicht und nur nach fürchterlichem Blutvergießen erhalten hätte. War nicht gerade das Amt des Vermittlers und Friedenstifters das schönste des Pabstes? — Die Declamationen der übergangenen Parteien, (und alle konnten unmöglich befriedigt werden) thaten der wohlthätigen Sache so wenig Eintrag, als die unsers Verfassers.

Wenn später, durch die Politik des französischen Hofes geblendet, die Päbste nach Avignon zogen und Hofkapläne des Königs wurden, wer wird dieß loben? — Wer wird aber sagen, daß sie das, was sie dort vollbrachten, im Sinne des Pabstthums gethan haben? War nicht ihre dortige Stellung der Idee des Pabstthums ganz zuwider?

So haben wir denn unsern Verfasser wiederum nur auf unhistorischen Wegen getroffen, und eben deßhalb im Widerspruche mit den größten Historikern unserer Zeit. Der Mann mit reinem Streben nach Wahrheit, der Mann, der die Geschichte kennen will, darf seinen Blick nicht bei dem Einzelnen verweilen lassen, er darf nicht im Privatleben eines Mannes, der unserer Kirche ohnehin auch, wie ihm, bekannt ist, das Leben des Ganzen suchen. Das wird ja doch überall gelehrt, selbst der Gymnasiast, der die Geschichte noch nicht kennt, hat von seinem Lehrer schon gehört, wie er sie zu beurtheilen habe. Nur unser Verfasser weiß nichts von dieser Regel.

Jetzt kommt er S. 89 zur dritten Frage: Haben sich die Päbste als unfehlbar bewiesen? — Da dieß die katholische Kirche in Beziehung auf die Person des einzelnen Pabstes, der irren kann, nie gelehrt hat, vielmehr immer sich nur dahin ausgesprochen, daß der Pabst, getrennt von seiner Kirche, also nicht in Cathedra sich täuschen könne, wenn auch einzelne stolze Päbste das Gegentheil wollten, die Idee des Pabstthums aber in der lebendigen Kirche, nicht im Individuum des Pabstes zu suchen ist: so geben wir auf diese unwichtige und in unserer Zeit keine Bedeutung habende Frage des hochweisen Verfassers gar keine Antwort.

Eben so wenig antworten wir auf die vierte Frage: Haben sich die Päbste durch ein Streben im Geiste Jesu Christi durch Sittenreinheit und christliche Gesinnung ausgezeichnet?! Nur auf Einzelnes sieht unser Verfasser, nur dorthin wendet er seinen Blick, wo er am meisten Unrath zu entdecken hofft; und in der That, er muß einen vortrefflichen Geruch haben, da dieser ihn immer und sicher gerade dahin führt, wo der meiste sich findet. Auch in der Historie giebt es Schwalben; doch diese machen den Adlern die zur Sonne

sich wenden, keine Schande, sonst müßten Johann von Müller, von Raumer, Voigt, Schlegel und alle andere durch unsern Verfasser gebrandmarkt werden. Ein schlechter Historiker und Kanonist hebt so wenig die Idee der Geschichte und des kanonischen Rechts auf, als ein schlechter Pabst das Pabstthum. So ist es allenthalben. Was in der Zeitschrift fürs Erzbisthum Freiburg 1828 I. Heft, S. 209 ff. über die Geschichte des Pabstthums von Spittler, herausgegeben von Gurlitt und vervollständigt von Paulus, gesagt worden ist, gilt auch unserm Verfasser: „Etwas anderes sind Personen, und etwas anderes Institutionen, die letzteren bleiben ehrwürdig, wenn es auch die ersteren nicht wären. Wir zählen es unter die heilsamsten Institutionen, daß wir Gerichtshöfe und eine Rechtspflege haben, wenn auch manchmal ein Richter aus Unkunde oder Vergessenheit seiner Pflicht, Unrecht spräche. Die Völker blicken mit Ehrerbietung nach den Thronen auf, mögen gleichwohl mehr als einmal Personen dieselben entweiht haben; wie Tiberius, C. Caligula und Nero, und in andern Ländern andere ihres Gleichen. Wo von Institutionen die Rede ist, kommen nur solche Personen in Erwähnung, die zur Gründung, Erhaltung und Erweiterung und Vergrößerung derselben folgereich gewirkt, Epochen hervorgerufen, oder zu ihrer Abnahme oder zum Zerfalle derselben einen entscheidenden Antrieb gegeben haben. Diese Aufgabe wird in großen Übersichten über Zeiträume gefertigt, wobei die neutralen, die unthätigen, die unnützen und die verwahrlos'ten Einheiten, die ohne Einfluß geblieben, in Vergessenheit kommen.

„War es nun darauf abgesehen, durch Aufzählung der Ärgernisse untüchtiger Päbste die Institution der Verachtung auszustellen, so kann es nur solche irre machen, die zwischen den Einrichtungen selbst und zwischen jenen, die sie auf eine Zeit zur Verwaltung übernommen haben,

zwischen Amt und Amtsträger nicht zu unterscheiden wissen.»

Wer Alexanders VI. Schändlichkeiten, die man aus Schamgefühl nicht gerne übersetzt, in unserer deutschen Sprache lesen will, schlage bei unserm Verfasser S. 145 ff. nach, der jenes Schamgefühl überwunden hat. Daß bei solchen Darstellungen kein anderer Faden sich dem Schreiber der Laster darbietet, als das Laster selbst, das bald in jenem, bald in einem andern Gewande erscheint, war Ursache von den Titeln, die der Verfasser oben über die Blätter schrieb, und die also lauten: „Heilig und päbstlich; man geht auf Leichen auf Petri Stuhl; Hurenregiment in Rom; Mörder, Meineidiger, Blutschänder, moralisches Ungeheuer; päbstliche Henker; planmäßiges Mordsystem; Freundschaft mit dem Sultan; Antichrist; Milchzins; päbstliche Winkelzüge; päbstliche Hetzbriefe; des Pabstthums Erbsünde; nur keine Concordate mit Rom!; endlich: Schlußsatz nach Aloys Müller.» —

Damit wären nun vom Verfasser die vier Vorfragen beantwortet. Was nun die wirkliche Trennung der deutschen Kirche von Rom und die Constituirung einer eigenen neuen betrifft, so wollen wir dieß Alles kurz in einem kommenden Hefte geben.

Für jetzt und zum Schluße unserer Beherzigung der vier Fragen des Verfassers wollen wir ihm und jedem Leser die Probe einer Betrachtung geben, die von einem Protestanten über das Pabstthum ausgegangen ist. Sie wird lehren, welche Ansichten vom Pabstthum nothwendig sich in einem tiefen und vorurtheilsfreien Geiste erzeugen müssen.

Das Pabstthum gleich in seinem wahren Verhältnisse und Leben aufgreifend, sagt Heinrich Steffens: „Glaube ist Zuversicht, mit welcher wir ein völlig Unbegreifliches, aber dennoch dem tiefsten Daseyn Nothwendiges ergreifen. Was den Glauben anspricht, darf nicht aus irdischer Kraft, aus

irdiſchem Verſtändniß entſprungen ſeyn. Ohne Inſpiration giebt es keinen Glauben. Aber jene heiligen Schriften, welche die Weisſagungen der Erlöſung und ihre Erfüllung enthalten, dürfen nicht dem klügelnden Verſtande eines rohen Volkes zur Deutung überlaſſen werden, konnten es nicht. Nur die Sehnſucht ſtand fern, die gnadenreiche Gabe zu empfangen, der Verſtand war von der ſtrengen Härte der ſtreitenden Naturkräfte überwältigt und gebunden. Die wenigen, die als Verkündiger der Verſöhnung hervortraten, mußten die ſtrengen Bande einer noch kämpfenden Natur, deren Verbindung mit dem Höchſten nicht zu vermitteln war, völlig zerreißen. Sie wurden dem Höchſten geweiht, und ſo entſtand der Unterſchied zwiſchen Clerikern und Laien. Nur durch den Glauben, der ein Unwandelbares, eine fortdauernde Offenbarung ſuchte, war der Geweihte für ſich und für das gläubige Volk ein wahrhafter Verkündiger der ewigen Geheimniſſe. Er war es nicht durch den eignen Verſtand, er war ein vollkommen willenloſes Mittel in Gottes Hand. Was in ihm menſchlich war, das war eben ſo ſtark von ſeinem höhern Rufe geſondert, wie die Cleriker ſelbſt von den Laien. Die Sünde, die ihn noch beherrſchte, konnte ſein irdiſches Daſeyn verfinſtern, aber in den reinen Himmel, den der Glauben ergriffen hatte und feſthielt, vermochte ſie keinen Schatten zu werfen; hier konnte die Hölle nicht eindringen. Ja, auf dieſer Unmöglichkeit beruhte der Glaube ſelber, der, durch einen jeden Hauch des leiſeſten Zweifels in ſeinen Grundfeſten erſchüttert wird und verſchwindet. Selbſt Kaiphas, jener Hoheprieſter, als er die ruchloſeſte That begangen, als er den Tod des heiligſten und göttlichſten beſchloß, brach dennoch in die prophetiſchen Worte aus: „Es iſt gut, daß Einer für das Volk ſterbe.“ So erweiterte ſich das Chriſtenthum zur Kirche, ſo bildete ſich, den rohen Elementen eines unverträglichen irdiſchen Daſeyns gegenüber, ein

unerschütterliches Reich Gottes, welches nicht durch endliche Beziehung, vielmehr durch eine absolute, unmittelbare innere That, was äußerlich sich trennt und niederstritt, innerlich verknüpfte. Die Kirche ward die Seligkeit des Staats, sie hat den Keim, der in sich vergangen wäre, erhalten, das Wachsen und Gedeihen ist ihr Werk, und wie aus dem furchtbaren Kampfe, der mit jedem neu hervortretenden Verhältnisse sich immer neu anfachte, ein bewunderungswürdiges Gebäude innerer Eintracht entstehen konnte, ist nur durch sie begreiflich.

Durch die Geweihten, durch die Priester bildete sich jenes unsichtbare Reich, dessen tiefe Gewalt über die Gesinnung einem ungläubigen Geschlechte räthselhaft, unbegreiflich, ja dem falschen Verstande thöricht erscheinen muß, abermals der germanischen Natur gemäß höchst persönlich. Die wundervolle innere Gestaltung der Hierarchie, jene geheime Pflegerin aller frühern germanischen Geister, bildete sich allmählich in und mit dem Staate, und je verwickelter und verworrener in diesem, desto klarer und in sich fester entwickelten sich in jener alle Verhältnisse, deren tiefe Consequenz und innere Haltung selbst den Ungläubigen bei einer genauen Betrachtung mit Erstaunen erfüllt. Die frühern großen Concilien bildeten die ursprüngliche Form einer heiligen Vereinigung, deren Aussprüche für den Glauben eine feste unerschütterliche Regel wurden; aber da diese nur als ein Außerordentliches da erschienen, wo ein drohender Schatten das Christenthum verfinsterte, da die fortdauernde Offenbarung einen festen Mittelpunkt haben mußte, damit ein jeder Zweifel in seiner Entstehung verschwinde, erhob sich aus der Menge der Geweihten die nie untergehende, zur fortdauernden Inspiration gesteigerte Gestalt des Pabstes, der unerschütterliche

Fels des Glaubens, der Petrus, dem der Heiland die Schlüssel des Reichs vertraute, der Statthalter Gottes, in welchem die leuchtende Sonne der Kirche, nie untergehend, alle Strahlen der zerstreuten Kraft immer inniger immer durchdringender vereinigte.“) Wir verweisen überhaupt auf diese Schrift als eine der vorzüglichsten Produkten unserer Zeit. Im Fortgange stößt man auf die tiefsinnigsten Entwickelungen des religiösen Lebens, namentlich des Mittelalters, in welchem das Pabstthum einen großen Beruf erfüllt hat.

) Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. S. 52 — 54.

XII.

Bemerkungen
über die
besondern Patronatsrechte bei Pfarrbesetzungen.

Wenn ich an unsern Herrn und Heiland denke, stell' ich mir einen Mann vor, der große weitläufige Besitzungen hat, und es sich nicht so bequem macht, Alles seinen Knechten zu überlassen, sondern selbst nachschaut und durch sein Beispiel zeigt, wie die Arbeit zu verrichten ist. Er gleicht einem Manne, der auf seinen Feldern viele Bäume hat, die er gerne veredeln möchte; und da geht er denn hin, zeigt seinen Knechten, wie man das Werk beginnt, und dann läßt er sie es fortsetzen. Weil aber ein solcher Mann nicht immer an einem Orte seyn kann, indem er zu viele Geschäfte hat, so begnügt er sich seine Knechte zu unterweisen, wie man die Wildstämme veredle, munkert sie auf, fleißig zu seyn und verspricht ihnen sogar vor seiner Abreise Belohnungen, wenn er zurückkehre und sie in ihrer Arbeit treu erfunden habe. Einem so reichen und guten Manne vergleiche ich den Heiland, nur mit dem Unterschied, daß er vielmehr thun will und thun kann, als der Allerreichste. Sein Zweck, warum er auf die Erde kam, war, die Wildstämme, die durch ihre bösen Neigungen verderbten Menschen zu veredeln. Da er aber nicht für alle Zeiten in menschlicher Gestalt auf der Erde herumwandeln wollte, indem er nicht die Menschen aller Zeiten durch außerordentliche Thaten zur Annahme seiner Lehre bewegen wollte, und dafür hielt, es sey genug an den Wundern, die er in einigen Jahren verrichtete, um ein Fingerzeig zu seyn denen, die da glauben und selig werden wollen; so wählte er sich Knechte oder Schüler aus, die seine Lehre

verkünden sollten, und so wollt' er's bis ans Ende der Tage gehalten wissen.

Er hätte es wohl machen können, daß sich in die Gesellschaft, die nach seinem Namen die christliche heißt, gar keine Fehler einschleichen könnten; er wollte es aber nicht, weil er die Menschen nicht zwingen wollte, ihre Menschlichkeit abzulegen.

Weil aber eine jede Anstalt, die unter Menschen besteht, mehr oder weniger den Gesetzen der Menschlichkeit unterworfen ist, Christus aber seine unter den Menschen errichtete kirchliche Anstalt gegen gröbere Fehler, welche da sind Irrthum der Lehre, sicher stellen wollte, und ihr deßhalb seinen Beistand versprach, so wird es wohl möglich, daß hie und da in außerwesentlichen Dingen ein menschlicher Fehler sich einschleicht, im Ganzen aber wird diese Anstalt von Fehlern und Irrthum frei bleiben.

Unter die menschlichen Unvollkommenheiten, durch die auch die besten Gesetze, welcher sich unsere Kirche vorzugsweise zu rühmen hat, vereitelt werden, müssen besonders Gewaltthätigkeit, Schleichwege und Bestechungen gerechnet werden; es fragt sich daher nur, ob diese Fehler auch hie und da in der Kirche statt finden.

Vater Rabner sagt in seinen Satyren: „Der Schleifwege zum geistlichen Schafstalle sind so viele, daß Jemand dieser Gegend sehr kundig seyn muß, wenn er es unternehmen will, sie alle, oder doch nur die meisten davon zu beschreiben," und führt solche Beispiele aus seinem Vaterlande an, daß man nicht mehr Ursache hat, an seiner aufgestellten Behauptung zu zweifeln. Da aber Rabner blos von Fehlern, die in seinem Vaterlande und in der protestantischen Kirche gäng und gebe waren, spricht, so läßt es sich noch fragen, ob es in der katholischen Kirche auch eine Art giebt, zu Ämtern zu gelangen, welche wenig-

kens den Schein der Schleich- oder Schleifwege, wie sie Rabner nennt, an sich trägt? —

Alle Schleichwege, zu geistlichen Ämtern zu gelangen, die Rabner anführt, finden in der Regel nur bei solchen Pfründen statt, welche von Privaten als Patronen vergeben werden, und dieß veranlaßt mich, zu untersuchen, ob es für die Kirchen- und Staatszwecke förderlich ist, daß von einzelnen Familien ohne weitere Berücksichtigung das Patronatrecht ausgeübt wird?

Bevor ich aber diese Frage untersuche, wird's nothwendig seyn, die Entstehung des Patronatrechts oder seine Geschichte kurz anzuführen, nicht weil ich sie für unbekannt halte, sondern weil sich vielleicht am Ende ergeben möchte, daß die Ausübung desselben ohne Rechtsverletzung an mehr dem Geiste der Kirche zusagende Gesetze gebunden werden könnte.

Wenn auch gleich die Hierarchie in der katholischen Kirche, wie sie dermalen besteht, mit allen ihren Stufen und Abstufungen nicht gleich Anfangs so war, so lag doch der Keim zu der nach und nach eingeführten Ordnung und Unterordnung in der Kirche schon in der von Jesus bezeichneten und durch seine Apostel ins Leben gerufenen messianischen Anstalt. Wie oft vergleicht nicht der Herr diese Anstalt einem Hauswesen, in dem der Hausvater alle Geschäfte austheilt und jeden seiner Knechte an den ihm passenden Platz hinstellt. Und wer die Verfassung der katholischen Kirche genau kennt, wird er es wohl unternehmen, den unsterblichen Philosophen Leibnitz Lügen zu strafen, der von der katholischen Kirchenverfassung das Zeugniß ablegt: Interea manet verissimum, quod superius alia occasione discernimus, rite ordinata Ecclesiæ velut castrorum acie, distinctisque officiis, solicitudinibus atque occupationibus clericorum et religiosorum, si institutionum leges servemur, nihil pulchrius, nihil præstabilius, nihil denique ad divinam gloriam, ad bonorum animarum? ad exercendam

charitatem efficacius excogitari facile posse. System Theologiæ.

Ist nun die Einrichtung der katholischen Kirche in Art, daß nichts Schöneres, nichts Vortrefflicheres gedac werden kann, so wird sich dieß besonders in der Wahl un Aufstellung der Vorsteher und Lehrer der Kirche beurkunden welche der Geist Gottes gesetzt hat, die Kirche zu regiren

In der ersten Zeit des Christenthums, wo die Apost Jesu Lehre durch ihren mündlichen Unterricht von Ort z Ort verbreiteten, stellten sie, theils aus eigener Macht vollkommenheit, Lehrer in den Gemeinden, die sie ver lassen mußten, auf; theils ließen sie die Gemeinde an de Wahl derselben Theil nehmen, wie uns die Apostelgeschich zeigt. —

So lange die christlichen Gemeinden nur noch wenig Mitglieder zählten, war ein Mann, umgeben von seine Gehülfen, oft hinreichend die heiligen Mysterien mit meh reren Gemeiden zu feiern. Etwas später, wo das Chri stenthum schon größere Eroberungen gemacht hatte, un der eine Bischof nicht mehr allein im Stande war, di heiligen Mysterien mit der ganzen, seiner Sorgfalt anver trauten, Gemeinde zu begehen, wählte er, wie die Apostel durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichnete Männer aus denen durch die Händeauflegung die Sendung ertheilt wurde die Lehre Jesu zu verkünden und die heiligen Myster zu verwalten.

Wenn auch gleich die Hierarchie in allen ihren Thei len, wie mehrere Kanones des geistlichen Rechts beweisen nicht göttlicher Einsetzung ist, so wird doch das ganz kirchliche Gebäude, das auf ihr ruht, dem Vernünftige schon wegen seines Alters ehrwürdig erscheinen. Wie es wurde schon gesagt, das alte Gebäude stürze in sich selbst zusammen, und mache einem neuen Platz; und hat es sich nicht immer, seinem geglaubten Untergange nahe, wi

ieuer Kraft und Herrlichkeit erhoben? Unersättlicher Ehrgeiz, die Menschheit erniedrigende Tyrannei, Plane auf chlechte Mittel gebaut, fanden noch immer ihr Ende: die katholische Kirche besteht seit achtzehn Jahrhunderten, wer wollte hierin die leitende Hand der Vorsehung verkennen? — Sehr wahr und schön sagt der fromme Denker Sambuga: (Verschiedene Gedanken bei Stapf. München, 1818) „Die Form der Kirchenverfassung dürfte bleiben wie sie war: denn sie ist theils göttlicher Einsetzung, woran zu ändern nicht erlaubt ist; theils kam es nach tausend Versuchen zu dieser Form, welche sich durch so vielen Nutzen bewährt hat. Es kömmt nur darauf an, daß sie von geschickter Hand wieder in Thätigkeit gebracht werde."

Als die christliche Religion sich der Duldung im Staate zu erfreuen hatte, und als sogar Fürsten sich zu ihr bekannten, da wurden denselben gewisse Rechte eingeräumt, die man später mit den Namen: jus supremæ inspectionis und advocatiæ bezeichnete. Blieben auch die Wahlen der obersten Kirchenvorsteher großentheils frei, und wurden sie in den ersten Zeiten dieser Epoche von Klerus und Volke gemeinschaftlich, später vom Klerus allein vorgenommen, so erhielten doch die Fürsten hierauf allmählig einen Einfluß. Die untergebene Geistlichkeit wurde wie von dem Bischofe ordinirt, so auch von demselben gewissen Gemeinden vorgesetzt, die zu seiner Diözese gehörten.

Anfangs wurde das, was für die Feier des Gottesdienstes nothwendig war, so wie der Unterhalt der Kirchendiener durch freiwillige Beiträge der Christen, die man Opfer nannte, verabreicht. Wohl mögen auch frühe die ersten Erzeugnisse von manchen Gütern, desgleichen der Zehnte nach Art der mosaischen Vorschriften, Gott, jedoch freiwillig, je nach dem sich einer hierzu verpflichtet fühlte, dargebracht, oder zur Unterhaltung der Kirchen und ihrer Diener gewidmet worden seyn. Bald mochte man aber

die Erfahrung gemacht haben, daß es mit diesen freiwilligen Gaben eine mißliche Sache war, weil sie bald zureichend waren zur Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse, bald nicht. Fromme Christen, denen ihre Religion am Herzen lag, und denen es nicht lange entgehen konnte, wie viel besser für die Aufrechthaltung des Gottesdienstes durch ständige Einkünfte, als durch blos freiwillige Beiträge gesorgt wäre, vermachten bald bewegliche, bald unbewegliche Güter zu diesem Zwecke. Anfangs war der Gottesdienst der Christen ganz einfach; wie aber das Christenthum mehr sich entfaltete, mußten auch die gottesdienstlichen Verrichtungen mehr den ganzen Menschen erfassen und auf dessen Sinnlichkeit einwirken; so war durch die Einführung von Ceremonien, die größern Aufwand in Gefäßen und Kleidungen u. dgl. nothwendig machten, ein Grund mehr vorhanden, daß die Christen ihre Freigebigkeit gegen die Kirche zeigten. Daher finden wir auch seit dem IV. Jahrhundert Kirchen, die mit beweglichen und unbeweglichen Gütern reichlich begabt waren. Die Opfer fielen deßhalb immer spärlicher, auch bei jenen Kirchen, welchen solche Güter mangelten. Daher kommen seit dem VI. Jahrhundert päbstliche und Conciliarbeschlüsse vor, welche den Gläubigen die Entrichtung der ersten Erzeugnisse und Zehnten befehlen, welche Gratian in seinem Corpore juris Canonici unter den Canonen 2. 3. XVI. q. VII. et 5. 6. 7. XVI q. VII. et Can. 6. Dist. XXXII. aufbewahrt hat.

In eben diesem Jahrhundert begegnet uns auch der Gebrauch, daß die Bischöfe den auf dem Lande lebenden wohlverdienten Priestern die Verwaltung und Nutznießung der Kirchengüter ganz oder theilweise mit oder ohne besondere Verbindlichkeiten überließen. Und so entstanden die Benefizien oder Präbenden, welche den Klerikern nach Art der Feudalgüter unter der Verbindlichkeit, die ihnen aufgetragenen kirchlichen Verrichtungen zu besorgen, die

ans Ende ihres Lebens verblieben, wie wiederum Gratian dieß in seinen Canonen 32. 35. 36. XII. q. II. und an andern Orten beweis't.

Die ersten Vermächtnisse zu kirchlichen Zwecken geschahen blos in der Absicht, die Ehre Gottes durch den Gottesdienst zu befördern, und die dargebrachten Gaben wurden von den Bischöfen und der sie umgebenden Geistlichkeit dazu verwendet, daß der Gottesdienst mit Anstand und Würde an besonders dazu geeigneten Orten und von Männern, die sich dem Dienste Gottes ganz widmeten, und nach dem Ausspruch des Apostels auch vom Altar leben sollten, gehalten werden konnte. Das Zeugniß von der ersten Kirche, daß die Christen ein Herz und eine Seele waren, und daß in den Versammlungen kein Unterschied statt fand zwischen den Hohen und Niedern, Vornehmen und Geringen; das Beispiel der ersten Kirche selbst, wo in manchen Orten Gütergemeinschaft eingeführt war und wo die Apostel selbst in reichern Gemeinden Almosen sammelten, um ärmere damit zu unterstützen, wurde nicht so geschwind vergessen, und auch die Armen erhielten ihren Theil an den gemachten Stiftungen. Ja, wir haben sogar Beispiele, daß bei allgemeiner Noth, oder wenn Gefahr war, die Kirchenschätze würden eine Beute der Habsucht der Ungläubigen, selbe veräußert und zur Unterstützung der Armen und Unglücklichen verwendet wurden, wie die Geschichte der römischen und antiocheniſchen Kirche Beispiele liefert. Sah man sich ja in jenen Zeiten nicht als Besitzer, sondern nur als Verwalter seiner Güter an, auf die auch die Brüder gerechten Anspruch hätten.

Die in frühern Zeiten gemachten Stiftungen geschahen also ohne alle Bedingnisse, und es war die genaue Verwendung des Ertrags lediglich der Gewissenhaftigkeit des Bischofs und seines Presbyteriums überlassen. Erst im Jahre 441 auf dem Concilium zu Orleans wurde bestimmt,

(Gratianus Can. 1. XVI. q. V.) daß ein Bischof, der in der Diözese eines andern ein Beneficium stifte, auch das Recht haben sollte, den Beneficiaten zu ernennen, welcher Beschluß bald auch auf stiftende Laien ausgedehnt wurde. Werden diese immer häufiger erfolgten Stiftungen der herrschenden Zeitrichtung zugeschrieben, nach welcher man sich Gott wohlgefälligeres Werk verrichten zu können glaubte; oder hielt sich manches aus besonderer Erinnerung an ihn selbst oder seiner Familie an einzelnen Orten zugeflossener Wohlthaten hiezu verpflichtet; oder endlich hatte auch mancher Bischof die Absicht seine Jurisdiction zu erweitern; so kann doch nicht geläugnet werden, daß eine großartige und fromme Denkweise selbst bei rohen Sitten vorherrschte. Vielleicht mochte auch mancher bemerkt haben, daß seine Güter nicht besser verwaltet und gegen die Habsucht raubgieriger Nachbaren und Fremder besser, als unter der Ägide der Kirche verwahrt würden, was ihn vermochte, gleichsam als ein Fideicommiss, weil er doch hoffen konnte, daß einer oder der andere aus seiner Nachkommenschaft sich dem geistlichen Stande widmen und so in die Nutznießung der väterlichen Güter eintreten würde, einen Theil seiner Güter der Kirche unter der Bedingniß zu vermachen, daß seinen Nachkommen das Recht zu der von ihm gestifteten Präbende zu ernennen, auf ewige Zeiten verbleiben sollte.

Wäre es nun billig solchen Familien, deren Vorfahren kirchliche Stiftungen mit Genehmigung der Kirche unter der Bedingung machten, daß ihre Nachkommen das Patronatsrecht über selbe auf ewige Zeiten haben sollten, oder, welche aus irgend einem andern Rechtsgrunde seit undenklichen Zeiten dieses Recht besitzen, es mit einem Gewaltsprüche zu entreißen?

Daß Gewaltthätigkeit noch nie gute Früchte brachte, lehrt die Geschichte aller Jahrhunderte, und sollte sie zur herrschenden Maxime werden, so müßte alles gänzlich zu Grunde gehen. Wer würde sich noch seines Eigenthums erfreuen können, wenn er immer befürchten müßte, die Gewalthaber würden bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande des allgemeinen Bestens seine Rechte bestreiten und aufheben? Und wäre das in einem Falle erlaubt, warum sollte es nicht; so bst es der Willkühr gelüstete, auch in andern Fällen gestattet seyn?

Schon Cicero behauptet in seiner Pflichtenlehre 1. Buch VII. Kap., daß der gesellschaftliche Verband sich auf die Beobachtung der Gerechtigkeit stütze und daß aus derselben die Tugend am meisten hervorleuchte. Von wem wird nun mehr Tugend und eine reinere Tugend, als sie die alten sich dachten, gefodert, als von dem Christen? Wie stünde es aber um die Beobachtung dieser Vorschrift, wenn die Anstalt, die sie uns empfiehlt, sie in ihren vorzüglichsten Äußerungen verletzte? Kann man nicht mit Recht die Forderung an diese Anstalt nach Asmus machen:

Straf' keck das Böse in's Gesicht;
Vergiß dich aber selber nicht? —

Müßte nicht der Glaube, man sey an ihre Ausübung nur so lange gebunden, als es uns zuträglich ist, allgemein werden. Und wäre nicht dieser Glaube, oder besser gesagt, Wahn, das Grab der vom Christenthume vorgeschriebenen Moralität?

Doch die Grundsätze unserer Kirche, die sich im Einzelnen wie im Allgemeinen so klar und deutlich aussprechen, und die den Denker in keinem möglichen Falle verlassen, sind auch über das Patronatrecht sehr bestimmt. Nehmen wir Alles zusammen, was das Corpus Juris Canonici und das Concilium von Trient in seiner XXV. Sitzung im V. Kapitel sagen, so geht daraus hervor, daß die Kirche es

zugiebt: Fromme Stifter haben bei ihren Stiftungen gewisse Bedingnisse festsetzen können, welche auch in Zukunft beobachtet werden müßten, wenn sie anfangs von der Kirche die Sanction erlangt hätten. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß das Patronatrecht jenen Familien, die sich im Besitz desselben befinden, so lange nicht ohne eine Ungerechtigkeit entrissen werden kann, als sie sich desselben nicht selbst verlustig machen. Wie dieß geschieht, unterlasse ich anzuführen, da jedes Kompendium des Kirchenrechts hierüber Auskunft giebt; und führe nur an, was für Rechte den Patronen von der Kirche zugestanden sind.

Das vorzüglichste und fast einzige Recht, das den Patronen jetzt noch zukömmt, besteht in der Präsentation eines geeigneten Subjectes zu einem kirchlichen Beneficium. Die übrigen aus demselben herfließenden Rechte sind theils gänzlich abgeschafft, theils an solche Bedingnisse geknüpft, daß es einem Patrone schwerlich gelüsten möchte, sie auszuüben.

Da der Patron nicht das Verleihungs- sondern nur Vorschlagungsrecht zu einer Pfründe hat, und der Vorgeschlagene von der obersten Kirchen- und Staatsbehörde für fähig erklärt werden muß und wird, so sollte man glauben, daß das Patronatrecht sowohl für die Kirchen- als Staatszwecke förderlich sey!

Ohne mich hierüber in Erörterungen einzulassen, will ich angeben, welche Forderungen die Kirche und der Staat an einen Mann machen, der ein mit der Seelsorge verbundenes kirchliches Benefizium besitzt.

Die Kirche macht die Forderung an jeden, der ein seelsorgliches Amt übernimmt, daß er Fähigkeit und Kraft habe, demselben vorzustehen.

Der Staat fordert wissenschaftliche Bildung, gute Sitten, Kenntniß seiner Gesetze und den Willen sie zu handhaben.

Nacht zugegeben, daß ein junger Mann, nach zurückgelegtem ernstlichen Studium und vorangegangener kurzen praktischen Vorbereitung, deren Lücken er in einigen Jahren auszufüllen Gelegenheit und Willen hatte, den Geist seines wichtigen Amtes auffaßte, wie viele Fälle können ihm nicht in der Praxis noch aufstoßen, wo ihn seine Theorie ganz ohne Rath läßt? Es sollte demnach der Geistliche, ehe er in einen selbstständigen Wirkungskreis eingeführt wird, dazu völlig ausgerüstet seyn. Und wer kann dieses beurtheilen? Genügen hierzu einige Jahre des Kaplandienstes?

Angenommen, alle Pfarrer, die eines Hülfspriesters bedürfen, haben sich auf den wahren Standpunkt theoretischer und praktischer Kenntnisse in ihrem Fache emporgeschwungen: angenommen, alle betrachten ihren Hülfspriester als einen jungen Mitbruder, dem sie zur Erklimmung des Berges der geistigen Bildung hülfreiche Hand reichen zu müssen, für Pflicht halten, wie leicht ist es nicht möglich, daß diese gute Absicht von einer oder der andern Seite vereitelt wird?

Es kommen oft zwei Charaktere zusammen, die keine Attraktiv-, sondern eine Repulsivkraft gegen einander äußern. Der bejahrte Herr hält viel von seinen theologischen Kenntnissen und ist allem gram, was nicht mit seinen Ansichten harmonirt; der junge Mann bringt nicht wenig Dünkel mit auf seine Bücherkenntniß und einige notas eminentiæ, die leicht zu haben sind, wenn man nach der herrschenden Mode unserer Tage seinen Rücken zu einer servilen Beugung, und seinen von Ambra duftenden Mund an einige nichtssagende Worte gewöhnt hat, und wie der Eine alles Neue, so verachtet der Andere alles Alte. Der Pfarrer ist ein achtungswürdiger Priester, er führt aber in seinen Belehrungen einen zu pedantischen Ton; der Kaplan glaubt, er sey der Schule entsprungen, und bedürfe keines Schulmeisters mehr. Der Hausherr hält dafür, man könne jungen

Leuten nicht genug den Grundsatz der Abstinenz einprägen, und weil er kein Verächter zeitlicher Güter ist, hält er den Untergebenen ziemlich genau; dieser hält ihn für einen Geizhals. Der Prinzipal hat eine zu große Sorgfalt für seine Gesundheit und macht sich den Dienst so leicht als möglich, oder entzieht sich demselben, wo er nur kann; der Substitut glaubt sich als Knecht behandelt, und sieht seinen Prinzipal als einen Miethling an, der die Heerde nur wegen der Wolle weidet. Der Hausvater zieht über alle Vikare, die schon bei ihm waren, los, und erklärt sie alle für unwürdige Geistliche; der Hausgenosse sieht in ihm einen verächtlichen Splitterrichter. Kurz, es giebt so viele Ursachen zu Mißverständnissen und Zwietracht, daß das freundliche Zusammenwirken leicht gestört wird, und oft an praktische Belehrung nicht zu denken ist.

Man sollte aber glauben, diesem Übel wäre leicht abzuhelfen, es dürften ja nur zwei solche Männer sich an ihre Obrigkeit wenden, um getrennt zu werden. Dies hat jedoch auch wieder seine Schwierigkeit. Ist der Pfarrer ein menschenfreundlicher Mann, so haßt er das Klagen, und läßt sich lieber etwas gefallen, als daß er sogleich die Sturmglocke läutet und einen jungen Mann in üblen Ruf bringt; er tröstet sich entweder mit der Zukunft, welche die gestörte Harmonie wieder herstellen könne, oder er sucht selbst durch Empfehlung sich seiner Last zu entledigen, wozu die Patronatspfarreien dem einen mehr, dem andern weniger Gelegenheit darbieten. Ist der Pfarrer aber als ein zänkischer und unverträglicher Mann bekannt, so hat er oft die größte Ursache an sich zu halten, weil seine Klagen ihm selbst schaden. Man bleibt also beisammen, bis endlich eine Trennung herbeigeführt wird, ist aber zurückhaltend gegen einander, und der junge Mann dürfte nicht leicht große Erfahrungskenntnisse sich sammeln, welche doch zur geschickten Führung der Seelsorge so unentbehrlich sind.

Es ist daher der Fall nur zu möglich, daß durch einen Patron ein junger Mann zu einer selbstständigen Pfründe gelangt, dem hinlängliche Erfahrung mangelt, selbe so zu verwalten, wie es Kirche und Staat von ihm fordern. Was soll er nun anfangen? —

Das lernen, was er noch nicht weiß, möchte die natürlichste Antwort seyn. — Jede Erfahrungskenntniß schöpfen wir entweder aus fremder oder selbstgemachter Erfahrung. Wer weise ist, benützt fremde Erfahrungen, um sich eigene zu ersparen. Sollte sich also obiger Fall wirklich ereignen, so dürfte sich ein solcher Mann nur bei seinen Nachbarn Raths erholen, und er würde dann nicht leicht Fehlgriffe machen.

Der Mensch hat gewöhnlich zu viel Eigenliebe, als daß er seine Schwäche gern einen andern merken läßt. Und wo findet sich überall ein Freund, dem sich einer ganz anvertrauen kann? Werden zur Schließung von Freundschaften nicht gleiche Charaktere erfordert; gehört hierzu nicht eine längere Bekanntschaft? Gesetzt aber, man habe auch gleich einen solchen Freund gefunden, kann man denselben in jedem Augenblick zu Rathe ziehen? Wird nicht oft schnelles augenblickliches Handeln gefordert? was thun? Es vielleicht machen wie jener, der aus einem fremden Lande kommend, sogleich zum Pfarrverweser befördert wurde, und der sich allemal, so oft er die Landesgesetze überschritt, bei seinen Vorgesetzten damit entschuldigte, es sey nicht böser Wille daran schuld, sondern er kenne die Gesetze nicht! Gewiß möchte damit nicht jeder so leicht durchkommen. —

Die Patronatspfründen sind entweder von besserm oder geringerm Ertrag. Im ersten Fall hat es immer mehrere Bewerber um dieselbe gegeben, unter welchen vielleicht auch einige benachbarte Pfarrer waren. Daß also auch derjenige, welcher den Sieg davontrug, besonders wenn er noch

ein ganz junger Mann ist, mit unfreundlichen Augen angesehen werde, ist zu erwarten; es kommt hierzu noch so manches Gerede von unrechtlichem Erwerbe, welches die Sache noch gehässiger macht und dem Günstlinge des Glücks Zutrauen und Liebe seiner Nachbarn entzieht. Dieß sollte zwar von Seelsorgern nicht behauptet werden können, aber das niedrig Menschliche wird nicht immer so ganz abgestreift. Die Nachbarn entziehen sich also dem Umgange eines solchen Anfängers so viel als möglich, und wer, wenn er einmal die Erfahrung macht, daß man ihn nicht gerne sieht, wird wohl zudringlich seyn wollen? — Stoßen endlich einem solchen Manne, den das Glück so begünstigt, nicht gleich Fälle auf, in denen er sich nicht zu rathen, noch zu helfen weiß, wie leicht bemächtigt sich da nicht seiner der Stolz? — Was er dem Glücke verdanken sollte, schreibt er auf Rechnung seines Verdienstes. Wie schlecht muß es aber um die Pastoration einer Gemeinde stehen, wo der Seelsorger erst durch Fehler und Mißgriffe auf den rechten Weg geleitet werden muß? —

Ist die Pfarrei von geringem Ertrage und hatte derjenige, welcher sich um sie bewarb, keine andere Absicht, als sich aus einem abhängigen Zustande, der ihm oft unerträglich gemacht wird, zu befreien, so muß er sich zur größten Sparsamkeit bequemen. Er wird sich daher zurückziehen, seine Armuth geduldig ertragen, auf geselligen Umgang mit gebildeten Männern seines Standes Verzicht leisten, welches seine Bildung, in der er doch mit jedem Tage fortschreiten sollte, gewiß hindert.

Werden nun diese Verhältnisse, welche nur zu leicht bei einer oder der andern Person durch zu frühe Promotion auf Patronatspfarreien eintreten, berücksichtigt, so wird im Allgemeinen behauptet werden können, das einzelnen Familien überlassene Patronatrecht bringe nicht selten manchfachen

Nachtheil. — Es bliebe also nur noch zu beantworten übrig, wie dasselbe auf eine dem Geiste der Kirchengesetze entsprechende Weise ausgeübt werden könne?

Die Patrone haben, wie oben erwiesen ist, fast kein anderes Recht mehr, als zu kirchlichen Pfründen oder Pfarreien ein taugliches Subjekt zu präsentiren. Es ist also ein sehr beschränktes oder bedingtes Recht, welches, wenn es nach dem Geiste der Gesetze ausgeübt wird, wie es werden soll, nicht von sehr großem Belange ist. Sollte es daher nicht ohne Rechtsverletzung dahin abgeändert werden können, daß, den Fall ausgenommen, wo der Patron ein Glied seiner Familie, das die vorgeschriebenen Eigenschaften besitzt, zu einer solchen Pfründe präsentirt, oder einen andern um ihn oder seine Familie wohlverdienten würdigen Geistlichen, dem Patron von dem Bischof eine Liste jener Priester übergeben würde, welche die ersten Ansprüche auf eine Beförderung zu machen haben, aus denen er sich dann einen auswählen, und zum Besitzer der Pfründe beantragen könnte? Dieß würde dann auch noch den Vortheil haben, daß insofern sich in Zukunft, was leicht geschehen kann, Zwistigkeiten zwischen dem Patron und dem Pfründner erheben, die dessen Versetzung nothwendig machen, man nicht genöthigt wäre, eine Ungerechtigkeit zu begehen, und einem solchen Pfründner eine Stelle übertragen müßte, welche der Landesherr oder Bischof vergeben. Wem möchte es aber keine Ungerechtigkeit scheinen, wenn ein Patronatspfarrer, der nach wenigen Jahren der Dienstleistung eine Pfarrei erlangt hat, auf eine bessere vom Patronate des Landesherrn oder Bischofs abhängende Pfarrei transferirt wird? Werden hierdurch nicht viele Hülfspriester, die seit langen Jahren von einem dem landesherrlichen oder bischöflichen Patronate untergebenen Posten auf den andern versetzt wurden, in ihren Ansprüchen beschränkt? Wird hierdurch dem Patrone

nicht Gelegenheit gegeben, die Ordnung, in welcher nur nach Alter und Verdienst befördert wird, zu vereiteln?

Ich verlange hiermit nicht, daß ein auf eine Patronatspfarrei beförderter Geistlicher immer von dem landesherrlichen oder bischöflichen Patronate ausgeschlossen seyn, und auf seiner einmal erlangten Pfründe verbleiben müsse; ich sage nur, daß es eine Ungerechtigkeit ist, und alle Hülfspriester kränken muß, wenn ein Anfänger ihnen ohne gegründete Ansprüche vorgezogen wird.

Ich sagte, der Bischof sollte dem Patron eine Liste der würdigsten Kandidaten um eine Pfründe einhändigen, aus denen der Patron einen tauglichen Mann auswählte, so würde das erworbene Recht gehandhabt und die Seelsorge könnte sich eines gesegneten Erfolges erfreuen.

XIII.

Auch einige Worte über die jüngste und vermuthlich letzte Jubelfeier der augsburger Konfession.

Hatte die augsburger Konfession zum Zwecke, aus den widerstreitenden Meinungen der Reformatoren ein harmonisches System zu bilden, aus den der befeindeten Kirche abgerissenen Trümmern eine eigene und neue Kirche zu gestalten, so beging sie eine große Inkonsequenz wider die Schärfe und Reinheit des protestantischen Freiheitsprincipes. Ließen die Insurgenten ihr Panier für die freieste Freiheit gegen die konstitutionelle Freiheit des katholischen Glaubenssystems wehen, so mußte auch ihr Losungswort ihrer Absicht gemäß, das: „keine Kirche mehr!“ seyn. Mit diesem Feldgeschrei mußten sie zum Kampfe erhitzen und zum Siege führen. Sie mußten gegen alle menschliche Autorität protestiren, und selbst die göttliche, in welcher natürlichen Form sie uns immer kund würde, der Privateinsicht eines Jeden unterwerfen.

Nachdem früher das Basler Concilium auf friedlichem und konstitutionellem Wege das reine Freiheitsprinzip der allgemeinen Kirche ausgesprochen hatte, so mußten die Freiheitsprediger über dieses gemäßigte System hinaus gehen, oder sie konnten ja bereits haben was sie wollten. So wie sie diese Schranke einer constitutionellen Freiheit einmal niedergerissen hatten, durften sie durchaus kein neues Glaubenssymbolum an die Stelle der älteren setzen, sie mußten jedem bindenden Buchstaben, in und außer der Bibel, feindlich begegnen. Es war doch die widersinnigste aller Anmaßungen, dem „placuit nobis“ ein verpflichtendes Ansehen zu verleihen, nachdem man dem „placuit spiritui

sancto" der sich durch den öffentlichen Glaubensact der heiligen Gemeine offenbart, die Sanction einer Glaubenspflicht abgeläugnet hatte. Im Kampfe gegen den öffentlichen Geist der allgemeinen Kirche darf keine Vereinigung des Privatgeistes Mehrerer statt haben, jeder steht und fällt auf eigner Stelle, aus eigener Wahl.

So war es aber laut der Reformationsgeschichte *nicht*, diese Folgerichtigkeit a priori wurde durch Thatsachen zu nichte, und noch in unserer neuesten Zeit vernehmen wir aus der Kabinetsordre Sr. Majestät des Königs von Preußen vom 4. Mai 1830 „daß neben der heiligen Schrift „das augsburger Bekenntniß die Hauptgrundlage der „evangelischen Kirche" sey. Die Kabinetsordre drückte sich historisch ganz richtig aus, denn bis heute wird dieses Symbolum von den zu theologischen Lehrstühlen Berufenen beschworen, das Dogmatische indessen liegt außer dem Bereiche jeder königlichen Kabinetsordre und darüber ist die Frage.

Das klügste an der augsburger Konfession ist wohl der Name, er wurde bedächtig nicht von den ansehenlosen, mit der Zeit untergegangenen Koncipisten, sondern von einem im Raume bleibenden Orte genommen.

Merkwürdig ist, daß unter den Protestanten zwei entgegengesetzte Parteien, die rationalistische und supranaturalistische, jede aus anderen Gründen sich zur Theilnahme an der Jubelfeier vereinigt haben. Die ersten sehen und bewundern in dem Aktenstücke der augsburger Konfession das Förmliche der Handlung, die Protestation gegen den öffentlichen Geist der herrschenden Kirche, das „heldenmüthige" Wagniß, das Resultat einer freien dem allgemeinen Glauben trotzenden Forschung und Selbstprüfung öffentlich darzulegen. Sie erkennen in diesem temporären Ereignisse das Abbild des ewigen unbedingten Principes des Protestantismus. In

diesem Sinne beschwören sie das augsburger Symbolum, mit redlichem Munde und aufrichtigem Herzen, ohne auch nur an einen einzigen Artikel desselben aufrichtig zu glauben. Hingegen die supranaturalistische Partei, im klaren oder dunklen Bewußtseyn, daß der rationalistische Formalismus zum baaren Nihilismus in der protestantischen Religion führt, sehen dieses Aktenstück an wie die königliche Kabinetsordre, sie erkennen in dem Materiale der augsburger Konfession wirklich die „Hauptgrundlage der evangelischen Kirche" und setzen die Hauptsätze derselben außer und über die freie Forschung. Wer die alles zerstörende Scepsis bis zur Läugnung der Gottheit des Erlösers treibt, ist ihnen kein wahrer Protestant, ist ihnen ein Socinianer; wer alles Wunderbare der evangelischen Geschichte weg demonstrirt, ist nach ihnen kein Christ; sondern reiner Naturalist. Sie sehen demnach in dieser sogenannten Hauptgrundlage der neugestalteten, von allem alten Schmutze gereinigten Kirche, ein abgerundetes und vollendetes Werk des menschlichen Verstandes, in welchem der formlos schwebende vieldeutige Totalbegriff des an sich zerstreuten Privatverstandes durch einen festen Ausdruck eine bleibende Haltung bekam; mit einem Worte, eine neue Orthodoxie wurde nach ihrem Sinne an die Stelle der alten eingeführt.

Wenn die rationalistischen Protestanten das augsburgische Bekenntniß beschwören, und doch nicht an einen Artikel desselben glauben, so kann sie niemand des Meineids anklagen, denn sie haben in ihrem geheimen Rück- und Vorbehalte nur das Förmliche desselben, das reine protestantische Forschungsprinzip im Auge. Vielmehr trifft der Verdacht die Anhänger der andern Partei, die gegen das freimachende Prinzip sich feierlich die Fesseln einer fremden Autorität längst verschollener Menschen anlegen, und was das auffallendste ist, in dem gegenwärtigen

Stand ihrer gleichwohl aufrichtigen Überzeugung durch den Schwur eine Bürgschaft ihrer künftigen leisten.

Offenbar hatten die Concipisten der augsburger Konfession das protestantische Prinzip noch nicht in seiner Reinheit begriffen, und auf alle Fälle mußte auf die Frage, katholischer Seits, was man denn bei den vielerlei tumultuarischen Reclamationen eigentlich wolle, eine bestimmte Antwort in einer Art authentischer Form, von den Häuptern der Partei gegeben werden. Man hatte damals eben noch nicht ewigen Haß der Mutterkirche geschworen, nicht jeden Weg der Wiedervereinigung abgeschnitten, es sollten einstweilen Forderungen als Bedingungen eines gütlichen Vergleiches zu anderseitigen Mittheilungen aufgestellt werden. Ohne die kommenden Geschlechter bevormunden zu wollen, wollte man nur einem gegenwärtigen Bedürfnisse Befriedigung leisten. Auch mußte man bei Zeiten versuchen, der systemscheuen Diffluenz Einhalt zu thun, die negative Richtung des Prinzipes sollte durch eine, wenn gleich gewaltsame Wendung zu etwas Positivem führen, und indem es dasselbe festhielt, selbst einen positiven Charakter gewinnen.

Das augsburger Bekenntniß hat das Verdienst, nicht nur in dem protestantischen Deutschland, sondern vorzüglich in Dänemark und Schweden, Norwegen und bei den in Polen und Ungarn ansässigen Protestanten bis heute den Glauben an geheimnißvolle Lehren und gnadenreiche Handlungen des Christenthumes treu bewahrt zu haben. Darum haben fromme und aufgeklärte Katholiken auch aufrichtigen Antheil an der Jubelfeier genommen. Ihre Freude war aus demselben Grunde, als ihr Mißfallen an der in neuerer Zeit gelungenen Vereinigung beider protestantischen Kirchen, aus gegründeter Furcht, daß dieses Begebniß, die, wiewohl unbeabsichtete, Tendenz habe, beide Konfessionen in einen Indifferentismus zu

neutralisiren. Indem die Wortführer der religiösen Neuerung sich über gewisse Hauptdogmen des Christenthumes vereinigten, entwarfen sie wenigstens ein schwaches Schattenbild des kirchlichen Ansehens. Diese ungeheuchelte Theilnahme mehrerer Katholiken mag zum Theile dem Widerwillen jener Protestanten die Waage halten, welche im augsburger Symbolum nichts als einen dreihundert jährigen Glaubenszwang erblicken.

Unter so mancherlei trübseligen Vorzeichen, war es eine freudige Erscheinung, den versöhnenden Aufruf gelehrter Protestanten zu vernehmen, welche zugleich in der augsburger Konfession indirekt das Mittel einer möglichen Vereinigung zwischen der römischkatholischen und protestantischen Kirche vermuthen. Sie erkennen darin die vorläufigen Bedingungen eines Vertrages, zu dem einstweilen die Hauptforderungen aufgestellt sind. Den rationalistischen Protestanten ist zwar schon der Gedanke einer Aussöhnung ein Gräuel, und sie wenden alle zu Gebot stehende Kräfte an, um darauf allen eckeln Schmutz zu werfen. Doch die Wege der Vorsehung sind nicht die Wege der Menschen, und oft sind die als zweckgemäß erkannten Maßregeln gerade die Mittel zur Herbeiführung des entgegengesetzten Zieles. Es kann nicht fehlen, daß der immer mehr an Zahl und Ansprüchen wachsende Rationalismus den supranaturalistischen Protestanten zwingt über die Unhaltbarkeit seines Systems und Prinzipes einmal die Augen zu öffnen.

Die große und wichtigste Frage ist: ob das Christenthum eine übernatürliche praktische Heilsanstalt als Grundlage eines theoretischen Lehrbegriffes, oder ob es eine bloße Lehranstalt sey, mit der das Heilsame im natürlichen Verbande steht, so wie überhaupt mit jeder Wahrheit die Tugend in Friede und Freundschaft ist. Ist das Christenthum das letzte, so brauchen wir weder Kirche noch Kirch-

chen; der menschliche Verstand verfeinert sich täglich mehr, das alte Christenthum, accommodirt nach dem Begriffe der ersten Bekenner, hat sich überlebt; wir brauchen weder Bethäuser noch Prediger, seitdem wir Schauspielhäuser und hochgebildete Schullehrer haben; es ist unnöthig wegen zunehmender Bevölkerung neue Kirchen zu bauen, weil in gleichem Maaße der Glaube abnimmt, und die bestehenden Kirchen sich immer weniger füllen. In vorigem Winter zeigte der Pfarrer einer großen protestantischen Stadt, die nur eine einzige Kirche hat, öffentlich an, an einem gewissen Sonntage habe er aus Mangel an Zuhörern keine Predigt halten können. Schwerlich war dieses der Fall in dem dasigen prächtigen Schauspielhause. Ist aber, wie ein Theil der Protestanten und die römische und die griechische Kirche lehren und glauben, das Christenthum eine positive Heilsordnung, ist diese Heilsordnung die Grundlage der ganzen Dogmatik, ist der Gottesdienst nicht blos eine Lehranstalt, sondern ein Huldigungsakt, so muß auch eine Kirche, so müssen auch Tempel und Altäre seyn.

Das Bekenntniß Petri und seines Glaubens an den Gottmenschen, ist in der That der ideelle Felsen der Kirche, der Katholicismus ist nichts anderes, als die Durchführung der unmittelbaren Folgen dieses Bekenntnisses, in Opfer und opfernden Dienern des Wortes, in der Taufe der feierliche Huldigungseid, derselbe in jedem Sakramente auf besondere Weise ausgedrückt und wiederholt.

Ein religiöser Seher weissagte vor mehr als hundert Jahren, der Protestantismus würde in Socinianismus, und dieser in Naturalismus enden. Der größere Theil dieser Weissagung ist in Erfüllung gegangen; im Laufe eines Jahrhunderts wird wohl das übrige wahr werden und man wird einst die augsburger Konfession unter das veraltete gelehrte Gerümpel rechnen.

N.

XIV.

Was sind die Jesuiten?

Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, wenn man geschichtlichen Erscheinungen, die sich der gewöhnlichen Betrachtungsweise nach, nur in dem successiven Verlaufe alles Geschichtlichen darstellen, einen besondern Gesichtspunkt abgewinnt; ein Interesse, das vorzugsweise bei religiösen Gegenständen sich erhöhet.

Über die aufschriftlich stehende Frage mögen den Lesern in Bescheidenheit einige Betrachtungen dargeboten seyn.

Sieht man die Sache oberflächlich an, so ist der Jesuitenorden ein Bruder neben vielen andern Brüdern, der sich freilich durch eine ganz besondere Wirksamkeit ausgezeichnet hat. Betrachten wir den Orden, verflochten in die politischen Welthändel Europa's, so dringt sich dem Beobachter die große Bedeutsamkeit desselben auf, welche aber nach der gewöhnlichen Darstellungsweise dem Prinzip des Gehorsams, den fürstlichen Beichtstühlen, der Intelligenz, Schlauheit und Verschmitztheit der Mitglieder zugeschrieben zu werden pflegt.

Was in der neuesten Zeit auffällt, ist die von Seiten der Protestanten, auf eine wahrhaft komische Weise verbreitete Jesuitenriecherei und Jesuitensehenei. Bald sind die Jesuiten in den Städten am Rhein, bald in Bayern, bald in Sachsen, bald in den Schweizerkantonen, ja, selbst auf der Leipziger Messe lassen sie sich sehen. Kommt man an Ort und Stelle, so weiß auch keine Seele etwas von Jesuiten zu erzählen, es denkt kein Mensch daran.

Aber — fragt man vernünftigerweise — unterhält denn der Hesperus, der Eremit ꝛc. sich selbst und das Publikum

rein mit Phantasmagorien, mit erdichteten Dingen? Diese Frage beantwortet sich mit Ja und mit Nein. Mit Ja: denn es läßt sich kaum denken, daß diese Herren das Unwahre ihrer Erfindungen nicht recht gut wissen sollten; mit Nein, wenn man annimmt, daß mit allen diesen Ausdrücken: jesuitisches Treiben, jesuitische Cliquen, Jesuitismus u. s. w. nur der ächt katholische Sinn, die eifrige katholische Gottesverehrung unter einem gehässigen Namen verfolgt und geschmäht werden sollen.

Gerade diese Bezeichnung, diese Identificirung des Katholicismus und Jesuitismus ist etwas ganz charakteristisches, und es wird damit von der entgegengesetzten Parthei, obwohl sie es selbst nicht ahnt, der strengsten Wahrheit gehuldigt. Vielleicht fühlt sie dieß selbst im Geheimen: — nachstehende Worte mögen ihnen und Vielen von uns darüber keinen Zweifel lassen.

Was sind die Jesuiten? Sie sind das katholischeste Institut das die Kirche kennt, das älteste, das ursprünglichste; sie sind nichts als das erneuerte Apostolat; sie sind, was ihr Name ausdrückt, die Verbreiter der Lehre Jesu trotz Verfolgung, Martet und Tod; sie sind blos ein repristinirtes Altes. Dieß ist es, was sie vor den übrigen Orden so ganz besonders auszeichnet. Sie ragen über alle hervor, weil ihr Beruf der höchste und gefährlichste, der verdienstvollste ist, weil sie das Apostelamt neuerer Zeit darstellen.

Ich will nachweisen, daß das hier Behauptete keine bloßen Phrasen sind, sondern, daß damit die strikteste Wahrheit ausgedrückt ist.

Man sage mir, worin im Wesentlichsten der Unterschied zwischen einem Bonifacius, Suibert, Kilian und allen jenen Aposteln des mittleren Alters, und zwischen einem Vater der Gesellschaft Jesu liegt. Alle jene Apostel hatten den nämlichen unbedingten Gehorsam gegen

den päbstlichen Stuhl, der ihr ganzes Streben und Wirken umfaßte, und sie in den scheinbar oft unbedeutendsten Dingen demüthig beim heiligen Stuhle anfragen ließ. Sie waren meistens auch Mönche, durch heilige Gelübde zu einer einfachen strengen Lebensweise verpflichtet; ihr Leben war der Ausbreitung des katholischen Christenthums geweiht; sie waren allem Wesentlichen nach — Jesuiten, Apostel und Jünger der Lehre Jesu; ja, selbst im äußeren Bildungsgange fand eine Ähnlichkeit statt, indem die meisten jener Männer unter monachalischer Disziplin in Rom, sich mit den heiligen Lehren bekannt machten, welche sie alsdann den heidnischen Völkern verkündigen sollten.

Was unterscheidet denn aber die älteren Glieder von den neueren? Hierauf dient zur Antwort: Der Zweck ist der nämliche, und die Einrichtung gestaltete sich nach den Bedürfnissen der Zeit.

Man wird wohl nicht so unbedacht seyn zu fragen, ob denn die Stiftung eines förmlichen Ordens zu diesem Zwecke nöthig und nützlich gewesen sey. Wer hierüber nachdenkt, findet die Antwort. Stets bedurfte die Kirche apostolischer Männer, Missionarien, um dem Christenthum weitere Ausbreitung zu verschaffen. Zu der Zeit, als der heilige Ignatius von Loyola durch besondere Eingebung der heiligen Jungfrau auf den Gedanken kam, seinen Orden zu stiften, war zwar Europa größtentheils dem Christenthum erobert; aber ein unheilbares Schisma hatte zum zweitenmal einen großen Theil dieses Welttheils dem katholischen Glauben entrissen; ein Theil Spaniens befand sich noch unter der Herrschaft der Mauren; durch die neuen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in Indien und auf der neuen Hemisphäre waren für die Ausbreitung des Christenthums neue Provinzen gegeben: eine großartige Periode war für die Obsorge des Stuhles Petri eingetreten.

Foderten nicht weitaussehende Zwecke auch die entsprechenden Mittel? Wenn wir schon in der politischen Geschichte sehen, daß die Völker und Menschen sich schnell eines praktischen Stoffes bemächtigen, so finden wir bei dem römischen Stuhle in höchster Potenz den scharfen und großartigen Überblick, der unter Leitung und Eingebung des heiligen Geistes die Einrichtungen den Forderungen der Zeit schnell anzupassen wußte.

Ignatius von Loyola war dießmal das von der Gottheit ausersehene Werkzeug, dessen sich der Pabst mit Freuden bediente, um mittelst seines Ordens eine Schaar tüchtiger Mitarbeiter im erweiterten Weinberg des Herrn zu gewinnen. Wer ist wohl so blödsinnig, um nicht einzusehen, daß zu diesem Ende die Regel des strictesten Gehorsams und die Anordnung eines dem Orden gebietenden, zu Rom residirenden Generals, die zweckmäßigste, die dem ganzen Verhältniß entsprechendste Maßregel war?

Man betrachte nur die Jesuiten ganz einfach als Missionsinstitut. Das Geschäft der Missionen gehört und gehörte von jeher wesentlich Rom, als dem Centralpunkt der Christenheit an. Insofern ist die innige Verbindung des Ordens mit dem römischen Stuhle gar nichts Neues, nichts Eigenthümliches. Alle katholische Missionäre gingen von jeher von Rom aus, und empfiengen von dort ihre Befehle. Es hätte sich die Kraft zersplittert, es wäre alle Übersicht verloren gegangen, hätte jeder Provinzial über seine Provinz gebieten dürfen. Nein, es war dem weitumfassenden Wirken des neuen Apostelamts, es war der nöthigen Übersicht durchaus angemessen, daß Ein Centrum die Bemühung des Ordens leitete, jedem Individuum seinen Wirkungskreis anwies, und daß jedes Mitglied den unbedingtesten Gehorsam leisten mußte. Der General des Ordens war in seinen Funktionen Delegator des römischen

Stuhls und entlastete diesen eines wichtigen und mühevollen Zweiges seiner geistlichen Thätigkeit.

Und die Zeit hat bewiesen, was dieser bewundernswürdige Orden dem Christenthum geleistet hat. Der Protestant E. M. Arndt rechnet in seinem „Geist der Zeit" mit Recht unter die Zeichen einer matten und schlechten Zeit das Frohlocken über den Untergang und die wahrhaft bübischen Schmähungen eines Ordens, der in der Geschichte eine der größten Erscheinungen darbietet. Es ist noch nicht genug gewürdigt, was man dem Wirken der Jesuiten in Europa verdankt. Vielleicht ist der größere Bestand des Katholicismus in Österreich und Frankreich sein Werk. Was er in Indien, Japan, China und Paraguay geleistet hat, ist bekannt. Es war die Folge des apostolischen Zwecks des Ordens, daß, während der römische Stuhl manche andere Orden, die nur ein klerikalisches Mönchsleben bezweckten, aufhob, der Jesuitenorden so lange erhalten wurde, bis Clemens den ihn bestürmenden Anträgen der katholischen Mächte nicht mehr widerstehen konnte.

Aber die Kirche braucht wie früher, so auch jetzt noch immer Missionarien, und der Jesuitenorden hatte ein zu rühmliches, zu ausgezeichnetes Andenken hinterlassen, als daß nicht die günstigen Zeitläufte zu dessen Wiederherstellung hätten benutzt werden sollen. Der Orden besteht und wird noch lange bestehen, obschon er zwar dermalen aus Rußland und Frankreich verbannt ist, weil man dort von keinem katholischen, und in Frankreich bald gar von keinem Christenthum mehr hören will. Aber es dürfte die Zeit kommen, wo seiner Thätigkeit sich ein großes und ehrenvolles Feld öffnete; ja, diese Zeit muß kommen, sobald man einmal so weit gelangt ist, die freie Äußerung politischer und religiöser Überzeugungen nicht blos Einem Theile, sondern jedermann zuzugestehen.

Der Orden hat seitdem in Frankreich und in der Schweiz gezeigt, daß er nicht der Schlauheit, Pfiffigkeit und einem finstern Schleichen seine Erfolge verdanken will, sondern, wie immer, der Reinheit seiner Sitten, seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seinem unverholenen ächtreligiösen Streben.

Nicht ohne Grund wird das Institut von Seiten der Protestanten gefürchtet, weil natürlich dessen Tendenz dem Protestantismus durchaus entgegen ist; aber die Waffen mit denen er ihn bekämpft, sind, wie sie von jeher waren, die schlechten Waffen der Verläumdung und Frechheit. *)

*) Neuerlich hat sich auch das Inland, ein in München erscheinendes Tagblatt, den Reihen der Gegner der Jesuiten angeschlossen, als es in seine Nummer 268 und 269 aus des Freiherrn von Hormayr Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Jahrg. 1831 ein Fragment aufgenommen, worin den Jesuiten alles erdenkliche Unheil aufgebürdet wird: der 30jährige Krieg, Haß gegen jede Constitution und jede auf eigenen Füßen stehende Institution (obgleich seit ihrer Verbannung erst alle Constitutionen und Institutionen erschüttert und zu Boden geworfen worden sind) Verstümmlung der Classiker (?!) ja sogar, daß Oesterreich nicht protestantisch geworden ist. Dem Verfasser und der Cotta'schen Officin mag so etwas nicht zu verargen seyn, da beide Gründe haben mögen, sich den Areopagiten des Zeitgeistes gefällig zu erweisen; kostet ja ein paar der Geschichte und der Wahrheit gegebene Fußtritte wenig Anstrengung. Allein was soll man, wenn jenes Blatt wirklich das Schooskind des bayer'schen Ministeriums ist, wofür so manche Begünstigung es zu halten berechtigt, was soll man dann von solchen Artikelchen sagen? Sollen vielleicht die Kritiker der Schulpläne und die Correspondenten französischer Journale beschwichtiget werden? In welcher Aufklärung übrigens das Inland sich zu bekennen anfängt, zeigen auch noch die Nummern 273 und 274, wo den armen Belgiern ebenfalls zum harten Vorwurfe gemacht wird, daß sie nicht protestantisch geworden sind. —

XV.

Mission von Tong-King.

(Fortsetzung.)

In dem vorhergehenden Hefte haben wir den Lesern eine kurze Nachricht von dem traurigen Zustande der Mission in Tong-King gegeben, die, seit ihrem Beginne nur wenige Tage Frieden genießend, unter dem Drucke und den blutigen Verfolgungen der Fürsten dieses Reiches den Saamen des Evangeliums ausstreute, und die im Schatten des Todes schmachteten, in das Licht des christlichen Glaubens und des ewigen Lebens einführte. Es ist nicht zu verkennen, wie viel die Missionäre, welche von dem reinsten Religionseifer in dieses Land gezogen, ihre Freunde und ihr Vaterland verließen und die größten Entbehrungen erduldeten, zur Verbreitung und Erweiterung des Reiches Gottes auf Erden beigetragen haben. Herr Masson, apostolischer Missionär in Tong-King, dessen Schreiben an Herrn Abbé Michel vom 28. Juni 1825 wir mittgeheilt haben, giebt die Zahl der christlichen Glaubensbekenner auf 200,000 an. Wir erkennen hieraus gewiß die siegende Kraft der göttlichen Gnade, die diese bedauerungswürdigen Verehrer der Götzen mit den Strahlen ihres himmlischen beseligenden Lichtes erleuchtet, und sie für die ewigen Wahrheiten gewinnet, auf daß sie würdige Glieder des Bundes der Liebe Jesu werden, und Theil nehmen an den Verheißungen der Religion.

So sehr wir aber Ursache haben, uns über diesen reichen Segen der Missionsarbeiten zu freuen, so müssen wir doch auch sehr beklagen, daß sich hier der Ausspruch des Evangeliums Jesu ganz besonders bewahrheitet: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Herr

Ollivier, der im Jahr 1820 als Missionär von Frankreich abgieng, berichtet uns in einem aus Tong-King vom 26. August 1824 datirten Briefe, daß er in ein Dorf gekommen sey, wo man ihm mit Schmerz geklagt habe, daß daselbst schon seit 25 Jahren kein europäischer Priester mehr gesehen worden sey. Die ganze Mission zählte im Jahre 1825 nur sechs Missionäre, unter denen nur diese vier, Herr Ollivier, Jeantet, Havard und Maffon rüstige Männer waren, die des Tages Last und Hitze noch tragen konnten. Herr Eyot ist schon ein Greis von mehr als sechzig Jahren, Herr Longer, Bischof von Garrhna zählt deren schon 75, und seine körperlichen Gebrechen gestatten ihm nicht einmal mehr die heilige Messe zu lesen. Zwar sind außer diesen noch 83 Priester aus den Eingeborenen vorhanden, aber was ist diese kleine Zahl gegen 200,000 die auf einem Erdstriche, der 150 Stunden in der Länge und etwas weniger in der Breite hat, zerstreut leben? Vergleicht man die Zahl dieser Arbeiter des Glaubens mit der Zahl der Christen, so ergiebt sich, daß auf einen Priester mehr als 2298 Seelen gerechnet werden müssen, mithin die Arbeit mit den Arbeitern in keinem Verhältnisse steht. Erwäget man nun noch die Zerstreuung der Christen, die Vorsichtsmaßregeln, welche die Missionäre zu nehmen genöthigt sind, um nicht entdeckt zu werden, und die grausamen Verfolgungen denen, sie stets ausgesetzt sind, und wodurch sie in der freien Ausübung ihres heiligen Amtes gehemmt werden, so hat man das vollkommene Bild des traurigen Zustandes dieser Mission.

Noch immer wüthet der König dieses Landes gegen die christliche Religion, und verfolget stets die Missionäre, wo sie sich nur erblicken lassen. Sie sind der Gegenstand seines unversöhnlichsten Hasses, wie er es noch im Jahre 1825 durch ein Edikt zu erkennen gab. Herr Eyot, Missionär in Tong-King, hat dasselbe dem Herr Langlois,

Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen mitgetheilt, und wir führen dessen Brief hier an, weil er uns in den Stand setzt, die Lage der Mission in Tong-King richtig zu beurtheilen, und zugleich als Einleitung zu den Nachrichten über die Mission in Kochin-China dienen kann, da er einige Thatsachen berührt, welche auf diese Bezug haben.

Brief des Herrn Eyot, an Herrn Langlois, Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen.

Tong-King, am 13. Juni 1825.

Geliebter Herr Mitbruder!

„Es ist uns in diesem Jahre kein Schreiben von Ihnen „zugekommen, es hat uns Herr Taberd nur ein gemein„schaftliches Schreiben, das an die Mission von Kochin„China gerichtet war, so eben mitgetheilt. Wir haben „von demselben blos Kunde erhalten von den glänzenden „Thaten des Herzogs von Angouleme in Spanien, und „von dessen Rückkehr nach Paris. Herr Regereau, der als „Missionär für Kochin-China bestimmt ist, war der Über„bringer dieses Briefes. Dieser liebe Mitbruder hat die „Gelegenheit einer französischen Fregatte benutzt, welche „die Bestimmung hatte, dem Könige von Kochin-China ein „Schreiben nebst Geschenken des Königs von Frankreich zu „überbringen. Bei der Landung der Fregatte in dem Hafen „von Touron, ließ Herr von Baugainville, Schiffskom„mandant, dem Könige seinen Auftrag melden; allein die„ser Fürst verweigerte nicht nur die Annahme des Schreibens „und der Geschenke, sondern wollte auch die Franzosen bei „Hofe nicht zulassen. Die Fregatte mußte daher zurückkeh„ren, ohne daß der Befehlshaber eine Audienz bei dem

„Königs erhalten konnte. Ungeachtet der großen Wach„samkeit der Spionen, gelang es dennoch, den Missionar „auszusetzen; er wurde sogleich in das nicht weit vom Ha„fen entlegene Haus eines Priesters gebracht. Allein, sey „es, daß seine Landung nicht geheim genug gehalten, oder „daß sie nachher durch einen Spion, oder auf was im„mer für eine Art entdeckt wurde, der König bekam Kennt„niß davon, und befahl sogleich dem Statthalter der Pro„vinz Quang-nam, in welcher der Hafen von Touron liegt, „die strengsten Untersuchungen anzustellen, um des Missio„närs habhaft zu werden. Ich theile Ihnen hier das „Wesentliche des Ediktes mit, das er dem Statthalter und „dem ersten Mandarin der Provinz zugehen ließ:

„„Die verkehrte Religion der Europäer verwirrt den „„Geist und verdirbt das Herz des Menschen. Bisher „„haben mehrere europäische Schiffe, welche des Handels „„wegen in dieses Königreich gekommen sind, die Lehre „„dieser Religion heimlich in dasselbe eingeführt, die dann „„das Volk verführen, unsere Sitten und Gebräuche zerstö„„ren, und uns hindern, das Herz unseres Volkes zu bessern „„und zu lenken. Wir befehlen deßhalb allen Mandarinen, „„alle französische Schiffe, welche an unsern Küsten erschei„„nen, mit der größten Sorgfalt beaufsichtigen und alle „„Eingänge zu Wasser und zu Land mit der strengsten „„Pünktlichkeit bei Tage und bei Nacht bewachen zu lassen, „„damit die Lehrer der europäischen Religion sich nicht heim„„lich unter das Volk schleichen und die Finsternisse in „„diesem Königreiche verbreiten.““

„Dieses Edikt ist datirt vom fünften Jahre der wirk„lichen Regierung, vom 25. des zwölften Monats, was „dem 11. oder 12. Februar 1823 entspricht.“

„Nachdem der Statthalter von Quang-nam dieses „Edikt erhalten hatte, vollzog er es, wahrscheinlich um sich „dem Könige zu empfehlen, mit einer noch größeren Strenge,

„als das Edikt selbst foderte; indem er den Christen alle „Zusammenkünfte und jede Ausübung ihrer Religion unter„sagte und den Gemeindevorstehern und Soldaten befahl, „sie zu ergreifen und in die Gefängnisse zu bringen. Dieser „Befehl verbreitete allenthalben Schrecken und Bestürzung. „Der kurz vorher angekommene Missionär wußte nicht, „wie er sich verbergen, oder wie er den Verfolgungen ent„gehen sollte, entschloß sich daher zu dem Hafen wieder „zurückzukehren. Das war kein leichtes Unternehmen; doch „gelang es ihm und er fand Mittel, sich mit dem Han„delsfaktor, Herrn Borel, auf einem französischen Han„delsschiffe, das von da abging, einzuschiffen. Die Herrn „Chaigneau und Vannier *) waren gegen das Ende des „neunten Monats mit ihrer ganzen Familie von dem Hofe „Kochin-China's abgereis't, um nach Frankreich zurückzu„kehren. Sie haben den Weg nach Dong-nai in Unter„Kochin-China eingeschlagen, in der Absicht, sich dort „nach Synkapor einzuschiffen, wo sie eine Gelegenheit „entweder nach Makao oder nach Europa sich zu verschaffen „suchen werden. Herr Borel ist gesonnen nach Dong-nai „zu steuern, daselbst zu landen wenn die Herrn Chaigneau „und Vannier sich noch dort befinden sollten, und Herrn „Regereau auszusetzen; sollten sie aber nicht mehr da seyn, „sie in Synkapor aufzusuchen. Wir wissen nicht, ob dieser „Plan geglückt ist." —

„Das Edikt des Königs gab unsern tong-king'schen „Politikern zu vielem Gerede Anlaß. Man verbreitete das „Gerücht, daß man die christliche Religion verfolgen werde, „daß das Edikt deßhalb schon erlassen sey und auf dem „Punkte ist, bekannt gemacht zu werden. Da Herr Havard „mit mir in dem Priesterhause war, und den Schülern

*) Beide waren Franzosen, und am Hofe des Königs von Kochin-China angestellt.

„Unterricht gab, so schrieb mir der Herr Bischof von Gor„tyna, es sey nicht rathsam, daß zwei Europäer beisammen „wohnen. Ehe wir uns von einander trennten, wollten „wir doch sehen, welche Wendung die Sache nehme. Plötz„lich theilte man uns eine falsche, durch die Umstände wo„mit sie erzählt wurde, sehr glaubwürdig scheinende Nach„richt mit. Obgleich ich ihr indessen wenig Glauben bei„maß, so brachte sie doch Schrecken und Verwirrung in „unser Haus, wo wir in großer Anzahl beisammen waren. „Ungeachtet es Nacht war, packte ein Jeder das Seinige „zusammen, und schickte sich zur Flucht an; Herr Havard „verließ mich aus Vorsicht noch in der nämlichen Nacht. „Der Herr Bischof von Gortyna rieth mir die Schüler der „lateinischen Sprache zu entlassen, sie zu ihren Eltern zu„rückzuschicken, und die Theologen in den benachbarten „Dörfern unterzubringen. Nach der Abreise des Herrn „Havard, und der Entlassung der Schüler, war ich wie„der beruhigt; denn vorher fürchtete ich viel für unsern „geliebten Mitbruder, der sehr leicht als neuer Missionär „erkannt werden kann. Ich blieb in dem Priesterhause und „ungeachtet der verschiedenen Gerüchte, die man ausstreute, „setzten wir das Studium fort. Allein bald hatten wir ei„nen neuen Schrecken: während ich die Klasse hielt, kam „man mir sagen, ich sollte so schnell als möglich mich hinaus „begeben, es sey ein vornehmer Mandarine der königlichen „Residenz angekommen, der geraden Weges auf die Kirche „zu komme und schon im Begriffe stehe, in dieselbe hinein „zu gehen; seine Soldaten umringten das Dorf und hätten „schon Befehl erhalten ihre Lunten anzuzünden. Da ich „nicht wußte, was dieses zu bedeuten habe, und weil gerade „die Rede von einer Verfolgung war, so verließ ich das „Haus, und begab mich zu einem Privatmanne. Kurz „hierauf kam der Mandarin mit seinem Gefolge bei der „Kirche an. Er stieg in dem Nebengebäude ab, das als

„Sprachzimmer für die Aufnahme der Fremden, besonders „der Frauen dient. Bald darauf kamen die vornehmsten „Einwohner des Dorfes, um dem Mandarin ihre Aufwar„tung zu machen, und baten ihn, sich in ein anderes Haus „zu begeben, das man zu seinem Empfange zubereitet hatte. „Er erkundigte sich um die Bequemlichkeit des Hauses, „und da man ihn versicherte, es sey nach Möglichkeit dafür „gesorgt, verfügte er sich dahin, wo man ihm und seinen „Soldaten ein Mittagessen bereitete, die alle mit gutem „Appetit aßen. Endlich zeigte es sich, daß dieser Man„darin von dem Statthalter der Provinz ausgeschickt wor„den war, um in zwei Distrikten nachzusehen, ob alles in „Ruhe sey; dergleichen Besuche sind nicht selten.

„Ich begab mich bald wieder in unser gemeinschaftliches „Haus, und wir setzten unsere Beschäftigungen fort wie „vorher. Wann aber Herr Havard zurückkommen wird, „weiß ich nicht; er besorgt dermalen die geistliche Leitung „der Christen in dem obern Theile der mittägigen Provinz. „Die lateinischen Schüler sind noch nicht wieder beisam„men, und ich weiß auch nicht, ob das Seminar und das „Kollegium getrennt werden oder vereint bleiben. In den „zwei letzten Jahren hat der Herr Bischof das heilige Öl „nicht weihen können: vor einigen Tagen schrieb er mir: „bereits sind es eilf Tage, daß ich keine heilige Messe „mehr lesen kann; nicht einmal am Pfingstfeste habe ich „dem Gottesdienste beiwohnen können, und ich zweifle, ob „ich mich je wieder dem heiligen Altare werde nähern „können.

„Im letzten Jahre schickten wir zwei Boten nach „Makao, die aber noch nicht zurück sind. Wir haben er„fahren, daß vier Missionäre in dieser Stadt angekommen „sind, von denen die Herrn Regereau und Jaccard für „Kochin-China, Herr Voisin für China, und Herr Masson „für Tong-King bestimmt sind. —

„Von einer Verfolgung ist nun keine Rede mehr, „und man läßt uns wieder in Ruhe wie vorher; dennoch „fürchtet man die böse Stimmung des Königs gegen un„sere heilige Religion, und gegen die Europäer. Wie „es scheint, will er unsere Religion dadurch zerstören, „daß er den jungen Missionären den Eintritt in dieses „Land verwehret. Die älteren Missionäre, denkt er, „können nicht mehr lange leben, und wenn keine andere „nachfolgen, so geht die christliche Religion von selbst zu „Grunde. Herr Havard, unser geliebter Mitbruder, ist „vor zwei Jahren, als er in Tong-King landete, einer „großen Gefahr entgangen, seine Ankunft blieb nicht ge„heim, das Gerücht davon kam zu den Ohren der Man„darinen. Des andern Tages begaben sie sich an Bord „des chinesischen Schiffes, auf welchem er angekommen „war, sich aber nicht mehr auf demselben befand. Wir „wissen, sagten sie zu dem Capitain, daß ein europäischer „Missionär mit angekommen ist; sie ließen deßhalb die Rei„senden auf's Verdeck kommen, zogen sich aber zurück, als „sie sahen, daß es nur Chinesen waren. So beschützet uns „die göttliche Vorsehung. Verlieren wir nie das Vertrauen: „Gott ist mächtiger als die Menschen."

Ich bin ꝛc.

Eyot,
apostolischer Missionär.

Mission von Kochin-China.

So bedauerungswürdig die Lage von Tong-King ist, wie wir aus den bisher mitgetheilten Missionsnachrichten ersehen konnten; so ist es doch jene von Kochin-China noch weit mehr. Diese Mission, welche durch den Tod ihrer beiden Bischöfe und der andern Missionäre bis auf drei europäische Priester vermindert worden ist, hat nicht einmal den Trost erhalten, die Herrn Jaccard und Regereau,

die für sie bestimmt waren, ankommen zu sehen. Herr Jaccard ist in Tong-King, und wird Mühe haben sich nach Kochin-China zu begeben. Von den Schwierigkeiten, die sich dem Herr Regereau entgegenstellten, werden wir weiter unten zu reden Gelegenheit haben.

Herr Taberd, der mit Herr Gagelin allein zurückgeblieben ist, schildert in zwei Briefen den traurigen Zustand der Mission Kochin-China's und fleht seine Lyoner Landsleute um Unterstützung an. Der erste Brief, den er gegen das Ende des Jahres 1824 schrieb, war an die Herrn Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen gerichtet. Er wurde von Herr Chaigneau, der, wie wir schon erwähnten, von Kochin-China nach Frankreich zurückging, überbracht, und enthielt außer der Nachricht von dem Tode des Herrn Thomasin einiges über die Arbeiten des Briefstellers selbst: daß er bis in die Provinz Phu-yen vorgedrungen sey, und daselbst das heilige Sakrament der Firmung ausgespendet habe; daß er die Absicht gehabt, bis nach Dang-nai zu gehen, aber durch schwierige Verhältnisse an der Ausführung dieses Planes gehindert worden sey; daß in der Provinz Nha-trang (zwischen Phu-yen und Dong-nai) seit 80 Jahren das Sakrament der Firmung nicht gespendet worden sey. —

Der zweite Brief des Herrn Taberd, der, wie der erste, ohne Datum ist, aber nach den Thatsachen, die er enthält, gegen den Anfang des Jahres 1825 geschrieben zu seyn scheint, war an den Herrn Abbe Recorbet, Kanonikus und Generalvikar der Diözes Lyon gerichtet. Denselben setzte er von dem Verlust in Kenntniß, den die beiden Missionen von Kochin-China und Tong-King in kurzer Zeit durch den Tod von vier Missionären erlitten haben, und in welchen traurigen Zustand sie dadurch versetzt worden seyen. Er klagt bitter, daß man der so unglücklichen Mission Kochin-China's, die nur noch zwei Missionäre habe,

keine Hülfe sende und nicht einmal denjenigen, welche es doch wünschen, die Erlaubniß gebe, dahin abzugehen. „Seit „wenigen Monaten, so drückt sich das Schreiben aus, hat „der Herr der Barmherzigkeit, dessen Rathschlüsse unerforschlich sind, unsere Missionen in Kochin-China und Tong-„King auf eine schmerzliche Weise heimgesucht. Vier „Missionäre, die Herrn Guerard, Jarot, Labartette und „Thomassin starben fast zu gleicher Zeit. Es sind nun hier „unser nur noch zwei, wovon ich der älteste bin; und doch „hat man weder mit uns, noch mit unsern unglücklichen „Christen Mitleid, und sendet uns keine Hülfe. Ich weiß „aus mehreren Briefen, die ich aus Frankreich erhielt, daß „mehrere Subjekte aus der Diözese Lyon sich uns anzuschließen „wünschen, aber bis jetzt die Erlaubniß hiezu nicht erhalten „konnten. Warum? weiß ich nicht. Hätte der große hei-„lige Johannes, und der ehrwürdige Polykarp eben so „gegen die heiligen Pothin und Irenens gehandelt, was „wären wir nun?»

Als einen besondern Feind der christlichen Religion nennt Herr Taberd den jüngern Bruder des Minh-Mang, als den gefährlichsten und boshaftesten aber schildert er einen gewissen Apostaten aus Kochin-China. „Dieser, „sagt Herr Taberd, wohnt nahe bei der königlichen Re-„sidenzstadt und wußte sich durch Bestechungen ein kleines „Amt zu verschaffen. Unaufhörlich spricht er zu den Man-„darinen von europäischen Lehrern, die sich in dieser und „in jener Gegend aufhalten, als von Hehlern des Volks; „er will dadurch auf unser Kollegium hindeuten, wenn „dieser Apostat selbst wenigstens zehn Jahre lang erzogen „worden ist. — Vorher hatte ihn zwölf bis fünfzehn Jahr „lang der Herr Provikarius Jarot ernährt. Seit mehr „als zwei Jahre benahm er sich gegen den Herrn Bischof „von Veren, auf eine ganz unwürdige Weise. Er gieb „unsern unglücklichen Neophyten ein großes Aergerniß.

„Ehemals war man mit ihm sehr zufrieden; allein vor „drei oder vier Jahren hatte er Gelegenheit, durch einige „Dienstleistungen mit französischen Kaufleuten in Berüh„rung zu kommen. Das war die Ursache seines Verder„bens. Diese Herrn überhäuften ihn unbesonnener Weise „so sehr mit Lobsprüchen, daß sie in ihm einen unerträglichen „Stolz erregten. Seitdem sieht er nur mit der größten „Verachtung auf die europäischen Priester, ja selbst auf „seinen Bischof herab.“

Herr Regereau, der als Missionär seine Bestimmung nach Kochin-China erhielt, ging am 12. Januar 1824 von Paris dahin ab. Er hatte Empfehlungsschreiben an die Herrn Chaigneau, Vannier und Despiau. Die Herrn Chaigneau und Vannier waren aber bei seiner Ankunft schon nach Frankreich abgereis't, und Herr Despiau, ein französischer Arzt, war fünf und zwanzig Tage vorher gestorben. Wir haben aus dem Briefe des Herrn Eyot gesehen, daß Herr Regereau zwar an das Land gekommen war, aber, um den Verfolgungen zu entgehen, sich mit Herrn Borel auf einem französischen Handelsschiffe wieder einschiffen mußte. —

Seine Absicht war, zu den Herrn Chaigneau und Vannier in Dong-nai oder in Synkapor zu stoßen; welches aber an beiden Orten vereitelt wurde. Bei seiner Ankunft in Sai-gon, wo er blos ihretwegen landete, waren sie schon abgereis't, und zu Synkapor, wo er am zweiten April Abends ankam, waren sie noch nicht eingetroffen. In der Rhede von Synkapor fand er ein spanisches Schiff, das ihn nach Manilla brachte, von wo er sich nach Macao begab. Hier befand er sich noch gegen Ende Octobers 1825 und schrieb von daher nachstehenden Brief an Herrn Langlois, Vorsteher des Seminars der auswärtigen Missionen, in welchem er die Unfälle seiner Reise schildert. —

Brief des Herrn Regereau an Herrn Langlois.

Macao, am 25. October 1825.

Hochwürdiger Herr Superior!

„Ich habe Ihnen mehrere Briefe aus Kochin-China, „und einen vom 3. April aus der Rhede von Synkapor „geschrieben. Ich setzte Ihnen darin alle Umstände und „Veranlassungen meiner Abreise auseinander und schilderte „Ihnen den traurigen Zustand meiner unglücklichen Mis„sion in Kochin-China. Am 3. März schiffte ich mich zu „Tauranne auf dem Courrier de-la-paix ein, und verließ „ihn wieder am 3. April zu Synkapor, um mit einer „spanischen Brigg nach Manilla zu gehen, wo ich auch „nach einer 39 tägigen Fahrt landete. Die ehrwürdigen „Väter des heiligen Dominikus, die über meine Ankunft „nicht wenig erstaunt waren, nahmen mich mit derselben „Herzlichkeit, wie das erstemal auf. Während der Fahrt von „Synkapor nach Manilla rasteten wir 24 Stunden in Pou„Condor. Diese Insel zählt beiläufig 400 Einwohner, die „alle Heiden sind. Am 10. Mai landete ich zu Manilla, „verließ diese Stadt aber am 31. dieses Monats wieder, „und befinde mich schon seit dem 12. Juni zu Macao, „wo ich in Geduld eine Gelegenheit nach dem Orte mei„ner Bestimmung abwarte. Am 9. September erhielt ich „Briefe von Herr Taberd, welcher glaubte ich wäre zu „Sai-gon in Unter-Kochin-China gelandet. Wir haben „erfahren, der König von Kochin-China habe eine Ver„folgung gegen die christliche Religion beschlossen, seine „Mutter aber, und mehrere ältere Mandarinen hätten sich „widersetzt; besonders soll diese Nachricht den Ober„Mandarin zu Sai-gon, einen sehr vertrauten Freund des „verstorbenen Königs und der französischen Mandarinen,

„empört und er soll das Dekret des Königs, statt es zu „vollziehen, zerrissen haben mit den Worten: „Wie! man „will die christliche Religion verfolgen, während wir „das Grabmal des großen Lehrers Peter (Bischof von „Adran *) vor unsern Augen haben? Und was haben „denn die Christen verbrochen?“ Es geht auch das Gerücht, der König habe seinen Bruder, den kleinen Prinzen, der in Frankreich war, nachdem er allerhand Verläumdungen gegen dessen Gemahlin ausgestreut hatte, als der Verschwörung schuldig, erdrosseln lassen. Diese Fürstin war den Christen sehr zugethan. Ihr trostloser Sohn hatte sich zum Grabe seines Vaters begeben um auf demselben zu weinen. Der König, der nicht wußte wo er sey, ließ ihn allenthalben aufsuchen, und als er ihn gefunden hatte, beraubte er ihn jedes Ehrengrades, und hält ihn seitdem gefangen. Es wäre möglich, daß diese unwürdige Behandlung die Gemüther anfregte. —

„Herr Taberd, den der Weg über Saigon führte, hat mich versichert, daß alles in Ruhe sey, und daß Herr Gagelin, dessen Gesundheit immer schwach ist, sich im Innern des Landes befinde. Die Mission von Siam liegt in den letzten Zügen, jene von Kochin-China ist in einem flechen Zustande, die anderen haben viel zu dulden, doch wir wollen nicht verzweifeln. Gott, der Alles nach seiner Weisheit leitet, wird helfen, obgleich die Art seiner Hülfe uns verborgen ist.

Ich bin ꝛc.

Regereau,
apostolischer Missionär.

*) S. das Novemberheft des Katholiken S. 176.

XVI.

Literatur.

Alcuins Leben. Ein Beitrag zur Staats-, Kirchen- und Kulturgeschichte der karolingischen Zeit, von Dr. Friedrich Lorentz, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Halle. Halle 1829 bei Karl August Kümmel.

„Eine allgemeine Geschichte der karolingischen Zeit, sagt der Verf. in der Vorrede, so ausführlich, als es ihre Bedeutung verdient, und so gründlich, als es nur immer der sorgfältigste Fleiß vermag; ist ein Bedürfniß, das jeder, der die Geschichte der abendländischen Christenheit zu studiren angefangen, entweder für sich selbst zu befriedigen gesucht, oder wenn ihm Neigung, Gelegenheit oder Talent dazu fehlten, doch wenigstens gefühlt hat. Seit dem Anfange meiner historischen Studien, habe ich mich in dieser Region des historischen Gebiets lange genug verweilt, um Andern meine Dienste als Führer durch dieselbe anbieten zu dürfen. Allein ich kenne die Pflicht eines Führers gegen den Fremden, welchem er eine Gegend zeigen will, zu gut, um voreilig mit meinem Wegweiser hervorzutreten. Er muß dem, welcher sich seiner Führung anvertraut, die Mühseligkeiten und Verirrungen ersparen, die es ihn gekostet hat, um sich selbst zu orientiren; er muß ihn auf gebahnten Wegen auf die Punkte bringen, welche die schönste und am meisten praktische Aussicht darbieten, und wohin er selbst erst auf Umwegen und nach Überwindung von Schwierigkeiten aller Art gelangt ist..... Da ich also noch einige Jahre mit meiner ausführlichen Geschichte des karolingischen Zeitalters zurückhalten werde, um ihr die größte Vollständigkeit zu geben, so würde es keine geringe Ermunterung für mich seyn, wenn das kleine

Werk, welches ich hier dem Publikum vorlege, von demselben seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und als eine Legitimation für die Bearbeitung der ganzen karolingischen Periode betrachtet würde. Was ich in einer kleinen akademischen Gelegenheitsschrift: De Carolo magno, literarum fautore, Hal. 1828. angedeutet, habe ich hier weiter ausgeführt, nämlich den Gedanken eines großen Monarchen im achten und neunten Jahrhundert, die Macht und Festigkeit seines Staates auf eine Vermehrung der Intelligenz zu gründen, und die religiöse und wissenschaftliche Bildung mit den Staatsprinzipien in Übereinstimmung zu bringen. Die Ausführung dieses Gedankens hing von der Wirksamkeit und den Ansichten der Männer ab, welche durch Karls Vertrauen dazu berufen und durch Geist und Bildung dazu berechtigt waren, und unter diesen hat keiner dem Monarchen so nahe gestanden und einen so großen Einfluß auf ihn ausgeübt, als Alcuin.

An seine Geschichte läßt sich daher am besten anlehnen, was sich auf die wissenschaftliche Richtung dieser Zeit bezieht, und seine Schriften über fast alle Fächer der damaligen Gelehrsamkeit sind die beste Quelle dafür. Der Einfluß, den er außerdem als Rathgeber Karls des Großen auf Staatsbegebenheiten und Kirchenangelegenheiten ausgeübt hat, vermehrt noch die Wichtigkeit, die er in seiner Zeit hatte, und die ihn würdig macht, der Gegenstand einer besondern Biographie zu werden." —

Mit diesen Worten giebt der Verf. den Zweck und den Umfang seines kleinen Werkes an. Jeden, der mit der Geschichte nur etwas vertraut ist, und der ihre dunkleren Gebiete aufgehellt wünscht, muß das Unternehmen des Hrn. Lorentz erfreuen, und diese Freude wird um so größer, wenn er gewahrt, wie trefflich er in mancher Hinsicht seine Aufgabe gelöst habe. Doch nur in mancher Hinsicht. Denn in Allem können wir seinen

Ansichten nicht beipflichten, und werden es seines Ortes bemerklich machen, worin er sich uns verirrt zu haben scheint. Dieß ist der eine Zweck, den wir bei dieser Anzeige und Recension uns vorgesetzt; der andere ist, den Lesern dieser Zeitschrift einen Überblick über das vorliegende Werk, und in Auszügen eine Einsicht in das geistige Leben und Bewegen Alcuins und seiner Zeit zu verschaffen.

Das ganze Buch zerfällt in fünf Abschnitte. **Erster Abschnitt.** Alcuins Erziehung und Verhältnisse bis zu seinem ersten Auftreten am fränkischen Hofe. **Zweiter Abschnitt.** Alcuins achtjähriger Aufenthalt am fränkischen Hofe. 1. Der Kulturzustand des fränkischen Reiches. 2. Karl der Große. 3. Alcuin als Lehrer des Königs und der königlichen Familie. 4. Errichtung von hohen und niedern Bildungsanstalten im fränkischen Reiche. 5. Alcuins Rückkehr nach England. **Dritter Abschnitt.** Alcuins Rückkehr an den fränkischen Hof und Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten bis zu seiner festen Niederlassung im fränkischen Reiche. 1. Entstehung und Ausbildung des Adoptianismus. 2. Alcuins theologische Ansichten. 3. Geschichte des Bilderstreites. 4. Entscheidung der Kirchenversammlung zu Frankfurt über den Adoptianismus und die Bilderverehrung. 5. Alcuins feste Niederlassung im fränkischen Reiche und Theilnahme an der völligen Unterdrückung der adoptianischen Lehre. **Vierter Abschnitt.** Alcuin als Abt von Tours bis an seinen Tod. 1. Reform des geistlichen Standes. 2. Über Karls Bestrebungen für die Nationalsprache und über seine angebliche Akademie. 3. Alcuins Freunde und Schüler. 4. Alcuin als Director der Klosterschule zu Tours. 5. Alcuins philosophische und historische Schriften. 6. Über Alcuins poetische Schriften. 7. Erneuerung des römischen Kaiser-

thums im Abendlande. 8. Uneinigkeit zwischen Alcuin und Theodulf. 9. Alcuins Tod. **Fünfter Abschnitt.** Über Alcuins Charakter und Persönlichkeit. 1. Allgemeine Bemerkungen über Geschichte und Biographie. 2. Alcuins äußere Persönlichkeit. 3. Alcuins Charakter.

Die kurze Einleitung von S. 1 — 5. handelt über die Wichtigkeit der Zeit Karls des Großen im Allgemeinen, mit Beziehung auf den, von dem sie benannt ist. Im ersten Abschnitte sind treffliche Bemerkungen gegeben über das Verhältniß des römischen Hofes und seinen Beitrag zur Bildung der abenländischen Menschheit. „Wenn überhaupt irgend ein Platz der westlichen Welt ein junges und wißbegieriges Gemüth ansprechen konnte, so war es Rom, die ehemalige Hauptstadt der gebildeten Erde, und welches noch in Trümmern an die Größe hingeschwundener Jahrhunderte und an die Blüthe der Wissenschaften und Künste erinnert. Auch damals noch war Rom mehr als ein anderer Ort im Westen Europas, die Heimath der Wissenschaften, und legte schon jetzt den Grund zu einer neuen Weltherrschaft, welche fester, als die von den Germanen zerstörte, nicht auf Waffen, sondern auf geistige Überlegenheit gegründet werden sollte.“ An Hrn. Lorentz ist es offenbar geworden, daß dem unbefangenen Sinne sich immer die Wahrheit zeigt, so wie sie ist, während der befangene Partheigänger sich selbst gegen das Licht, das ihm leuchtet, verschließt, indem er seine Augen zuhält, so sehr es auch das von Natur für das Licht geschaffene Auge schmerzen mag. Von diesem unseligen sich Verschließen gegen die Sonne der Wahrheit, hat unsere Zeit schon manche Beispiele gegeben, und giebt sie täglich noch. Doch ist hier nicht die schickliche Gelegenheit, sich dagegen auszusprechen. Um so rühmlicher ist es daher, daß Männer mit Talent und Gelehrsamkeit ausgestattet, das, was sie vorurtheilsfrei gefunden, eben so der Welt wieder geben, selbst wenn

ihnen von ihrer Erziehung noch Manches anhängt, das sie erst, als eine nach etwas hemmende Decke — mit der Zeit, wenn nicht ganz, doch großentheils, ablegen werden. Als eine solche Augenbinde sehen wir es bei Hrn. Lorentz an, wenn er sogleich zu den obigen Worten hinzusetzt, daß Rom später die Welt durch Vorurtheil und Aberglauben in unzerbrechliche Fesseln geschlagen habe. Es ist hier nicht der Ort, gegen dieses Vorurtheil zu kämpfen; bei Männern, wie Hr. Lorentz sich darbietet, schwindet „solches Vorurtheil und solcher Aberglauben" von selber, je mehr sie zur Wahrheit emporschreiten und einmal lernen, wie einige Päbste nicht das Pabstthum mit seiner hohen und schönen Idee ausmachen. Es ist genug, wenn sie einmal anfangen, nicht lauter Schlechtes an diesem Institute zu sehen, das von der Zeit bisher nicht überwunden werden konnte, sondern das die Zeit selbst überwand, und schon darum beweis't, daß etwas Ewiges, und also etwas Göttliches in ihm ist.

Über den Kulturzustand des fränkischen Reiches und über Karl den Großen hat der Verf. zum Theil treffende Bemerkungen gemacht. Besonders aber ist zu beachten, was er in der dritten Nummer über Alcuin, den Lehrer des Königs und der königlichen Familie sagt. Einen eigentlichen Auszug wollen wir nicht machen, sondern bloß das ausheben, was im Allgemeinen die Leser interessiren kann. In seinem Commentar zum Prediger Salomonis spricht sich Alcuin über die Eintheilung aller damals bekannten Wissenschaften aus. Sie zerfallen nach seiner Ansicht in die Ethik, Physik und Theologie und wurden auch in dieser aufeinander folgenden Ordnung gelehrt. Aus der Einleitung zu seiner Grammatik, einem Gespräch zwischen zweien seiner Schüler und ihm, erfahren wir das Nähere über diese Eintheilung. Die Schüler verlangen nämlich zu den höheren Zweigen der Weisheit geführt zu

werden, und die ihnen so oft versprochenen sieben Stufen der theoretischen Lehre zu sehen; diese giebt ihnen der Lehrer an: die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, oder wie sie damals auch genannt wurde, Astrologie. Die drei ersten, das nachher sogenannte Trivium, bilden Alcuins Ethik, und die vier andern, oder das Quadrivium, seine Physik; diese beiden Theile sind bloß vorbereitende Wissenschaften für die höchste von allen, für die Theologie. Sie sollen den Geist bilden und stärken zur Erkenntniß des wahren Glaubens und zur Vertheidigung gegen die Irrlehren der Ketzer.

Nach Alcuins und seiner Zeit Ansicht, sollte beinahe jede Wissenschaft eine religiöse Seite haben. „Selbst die eigentlich wissenschaftliche Seite der Astronomie war, wie bei den andern Theilen der Physik nach Alcuis Ansicht eine theologische. Sie sollte dem zweifelnden Gemüthe das Daseyn eines Schöpfers, auf das überzeugendste beweisen, und das gläubige zur Bewunderung der göttlichen Weisheit hinweisen und in seinem Glauben bestärken. Auch der Arithmetik gab erst die Anwendung auf die Theologie ihre wissenschaftliche Weihe. Die Zahlen in der heil. Schrift konnten nämlich den mystischen Auslegungen, welche damals Sitte waren, und zur Rechtgläubigkeit gehörten, nicht entgehen; es lag ein tieferer Sinn in ihnen verborgen, zu dessen Enträthselung die Arithmetik beitrug. Alcuins Methode und sein Scharfsinn bei Verfolgung einer Richtung, die, so verkehrt sie auch scheinen mag, doch nicht ohne eine geistreiche Seite war, wird am besten aus einem Briefe zu ersehen seyn, den ich in einer wörtlichen Übersetzung mittheilen will. Dieser Brief ist an einen seiner Schüler, Namens Onias oder Daphnis geschrieben, und erklärt die Stelle im hohen Liede Salomonis, wo es heißt: „Sechzig sind der Königinnen und achtzig der Kebsweiber, und der Jungfrauen ist keine Zahl.“ Alcuin schreibt

darüber folgendermaßen: „Wir lesen in der scharfsinnigsten Behandlung der Zahlen, daß einige gerade, andere ungerade sind, und von den geraden Zahlen einige vollkommen, andere unvollkommen, ferner von den unvollkommenen die einen die Mehr- die andern die Minderzahl. Ungleich sind alle Zahlen, welche sich nicht in zwei gleiche theilen lassen, wie 7 oder 9; denn theilt man diese, so wird man keine zwei gleiche Theile darin finden. Jedoch auch an den gleichen Zahlen sind einige vollkommen, andere unvollkommen. Eine Zahl ist vollkommen, wenn sie von ihren Theilen ganz ausgefüllt, und weder bei ihrer Zerlegung in dieselben gebrochen wird, noch bei ihrer Wiederzusammensetzung einen Überschuß erhält, wie z. B. die Zahl 6; denn diese hat zu ihrer Hälfte 3, zu ihrem Drittheile 2, zu ihrem Sechstheile 1, und verbindet man diese zusammen, so gehen sie in die Zahl 6 auf. Sie wird nicht durch Verminderung gebrochen, noch bei der Vermehrung zu groß, und darum hat der vollkommene Schöpfer, der alles sehr gut schuf, in dieser Zahl die Wesen der Welt geschaffen, um anzuzeigen, daß alles, was er geschaffen, in seiner Art vollkommen sey. Wenn man dagegen die Zahl 8 in ihre Theile zerlegt, findet man, daß sie kleiner ist; denn zu ihrer Hälfte hat sie 4, zu ihrem Viertheile 2 und zu ihrem Achttheile 1, welche zusammengezogen nicht die Zahl 8 ausfüllen, sodern die Zahl 7; 1 + 2 + 4 macht 7, nicht 8, und deßwegen geht der zweite Ursprung des Menschengeschlechts von der Zahl 8 aus. Wir lesen nämlich, daß in Noä Arche 8 Seelen gewesen, von welchen das ganze Menschengeschlecht abstammt, um zu zeigen, der zweite Ursprung sey unvollkommener als der erste, welcher nach der Sechszahl erschaffen wurde. So ist auch unser Erlöser, der Wiederhersteller der ersten Vollkommenheit, wie Adam am sechsten Tage aus der Jungfrau Erde geschaffen wurde, im

echsten Alter von der Jungfrau Maria als Mensch georen worden, um die Vollkommenheit der Zahl 6, die r bei der Schöpfung der ersten Menschen gezeigt hatte, urch seine Ankunft wieder zu verkündigen. — Ferner ehen wir die Progression der Zahlen in gewissen bestimmen Formen bis ins Unendliche wachsen. Die erste Proression der Zahlen ist von 1 bis 10, die zweite von 10 is 100, die dritte von 100 bis 1000. Dieselbe Regel er Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, welche die rste Einheit in ihren Zahlen bis zu zehn beobachtet, muß uch die zweite in ihren Zehnern bis zu hundert beobachen. Denn so wie die Zahl 6 in ihren nach der Einheit erlegten Theilen als vollkommen erfunden wird, so auch ie Zahl 60 in ihren nach den Zehnern zerlegten Theilen, o daß bei der Zahl 60 die Zahl 10 den Platz der Eineit in der Zahl 6 einnimmt. Die Zerlegung derselben n ihre Theile ist folgende: die Hälfte von 60 ist 30, wie on 6 die Hälfte 3 ist; der dritte Theil ist 20, wie 2 on 6, und der Zehner nimmt dann die Stelle der Eineit ein; faßt man sich diese Zahlen zusammen, so machen ie 60 voll. Also: 10 + 20 + 30 = 60, wie 1 + 2 + 3 = 6. Du kannst nach derselben Regel für dich elbst die Zerlegung der Zahl 80 vornehmen. Denn von 0 ist 40 die Hälfte, 20 der vierte, und 10 der achte Theil; diese zusammen genommen, machen nicht 80, sondern 70; denn 10 + 20 + 40 = 70.

Die sechzig Königinnen und 80 Kebsweiber aber sind ie Lenker der heilgen Kirche. Allein einige von diesen lehren bloß aus Liebe zu Christus, andere, die irdische Vortheile suchen, arbeiten zwar in der Kirche, aber nicht aus Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande, sondern um des zeitlichen Gewinnes willen geben sie sich Mühe im Lehren. Diese letztern werden in ihrer Unvollkommenheit der Zahl 80 verglichen, jene dagegen in ihrer

vollkommenen Herrlichkeit, werden durch die Zahl 60 bezeichnet, so daß sie des Namens der Königinnen würdig sind, weil sie bloß aus Liebe zum Bräutigam und zu die Söhne für das himmlische Vaterland zu vermehren eine glückliche Nachkommenschaft durch die Taufe oder Lehre unaufhörlich zur Welt bringen. Die andern hingegen werden mit dem Namen Kebsweiber bezeichnet, weil sie aus Lust an der Welt, oder um zeitlicher Ehre willen durch Lehre und Taufe zwar auch oft edle Söhne erzeugen, aber selbst an und für sich unedel bleiben. Deren Gemeinschaft, theuerster Sohn, fliehe, ich beschwöre dich, und wenn Gottes Barmherzigkeit dich einmal würdigt, dich zu einem Lehrer zu machen, so arbeite unaufhörlich für die Liebe dessen, der für dein Heil sein Blut vergossen, damit dir nicht zum Lohne werde vorzüglicher Reichthum, sondern die ewige Herrlichkeit auf dem himmlischen Throne unsers Herrn Jesu Christi, dem Lob und Ehre sey bis in alle Ewigkeit. Amen.“

Damit jedoch die Meinung nicht entstehe, Alcuin habe in seinen Vorträgen und Briefen im Allgemeinen auf solche allegorische Interpretationen Jagd gemacht, wollen wir sogleich Anderes aus seinen Schriften hieher setzen, woraus wir den ernsten und tiefen Geist des Mannes, der eben so in das Innere der Religion und des menschlichen Herzens, als in die Zahlen zu blicken fähig war, erkennen mögen. Über die Demuth sagt Alcuin: „Wie groß die Tugend der wahren Demuth sey, kann man leicht aus den Worten des Herrn erkennen, der, um den Übermuth der Pharisäer zu verdammen, sagte: Wer sich erhöhet, wird gedemüthigt, und wer sich demüthiget, wird erhöhet werden. Auf dem Wege der Demuth gelangt man zu der Höhe des Himmels, weil der erhabene Gott nicht durch Übermuth, sondern durch Demuth erreicht wird. Davon steht geschrieben: Gott widersteht den Übermüthigen,

der den Demüthigen giebt er Gnade. Daher heißt es auch in den Psalmen: Der Herr ist hoch und sieht auf das Niedrige und kennt das Stolze von Ferne. Hier steht das Stolze für die Übermüthigen, das Niedrige aber für die Demüthigen. Er sieht auf das Niedrige, um es zu erheben, er kennt das Stolze, um es zu beugen. Laßt uns Demuth lernen, durch welche wir uns Gott nähern können, wie er selbst im Evangelium sagt: Nehmet auf euch, mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Durch den Übermuth fiel der Engel wunderbare Schöpfung vom Himmel, durch die Demuth dagegen steigt die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur zum Himmel hinauf. Denn ehrbar ist unter den Menschen der Wandel der Demuth, wie Salomon sagt: Wo Stolz ist, da ist auch Schmach, aber Weisheit ist bei den Demüthigen. Eben so sagt der Herr durch den Propheten: Ich sehe aber an der elenden und der demüthigen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Worte. Wer nicht demüthig und gelassen ist, in dem kann die Gnade des heil. Geistes nicht wohnen. Gott selbst hat sich unseres Heiles wegen demüthig gemacht, damit der Mensch sich schäme, übermüthig zu seyn. Je mehr sich das Herz durch Demuth nach unten neigt, desto mehr gewinnt es oben. Denn wer hier demüthig ist, wird dort in Ruhm und Herrlichkeit erhöht. Der erste Grad der Demuth besteht darin, daß man das Wort der Wahrheit mit Geduld anhört, mit treuem Gedächtnisse bewahrt, mit freiem Willen ausführt. Denn von dem Sinne, welchen sie nicht demüthig gefunden hat, weicht die Wahrheit. Je demüthiger jemand an sich selbst denkt, desto größer wird er im Angesichte Gottes seyn; je glänzender dagegen der Übermüthige unter den Menschen erscheint, desto verworfener wird er vor Gott seyn. Denn wer ohne

Demuth gute Werke thut, trägt Staub in den Wind. Wie kann der Mensch aus Staub und Asche übermüthig seyn, wenn vom Winde des Hochmuths zerstreut wird, was er mit Fasten und Almosen aufzuhäufen scheint! Höre daher auf, o Mensch, dich deiner Tugenden zu rühmen, weil du dereinst nicht dich selbst, sondern einen andern zum Richter haben wirst, vor dessen Angesicht du dich in deinem Herzen demüthigen mußt, damit er dich zur Zeit deiner Wiedervergeltung erhöhe. Steige herab, um in die Höhe zu steigen, demüthige dich, um in die Höhe zu kommen und um nicht von deiner Höhe hinab gestoßen zu werden. Denn wer sich selbst klein vorkommt, der ist vor Gott groß, und wer sich mißfällt, ist Gott ein Wohlgefallen. Sei daher in deinen Augen klein, um in den Augen des Herrn groß zu sein. Denn vor Gott wird ein Werth um so mehr gelten, je weniger du vor dir selbst gegolten hast. In der höchsten Ehre halte die höchste Demuth. Das Lob der Ehre besteht in der Tugend der Demuth.“

Den Zorn charakterisirt Alcuin also: „Der Zorn ist eines von den acht Hauptlastern. Wenn ihn die Vernunft nicht beherrscht, verwandelt er sich in Wuth, so daß der Mensch nicht Herr über sich selbst ist, und thut, was ihm nicht ziemt. Wenn er sich im Herzen fest gesetzt hat, hört alle Vorsicht beim Handeln auf, und es ist eben so unmöglich, sich ein gehöriges Urtheil zu bilden, als die Vortrefflichkeit einer ehrenwerthen Überlegung oder die Reife des Entschlusses zu zeigen, sondern alles geschieht in Übereilung. Der Zorn ist die Wurzel, aus welcher Aufbrausung, Zank und Streit, Geschrei, Unwillen, Anmaßung, Lästerung, Blutvergießen, Mord, Rachsucht und Unversöhnlichkeit hervorwächst. Man überwindet ihn durch Geduld und Langmuth und durch die Einsicht der Vernunft, welche Gott der menschlichen Seele eingepflanzt

it, so wie durch die Erinnerung an die Ungerechtigkeit nd Leiden, welche Christus für uns erduldet hat, und n das Gebet des Herrn, in dem es heißt: Vergieb uns nsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuligern."

Wer so sprechen kann, muß in jeder Beziehung ein utes Vorurtheil für sich erwecken, und wir können erarten, daß er auch in dem nicht ohne Scharfsinn geacht und gesprochen, was unsere Zeit verachtet, ich meine eine allegorische Interpretation. Es sey hier erlaubt, inige Proben seiner Exegese zu geben. Über Johannis vang. Kap. I. V. 1. finden wir bei ihm Folgendes: „Im nfange war das Wort, und das Wort war bei Gott nd Gott war das Wort. Dieß läßt sich auf doppelte Art erstehen. Denn der Vater ist der Anfang, als ob er geagt hätte: im Vater. Im Vater ist der Sohn, welchen er Evangelist das Wort nennt. Es darf uns jedoch icht irre machen, daß in der Folge dieses Evangeliums VIII. 25.) der Sohn Gottes auf die Frage der Juden, er Gott selbst wäre, antwortet: der Anfang, ich, der ch mit euch rede. Denn wenn der Sohn der Anfang ist, er keinen Anfang hat, um wie viel eher muß man unter ott Vater den Anfang verstehen, da er einen Sohn hat, essen Vater er ist? denn der Sohn ist des Vaters Sohn, nd der Vater freilich des Sohnes Vater und Gott der ater, aber nicht ein Gott von Gott, während der Sohn in Gott von Gott ist. Und der Vater heißt das Licht, ber nicht vom Licht; der Sohn heißt auch das Licht, llein Licht vom Lichte. So ist der Vater der Anfang, aber icht vom Anfange; der Sohn ist der Anfang, aber ein Anang vom Anfange. Denn was im Anfange war, das ndigt sich eben so wenig mit der Zeit, als es mit dem Anfange beginnt. Der Sohn als Anfang endigt sich daher icht mit der Zeit, und der Anfang geht ihm nicht voraus,

man mag nun die Stelle: im Anfange war das Wort, auf den Anfang der Zeiten beziehen. Jedes Geschöpf, welches einen Anfang hatte, war damals das Wort Gottes, durch das Alles gemacht ist. Daher setzt der Evangelist viermal war, war, war, war, um zu verstehen zu geben, daß das Gott dem Vater mitewige Wort aller Zeit vorausgegangen sey. — Die andern Evangelisten erzählen, Gottes Sohn sey plötzlich unter den Menschen erschienen, Johannes dagegen erklärt, daß er immer bei Gott gewesen sey, indem er sagt: und das Wort war bei Gott. Die andern nennen ihn einen wahren Menschen; Johannes aber versichert, daß er der wahre Gott sey, indem er sagt: und Gott war das Wort. Die andern sagen, er habe als Mensch bei den Menschen zeitlich gelebt, Johannes hingegen zeigt ihn als Gott bei Gott von Anfang an, indem er sagt: dasselbe war im Anfange bei Gott.

„Die Tiefe des Inhalts, fährt der Verf. fort, welche Alcuin in dieser Stelle fand und der Glaubenslehre gemäß auslegte, überträgt er durch allegorische Deutungen auf Stellen, denen sie fehlt; jeder Zahl liegt etwas Tiefes zu Grunde, und jeder Ortsnamen enthält einen andern Sinn, als die bloße Benennung. Wenn der Evangelist erzählt: Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana — so scheinen dem Commentator Zahl und Ort bedeutend und mysteriös zu seyn. Der dritte Tag zeigt nämlich die dritte Entwickelungsstufe der Menschheit an, auf der sie würdig ist, Christi göttliche Lehre zu empfangen. Die erste Stufe war die, auf der die Menschen bloß nach den Beispielen der Patriarchen lebten; dann folgte unter den Propheten die Zeit der geschriebenen Gesetze; die dritte Stufe endlich war die, wo der Erlöser selbst im Fleische erschien. Daß aber zu Cana in Galiläa, d. h. in dem Eifer der vollendeten Umwandlung, die Hochzeit gefeiert wurde,

dieß deutet sinnbildlich an, die seyen hauptsächlich der Gunst Christi würdig, welche im Eifer der frommen Begeisterung und Andacht durch gute Werke von den Lastern zur Tugend, und von dem Irdischen zum Ewigen übergehen. Die Verwandlung des Wassers in Wein wird auf die Läuterung der von den Pharisäern verdorbenen und entstellten alten Lehre bezogen. Auch hier verfolgt und erklärt die Allegorienſucht die kleinſten Umſtände: Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge, gesetzt nach der Weise der jüdischen Reinigung, und giengen je in einen zwei oder drei Maaß. Die sechs Gefäße, in welchen das Wasser war, sind die andächtigen Herzen der Heiligen, deren Vollkommenheit im Wandel und Glauben durch die sechs vergangenen Zeitalter bis zur Verkündung des Evangeliums, als ein Muster für das menschliche Geschlecht dasteht. Die Gefäße sind aber mit Recht steinern, weil die Herzen der Gerechten stark sind, sintemal sie durch den Glauben und die Liebe jenes Steines gestärkt worden sind, welchen Daniel sah herabgerissen vom Berge ohne Hände und geworden zu einem so großen Berge, daß er die ganze Welt füllte. Davon sagt Zacharias: auf dem einigen Stein sind sieben Augen, d. h. in Christo wohnt die Allgemeinheit des geistigen Wissens; und dessen hat auch der Apostel Petrus in folgenden Worten gedacht: zu welchem ihr gekommen seyd als zu dem lebendigen Steine, — — und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause. — Mit Recht waren auch die Wasserkrüge nach der Weise der jüdischen Reinigung gesetzt; denn nur dem Volke der Juden ist das Gesetz durch Moses gegeben worden, die Gnade und Wahrheit des Evangeliums hat aber Christus sowohl den Heiden, als den Juden ertheilt. Daß je in einen zwei oder drei Maaß gingen, deutet darauf hin, daß die Verf. der heil. Schrift bald nur vom Vater und Sohne sprechen, (z. B. du hast alles in Weisheit gemacht,

denn die Kraft und Weisheit Gottes ist Christus) bald aus des heil. Geistes Erwähnung thun, wie an jener Stelle des Psalters: der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht, und alles sein Heer durch den Geist seines Mundes. Das Wort, der Herr und der Geist bilden den ganzen einigen Gott in der Trinität. Eben so groß, wie zwischen Wasser und Wein, ist der Unterschied zwischen jenem Sinne, in welchem die Schrift vor der Ankunft des Erlösers verstanden wurde, und diesem, welchen er selbst den Aposteln offenbarte, und den Schülern derselben zur ewigen Regel hinterließ. Der Herr, welcher im Anfange der Schöpfung Alles aus nichts erschuf, konnte zwar leere Wasserkrüge mit Wein füllen, allein er wollte lieber Wein aus Wasser machen, um dadurch sinnbildlich zu lehren, daß er nicht zur Auflösung und Aufhebung, sondern vielmehr zur Erfüllung des Gesetzes und der Aussage der Propheten in die Welt gekommen sey."

Viele in unserer Zeit sind gewohnt, auf biblische Erklärungen dieser Art, mit Verachtung hinzusehen. Wie sehr der Verf. hievon eine Ausnahme mache, und wie sehr sein Urtheil durchaus ein historisch gebildetes sey, mögen seine eigenen Worte beweisen: „Es wäre ungerecht, unsere Bildung und den Standpunkt unserer moralischen und politischen Kultur als den einzigen Maßstab der Beurtheilung geltend machen zu wollen, statt ihn bloß zu einer Vergleichung zwischen dem Frühern und dem Vorhandenen zu benutzen. Das Achselzucken und das bedauernde Lächeln eines höhnischen Mitleides, womit man auf frühere Bestrebungen zurückzublicken liebt, wendet sich in spätern Zeiten auch gegen manche Richtungen unserer Thätigkeit, wenn man so unbillig ist, wegen des Mangelhaften in derselben ihre gute Seite zu übersehen. Wir müssen mit derselben Achtung auf die früheren Zustände der geistigen Kultur, als auf die Stufen, über welche die Menschheit

zu der jedesmaligen Höhe ihrer Ausbildung emporgestiegen ist, zurückblicken, mit welcher der gereifte Mann die Gefühle und Ansichten seiner jüngern Jahre betrachtet. Ich glaube daher um so weniger fürchten zu müssen, daß Alcuin durch die mitgetheilten Stellen in den Augen des Lesers verlieren werde, was ihm andere lobenswerthe Bestrebungen gewonnen haben, je mehr neben der Schwäche der Manier, doch auch eine geistreiche Seite hervortritt, die selbst bei dem weltlichen Stande Interesse erregt.«

Wir haben aus den gelieferten Auszügen, den Leser schon manchen Blick in das Eigenthümliche der Theologie des Alcuin werfen lassen. Er war aber nicht blos Theolog, sondern auch Dichter. „Seine Dichtungen bestehen in Inschriften, Grabschriften, Episteln, Räthseln, Fabeln, moralischen und religiösen Betrachtungen und historischen Darstellungen. Der Hexameter allein oder mit dem Pentameter abwechselnd, bildet bei den meisten das Versmaaß; einige sind im adonischen Metrum geschrieben, andere bewegen sich in einer freiern Form mit Reimen.« „Die Analyse eines längern Gedichtes, sagt der Hr. Verf. weiter, mit Anführung einiger Beispiele wird zur Beurtheilung der poetischen Thätigkeit dieser Zeit hinreichen. Ich wähle dazu die Betrachtungen, zu welchen das Unglück des Klosters Lindisferne unseren Dichter veranlaßte; es rief in ihm die Vorstellung von dem Wechsel menschlicher Dinge hervor. De rerum humanarum vicissitudine et clade Lindisfarnensis monasterii. Dieser Gegenstand ist an und für sich reichhaltig, und der verschiedensten Auffassung fähig. Ein weiches Gefühl wird schwermüthig in diesen Wechsel hineinblicken, und sich aus der Verwirrung des Irdischen, in die Ewigkeit und Harmonie einer geistigen Welt flüchten; ein freies Gemüth dagegen, wird auch in dem Wechsel und in der scheinbaren Unordnung ein großes Gesetz erblicken, das reich schaffend, heute die Form zerstört, um morgen

eine neue beſſere daraus zu bilden. Alcuin kann ſich nicht zu dem letztern Standpunkte erheben; ſein Troſt und ſeine Hoffnung liegen jenſeits. Er beginnt damit, daß er alle Unvollkommenheiten der Welt aus dem Sündenfalle der erſten Menſchen ableitet, und von dieſer Zeit an den Lauf des Verhängniſſes datirt, das ſich wie ein böſeartiges Geſpenſt, ſtörend zwiſchen uns und die ſchönſten Wünſche und Freuden ſtellt.“ Der Verf. hat die Bruchſtücke dieſes Gedichtes in einer gelungenen metriſchen Überſetzung gegeben. Wir wollen ſie aber in der Weiſe hieherſetzen, wie ſie aus Alcuins Feder gefloſſen ſind:

Nil manet æternum celso sub cardine cœli,
Omnia vertuntur temporibus variis.
Una dies ridet, casus cras altera planget,
Nil fixum faciet tessera læta tibi.
Prospera contarbat sors tristibus impia semper,
Alternis vicibus ut redit unda maris.
Nunc micat alma dies, veniet nox atra tenebris.
Ver floret gemmis, hiems ferit hocque decus.
Sidereum stellis culmen depingitur almis,
Quas nubes rapiunt imbriferæ subito.
Et sol ipse die media subducitur ardens,
Cum tonat undosi auster de vertice poli.
Sæpius excelsos feriunt ut fulgura montes,
Summaque silvarum flamma ferire solet;
Sic major magnis subito sæpissime rebus
Eveniet casu forte ruina malo.

Um dieß zu beweiſen, jagt der Dichter des Leſers Phantaſie durch das ganze Gebiet der Weltgeſchichte. Der Sturz mächtiger Reiche, der Untergang blühender Städte und der ſchnelle Verfall von Zuſtänden, die große Geiſter für die Ewigkeit gegründet zu haben glaubten, wird mehr in einer trockenen Aufzählung vor unſern Augen vorübergeführt, als uns in einem poetiſchen Gemälde vorgehalten. Aus dem Brande der Städte, Tempel, Kaſtellen und Dörfer, die ganze Generationen unter ihrem Schutte

begraben, aus diesem endlichen Wirrwarr sucht sich der Dichter durch einen allgemeinen Grundsatz, an dem er sich festhalten kann, zu retten. Diesen Grundsatz findet er in der Religion:

Ibid. vs. 83 — 88.

Talia cur, Jesus, fieri permittis in orbe
Judicio occulto, non ego scire queo.
Alia vita tuis servatur in arce polorum,
Qua pax alma viget, prælia nulla fiunt.
Aurum flamma probat, justos tentatio mundat,
Purior utque anima sidera celsa petat.

Das ganze Leben scheint ihm blos eine Prüfung, die um so heiterer ist, jemehr man die Liebe der Gottheit verdienen will, die aber auch um so glänzender belohnt wird. Wie durch die Natur und die Geschichte verfolgt er daher auch noch die Wechsel an einzelnen Menschen:

Ibid. V. 99 — 108.

Qui jacet in lecto, quondam certabat in agris
Cum cervis, quoniam fessa senectus adest.
Qui olim Sirano lætus recubabat in ostro,
Vix panno veteri frigida membra tegit.
Longa dies oculos atra caligine claudit,
Solivagos atomos quæ numerare solet.
Dextera, quæ gladios, quæ fortia tela vibrabat,
Nunc tremit, atque ori porrigit ægra cibum.
Clarior ecce tuba subito vox faucibus hæsit,
Auribus oppositis murmura lausa ciet.

Der Dichter geht von diesen Betrachtungen zu den durch dieselben verstärkten Ermahnungen über, sein Herz nicht an das Zeitliche zu hängen, sondern für allen irdischen Verlust und alle Leiden einen größern Gewinn und eine dauernde Freude jenseits zu erwarten. Damit schließt der erste allgemeine Theil des Gedichtes, der nur als Einleitung diente, um die Brüderschaft in Lindisfarne wegen der ihnen und ihrem Kloster widerfahrenen Mißhandlung zu trösten."

Aus den bisherigen Mittheilungen, die wir ganz aus des Verf. Schrift entnommen haben, kann nun, und zum Theil genugsam, die geistige Eigenthümlichkeit begriffen werden. Und nach dieser geistigen Eigenthümlichkeit ist auch seine Wirksamkeit in seiner Zeit und besonsonders am Hofe Karls des Großen und in den von ihm errichteten Lehranstalten zu beurtheilen. Und nun wenden wir uns mehr zum Verfasser. Beinahe jeder Abschnitt des Buches ist mit seinen Unterabtheilungen als gelungen zu achten. Der Geschichtschreiber versteht es, das Interessante und wirklich Historische vom Unwichtigen und dem Alltäglichen zu unterscheiden, und nicht in die Geschichte aufzunehmen, was nicht in dieselbe gehört. Mit besonderem Vergnügen lasen wir: die Entstehung und Ausbildung des Adoptianismus und die Geschichte des Bilderstreites, so wie die Entscheidung der Kirchenversammlung in Frankfurt über den Adoptianismus und die Bilderverehrung. Diese Artikel sind mit einer ungewöhnlichen Klarheit, einem großen Ernste, einem seltenen Scharfsinn und einer uns sehr erfreulichen Unpartheilichkeit bearbeitet. Durch diese letztere Eigenschaft zeichnet sich der Verf. sehr vortheilhaft vor vielen seiner Confession aus. Man darf nur auf den Bilderstreit und den Pabst, der Antheil an ihm nahm, die Beschlüsse der Frankfurter Synode im Gegensatz zu denen von Nicäa aufmerksamer machen, um sogleich eine Wolke um sich zu sammeln, aus der Blitz und Hagel und Platzregen auf die katholische Kirche, ihren Hirten und ihre Einheit herabbricht. Dieses tobende, stürmische und Alles niederwerfende Wesen finden wir bei Hrn. Lorentz nicht. Die Verehrung der Bilder weiß er gut zu würdigen, und das Mißverständniß des Morgen- und Abendlandes zu lösen, und mit diesem Mißverständnisse ist auch der Streit gelöst, wenn er in fanatischen Köpfen auch noch fortdauern mag bis ans Ende der Tage.

Zwar theilen wir über die Bilderverehrung mit dem Verf. nicht die gleiche Ansicht, indem wir sie hervorgegangen uns denken aus eben so viel Liebe zur Religion als zur Kunst. Aber zu loben ist an ihm sehr, daß er, bei seiner Hinneigung zu den Isauriern, und also zur Aufhebung dieser Verehrung, dennoch sich nicht blenden läßt, das Wahre des Verhältnisses zwischen Osten und Westen zu sehen, das also, was die Parteilichen gar schon nie erlangten. Die Lösung giebt der Verf. in Folgendem: Die Beschlüsse des Nicänischen Conciliums (wodurch die Bilderverehrung wieder eingeführt wurde) hätten aber um so weniger eine günstige Aufnahme zu erwarten, da ein Niederfallen, oder eine Proskynesis im Sinne der Griechen, bei den westlichen Völkern eine ganz andere Bedeutung hatte, als in einer orientalischen Despotie. Der freie Germane war gewohnt, in seinem Feudalkönige nur den Ersten unter seines Gleichen zu sehen, und vor Niemanden die Kniee zu beugen, als vor Gott, während der Grieche eine Verehrung, die er dem Kaiser erwies, den Heiligen nicht versagen zu dürfen glaubte. Was also im byzantinischen Reiche aus dem Leben gegriffen und ohne großen Anstoß auf ein religiöses Verhältniß angewandt werden konnte, fand bei den westlichen Völkern, weder in der Sprache noch in den Sitten einen Anknüpfungspunkt. Zu dieser Abneigung der westlichen Kirchen gegen die Bilderverehrung kam noch hinzu, daß sich zu derselben Zeit und zwar durch die Schuld Irene's das freundschaftliche Verhältniß zwischen dem byzantinischen Reiche und dem fränkischen Könige zerschlagen hatte. Die ehrgeizige Kaiserin war nämlich nicht geneigt, die Zügel der Regierung ihren Händen entwinden zu lassen, und die Bilderfreunde, welche von Irene alles zu hoffen, von der verdächtigen Gesinnung des jungen Constantin dagegen, alles zu fürchten hatten, bestärkten sie in ihrem Vorsatze, selbst mit

Unterdrückung ihres Sohnes die Krone zu behaupten. Die projektirte Vermählung Constantins mit einer Tochter Karls des Großen, mußte sie aber als ein Hinderniß betrachten, weil vorauszusehen war, daß der fränkische König seinen Schwiegersohn nicht fallen lassen würde. Irene hob daher die Verlobung ihres Sohnes mit Rotrudis dadurch auf, daß sie demselben ein armenisches Mädchen als Gemahlin aufzwang. Zugleich trat sie mit Karls Feinden, mit dem Herzoge von Benevent und dem longobardischen Prinzen Adalgis in Verbindung, und suchte dem fränkischen Einflusse in Italien, durch die Wiederherstellung des longobardischen Königreichs in seiner alten Verfassung ein Ende zu machen, ein Plan, der völlig scheiterte.

Aus diesen Umständen nun erklärt sich der Verf. die Opposition des Frankfurter Conciliums gegen das Nicänische. Er glaubt: „daß Mißverständniß und Leidenschaft die (zu Frankfurt) versammelten Väter irre geleitet habe. Denn wie Karl die Sache vortragen ließ, mußte sie allerdings Widerspruch und Verwerfung finden; nur ist es schwer zu entscheiden, ob Unkenntniß des Griechischen, oder absichtliche Entstellung dem Mißverständnisse zum Grunde gelegen habe. . . . . Die Beschlüsse des byzantinischen Conciliums wurden, offenbar auf eine gehässige Art entstellt, dem Frankfurter Concilium vorgetragen. Denn ohne den Unterschied, welchen die Griechen zwischen Latreia und Proskynesis gemacht hatten, zu berücksichtigen, wurde der von dem Nicänischen Concilium selbst verworfene Grundsatz, für einen Beschluß desselben ausgegeben, daß man nämlich den Bildern dieselbe Verehrung schuldig wäre, wie der heiligen Trinität. Dieser Grundsatz wurde natürlich als ketzerisch verdammt. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, daß der König seine Initiative mißbraucht habe, um durch eine falsche Darstellung der

Sache die Leidenschaft aufzuregen und in sein Interesse zu ziehen.“ Wie die Sache sich endlich ausgeglichen, nachdem die Leidenschaften zur Ruhe gebracht waren, ist jedem bekannt, der mit der Geschichte der Religion nur etwas vertraut ist. Sonderbar genug indeß ist es, wenn auch in unserer Zeit Viele, die doch gelehrt seyn und Verstand haben wollen, in dieser Sache immer das Wahre noch nicht sehen können.

Merkwürdig und des Nachdenkens besonders werth, schien uns, was der Verf. in dem Artikel von der Erneuerung des römischen Kaiserthums im Abendlande sagte. Löblich ist es immer, dunkle Stellen der Geschichte aufzuhellen, und um so löblicher, wenn es, wie wir beim Verfasser voraussetzen dürfen, nur aus Liebe zur Wahrheit geschieht. Eben so wenig wird es uns der Verf. mit dem wir in diesem Artikel nicht übereinstimmen können, verargen, wenn wir dießmal ihm widersprechen und seine historischen Forschungen als weniger von guten Folgen begleitet, ansehen müssen. Seine Ansicht ist: die Erneuerung des römischen Kaiserthums sey entstanden in Folge einer Unterredung und Verabredung König Karls mit dem Pabste Leo III., welcher letztere, wenn auch nicht gerne, doch schon deßwegen eingewilligt habe, damit er, seiner wirklichen Verbrechen, und daher auch seiner Unwürdigkeit zum Hirten der Christenheit sich bewußt, an Karl, den er zum Kaiser machte, eine Stütze erhalte gegen seine mächtigen Feinde. „Alcuin hatte bei seiner Systematisirung der Gewalten auf Erden, der geistlichen Gewalt die erste, der weltlichen die zweite Stelle eingeräumt, und unter den weltlichen Gewalten der kaiserlichen vor der königlichen den Vorzug gegeben. Epist. 80. p. 117. ed. Froben. Tres personæ in mundo hucusque altissimæ fuerunt: *Apostolica sublimitas*, quæ Beati Petri principis Apostolorum sedem vicario munere regere solet. —— Alia est *Imperialis dig-*

nitas, et secundæ Romæ secularis potentia. Tertia est *Regalis dignitas*, in qua vos Domini nostri Jesu Christi dispensatio rectorem populi christiani disposuit, ceteris præfatis dignitatibus potentia excellentiorem, sapientia clariorem, regni dignitate sublimiorem. Diese Ansichten, welche Alcuin Karl dem Großen in Briefen schriftlich mittheilte und mündlich gewiß noch weiter ausführte, waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen; sie faßten vielmehr in Karls ehrgeizigem und hochstrebendem Sinne Wurzel, und der Wunsch nach der höchsten weltlichen Gewalt mußte sich bei ihm um so stärker entwickeln, je öfter bei seinen Berührungen mit den byzantinischen Kaisern in Konstantinopel, sein Stolz gekränkt worden war. . . . . Er mußte aber ein äußeres Recht haben um auch bei Andern Anerkennung zu finden, und bei dem schon einmal vorgekommenen Falle, daß die päbstliche Entscheidung und Salbung ein Geschlecht des Thrones für würdig erklärt, und mit heiliger Majestät umgeben hatte, konnte dieses Recht von Niemanden besser abgeleitet werden, als von dem Pabste, den man sich im Abendlande als die Spitze des Clerus, den man sich also Gott am nächsten stehend, und mit den göttlichen Rathschlüssen am vertrautesten dachte. Der Gedanke der Wiederherstellung des weströmischen Reichs ging daher nicht, wie es gewöhnlich dargestellt wird, von der Aufregung des Augenblicks aus, sondern lag in den Zeitverhältnissen, und Karls Ehrgeiz faßte ihn blos auf, um ihn zu verwirklichen.“ Wenn nun Herr Lorentz dieser Ansicht wirklich ist, wie kann er später seine Meinung auf die Beschuldigung gegen Leo III. bauen? — „Allein die Sache, sagt der Verf. erhielt eine andere Gestalt, als auch Leo's Feinde, um des Königs Zorn von sich auf den Pabst zu lenken, sich an Karl wandten und ihr Verfahren durch Beschuldigungen gegen Leo's Lebenswandel zu rechtfertigen suchten. Sie stellten den Pabst als einen Ehebrecher und

Meineidigen dar, der seine hohe Würde beschimpft habe, und eher Bestrafung als Schutz verdiene. Sie trugen darauf an, Leo solle ruhig den heil. Stuhl verlassen und sich und seine Schande in der Verborgenheit eines Klosters den Augen der Welt entziehen. Diese Beschuldigungen können unmöglich ohne allen Grund gewesen seyn, da sonst die Ankläger ihre Sache eher verschlimmert, als gerechtfertigt hätten; auch ergab sich, wie es scheint, bei näherer Untersuchung manches, was den Pabst sehr gravirt habe.» Haben aber die Feinde Leo's ihre Sache nicht sehr verschlimmert? Hätten sie ihre Sache mehr verschlimmern können, als daß man sie zum Tode verurtheilte, den man sie aber aus Mitleid nicht sterben ließ? — Von Alcuin meint der Verf. er habe um die Verbrechen des Pabstes gewußt, diese aber zugedeckt, weil er nicht Leo III. sondern den Pabst vor sich gehabt. Wie aber hätte alsdann Alcuin den Pabst einen frommen Hirten, und seine Feinde gottlos nennen können? Ist dieß nicht ganz gegen die Charakteristik, die Lorentz selbst von Alcuin entwirft? — Jedermann kennt die Art und Weise, wie Karl von Leo III. am Weihnachtstage zum Kaiser gekrönt wurde unter dem Jubel des Volkes. Das ganze Werk erschien als Folge einer plötzlichen Aufregung, einer Inspiration. Der Verf. urtheilt anders: „Auf jeden Fall war es der Wunsch Karls, man möchte sie so betrachten; er stellte sich daher überrascht und versicherte, daß wenn er die Absicht des Pabstes gewußt hätte, er selbst an einem so hohen Feiertage nicht in die Kirche gegangen wäre. — Um aber seinen Satz zu behaupten, bringt der Verf. Folgendes vor: „Alcuin hatte ein Exemplar der heil. Schrift schön und ungewöhnlich korrekt abschreiben lassen und übergab es einem seiner Schüler, Fredegis, um es dem Könige nebst einem Gratulationsschreiben am Weihnachtstage zu überreichen, dem er, wie er sich ausdrückt, für das viele Gute, das

er ihm und seinen Schülern erzeigt habe, so viel Dank und Lob schuldig sey, als in dem Buche Sylben wären, und dem er von Gott so viel Segnungen wünsche, als in denselben Buchstaben geschrieben stünden. Daß aber dies kein gewöhnliches Weihnachts oder Neujahrsgeschenk war, sieht man aus dem Briefe an Karl selbst, worin er ausdrücklich sagt, daß es als ein Glückwunsch „zum Glanze seiner kaiserlichen Gewalt" dienen möge. Alcuin wußte also eben so gut, wie Karl selbst, daß dieser am ersten Weihnachtstage zum römischen Kaiser erklärt und gekrönt werden sollte." Dieser Beweis ist aber schwach genug, sobald man betrachtet, daß in den beiden Briefen an Karl und Fredegis nicht ein Wort von Rom vorkommt, und aus nichts geschlossen werden kann, daß es gerade im Jahr 800 war. Das Wort imperialis aber war schon früher im Titel des Königs, und das Reich der Franken hieß vorher schon an manchen Orten nicht regnum, sondern imperium.

Daß Kaiser und Pabst einander Geschenke machten, kann begriffen werden, ohne daß man eine große Vorbereitung annimmt. Ähnliche Ansichten sind schon vor Hn. Lorentz im Schwunge gewesen, und er ist wohl nicht als Erfinder der Hypothese anzusehen. Schon Luden hat im 4. Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes derlei angeführt. Warum hat Hr. Lorentz nicht auf Folgendes in der genannten Geschichte geachtet: „Diese Erklärung des Vorgangs aber, wie könnte sie genügen? Sie ertheilt dem großen König eine Heuchelrolle, die seiner unwürdig ist, und macht den Pabst zu einem bloßen Werkzeuge der Unverschämtheit und der Lüge, zu welcher sich schwerlich ein Mann verstanden haben würde, der auf dem Stuhle des Apostels saß. Und was hätte Karln bestimmen sollen zu einer so unwürdigen Rolle? Er hätte vor Welt und Nachwelt bekannt, daß er des Kaiserthumes unwerth sey,

welches von einem ränkevollen Weib in Konstantinopel verwaltet wurde, oder daß er doch nicht wage, einen so erhabenen Titel in Anspruch zu nehmen, obgleich derselbe weit öfter durch diejenigen, die ihn führten, geschändet, als geehrt worden war? Nimmermehr! Hatten denn seine großen Thaten, im Ablauf eines ganzen Menschenalters, gar keinen Eindruck auf die Welt gemacht? Hatten sie gar kein Selbstgefühl in ihm erzeugt? Und wen hatte der König zu schonen? die Franken, die ihn bewunderten und verehrten? die Römer, die ihn fürchteten und in seiner Gewalt waren? oder etwa den byzantinischen Hof, den zuverlässig nichts von offener Feindschaft zurückhielt, als das Gefühl der Schwäche, dem er nicht entgehen konnte? u. s. f. Luden, Geschichte des Deutschen Volkes. 4. B. 419. 420. Wir wissen recht gut, daß Hr. Lorentz nicht meint, Karl habe von Allem nichts gewußt, und daß in seiner Schrift gerade das Gegentheil ausgesprochen ist. Aber dennoch wird auch er in den Luden'schen Worten seine Widerlegung finden. Übrigens ist dem Verf. in nichts geschadet. Er hat seiner Pflicht Genüge gethan und dadurch eher Lob als Tadel verdient, welches Lob wir in vielfacher Hinsicht auch geben müssen.

Biblische Fastenpredigten von J. L. Pfeffer, Beneficiaten und Kaplan an U. L. Fr. Pfarre zu Bamberg. Erster Theil. Sulzbach 1830. Gedruckt mit erzbischöflicher Approbation.

Dieser erste Theil von biblischen Fastenpredigten, deren der Hr. Verf. noch mehrere Jahrgänge zu geben verspricht, enthält drei Abtheilungen, jede mit fünf Predigten über dasselbe Thema. Die ersten fünf Predigten handeln von Saulus Verkehrtheit und dessen durch besondere Gnade bewirkten Bekehrung. Die zweite Abtheilung handelt von

Jonas Beruf, seiner Bußpredigt und deren heilsamen Wirkungen bei den sündhaften Niniviten. In der dritten Abtheilung erscheinen Lazarus und der reiche Prasser in den verschiedenartigen Lebensverhältnisse, in diesem und im andern Leben. Die Art, wie Hr. Pfeffer diese zu ernsten Fasten- und Bußpredigten ganz geeigneten Themata abgehandelt, und die darin enthaltenen Wahrheiten, nach den Bedürfnisse der Zeit, auf seine Zuhörer angewendet hat, stellt ihn als einen Fastenprediger dar, der, unbekümmert um Lob oder Tadel bei der Welt, im Geiste eines Johannes des Täufers Buße predigt; der für Glauben und Tugend mit dem Eifer eines Paulus redet, und mit der Kraft eines Petrus der sündigen Welt die Gerichte Gottes schildert. Von den Kindern dieser Welt wird freilich der Hr. Verf. nicht zu den Lieblingspredigern seiner Zeit gezählt werden; denn solche, mit dem kräftigsten Salz und Gewürze der Religion bereiteten Speisen behagen ihrem verdorbenen Geschmacke und ihrem verzärtelten Sinne nicht. — Übrigens glaubt Ref., daß, wenn Hr. Pfeffer bei dem Vortrag dieser Predigten, von recht vielen Zuhörern aus der Klasse der jetzigen Saulusse und reichen Prasser fleißig beglückt worden ist, er gewiß für Gottes Ehre und für Menschenheil mehr gewirkt hat, als alle mit Gottes Wort tändelnden und nur nach dem Beifall der Welt geizenden Schauprediger zu erwirken im Stande sind.

Die in diesen Predigten (manchmal bis zum Übermaß, und hie und da wohl ziemlich gezwungen) eingewebten Bibeltexte beweisen, daß der Hr. Verf. in jenem Buche, aus dem alle älteren und neueren guten Predigt ihre geistliche Beredsamkeit geschöpft haben, sehr bewandert ist, oder wenigstens die Mühe nicht scheut, durch fleißiges Suchen und Nachforschen in der reichen Schatzkammer des Predigtamtes, jene kräftige Würze zu finden, um die sich manche eingebildete Schönredner nicht umsonst

ehen für nöthig halten, und eben darum höchstens die Ohren ergötzen, aber selten die Herzen rühren und bessern.

Was die Ausarbeitung der Predigten in Bezug auf Styl und Periodenbau betrifft, glaubt Ref., daß sie in dieser Hinsicht ihrem innern Werth nachstehen, und wünscht, der Hr. Verf. möge vor der Herausgabe der noch zu erwartenden andern Theile, die Mühe nicht scheuen, dieselben etwas mehr auszufeilen. Gut ist freilich besser als Schön; aber gut und schön gefällt mehr. Wer beides zusammen zu geben im Stande ist, und es nicht thut, muß sich als schriftstellerischer Prediger gefallen lassen, daß dieser Mangel gerügt und dessen Verbesserung gefordert wird. Es verlangt dieß nicht blos der durch andere Lektüre an eine schöne Schreibart gewöhnte Leser, sondern dieß ist der Schriftsteller auch ganz besonders den wichtigen Wahrheiten schuldig, die in einem schönen Gewande freundlichere Aufnahme finden.

St.

Gebete und Gesänge beim katholischen Gottesdienste mit Genehmigung des erzbischöflichen Generalvikariats. Kölln. 1830 bei M. Dumont-Schauberg.

Wir wollen der speziellen Würdigung dieses unter vielen christkatholischen Erbauungsschriften ausgezeichneten Gebet- und Gesangbuches einige allgemeine Grund- und Lehrsätze über das einem Christen zuständige Gebet vorausschicken und nach diesen die kritische Prüfung bestimmen.

Die Autonomien und Gegensätze der kritischen Vernunft über die Kraft des Gebetes, hat die Offenbarung faktisch und dogmatisch zum Vortheil der bejahenden Behauptung entschieden.

Indem wir in der nothwendigen Verkettung der Naturgesetze, den absoluten Willen Gottes, des Allmächti-

gen erkennen, zeigt sich uns die übernatürliche Offenbarung selbst in einer zweckgemäßen Abweichung von den Naturgesetzen, als Akkommodation des Allgütigen und Allweisen zu den Schwächen des menschlichen Verstandes und zu den Bedürfnissen des menschlichen Herzens.

Die christliche Offenbarung, (das Ziel und die Vollendung mehrerer Früheren) in welcher der Sohn Gottes im Fleische der Menschheit erschienen ist, hat durch dieses **Wort** als unerläßliche Bedingung des Gebetes festgesetzt, daß es in *seinem Namen* geschehe. Die Kraft des Gebetes ist also eine *besondere Gnade des göttlichen Sohnes*, und auf sein Geheiß und kraft der Autorität seines Namens, soll und darf sich der Christ um Licht und um Hülfe in der Noth zu dem dreieinigen Gott wenden. Indessen ist die Offenbarung selbst nur die Spende eines *geistigen Gutes*; durch sie ward der Welt das geistige Licht im Maße ihrer Empfänglichkeit zu Theil. Im Gebete des Herrn wurde aber zugleich die Erhörung des Flehenden um Befriedigung des unentbehrlichen Bedürfnisses, und somit auch dessen, was mit diesem in gleicher Linie steht, verbürgt, indem darin die Befugniß dieser eigennützigen Bitte vorschriftmäßig sanktionirt wird. Was demnach auch immer die räsonirende Vernunft aus der Unabänderlichkeit der Rathschlüsse Gottes, aus der einmal festgestellten Weltregierung gegen die Wunderkraft eines im Glauben und im Namen des Weltheilandes gethanen Gebetes einsprechen mag: die Offenbarung hat den natürlichen Instinkt, der sich in der Noth nach einer Hülfe von Oben richtet, als einen *sichern* religiösen Trieb bestätigt. Es ist dem zufolge der räsonirenden Vernunft erlaubt, Hypotheſen aufzufinden, nach denen das individuelle Wunder eines zweckgemäßen Gebetes bestehen kann, ohne ein Glied der eisernen Verkettung der Dinge zu zerreißen.

Die würdigste, zweckgemäßeste Gebetanstalt und Gottes-
erehrung ist die heilige Messe. Nachdem sie sich im Laufe der
Entwickelung und systematischen Ordnung der kirchlichen Ele-
mente des Christenthums nach und nach ihre wesentliche Theile
u einem harmonischen Ganzen gestaltet hatte, wurde in ihr
päterhin nach der, aller Neuerung und allem Wechsel feind-
ichen Politik der Kirche nichts mehr geändert. Die
Messe vereinigt die drei wesentlichen Pflichten des Men-
chen und Christen: sie ist ein Huldigungsakt des Unter-
hanen gegen den Herrn der Welt; sie ist eine Handlung
er erbauenden Belehrung mittelst der Kundmachung ein-
elner Theile der göttlichen Offenbarung; sie ist zugleich
ine Bittanstalt dreier und mehrerer im Namen Christi
ersammelten Gläubigen. Wenn schon in dem unermeß-
lichen Tempel der Schöpfung jeder Ort, wo der Hülf-
edürftige sich befindet, auch zum Gebete angemessen ist,
o ist doch ohne Zweifel die angemessenste Zeit und Ge-
legenheit dazu während der Theilnahme am heiligen
Meßopfer.

Indem die Kirche, in ihrer auf Erreichung manchfaltiger
Zwecke gerichteten Weisheit, der feierlichen Handlung der
Messe zugleich das Gedächtniß der Annalen ihrer Gründung,
er Hauptmomente ihres Glaubens, und der vorzüglich-
ten um diesen Glauben verdienten Menschen anvertrauet
at, hat sie mit der wesentlichen Einheit der Messe zu-
leich eine große Mannichfaltigkeit und einen zeitgemäßen
Wechsel verbunden.

Die Beantwortung der Frage, ob nicht auch, wie
s doch ursprünglich war, in der Volkssprache jeden Or-
es die heiligen Mysterien des Christenthums in der
Messe begangen werden sollten, wird dann unnütz, wenn,
ie bei vorliegendem Gebetbuche der gläubige Laie in
en Stand gesetzt wird, beinahe Wort für Wort mit dem
opfernden Priester seine Gebete zu vereinigen. Die Ge-

heimniſſe der Handlung haben ihre geheime, der Weihe zuſprechende Sprache, und dem Zuhörer werden ſie durch das Gebetbuch verſtändlich gemacht.

Die erſte Abtheilung enthält die allgemeine Meſſe, und beſondere nach verſchiedenen Feſten. Der Verf. beginnt mit der allgemeinen Meſſe. Erläuternder Unterricht über den Sinn der Gebete und Handlungen des Opferprieſters wechſelt ab mit Geſängen, die einfach und leicht verſtändlich ſind. Die Verdeutſchung des „dies iræ" an der ſich der Dichtergenius ſelbſt eines Herders verſuchte, hat uns vorzüglich angezogen:

„Des Gerichtes Tag, des hehren,
Wird nach des Propheten Lehren
Dieſe Welt in Glut verzehren:
Angſt wird jedes Antlitz bleichen,
Wann erſcheint des Richters Zeichen,
Bös und gut ſtreng auszugleichen u. ſ. w."

Die zweite Abtheilung enthält die Veſpergeſänge.

Da es weniger darauf ankömmt, was (materialiter), ſondern wie (formaliter) gebetet wird, und Worte und Begriffe nur die äußere Bedingung der innern Gemüthserhebung zu göttlichen Dingen iſt, ſo hatten die Kirchenprälaten im Laufe der Zeiten, ſo wie ſie aus Elementen neu teſtamentaliſcher Bibelſtellen die Vormittagsandacht, die heilige Meſſe ordneten, für den Nachmittagsgottesdienſt die heiligen Poeſien des alten Teſtamentes zum vorzüglichen Stoffe gewählt; ſie waren dabei der Mühe der Erfindung und der Zweifel über die Lauterkeit und dogmatiſche Reinheit der Vorträge überhoben. Die Pſalmen könnten auch heute noch bei aller höheren Geiſteskultur und geſchärfteren Kritik dieſelben guten Dienſte thun; das Volk nimmt davon keine Kunde, ob die Lob- oder Klaggeſänge der heiligen Dichter den Charakter einer individuelperſönlichen Stimmung tragen, oder zu allge-

meinen Kirchengebeten passen. Der Verf. hat indessen auf den mehr objektiv als subjektiv wahren Einwand gegen die Zweckmäßigkeit der durch besondere Zeitverhältnisse angeregten Begeisterung, die in den Werken des königlichen Dichters glühet, Rücksicht genommen. Er hat den Grundton dieser geistigen Gefühle beibehalten und ihm nur, dem heutigen Stande des gläubigen Volkes angemessene Modulationen angepaßt.

Als Probe aus den Vespergesängen im Advent. Antiphone: Des großen Herrn Barmherzigkeit laßt uns besingen in Ewigkeit (Ps. LXXXVIII. 1.)

1. Groß ist des Herrn Barmherzigkeit,
Unendlich seine Güte.
2. Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Vom Süden bis zum Norden,
3. So weit des Himmels Raum sich dehnt,
Durch Sonnen und durch Sternen,
4. So weit sich wölbt der Erde Rund,
Das Land sich hebt, das Wasser wogt,
5. Zeigt sich des Herrn Barmherzigkeit,
Zeigt sich des Herren Güte.
6. Im Sonnenschein, der uns erquickt,
Im Sturm, der uns umbraußet,
7. Im Regen, der die Erde tränkt,
Die Pflanzen neu belebet.
8. Wenn Wald und Feld und Fels und Meer
Uns ihren Reichthum bieten.
9. Wenn Gras und Laub die Fluren deckt,
Die Thiere zu ernähren.
10. Für uns die volle Aehre reift,
Der Baum sein Obst uns spendet,
11. Die Traube giebt den süßen Saft,
Der uns erfreuet, stärket,

12. Es ist der Herr, der Speise reicht,
Und segnet seine Kinder u. s. w.

Das ist dichterisch und populär zugleich. Der gemeinste Ausdruck dient zum edlen Bilde, und der Hochgebildete vermißt so wenig die höhere Forderung seines Geschmackes unbefriedigt, als der weniger Gebildete das Bedürfniß des leichten Verständnisses übergangen.

Wie die Meßgebete, so werden auch die Vespergesänge den verschiedenen Kirchenfesten angepaßt.

Die dritte Abtheilung enthält Beicht- und Kommuniongebete, Erwägungen über das Gebet des Herrn und verschiedene Litaneien.

Von den Melodien, so wie dem Gesange der Vesperantiphonen, sagt der Verf.: „Nicht nur ist der Verf. gegegenwärtiger Melodien, Nro. 6. und 27. ausgenommen, mit dem Verf. ihres Textes, dieselbe Person, sondern beide sind auch meistens zugleich in der Seele desselben entstanden.“ Dichter und Sänger in einer Person und einem Momente vereinigt, sind eine, wenn schon seltne, doch wünschenswerthe Erscheinung. Dadurch erhält, wie hier geschah, die Musik leichter und sicherer eine fortlaufende Angemessenheit zum Texte, und der Text zur Musik.

Der Gesang ist hier, so wie die Orgelbegleitung nach dem Prinzip, wie es schon Plutarch für den heil. Gesang feststellt, ohne Schmuck, einfach, leicht singbar und zur Andacht erhebend. Dem Ref. hat die Künstelei und Gelehrtheit der Kirchenmusik, die Fugirung und Verwickelung derselben, nie zusagen wollen.

Zu den wenigen Liedermelodien, welche nicht im Momente des Textes sogleich entstanden sind, scheint Nro. 23., (zum Muttergottesfeste) zu gehören, wo die Orgelbegleitung des 8. Textes: „Preiset Thronen,“ nicht nur der sanften Einfachheit der ganzen Idee des Liedes, sen-

dern auch den Worten derselben Stelle in den folgenden Strophen unangemessen ist.

Die leichte Singbarkeit der Melodien des Volksgesanges, wird die Erlernung desselben bald vollenden, wenn schon der Verf. beinahe lauter neue Melodien componirt hat.

Wir schließen mit dem Motto das der Verf. aus Sailer seinem Werke vorgesetzt hat, als Segenswunsch für das fruchttragende Gedeihen dieses Werkes.

„Die alte Wahrheit in neuem Glanze sich verklärend,
„soll erleuchten, entzünden, umwandlen jedes empfängliche
„Gemüth, umbilden die Sitten und walten im Leben!"

N.

Die Kennzeichen der wahren Religion, von einem Priester d. G. J. aus dem Italienischen, übersetzt von Theodor Klitsche, Herzogl. Anhalt-Köthischen diplomatischen Agenten beim heil. Stuhle. Augsburg 1829. Jos. Wolff'schen Buchhandlung. S. IX. 124.

So klein das Werkchen in Ansehung des wichtigen Gegenstandes ist, so enthält es doch alles Wesentliche von dem, was die größten Gelehrten zur Vertheidigung und Begründung der christkatholischen Religionslehre in großen Werken aufbewahrt haben, nämlich ein Bossuet, Beda Maier, Wüst, Stattler, Schwarzhüber und andre. Es geht im 1. Kap. eine kurze Geschichte der Menschheit nach ihrem Falle und ihrer Erhebung durch Jesus unsern göttlichen Erlöser voraus, dessen Leben und Tod, Lehren und Wunder, selbst heidnisch gesinnten Menschen den Ausruf abnöthigten: „daß wenn der „Tod Sokrates der eines Weisen wäre, der Tod Jesu, „der eines Gottes sey." Die Gründung und Ausbreitung seiner Religion, worüber ich noch keine gediegenere Be-

trachtung in so gedrängter Kürze las, enthält die merkwürdigen Worte Montesquieu's an die Afterweisen seiner Zeit: „Die Religion des Himmels ward nicht auf „die Weise gegründet, wie die irdischen; und so hätten „sie (die unlogisch denkenden Pseudophilosophen) denken „und schließen sollen, daß diese Religion nicht durch jene „Mittel zu zerstören sey, wodurch man menschliche Betrüge„reien zu vernichten vermag."

Der Verf. liefert im 2. Kap. die Beweise für die christliche Religion in den genau eingetroffenen Prophezeihungen, in den selbst von den ersten Gegnern der Glaubens- und der Sittenlehre unsrer heiligen Religion nicht bestrittenen Wundern, in der Erhabenheit ihrer Lehre, die alle menschliche Erfindung der weisesten Heiden übertrifft, und wenn schön gesagte Worte den alten heidnischen Weltweisen zur Stunde der Versuchung ohne Wirkung auf den reinen Willen blieben, eine solche Kraft gleich Anfangs und in den Verfolgungen an Großen und Niedern, an künstlichgebildeten und an schlichten Menschen bewies, daß sie als wahre, ohne allen irdischen Eigennutz streitende Helden dastehen, die küssend die Hand des Mörders mit dem letzten Blick zum Himmel auch ihren Geist dahin senden. Ungeheuer ist ihre Anzahl, und Tausende haben sie in der französischen Revolution noch vermehrt; und dennoch wächst die Ausbreitung ihrer Gleichgesinnten bei aller, nie erhörten Erbitterung ihrer Feinde. Das sie belebende innere Gefühl von der Wahrheit dessen, was Jahrtausende von einander entfernte, von Gott erleuchtete Männer mit der wunderbarsten Gleichheit ihrer Ideen schriftlich und mündlich aufbewahrten, bietet aller List und Gewalt, gläubigen Widerstand.

Im 3. Kap. zeigt er die Eigenschaften des auf der ganzen Welt ausgebreiteten Körpers der wahren Kirche, die eben diese Gleich- und Einheit der von Jesus Geist

überkommenen heiligen Lehre bewahrt, ihre apostolische Sendung bis auf unsre Tage fortführt und vertrauend auf ihres göttlichen Stifters Beistand so deutlich vor unsern Augen den Beweis liefert, daß sie bis an das Ende der Tage bestehen wird. Nicht so die von ihr getrennten Sekten, die bald mehr bald weniger mit sich in der Zeit und an verschiedenen Orten übereinstimmen, und den Stempel der Neuheit ihrer Meinungen an der Stirne tragen, und erst suchen wollen, was ihnen Jesus vom Himmel zu glauben auf die Erde brachte. Je nach der Lage ihrer Verführer, stellt jede ein besonderes Gemählde der orientalischen Spitzfindigkeit und der occidentalischen Zweifelsucht dar.

Endlich schildert der Verf. im 4. Kap. die Feinde des Christenthums, unter welchen besonders heutzutage die Indifferentisten und sogenannten Philosophen hervorragen, deren verderblichem Unglauben er hauptsächlich entgegen arbeitet. — Er liefert damit der in die große Welt eintretenden Jugend ein sehr einfaches Mittel, die Wahrheit und die Göttlichkeit unsrer Religion gründlich zu kennen und einsehen zu lernen, um in den Stand gesetzt zu seyn, den listigen Verführungen des Materialismus und Indifferentismus widerstehen und ihre so seichten als boshaften Angriffe besiegen zu können. Hr. Klitsche verdient eben so wie der Hr. Verf. den Dank der katholisch deutschen Jugend, daß er das italienische Werk zu einem Gemeingut unsrer Nation machte, und so trefflich übersetzte, daß kaum an einer oder der andern Stelle eine etwas fremde Wortfügung bemerkbar wird.

Katechismus der Festtage von J. F. Cremer. Gedruckt 1830 zu Aachen, mit Genehmigung der geistlichen Obern.

Über alle im Laufe des Jahres vorkommende höhere Feste des Herrn und seiner Heiligen, giebt Hr. Cremer in

gedrängter Kürze hier jene belehrenden Erläuterungen, die, um das heiligen Tage im Sinne der katholischen Kirche zu feiern, Allen nützlich, Vielen auch höchst nothwendig sind. Was sonst nur in größern Werken zerstreut zu finden ist, hat Hr. Cremer zur Belehrung und Erbauung für alle Klassen christlicher Leser in ein kleines Buch zusammen getragen, das zu kaufen wenig Geld und zu lesen wenig Zeit kostet, und dennoch ganz geeignet ist, einem Bedürfniß abzuhelfen, dem, ohne einen solchen buchstäblichen Leitfaden, aller mündliche, aber immer nur stückweise Unterricht, ganz abzuhelfen kaum im Stande ist.

Die in diesem Katechismus enthaltenen Unterweisungen bestehen ihrem Inhalte nach 1. in einem Vorunterricht über die apostolische Einsetzung des Sonntages. Hier giebt der Hr. Verf. sogleich Belehrung über die von Jesus seinen Aposteln ertheilte, in den Bischöfen und ihrem Haupte fortbestehende, höhere Gewalt in Bezug auf die innere und äußere Verwaltung der Kirche. Es folgen sodann Belehrungen über das hochheilige Opfer, mit Erklärung der dabei vorkommenden Ceremonien; insbesondere über Weihwasser und das gesegnete Brod, nebst Belehrungen über das erste und zweite Kirchengebot.

Von S. 21 bis 100 werden in sechszehn Unterweisungen die Feste des Herrn, die Advents- und Fastenzeit erklärt; sodann folgt ein Unterricht über Anrufung der Heiligen, über Verehrung derselben und ihrer Bilder und Reliquien; auf diese folgen in siebenzehn Unterweisungen Erläuterungen über die Feste der heil. Jungfrau, der Apostel, der Schutzengel, Allerheiligen, Allerseelen, der Kirchweihen und Quartembertage. Zum Schlusse giebt der Hr. Verf. einige schöne Sittenlehren für die Jugend. Ref. kann sich des Wunsches nicht enthalten, daß dieses Büchlein in recht viele Hände, und besonders jener Klassen kommen möge, deren Herz, auch bei der Feier der rührendsten Feste, darum

mmer kalt bleibt, weil ihr Geist zu wenig durch Belehrung geweckt ist; oder die überall Aberglauben und Finsterniß wittern, während sie nicht wissen, noch wissen wollen, worin der christkatholische Glaube besteht.

Ref. hätte sehr gewünscht, daß Hr. Cremer bei der Gelegenheit, wo er über Weihwasser und gesegnetes Brod gesprochen, auch über die andern wichtigeren Segnungen der Kirche, nach Sallers oder Binterims Anleitungen, erklärende Erläuterungen gegeben hätte, wodurch zugleich einem andern längst gefühlten Bedürfnisse wäre abgeholfen worden, und der Werth seines Katechismus sich um vieles erhöht hätte.

Sosehr aber diese Arbeit alles Lob verdient, glaubt Ref. doch, daß die Schreibart für das Volk hie und da allzu gesucht und schwülstig seyn möchte. So hätten z. B. die gar zu oft vorkommenden Lieblingsausdrücke: Messiaskirche; Träger der Wahrheit ꝛc. sehr wohl durch andere dem Volke bekanntere, und darum verständlichere Worte gegeben werden können. Wenn Hr. Cremer S. 136 sagt: „Die Welt nahm eine neue Gestalt — sie ward Christ!!!;" stimmt Ref. seinen Worten nicht bei, weil nur der Mensch, und nie die Welt Christ werden kann. — Wenn S. 105 eine gewisse Klasse von Aufklärer und Aufgeklärten so geradehin ins Narrenhaus verwiesen wird, ist vergessen, daß zum Bau und Unterhalt solcher Häuser, auch die Gescheiden ihren Tribut beitragen müßten. Wer demnach bedenkt, wie groß die Anzahl dieser Weisheitsbauten sind, wie kostspielig für die Unschuldigen der Unterhalt werden würde, der wird lieber mit dem Herrn im Evangelium sagen: Lasset beides wachsen, bis zur Erntezeit.

Leitstern für die christliche Jugend. Ein Gespräch des Meisters mit seinen Jüngern. Nach dem Französischen von Abbé de la Mennais. Sulzbach, 1830.

Die schönen und heilsamen Lehren, die in diesem Dialog der Meister (Jesus) dem Schüler giebt, handeln 1. Von den Gefahren der Welt in den frühern Lebensjahren. 2. Von dem wahren Ziele des Menschen. 3. Von der Treue gegen seine Pflichten im bürgerlichen und religiösen Beruf. 4. Von der Beicht. 5. Vom heil. Abendmahle. 6. Von der Andacht gegen die heil. Jungfrau, die Schutzpatronen und gegen die heiligen Engel.

Möchten doch Bücher dieser Art recht fleißig gelesen werden, besonders von der Jugend jener höhern Familien, die als Surrogat der vernachläßigten älterlichen Warnungen und Belehrungen ihren Kindern ein fleißiges Bücherlesen bewilligen, ohne oft nur daran zu denken, daß durch solches Lesen Geist und Herz eben so leicht verbildet, als gebildet werden können, und daß der Gewinn oder Verlust lediglich von der klugen Auswahl solcher Bücher abhängt, die, wenn sie anders nicht Kopf und Herz eine schiefe Richtung geben sollen, der Fassungskraft des Alters angemessen, und mit Berücksichtigung des nähren, wie entferntern Berufes, vor Allem aber das geistige und religiöse Element zu wecken und zu beleben geeignet seyn müssen. Zur Klasse solcher Erziehungsbücher gehört ganz vorzüglich dieser kleine Dialog, den der geistreichste Schriftsteller unter Frankreichs Theologen zur Belehrung und Veredlung der Jugend verfaßt hat. Der Namen de la Mennais bürgt für die echt katholische Auffassung und Darstellung und das Inhaltsverzeichniß bürgt für die Erhabenheit und Wichtigkeit der behandelten Wahrheiten. Die Übersetzung ist gelungen, ein Grund mehr, daß christliche Eltern dieses Büchlein ihren Kindern in die Hand geben sollen.

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs (,) zur Erweckung und Stärkung des Glaubens und religiösen Sinnes (,) von Johann Philipp Kirch, geistl. Rath, Dekan und kathol. Stadtpfarrer zu Karlsruhe. Erster Band. Mit Genehmigung des erzbischöflichen Generalvikariats in Freiburg. Mannheim bei Tobias Löffler. 1830. 8° S. 319.

Der Verf. der vorliegenden Predigten, der schon durch frühere Herausgabe dreier Bände Fastenpredigten und zweier Bände Gelegenheitsreden, in der homiletischen Literatur bekannt ist, hat mit diesen recht glaubensvoll und ehrenwerth seine sublunarische und literarische Laufbahn beschlossen. Mit schon ermattetem Körper, jedoch mit noch jugendlich regem Geiste, schrieb er in der im November vorigen Jahrs abgefaßten, diese Predigten begleitenden Vorrede: „Sie (diese Predigten) werden wohl das letzte Vermächtniß seyn meines reinen Willens für's Gute an meine liebe Karlsruher Gemeinde, so wie an meine theuren ehemaligen Anvertrauten zu Mannheim.“ Er fühlte sein Ende herannahen, denn jetzt ruht er schon seit Monaten im Grabe. Übrigens tragen diese 27 Predigten — die jedoch zum Theil ihrer Haltung, zum Theil ihrer Kürze wegen, mehr Erhorten und Betrachtungen genannt zu werden verdienen, und für alle Sonn- und Festtage vom ersten Advent bis zum Osterfeste abgefaßt sind, — nichts weniger als Zeichen des Alters an sich, in dem sie vom Verf. dem Druck übergeben wurden. Ein jugendliches Feuer erhebt den schönen Fluß der Rede; eindringend auf Geist und Herz ist die Sprache. Beide zum harmonischen Wirken zu entflammen, war der, unserer Zeit besonders entsprechende Endzweck, welchen sich der Verf., durch mannigfaltige Erfahrungen gereift, beim Niederschreiben derselben vorgesteckt hatte. Die meisten entsprechen diesem schönen Endzwecke, daher sie aller Empfehlung werth sind. —

Geschichte der Gründung des Christenthums nach jüdischen und heidnischen Berichten. Von Abbé Büllet, weiland Professor der Theologie an der Universität zu Besançon; Mitglied der Akademie von Besançon, Lyon, Dijon u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von P. J. Weckers, Mainz, 1830. In der Simon Müller'schen Buchhandlung. S. XI Vorberichts- und 429 Textseiten in gr. 8°.

Der Übersetzer dieses französischen Werkes, hat dem deutschen Publikum, das durch so viele antichristliche Lehren in Flugschriften und in größern Werken, in unsern Tagen vom Christenthume ab- und zum Heidenthum hingeführt werden soll — ein sehr zeitgemäßes, sachdienliches und heilsames Geschenk mit seiner Arbeit gemacht, wofür ihm nicht nur die gelehrte Welt, sondern auch jeder Wahrheit suchende Leser, dem die Gewißheit von Jesus göttlichen Lehren, Leben und Thaten ein wichtiges Interesse bleibt, den aufrichtigsten Dank zollen wird. Diesem Werke steht hinter dem Titelblatte das aus Lactantius entlehnte passende Motto voran: „daß das Zeugniß, welches die Feinde selbst der Wahrheit geben, ein sicherer Erweis derselben sey." — Nach einer kleinen biographischen Notiz über Büllet und dessen viele gelehrte Schriften, da er nicht nur ein gründlicher Theolog, sondern auch Kenner der griechischen, hebräischen syrischen, chaldäischen und arabischen Sprache gewesen, und durch vierzig Jahre dem theologischen Lehrstuhle als Professor vorgestanden, bis er im 76. Jahre seines Lebens der Religion und den Wissenschaften durch den Tod entrissen worden, folgt die Vorrede des Verfassers, worin er sagt: „Man hat, um sich von der Wahrhaftigkeit der Thatsachen zu vergewissern, auf denen unsere heil. Religion beruht, nicht christliche Zeugnisse verlangt: wir bieten solche hier mit voller Zuversicht dar,

weil Gott, welcher dem Christenthume Zeugnisse jeder Gattung verleihen wollte, nicht gestatten konnte, daß seiner Kirche jene aus dem Munde ihrer Feinde zebrechen sollten! Obgleich Juden und Heiden keineswegs die Absicht hatten, das Andenken der Gründung und Verbreitung der christlichen Kirche geschichtlich zu erhalten, was ihr Haß ihnen nicht gestattete, so beurkunden uns dennoch — (so wunderbar sind die Wege des Herrn!) ihre Verläumdungen, Satyren, Spöttereien, Verunglimpfungen, Ächtungsedikte und Todesurtheile ꝛc. die Ausbreitung des Evangeliums; und gerade nur diese geschichtlichen Denksteine haben wir zum Materiale des uns vorgesteckten Planes ausgewählt ꝛc. S. VIII wird vom Verf. eingestanden, „daß er bei Abfassung seines Werkes zwar nach Huet's Demonstratio evangelica, so wie nach Pater Colonias Zugaben ꝛc. gearbeitet habe; daß jedoch seine Schrift 1. eine größere Zahl der dem Christenthume zum Ruhme gereichenden Zeugnisse enthalte; daß 2. sie nicht allein die Geständnisse anführe, welche die Macht der Wahrheit den Heiden zu Gunsten des Christenthums abgedrungen, sondern auch die Verläumdungen aufzähle, welche der Kirche eben so zum Ruhme gereichen, als die ertheilten Lobpreisungen; daß 3. sie die Zeugnisse der Juden sowohl, als die der Heiden vereinige, indem sie aus Josephus schöpfe, und mehrere Stellen des Talmud, der Misdrascim und ältesten Rabbinen, dann Auszüge aus Sepher Toldos ꝛc. zur Unterstützung der Wahrheit liefern; daß 4. die Leser hieraus eine fortlaufende Geschichte der Stiftung des Christenthums erhalten, eben so 5. eine fortlaufende Erzählung alles Wundervollen, was sich bei dieser Stiftung zugetragen; woraus dargethan werde, daß das Christenthum nur das Werk des Allerhöchsten seyn könne ꝛc. — Alle Belege dazu werden in der Ursprache der griechischen

und lateinischen Autoren mitgetheilt, und von allen diesen Belegen eine treue Übersetzung für jene Leser angefügt, welche der Ursprache nicht kundig sind ꝛc.» —

Schon diese kurz angezeigten Rubriken geben sattsam zu erkennen, welch ein höchst interessantes, brauchbares und gemeinnütziges Werk der gelehrte Verf. Johann Baptist Büllet der Welt hinterlassen hat; und welch ein heilsames und vortheilhaftes Unternehmen die Arbeit des Übersetzers war, der uns diese merkwürdigen geschichtlichen Zeugnisse am rechten Zeitpunkte zum Genusse darbietet, wodurch die Angriffe und giftigen Pfeile der neuern Heiden siegreich zurückgewiesen werden; und durch welche gediegene Übersetzung viele Zweifel der Geschichtsunkundigen niedergeschlagen, und der tröstliche Glaube an Jesu und seiner Apostel Thaten in christlichen Gemüthern befestigt werden können: wozu wir ihm hier öffentlich Glück wünschen und das verdienteste Lob ertheilen! — Ein solches Werk verdient in jeder christlichen Bücherſammlung eine Stelle.

Nachricht.

Die Redaktion des «Katholiken» hat die ihr zugesandten Beiträge für die auswärtigen Missionen, mit sicherer Gelegenheit der Verwaltung zugehen lassen, und war so glücklich, daß ein französischer Bischof durch einen bedeutenden Zuschuß die Summe noch erhöhete. Wir bringen dieses zur Kenntniß derjenigen, welche, besonders in Ländern wo noch kein Verein für die Missionen besteht, durch unsere Vermittlung ihr Scherflein zu dem gottgefälligen Werke beigetragen haben. Zugleich machen wir sie aufmerksam, daß jetzt mehr als früher ihre Hülfe nothwendig ist, indem durch die neuerlichen Ereignisse in Frankreich die Anstalten für die auswärtigen Missionen vielfachen Abbruch erlitten haben. Wir können dabei den so oft schon mündlich und schriftlich an uns ausgesprochenen Wunsch nicht zurückhalten, daß in den deutschen Ländern, wo noch kein Verein zur Unterstützung der Missionen besteht, die Bischöfe auf die Errichtung solcher Anstalten bedacht seyn möchten; sie würden dadurch den Wünschen vieler Pflegempfohlenen entsprechen und zur Verbreitung des Reiches Gottes auch in fernen Landen mitwirken. Wenn es den andern Konfessionen erlaubt ist, derartige Gesellschaften zu gründen, so kann es wahrlich den Katholiken nicht verwehrt werden, auch auf ihre Weise ihre Liebe für das Christenthum und die kathol. Kirche zu bethätigen.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
Nro X.

Curiosum.

(Einleitung zu den Proben zweier Bücher, die man von Dinter verlangt hat.)

Es giebt jetzt bekanntlich zwei Haupt-Parteien unter den Christen aller drei Haupt-Konfessionen. Die eine von ihnen verlangt die beiden auf dem Titel genannten Bücher. (I. Die ganze heil. Schrift, in das Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts übersetzt. II. Die Bibel, als Erbauungsbuch für christliche Familien.) Die andre wird sie nicht kaufen, nicht lesen, es wäre denn in der Absicht sie zu verfolgen, ihnen alles Böse nachzusagen. Es sey mir erlaubt, das, was ich von beiden Parteien halte, in einem Gleichnisse darzustellen.

Zu der Zeit, in welcher der (sogenannte) alte Fritz in Preußen regierte, lebten in Königsberg zwei Bürger, der eine hieß Freiwald, der andre Fühlhorn. Beide liebten ihren alten, guten, großen König von ganzem Herzen. Beide freuten sich seine Unterthanen zu seyn. Als sie einst Abends bei einander saßen, sagte Fühlhorn zu Freiwald: Bruder, ich kann nicht eher recht froh werden, als bis ich meinen alten König von Angesicht zu Angesicht gesehen, als bis ich gehört habe seine bezaubernde Stimme. Auch habe ich so Manches ihn zu fragen, was mir in seinem Wirken Geheimniß ist, habe so Manches von ihm zu erflehen. Zu seinen Füßen muß ich weinen, und erwärmt werden von dem Odem seines Mundes! Bruder, antwortete Freiwald, ich liebe meinen König gewiß so innig wie du; aber so hartgesotten schwatzen kann ich nicht. Ich gehorche ihm! Ich befördere seine Absichten. Ich vermehre die Summe des Guten in seinem Lande mit aller meiner Kraft. Ich helfe, wo er selbst helfen würde, wenn er

da wäre. Ich denke, Handeln iſt mehr werth als Schwatzen. Genug wir reiſen zuſammen. Wir müſſen ihn ſehn! Fühlhorn. Aber, mein Bruder in Friderico Secundo, welchen Weg werden wir betreten? Freiwald. Ich reiſe über Elbing, Marienburg, Danzig, und ſo weiter. Da iſt's überall ſo hell um mich her! Da erinnert mich Alles an meinen lieben Fritz! Da ſehe ich ihn in den fröhlichen Geſichtern ſeiner Unterthanen, ihn, den Beförderer des Feldbaues in der grünenden Flur, ihn als den Beſchützer der Gewerbe in den verſchönerten Städten. Rechts ſegeln die Schiffe! Unter meinem Fritz blüht der Handel und bereichert das Land. Genug ich muß ihn, und ſein blaues Auge ſehn und ſein braunes Haar!

Fühlhorn: Du Türke! Du Franzoſe! Alles magſt du ſeyn, nur ein echter Preuße biſt du nicht! Was? Blau wäre ſein Auge? Braun iſt's, näher dem Schwarzen. Braun wäre ſein Haar? Nein, grau iſt's von Sorgen für's Vaterland! Und was plauderſt du von ihm, als dem Beförderer des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbe? Eins iſt, das du von ihm rühmen mußt! Die Schlacht bei Roßbach! Wer von Friedrich reden kann ohne ſie zu erwähnen, der iſt kein echter Preuße! Freiwald. Nun, ſtill nur Bruder! Ich kenne das! Welchen Weg willſt denn du nehmen?

Fühlhorn. Ich bin kein ſolcher Freiſeher wie du! Ich reiſe durch die Tuchler Heide. O, da ruht alles in ſo ſanfter, himmliſcher Stille um mich her! Da ſtört mich kein wieherndes Roß, kein flötender Hirte, kein hämmernder Schmied in meiner heiligen Begeiſterung. Ich denke nicht den erhabenen Fritz, ich empfinde ihn im Zirpen der Grille, im Summen des Käfers, in frommer Begeiſterung! Mit dir Unpreuße reiſe ich nicht.

Sie reiſeten jeder ſeinen Weg, und kamen faſt zu gleicher Zeit nach Berlin. Der alte, gute König, deſſen Augen auch das Unbedeutende nicht leicht entging, hatte von ihnen und ihrem Streite gehört, und ließ ſie vor ſich kommen. Seyd mir willkommen in Berlin, ihr lieben Kinderchen! Beide willkommen! Euch Beide hat gleiche Liebe zu mir hieher geführt, wenn auch auf zwei verſchiedenen Wegen. Ich bin euch Beiden König und

Vater. Du, Fühlhorn, hättest nur den Freiwald nicht schimpfen sollen, weil er einen andern Weg zu mir wählte, weil er sich einige andere Vorstellungen von mir machte als du. Auf die Farben der Augen und Haare kam's da nicht an, sondern auf das dankbare Anerkennen meiner Weisheit, meiner Liebe, meiner Sorge für's Land. Es ist gut, Fühlhorn, daß du von der Schlacht bei Roßbach redetest. Sie steht glänzend da unter den Thaten meines Lebens. Aber über dem Einen mußt du nur nicht das viele Andre vergessen, womit ich mein Volk segnete, und segne und segnen will so lange ich lebe. Gebt Euch die Hand! Zur Versöhnung die Hand! Du, Freiwald, lache den empfindsamen Fühlhorn nicht aus. Er meint's auch gut mit mir, Du aber, Fühlhorn, magst wissen, daß man vom Sonnenschein bei Elbing mehr noch erwärmt wird, als vom heiligen Dunkel der Tuchler Heide.

Wohlan, ich will euch Beide bei mir behalten! Du, Fühlhorn, sollst mein Mundkoch werden! Du wirst mir die Speisen brav mit Muskate würzen, mit Zucker versüßen. Aber nimm dich in Acht, daß du nicht zu stark würzest und versüßest; sonst schmeckt man vor Muskate und Zucker den Fasanenbraten nicht, der doch die Hauptsache ist.

Dich Freiwald, mache ich zu meinem Kammerdiener. Du wirst mir das Zimmer recht peinlich halten, wirst mir die summenden Fliegen verscheuchen, wirst dafür sorgen, daß die Sonne durch die fleckenlosen Fenster eindringend Alles um mich her freundlich und hell macht. Aber nimm dich in Acht! Wenn die Sonne auf den blendend weißen Marmortisch scheint, an dem mein Geheimschreiber ausfertiget, was ich ihm diktirt habe, so vergiß nicht die Vorhänge herabzulassen. Sonst wirkst du mir statt Erleuchtung — Verblendung.

Paris, vom 3. August. In der am 29. Juli in Paris ausgebrochenen Empörung drang auch die Menge in den bischöflichen Pallast ein. Ein Journal behauptet die Menge habe Anfangs nur Lebensmittel und Erfrischung gesucht, diese friedliche Gesinnung sey aber plötzlich umgeändert wor-

den durch die unerwartete Entdeckung von zwei Fässern Pulver und hundert Dolchen; von diesem Augenblicke an habe die Wuth der Volksmenge keine Grenzen mehr gekannt..... Wir müssen sagen, daß diese unerwartete Entdeckung eine abgeschmackte und grämliche Lüge ist, mit der man die Köpfe eines leichtgläubigen Schwarmes hat erhitzen können, die man aber Niemand einzureden hoffen konnte, der nur einigen Nachdenkens fähig ist. Es verhält sich mit der Entdeckung der zwei Pulverfässer und der hundert Dolche, wie mit dem andern ebenfalls unter dem Volk verbreiteten Mährchen, daß der Kanoniker von Notre-Dame Steine auf die Nationalgarde geworfen habe. Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß alle Priester sehr beschäftigt gewesen sind, sich in diesen Kampf zu mischen! Jedermann weiß, daß während dieser Tage des Sturmes alle Geistliche sich in ihren Wohnungen eingeschlossen hielten. Gewiß aber ist, daß man in dem erzbischöflichen Pallaste, im Sekretariate und bei allen Geistlichen, die bei dem hochwürdigsten Erzbischofe wohnten, alles ausgeplündert hat. Mehrere Seminarien und Anstalten sind durch Abtheilungen bewaffneter Menschen heimgesucht worden. Einige haben sich begnügt nachzusuchen ob keine Waffenniederlage sich da befände; denn man wollte wie beim Ausbruche der Revolution, überall verborgene Waffen sehen. Bei den Missionären von Frankreich hat man die Möbel und die Bibliothek geplündert, und sogar angefangen Feuer zu legen, zu dessen Löschung man Pumpenmeister rufen mußte. Mehrere Missionäre sind mißhandelt worden. Auf Montrouge hat man das den Jesuiten gehörige Haus gänzlich geplündert und sogar den Garten verwüstet, auch sind Bewohner des Hauses mißhandelt und geschlagen worden. Man berichtet, daß an demselben Tage Zusammenrottungen aus Amiens nach Saint-Acheul gezogen seyen, und die Gebäude ausgeraubt haben. Dieses Zusammentreffen ist bemerkenswerth. Um wieder auf Paris zurück zukommen haben wir noch anzugeben, daß andere Geistliche verhöhnt und auf der Straße mißhandelt worden sind. Von diesem Augenblicke an haben die Geistliche

ihre Kleidung geändert und man sieht sie jetzt nur in weltlichem Anzug. Im Seminar der Irländer und in den zum heil. Geiste sind elende Wichte als Nationalgarde verkleidet am 30. Juli erschienen, um Geld zu fordern und haben mehr als tausend Thaler mit sich genommen; allein als sie herausstraten, fanden sich wahre Nationalgarden ein, die sie anhielten die Frucht ihres Raubes herauszugeben. Das Geld wurde auf die Mairie getragen und am folgenden Tage von den Eigenthümern zurückbegehrt.

Ami de la Religion.

Venerabilibus Fratribus Archiepiscopo Friburgensi, et Episcopis Moguntino, Rottemburgensi, Limburgensi et Fuldensi.

PIUS P. VIII.

Venerabiles Fratres, Salutem etc.

Pervenerat non ita pridem tristis ad aures nostras rumor, hostes ecclesiæ catholicæ nova non pauca contra sanam doctrinam atque ipsius ecclesiæ constitutionem callide neque irrito in istis provinciis rhenanæ regionis moliri. Incertis adhuc hujusmodi vocibus ut fidem adjungeremus adduci ab initio non poteramus, præsertim cum nihil Nobis esset per Vos indicatum, quorum omnino fuisset de tanta re ac tam gravi Nos diligenter admonere nedum vigilare acriter ad salutem dioecesium vestrarum, ac non modo errores, sed etiam omne erroris periculum ipsamque suspicionem avertere. Verum summo cum dolore nec sane minore cum admiratione rationis Vestræ frustra fuisse spem Nostram ipsa jam re declaratum est. Quod enim privatim relatum erat, id jam publicis etiam litteris nuntiatur, ac gravissimis confirmatur certissimisque testimoniis, ut persuasum habere Nobis necesse fuerit, novas res istuc inductas falsis innixas erroneisque principiis, utpote quæ doctrinæ ac legibus adversentur ecclesiæ Christi, aperteque ad perniciem spectent animarum, ferri in eadem ecclesia nullo modo posse.

Libera est institutione divina, nullique obnoxia terrenæ potestati intemerata sponsa immaculati Agni Christi Jesu. At per profanas illas novitates in probrosam redigitur miserrimamque servitutem, dum laicæ potestati libera datur facultas Synodas Dioecesanas confirmandi vel rejiciendi, Dioeceses dividendi, initiandos sacris ordinibus ministros et ecclesiasticis muneribus præficiendos seligendi, regimen præterea

doctrinæ, aut obsistat, ne cum prima Sede communicetur, *ad quam*, teste S. Irenæo, *propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, et eo qui sunt undique fideles:* quique aliam vellet ejus regiminis formam inducere, is, ut inquit S. Cyprianus, *humanam conaretur facere ecclesiam.*

Quod Vobis, Venerabiles Fratres, officia in memoriam revocamus Apostolici Ministerii, id eo consilio facimus, ut Vos confirmemus, et, siquidem opus sit, excitemus ad jura ecclesiæ summo studio asserenda, tuendamque sanam doctrinam; ita ut minime dubitetis, quam rationi ac justitiæ adversentur, quæ vel suscepta sunt, vel in eo sint, ut suscipiantur, perniciosa ecclesiæ consilia iis ostendere, apud quos agi necesse sit. Ipsa quidem causæ bonitas ac justitia et Ovium Curæ Vestræ commissarum sollicitudo addere Vobis animos debent, quo propriam Pastoris boni virtutem pro Illarum salute proferatis: sed tamen illud etiam accidit ad Vos confirmandos, quod initis inter sanctam Sedem ac Principes locos conventionibus causa quam defendistis sanctissima: obligati quippe publica fide sunt, se plane liberum in iis regionibus ecclesiam catholicam præstaturos tum quod pertinet ad libertatem cum animo ecclesiæ ipsius capite de negotiis ecclesiasticis commercium, tum quod ad plenum jus Archiepiscopi et Episcoporum omnis episcopalis jurisdictionis ex vigentium Canonum præscripto, et præsentis disciplinæ ecclesiasticæ legibus exercendæ.

Hæc autem satis esse speramus ad id assequendum, ut quæcumque de rebus adeo gravibus perperam sancita sint, delis operam ut illico revocentur; Vosque, exitum nacti studii Vestri salutarem, rei bene ac feliciter gestæ meritam et gloriam consequamini.

De istarum ecclesiarum conditione ex tanto rerum novarum scandalo incredibiliter solliciti responsum a Vobis quam citissimum exspectamus, sive illud votis Nostris consentaneum, ut consolemur dolorem Nostrum; sive, quod Deus avertat, adversum, ut ea capere consilia pergatis, quæ a Nobis apostolici officii munus omnino postulat. Fiducia jure freti studii Vestri in his perficiendis, quæ Vobis in Domino et suademus et mandamus, apostolicam benedictionem Vobis, Venerabiles Fratres, gregibusque Vestris peramanter impertimur.

Datum Romæ apud Sanctam Mariam majorem die 30. Junii anni 1830,

Pontificatus Nostri anno II.

Pius der Achte, Papst,

an die ehrwürdigen Brüder, den Erzbischof von Freiburg, und die Bischöfe von Mainz, Rottenburg, Limburg und Fuld.

Ehrwürdige Brüder, Gruß ꝛc.

Es ist Uns unlängst das traurige Gerücht zu Ohren gekommen, daß die Feinde der katholischen Kirche manche Neuerungen gegen die gesunde Lehre und selbst gegen die Verfassung der Kirche auf schlaue Weise und nicht ohne Erfolg in den Provinzen der Rheingegend beabsichtigen. Anfangs konnten wir Uns nicht entschließen, dergleichen noch unsichern Stimmen Glauben beizumessen, besonders weil da Uns nichts von Euch angezeigt worden war, da es doch allerdings Euch obgelegen hätte, wegen einer so großen und wichtigen Sache ungesäumt an Uns zu berichten, ohne daran zu erinnern, daß Ihr mit aller Sorgfalt für das Heil Euwer Diöcesen wachsam seyn und nicht nur die Irrthümer, sondern auch jede Gefahr und sogar den Verdacht des Irrthums abwenden müßtet. Allein zu Unserem größten Schmerz und nicht mit geringerem Erstaunen über Euer Verhalten, hat, was schon geschehen ist, gezeigt, daß Unsere Hoffnung unerfüllt geblieben war. Denn was auf Privatwegen an Uns gekommen, wird nun auch in öffentlichen Schriften verkündigt, und durch sehr glaubwürdige und unbezweifelte Zeugnisse bestätiget, so daß sich Uns die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß die bei Euch eingeführten Neuerungen, welche auf falschen und irrigen, als der Lehre und den Gesetzen der Kirche Christi widerstrebenden und offenbar zum Verderben der Seelen hinzielenden Grundsätzen, gestützt werden, auf keine Weise in der Kirche geduldet werden können. —

Die reine Braut des makellosen Lammes Jesus Christus ist aus göttlicher Anordnung frei und keiner irdischen Gewalt unterworfen. Allein durch jene unheiligen Neuerungen wird sie in eine schmähliche und durchaus jammervolle Knechtschaft gebracht, indem der Gewalt der Laien freie Befugniß gegeben wird, die Diöcesansynoden zu bestätigen oder zu verwerfen, die Diöcesen einzutheilen, die Diener, welche zu den heiligen Weihen zugelassen, oder kirchlichen Aemtern vorgesetzt werden sollen, auszuwählen;

ihr außerdem die Leitung der religiösen und sittlichen Erziehung und Zucht eingeräumt; selbst auch die Seminarien und andere derartigen Anstalten, wie sie auch immerhin die geistliche Leitung der Kirche berühren, der Willkühr der Laien überlassen werden, indem sogar die Gläubigen gehindert werden, mit dem Oberhaupte der Kirche frei verkehren zu können, wie sehr auch dieser Verkehr zur Natur und Wesenheit der Einrichtung der katholischen Kirche gehören mag, und nicht gehemmt werden kann, ohne daß die Gläubigen der erwünschten und nothwendigen Hülfe für ihre Seelen beraubt, in offenbare Gefahr des ewigen Heiles versetzt werden.

Indeß hätte Uns wenigstens der Trost werden sollen, daß nach der schweren Verpflichtung Eures Amtes Ihr insgesammt allen Fleiß angewandt hättet, die Euer Sorgfalt anvertrauten Gläubigen über die offenbaren Irrthümer jener Grundsätze zu belehren, sie vor den Fallstricken zu warnen, welche durch derartige Beschlüsse und Unternehmungen bereitet wurden. Denn Eure Pflicht war es, ungesäumt das zu thun, was der Apostel Paulus mit so großem Nachdrucke seinem Schüler Timotheus und in dessen Person allen Bischöfen einschärft, wenn er sagt: „Verkündige das Wort, halte an, sey's gelegen, sey's ungelegen, weise zurecht, ermahne, rüge mit aller Langmuth und Belehrung. Denn es wird eine Zeit seyn, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihrer eigenen Begierde sich Lehrer häufen werden, welche die Ohren kitzeln. ... Du aber sey wachsam in Allem, sey unverdrossen, thue das Werk eines Evangelisten, leiste deinem Amte Genüge.“ Eure Pflicht war es, die Stimme des Hirten zu erheben, damit die Züchtigung der Irrenden zugleich den Wankenden zum Zügel und zur Furcht diente, nach dem Ausspruch desselben Apostels: „Welche gesündigt haben, denen halte es vor in Gegenwart Aller, auf daß auch die Andern Furcht haben.“ Eure Pflicht war es endlich, dem Beispiele der Apostel nachzuahmen, die denen, welche ihnen Stil-

schweigen geboten, mit evangelischer Freiheit geantwortet haben: „Es geziemt sich, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.“

Wir dürfen aber auch nicht bergen, ehrwürdige Brüder, welche Besorgnisse Unser Herz drückten, weil wir sogar auch erfahren haben, daß Einer aus Eurer Zahl, weit entfernt, die katholische Kirche und ihre Lehre dadurch zu vertheidigen, daß er sich den Neuerungen und Irrthümern widersetzt, und die seiner Sorge anvertrauten Gläubigen durch Ermahnungen und heilsame Vorschriften befestiget hätte, sogar diesen Neuerungen und den falschen und irrigen Grundsätzen durch Beifall und Beihülfe Ansehen und Kraft zu geben kein Bedenken getragen habe. Die Schwere der Schuld macht, daß Wir die Anschuldigung für falsch erachten; denn ein so schmachvolles Urtheil über Euch entsetzt Uns zu sehr, als daß Wir glauben sollten, es habe irgend Einer von Euch die Sache der Kirche Jesu Christi in einem so wichtigen Punkte verrathen können, worin nämlich selbst die Kraft und die Wesenheit ihrer Verfassung besteht. Denn es kann nur mit Verletzung und gänzlicher Störung der göttlich angeordneten Einrichtung der Kirche selbst, und des Wesens ihrer Verwaltung geschehen, daß irgend eine Macht der Welt über sie herrsche, oder ihre Lehre bestimme, oder verhindere, mit dem ersten Stuhle in Verbindung zu bleiben, mit welchem, nach dem Zeugnisse des heil. Irenäus, wegen seines vorzüglicheren Vorranges die ganze Kirche und die Gläubigen überall übereinstimmen müssen; und wer eine andere Form ihrer Regierung einführen wollte, dieser würde, wie der heil. Cyprianus sagt, sich bemühen, die Kirche menschlich zu machen.

Daß Wir Euch, ehrwürdige Brüder, die Pflichten des apostolischen Amtes in's Gedächtniß rufen, thun Wir in der Absicht, Euch zu bestärken, und, wenn es nothwendig wäre, Euch anzuregen, die Rechte der Kirche mit allem Eifer zu behaupten, und die gesunde Lehre zu vertheidigen, so daß Ihr nicht im Mindesten Bedenken traget, an gehörigem Orte zu beweisen, wie sehr die der Kirche verderblichen Anschläge, welche entweder ausgeführt sind,

oder bald ausgeglichen werden sollen, der Vernunft und der Gerechtigkeit widerstreben. Selbst die Güte und Gerechtigkeit der Sache und die Sorgfalt für die Euren Obhut anvertrauten Schafe sollen Euch Muth einflößen, damit Ihr die dem guten Hirten eigenthümliche Kraft für deren Heil bewähret; aber auch noch dieß trägt zu Eurer Bestärkung bei, daß die Sache, welche Ihr vertheidigt, sich auf die Verträge, die zwischen dem heil. Stuhl und den Fürsten abgeschlossen sind, stützt; indem sie nämlich öffentlich gelobt und versprochen haben, daß sie in ihren Ländern die katholische Kirche gänzlich frei erhalten wollen, sowohl in dem, was den Verkehr der Gläubigen mit dem Oberhaupte dieser Kirche in kirchlichen Angelegenheiten, als auch was das volle Recht des Erzbischofs und der Bischöfe in der Ausübung der ganzen bischöflichen Gerichtsbarkeit nach der Vorschrift der bestehenden Canonen und nach den Gesetzen der gegenwärtigen Kirchenzucht, betrifft.

Dieß aber, hoffen Wir, wird hinreichend seyn, um zu erwirken, daß Ihr Euch Mühe gebet, damit, was über so wichtige Dinge ohne Fug beschlossen worden, ohne Verzug zurückgenommen werde; und Ihr nach erlangtem heilsamen Erfolg Eurer Bemühung, das Verdienst und den Ruhm erwerbet, die Sache zu einem glücklichen Ausgange gebracht zu haben.

Da Wir über die Lage jener Kirchen wegen des so großen Aergernisses der Neuerungen innigst besorgt sind, erwarten Wir von Euch die baldigste Antwort, damit Wir, wenn sie mit Unsern Wünschen übereinstimmt, in Unserm Schmerz Trost finden, oder falls sie, was Gott abwenden wolle, ihnen zuwiderlaufe, jene Maßregeln ergreifen können, welche die apostolische Amtspflicht durchaus von Uns fordert. Indem Wir berechtigt sind, Uns dem Vertrauen auf Euren Eifer in Vollbringung dessen, was Wir Euch im Herrn anrathen und auftragen, zu überlassen, ertheilen Wir liebevoll Euch, ehrwürdige Brüder, und Euern Heerden den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei der größern Marienkirche den 30. Juni, des Jahres 1830, unsers Pabstthums des zweiten.

Die in den verschiedenen katholischen Kapellen zu Limerick angestellten Priester haben am Sonntag, den 8. May dieses Jahr, angekündigt, daß alle Pächter, welche in Zukunft ihre Häuser für Leute, die geistige Getränke genießen, nach Mitternacht an den Samstagen und vor 2 Uhr Nachmittags an den Sonntagen offen halten, mit der Excommunikation bestraft werden. Diese Ankündigung geschah auf Befehl des Dr. Ryon, römisch katholischen Bischofs. Dann folgte eine Rede über die schädlichen Folgen der Trunkenheit und die Segnungen, welche Mäßigkeit und Nüchternheit begleiten. —

Wie viele Wirthe möchten wohl in Deutschland, Frankreich ꝛc. der Excommunikation unterliegen, wenn man sie auf alle anwenden wollte, die in diesen Stunden geistige Getränke ausschenken und zur Entweihung der Sonn- und Festtage das Ihrige in vollem Maße beitragen?

Die Bevölkerung von Indien ist beinahe unermeßlich. Man kann zwar keine genaue Zählung hoffen; allein die nachfolgende kommt der Wahrheit, so viel möglich, nahe. Das Gouvernement von Bengalen zählt 58,000,000; das von Bombay 11,000,000; England überhaupt unterworfene Völker 88,000,000; Hülfsvölker und die von Britannien abhängig sind 10,000,000; in der Bay zerstreute Völker 1,000,000. Ueberhaupt unter brittischem Einfluß stehende Völker 126,000,000; unabhängige, aber von brittischen Truppen beobachtete Völker 10,000,000; beiläufig die nicht europäische Bevölkerung 136,000,000; beiläufig Europäer 40,000; und dieses macht gerade 1 Europäer auf 3400 Eingeborne; und in den Gegenden, wo die Europäer unabhängig herrschen und alle Einkünfte beziehen, einen auf 2125 Indier.

Ein irländisches Blatt macht folgenden Brief an den Bischof von Cloyne in Irland bekannt:

Mein Herr!

Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre, bei Ew. Gnaden die Anfrage zu machen, ob der Pfarrer von Ardah eine Dispenz habe, die ihn von der Residenz in seiner Pfarrei entbindet.

Weder ein Pfarrer noch ein Vikar residirte seit 30 Jahren in Ardah, woher es denn kommt, daß mehrere protestantische Pächter des Major Andrews dahin gebracht wurden, die Religion ihrer Väter zu verlassen. Ich bitte Ew. Gnaden, mir gefälligst zu antworten, indem ich entschlossen bin, durch gesetzliche Maßregeln den Pfarrer zur Residenz zu zwingen, wenigstens wenn er von Ew. Gnaden davon nicht dispensirt ist.

Ich bin ꝛc.

J. B. Johnstone.

Aus der Antwort des Bischofs hat es sich wirklich ergeben, daß der Pfarrer dispensirt war, was einen sonderbaren Begriff von der protestantischen Seelsorge in Irland geben muß.

Paris. Die Frohnleichnamsprozessionen sind weit besser vorübergegangen, als die Witterung erwarten ließ. Um 9 Uhr begab sich der König und seine Familie in die Kirche St. Germain-l'Auxerrois, und wohnte dem Hochamte bei, worauf die Prozession sich in Bewegung setzte. Der König, der Dauphin, die Dauphine und Madame schlossen sich unmittelbar dem Himmel an. Der in Paris anwesende König von Neapel erwartete dieselben mit der Königin und dem Fürsten von Salerno auf dem Balkon des Marschallsaales, wohnten den Gebeten in der dortigen Kapelle bei, und empfingen den Segen. Der Zusammenfluß des Volkes hat die Ordnung nicht im Geringsten gestört. Zu Notre Dame trug der Erzbischof das Hochwürdigste; auch da wurde man erbaut durch die Sammlung und Ehrerbietigkeit der herbeigeströmten Menge. Die Prozession von St. Sülpice, eine der schönsten wegen der Menge der Geistlichen und der Pracht der Ceremonien, begleiteten die Behörden und eine unzählige Volksmenge. Dieser Tag des Triumphes ist eine Ursache der Freude für die Frömmigkeit, zugleich aber auch ein Gegenstand des Hasses für einige befangene und kranke Köpfe. So beklagte eine liberale Zeitung, daß die Altäre die Circulation in einigen Straßen störten, und hat mit großem Herzeleid bemerkt, daß daselbst die Herren Kutscher kaum passiren konnten. Wahr-

den durch die unerwartete Entdeckung von zwei Fässern Pulver und hundert Dolchen; von diesem Augenblicke an habe die Wuth der Volksmenge keine Grenzen mehr gekannt..... Wir müssen sagen, daß diese unerwartete Entdeckung eine abgeschmackte und gräuliche Lüge ist, mit der man die Köpfe eines leichtgläubigen Schwarmes hat erhitzen können, die man aber Niemand einreden hoffen konnte, der nur einigen Nachdenkens fähig ist. Es verhält sich mit der Entdeckung der zwei Pulverfässer und der hundert Dolche, wie mit dem andern ebenfalls unter dem Volk verbreiteten Mährchen, daß der Kanoniker von Notre-Dame Steine auf die Nationalgarde geworfen habe. Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß alle Priester sehr beschäftigt gewesen sind, sich in diesen Kampf zu mischen! Jedermann weiß, daß während dieser Tage des Sturmes alle Geistliche sich in ihren Wohnungen eingeschlossen hielten. Gewiß aber ist, daß man in dem erzbischöflichen Pallaste, im Secretariate und bei allen Geistlichen, die bei dem hochwürdigsten Erzbischofe wohnten, alles ausgeplündert hat. Mehrere Seminarien und Anstalten sind durch Abtheilungen bewaffneter Menschen heimgesucht worden. Einige haben sich begnügt nachzusuchen ob keine Waffenniederlage sich da befände; denn man wollte wie beim Ausbruche der Revolution, überall verborgene Waffen sehen. Bei den Missionären von Frankreich hat man die Möbel und die Bibliothek geplündert, und sogar angefangen Feuer zu legen, zu dessen Löschung man Pumpenmeister rufen mußte. Mehrere Missionäre sind mißhandelt worden. Auf Montrouge hat man das den Jesuiten gehörige Haus gänzlich geplündert und sogar den Garten verwüstet, auch sind Bewohner des Hauses mißhandelt und geschlagen worden. Man berichtet, daß an demselben Tage Zusammenrottungen aus Amiens nach Saint-Acheul gezogen seyen, und die Gebäude ausgeraubt haben. Dieses Zusammentreffen ist bemerkenswerth. Um wieder auf Paris zurück zukommen haben wir noch anzugeben, daß andere Geistliche verhöhnt und auf der Straße mißhandelt worden sind. Von diesem Augenblicke an haben die Geistliche

ihre Kleidung geändert und man sieht sie jetzt nur in weltlichem Anzug. Im Seminar der Irländer und in den zum heil. Geiste sind elende Wichte als Nationalgarde verkleidet am 30. Juli erschienen, um Geld zu fordern und haben mehr als tausend Thaler mit sich genommen; allein als sie herausstraten, fanden sich wahre Nationalgarden ein, die sie anhielten die Frucht ihres Raubes herauszugeben. Das Geld wurde auf die Mairie getragen und am folgenden Tage von den Eigenthümern zurückbegehrt.

Ami de la Religion.

Venerabilibus Fratribus Archiepiscopo Friburgensi, et Episcopis Moguntino, Rottemburgensi, Limburgensi et Fuldensi.

PIUS P. VIII.

Venerabiles Fratres, Salutem etc.

Pervenerat non ità pridem tristis ad aures nostras rumor, hostes ecclesiæ catholicæ nova non pauca contra sanam doctrinam atque ipsius ecclesiæ constitutionem callide neque irrito in istis provinciis rhenanæ regionis moliri. Incertis adhuc hujusmodi vocibus ut fidem adjungeremus adduci ab initio non poteramus, præsertim cum nihil Nobis esset per Vos indicatum, quorum omnino fuisset de tanta re ac tam gravi Nos diligenter admonere nedum vigilare acriter ad salutem dioecesium vestrarum, ac non modo errores, sed etiam omne erroris periculum ipsamque suspicionem avertere. Verum summo cum dolore nec sane minore cum admiratione rationis Vestræ frustra fuisse spem Nostram ipsa jam re declaratum est. Quod enim privatim relatum erat, id jam publicis etiam litteris nuntiatur, ac gravissimis confirmatur certissimisque testimoniis, ut persuasum habere Nobis necesse fuerit, novas res istuc inductas falsis innixas erroneisque principiis, utpote quæ doctrinæ ac legibus adversentur ecclesiæ Christi, aperteque ad perniciem spectent animarum, ferri in eadem ecclesia nullo modo posse.

Libera est institutione divina, nullique obnoxia terrenæ potestati intemerata sponsa immaculati Agni Christi Jesu. At per profanas illas novitates in probroeam redigitur miserrimamque servitutem, dum laicæ potestati libera datur facultas Synodas Dioecesanas confirmandi vel rejiciendi, Dioeceses dividendi, initiandos sacris ordinibus ministros et ecclesiasticis muneribus præficiendos seligendi, regimen præterea

illi attribuitur religiosa ac moralis institutionis ac disciplinæ, ipse etiam seminaria atque alia ejusmodi quomodocumque spirituale ecclesiæ regimen attingant, arbitrio committuntur laicorum, impeditis adeo fidelibus ne cum summo illius capite communicare libere possint, aut ea communicatio ad ipsius ecclesiæ catholicæ constitutionis naturam essentiamque pertineat, nec intercipi illa possit, quin fideles opportuno ac necessario animabus suis auxilio destituti in apertum æternæ salutis discrimen adducantur.

At eo vultem solatio uti Nobis liceret, quod pro gravissimo officii Vestri munere, omnis adhibita a Vobis omnibus fuisset diligentia, ut commissos curæ vestræ fideles de manifestis principiorum illorum erroribus edoceretis ac de insidiis admoneretis, quæ initis hujusmodi consiliis captisque parabantur. Vestrum enim omnino erat, ea sedule præstare, quam tanta verborum gravitate Paulus Apostolus Timotheo discipulo suo et in ejus persona Episcopis omnibus inculcat, cum ait: *„Predica verbum, insta opportune importune, argue, obsecra, increpa in omni patientia et doctrina: erit enim tempus cum sanam doctrinam non sustinebunt, sed ad sua desideria coacervabunt sibi magistros prurientes auribus. Tu vero vigila in omnibus, labora, opus fac Evangelistæ, ministerium tuum imple.“* Vestrum erat vocem tollere pastoralem, ita ut errantium castigatio esset simul freno ac timori vacillantibus, juxta illud ejusdem Apostoli: *Peccantes coram omnibus argue, ut et ceteri timorem habeant*; denique Vestrum erat exemplum imitari Apostolorum, qui silentium indicentibus evangelica libertate responderunt: *Obedire oportet Deo magis quam hominibus.*

Verum dissimulandum Nobis non est, Venerabiles Fratres, quantis prematur angustiis cor Nostrum, ex eo etiam quod accepimus fuisse aliquem ex Vestro numero, qui tantum abest ut ecclesiæ catholicæ ejusque doctrinæ defensor extiterit repugnans novitatibus et erroribus, et concreditos curæ suæ fideles monitis munere præceptisque salutaribus, ut etiam novitatibus illis ac falsis erroneisque principiis assensu, operaque sua auctoritatem ac robur adjungere non dubitaverit. Culpæ gravitas facit, ut falsam existimemus accusationem; nimis enim abhorret animus a tam injurioso de Vobis judicio, ut quemquam Vestrum credamus ecclesiæ Jesu Christi causam in re tanti momenti prodere potuisse, quanti ea sunt, in quibus constitutionis ejus vis et essentia ipsa posita est. Neque enim nisi hac planeque perturbata ecclesiæ divinitus institutæ ratione ipsa naturaque regiminis, fieri potest, ut ulla in eam sæculi dominetur potestas, aut ejus moderetur

doctrinæ, aut obsistat, ne cum prima Sede communicetur, *ad quam*, teste S. Irenæo, *propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, et eo qui sunt undique fideles*: quique aliam vellet ejus regiminis formam inducere, is, ut inquit S. Cyprianus, *humanam conaretur facere ecclesiam*.

Quod Vobis, Venerabiles Fratres, officia in memoriam revocamus Apostolici Ministerii, id eo consilio facimus, ut Vos confirmemus, et, siquidem opus sit, excitemus ad jura ecclesiæ summo studio asserenda, tuendamque sanam doctrinam ita ut minime dubitetis, quam rationi ac justitiæ adversentur, quæ vel suscepta sunt, vel in eo est, ut suscipiantur, perniciosa ecclesiæ consilia iis ostendere, apud quos agi necesse sit. Ipsa quidem causæ bonitas ac justitia et Ovium Curæ Vestræ commissarum sollicitudo addere Vobis animos debent, quo propriam Pastoris boni virtutem pro illarum salute proferatis: sed tamen illud etiam accidit ad Vos confirmandos, quod initis inter sanctam Sedem ac Principes istos conventionibus causa quam defenditis innititur: obligata quippe publice fide polliciti sunt, se plane liberam in suis regionibus ecclesiam catholicam præstaturos tum quod pertinet ad Fidelium cum summo ecclesiæ ipsius capite de negotiis ecclesiasticis commercium, tum quod ad plenum jus Archiepiscopi et Episcoporum omnis episcopalis jurisdictionis ex vigentium Canonum præscripto, et præsentis disciplinæ ecclesiasticæ legibus exercendæ.

Hæc autem satis esse speramus ad id assequendum, ut quæcumque de rebus adeo gravibus perperam sancita sint, detis operam ut illico revocentur; Vosque, exitum nacti studii Vestri salutarem, rei bene ac feliciter gestæ meritum et gloriam consequamini.

De istarum ecclesiarum conditione ex tanto rerum novarum scandalo incredibiliter solliciti responsum a Vobis quam citissimum exspectamus, sive illud votis Nostris consentaneum, ut consolemur dolorem Nostrum; sive, quod Deus avertat, adversum, ut ea capere consilia possimus, quæ a Nobis apostolici officii munus omnino postulat. Fiducia jure freti studii Vestri in his perficiendis, quæ Vobis in Domino et suademus et mandamus, apostolicam benedictionem Vobis, Venerabiles Fratres, gregibusque Vestris peramanter impertimur.

Datum Romæ apud Sanctam Mariam majorem die 30. Junii anni 1820.

Pontificatus Nostri anno II.

Pius der Achte, Papſt,

an die ehrwürdigen Brüder, den Erzbiſchof von Freiburg, und die Biſchöfe von Mainz, Rottenburg, Limburg und Fuld.

Ehrwürdige Brüder, Gruß ꝛc.

Es iſt Uns unlängſt das traurige Gerücht zu Ohren gekommen, daß die Feinde der katholiſchen Kirche manche Neuerungen gegen die geſunde Lehre und ſelbſt gegen die Verfaſſung der Kirche auf ſchlaue Weiſe und nicht ohne Erfolg in den Provinzen der Rheingegend beabſichtigen. Anfangs konnten wir Uns nicht entſchließen, dergleichen noch unſichern Stimmen Glauben beizumeſſen, beſonders weil da Uns nichts von Euch angezeigt worden war, da es doch allerdings Euch obgelegen hätte, wegen einer ſo großen und wichtigen Sache ungeſäumt an Uns zu berichten, ohne daran zu erinnern, daß Ihr mit aller Sorgfalt für das Heil Euwer Diöceſen wachſam ſeyn und nicht nur die Irrthümer, ſondern auch jede Gefahr und ſogar den Verdacht des Irrthums abwenden müßtet. Allein zu Unſerem größten Schmerz und nicht mit geringerem Erſtaunen über Euer Verhalten, hat, was ſchon geſchehen iſt, gezeigt, daß Unſere Hoffnung unerfüllt geblieben war. Denn was auf Privatwegen an Uns gekommen, wird nun auch in öffentlichen Schriften verkündigt, und durch ſehr *glaubwürdige* und unbezweifelte Zeugniſſe beſtätiget, ſo daß ſich Uns die Ueberzeugung aufdringen mußte, daß die bei Euch eingeführten Neuerungen, welche auf falſchen und irrigen, als der Lehre und den Geſetzen der Kirche Chriſti widerſtrebenden und offenbar zum Verderben der Seelen hinzielenden Grundſätzen, geſtützt werden, auf keine Weiſe in der Kirche geduldet werden können. —

Die reine Braut des makelloſen Lammes Jeſus Chriſtus iſt aus göttlicher Anordnung frei und keiner irdiſchen Gewalt unterworfen. Allein durch jene unheiligen Neuerungen wird ſie in eine ſchmähliche und durchaus jammervolle Knechtſchaft gebracht, indem der Gewalt der Laien freie Befugniß gegeben wird, die Diöceſanſynoden zu beſtätigen oder zu verwerfen, die Diöceſen einzutheilen, die Diener, welche zu den heiligen Weihen zugelaſſen, oder kirchlichen Aemtern vorgeſetzt werden ſollen, auszuwählen;

ihr außerdem die Leitung der religiösen und sittlichen Erziehung und Zucht eingeräumt; selbst auch die Seminarien und andere derartigen Anstalten, wie sie auch immerhin die geistliche Leitung der Kirche berühren, der Willkühr der Laien überlassen werden, indem sogar die Gläubigen gehindert werden, mit dem Oberhaupte der Kirche frei verkehren zu können, wie sehr auch dieser Verkehr zur Natur und Wesenheit der Einrichtung der katholischen Kirche gehören mag, und nicht gehemmt werden kann, ohne daß die Gläubigen der erwünschten und nothwendigen Hülfe für ihre Seelen beraubt, in offenbare Gefahr des ewigen Heiles versetzt werden.

Indeß hätte Uns wenigstens der Trost werden sollen, daß nach der schweren Verpflichtung Eures Amtes Ihr insgesammt allen Fleiß angewandt hättet, die Eurer Sorgfalt anvertrauten Gläubigen über die offenbaren Irrthümer jener Grundsätze zu belehren, sie vor den Fallstricken zu warnen, welche durch derartige Beschlüsse und Unternehmungen bereitet wurden. Denn Eure Pflicht war es, ungesäumt das zu thun, was der Apostel Paulus mit so großem Nachdrucke seinem Schüler Timotheus und in dessen Person allen Bischöfen einschärft, wenn er sagt: „Verkündige das Wort, halte an, sey's gelegen, sey's ungelegen, weise zurecht, ermahne, rüge mit aller Langmuth und Belehrung. Denn es wird eine Zeit seyn, da sie die gesunde Lehre nicht ertragen, sondern nach ihrer eigenen Begierde sich Lehrer häufen werden, welche die Ohren kitzeln. ... Du aber sey wachsam in Allem, sey unverdrossen, thue das Werk eines Evangelisten, leiste deinem Amte Genüge.“ Eure Pflicht war es, die Stimme des Hirten zu erheben, damit die Züchtigung der Irrenden zugleich den Wankenden zum Zügel und zur Furcht diente, nach dem Ausspruch desselben Apostels: „Welche gesündigt haben, denen halte es vor in Gegenwart Aller, auf daß auch die Andern Furcht haben.“ Eure Pflicht war es endlich, dem Beispiele der Apostel nachzuahmen, die denen, welche ihnen Stil-

schweigen gebotet, mit evangelischer Freiheit geantwortet haben: „Es geziemt sich, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.“

Wir dürfen aber auch nicht bergen, ehrwürdige Brüder, welche Besorgnisse Unser Herz drückten, weil wir sogar auch erfahren haben, daß Einer aus Eurer Zahl, weit entfernt, die katholische Kirche und ihre Lehre dadurch zu vertheidigen, daß er sich den Neuerungen und Irrthümern widersetzt, und die seiner Sorge anvertrauten Gläubigen durch Ermahnungen und heilsame Vorschriften befestiget hätte, sogar diesen Neuerungen und den falschen und irrigen Grundsätzen durch Beifall und Beihülfe Ansehen und Kraft zu geben kein Bedenken getragen habe. Die Schwere der Schuld macht, daß Wir die Anschuldigung für falsch erachten; denn ein so schmachvolles Urtheil über Euch entsetzt Uns zu sehr, als daß Wir glauben sollten, es habe irgend Einer von Euch die Sache der Kirche Jesu Christi in einem so wichtigen Punkte verrathen können, worin nämlich selbst die Kraft und die Wesenheit ihrer Verfassung besteht. Denn es kann nur mit Verletzung und gänzlicher Störung der göttlich angeordneten Einrichtung der Kirche selbst, und des Wesens ihrer Verwaltung geschehen, daß irgend eine Macht der Welt über sie herrsche, oder ihre Lehre bestimme, oder verhindere, mit dem ersten Stuhle in Verbindung zu bleiben, mit welchem, nach dem Zeugnisse des heil. Irenäus, wegen seines vorzüglicheren Vorranges die ganze Kirche und die Gläubigen überall übereinstimmen müssen; und wer eine andere Form ihrer Regierung einführen wollte, dieser würde, wie der heil. Cyprianus sagt, sich bemühen, die Kirche menschlich zu machen.

Daß Wir Euch, ehrwürdige Brüder, die Pflichten des apostolischen Amtes in's Gedächtniß rufen, thun Wir in der Absicht, Euch zu bestärken, und, wenn es nothwendig wäre, Euch anzuregen, die Rechte der Kirche mit allem Eifer zu behaupten, und die gesunde Lehre zu vertheidigen, so daß Ihr nicht im Mindesten Bedenken traget, an gehörigem Orte zu beweisen, wie sehr die der Kirche verderblichen Anschläge, welche entweder ausgeführt sind,

oder bald ausgeglichen werden sollen, der Vernunft und der Gerechtigkeit widerstreben. Selbst die Güte und Gerechtigkeit der Sache und die Sorgfalt für die Eurer Obhut anvertrauten Schafe sollen Euch Muth einflößen, damit Ihr die dem guten Hirten eigenthümliche Kraft für deren Heil bewähret; aber auch noch dieß trägt zu Eurer Bestärkung bei, daß die Sache, welche Ihr vertheidigt, sich auf die Verträge, die zwischen dem heil. Stuhl und den Fürsten abgeschlossen sind, stützt; indem sie nämlich öffentlich gelobt und versprochen haben, daß sie in ihren Ländern die katholische Kirche gänzlich frei erhalten wollen, sowohl in dem, was den Verkehr der Gläubigen mit dem Oberhaupte dieser Kirche in kirchlichen Angelegenheiten, als auch was das volle Recht des Erzbischofs und der Bischöfe in der Ausübung der ganzen bischöflichen Gerichtsbarkeit nach der Vorschrift der bestehenden Canonen und nach den Gesetzen der gegenwärtigen Kirchenzucht, betrifft.

Dieß aber, hoffen Wir, wird hinreichend seyn, um zu erwirken, daß Ihr Euch Mühe gebet, damit, was über so wichtige Dinge ohne Fug beschlossen worden, ohne Verzug zurückgenommen werde; und Ihr nach erlangtem heilsamen Erfolg Eurer Bemühung, das Verdienst und den Ruhm erwerbet, die Sache zu einem glücklichen Ausgange gebracht zu haben.

Da Wir über die Lage jener Kirchen wegen des so großen Aergernisses der Neuerungen innigst besorgt sind, erwarten Wir von Euch die baldigste Antwort, damit Wir, wenn sie mit Unsern Wünschen übereinstimmt, in Unserm Schmerz Trost finden, oder falls sie, was Gott abwenden wolle, ihnen zuwiderlaufe, jene Maßregeln ergreifen können, welche die apostolische Amtspflicht durchaus von Uns fordert. Indem Wir berechtigt sind, Uns dem Vertrauen auf Euren Eifer in Vollbringung dessen, was Wir Euch im Herrn anrathen und auftragen, zu überlassen, ertheilen Wir liebevoll Euch, ehrwürdige Brüder, und Euern Heerden den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom bei der größern Marienkirche den 30. Juni, des Jahres 1830, unsers Pabstthums des zweiten.

Die in den verschiedenen katholischen Kapellen zu Limerick angestellten Priester haben am Sonntag, den 8. May dieses Jahrs, angekündigt, daß alle Pächter, welche in Zukunft ihre Häuser für Leute, die geistige Getränke genießen, nach Mitternacht an den Samstagen und vor 2 Uhr Nachmittags an den Sonntagen offen halten, mit der Excommunikation bestraft werden. Diese Ankündigung geschah auf Befehl des Dr. Ryan, römisch-katholischen Bischofs. Dann folgte eine Rede über die schädlichen Folgen der Trunkenheit und die Segnungen, welche Mäßigkeit und Nüchternheit begleiten. —

Wie viele Wirthe möchten wohl in Deutschland, Frankreich ꝛc. der Excommunikation unterliegen, wenn man sie auf alle anwenden wollte, die in diesen Stunden geistige Getränke ausschenken und zur Entweihung der Sonn- und Festtage das Ihrige in vollem Maße beitragen?

Die Bevölkerung von Indien ist beinahe unermeßlich. Man kann zwar keine genaue Zählung hoffen; allein die nachfolgende kommt der Wahrheit, so viel möglich, nahe. Das Gouvernement von Bengalen zählt 58,000,000; das von Bombay 11,000,000; England überhaupt unterworfene Völker 88,000,000; Hülfsvölker und die von Britannien abhängig sind 10,000,000; in der Bay zerstreute Völker 1,000,000. Ueberhaupt unter brittischem Einfluß stehende Völker 126,000,000; unabhängige, aber von brittischen Truppen beobachtete Völker 10,000,000; beiläufig die nicht europäische Bevölkerung 136,000,000; beiläufig Europäer 40,000; und dieses macht gerade 1 Europäer auf 3100 Eingeborne; und in den Gegenden, wo die Europäer unabhängig herrschen nnd alle Einkünfte beziehen, einen auf 2125 Indier.

Ein irländisches Blatt macht folgenden Brief an den Bischof von Clovne in Irland bekannt:

Mein Herr!

Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre, bei Ew. Gnaden die Anfrage zu machen, ob der Pfarrer von Ardah eine Dispenz habe, diesen von der Residenz in seiner Pfarrei entbindet.

Weder ein Pfarrer noch ein Vikar residirte seit 20 Jahren in Ardah, woher es denn kommt, daß mehrere protestantische Pächter des Major Andrews dahin gebracht wurden, die Religion ihrer Väter zu verlassen. Ich bitte Ew. Gnaden, mir gefälligst zu antworten, indem ich entschlossen bin, durch gesetzliche Maßregeln den Pfarrer zur Residenz zu zwingen, wenigstens wenn er von Ew. Gnaden davon nicht dispensirt ist.

Ich bin ꝛc.

J. B. Johnstone.

Aus der Antwort des Bischofs hat es sich wirklich ergeben, daß der Pfarrer dispensirt war, was einen sonderbaren Begriff von der protestantischen Seelsorge in Irland geben muß.

Paris. Die Frohnleichnamsprozessionen sind weit besser vorübergegangen, als die Witterung erwarten ließ. Um 9 Uhr begab sich der König und seine Familie in die Kirche St. Germain-l'Auxerrois, und wohnte dem Hochamte bei, worauf die Prozession sich in Bewegung setzte. Der König, der Dauphin, die Dauphine und Madame schlossen sich unmittelbar dem Himmel an. Der in Paris anwesende König von Neapel erwartete dieselben mit der Königin und dem Fürsten von Salerno auf dem Balkon des Marschallsaales, wohnten den Gebeten in der dortigen Kapelle bei, und empfingen den Segen. Der Zusammenfluß des Volkes hat die Ordnung nicht im Geringsten gestört. Zu Notre Dame trug der Erzbischof das Hochwürdigste; auch da wurde man erbaut durch die Sammlung und Ehrerbietigkeit der herbeigeströmten Menge. Die Prozession von St. Sülpice, eine der schönsten wegen der Menge der Geistlichen und der Pracht der Ceremonien, begleiteten die Behörden und eine unzählige Volksmenge. Dieser Tag des Triumphes ist eine Ursache der Freude für die Frömmigkeit, zugleich aber auch ein Gegenstand des Hasses für einige befangene und kranke Köpfe. So beklagte eine liberale Zeitung, daß die Altäre die Circulation in einigen Straßen störten, und hat mit großem Herzeleid bemerkt, daß daselbst die Herren Kutscher kaum passiren konnten. Wahr-

lich ein himmelschreiend Unglück, daß eine oder zwei Stunden lang eine erhabene Religionsfeier einige Gassen in Anspruch nimmt! In der Schweiz ist man weit strenger, selbst in den protestantischen Kantonen, wo die Stadtthore während des Gottesdienstes geschlossen bleiben. Dieselbe Zeitung jammert über die Pracht der Altäre und geräth besonders in Wuth über den im Louvre aufgerichteten. „Wie viel Geld kostet nicht all dieser eitle Flitterkram einer Religion, worein Geist den weltlichen Pomp verdammt! Wie viele arme Familien könnte dieses so närrisch verschwendete Geld zeitlebens ernähren!“ Das ist eben wieder das Argument Judas des Erzscheinen. Man hätte diese Salbe verkaufen können, und den Erlös den Armen geben, sagte der Verräther, nicht als wenn er, wie der Evangelist wohl bemerkt, um die Armen sich bekümmert hätte. Es giebt Religionsfeinde, sagt ein royalistisches Blatt, welche den Luxus in ihren Häusern und auf ihren verschwenderischen Tafeln sich sehr gern gefallen lassen, und es unbegreiflich finden, daß man etwas ausgebe aus Liebe zu dem, aus dessen gütiger Hand wir doch Alles empfangen, was wir haben. Ich möchte wissen, ob der Zeitungsschreiber, welcher den Schmuck unsrer Kirchen und Altäre so hinunterdelt, den Armen das Geld giebt, welches er der Pracht unsers Gottesdienstes versagt. Ich gestehe, daß ich gar nicht geneigt bin zu glauben, daß sein Oekonomiesystem in Betreff der Religion den Armen viel eintrage.

Der beklagenswerthe Zustand, in welchen seit einiger Zeit die sogenannte oberrheinische Kirchenprovinz gerathen ist, hat bereits in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Katholiken, die es noch bleiben wollen, rege gemacht. In Erwartung nun, daß durch einen Freund der kirchlichen Selbstständigkeit dieser Gegenstand nach Fakten und Personen historisch behandelt werde, machen wir das Publikum auf folgendes Werklein aufmerksam: „Der Kirchen- und Staatsfreund an alle gute teutsche Christen. Glaubwürdige vorläufige Nachrichten von den Frankfurter Berathungen mehrerer teutschen Bundesstaaten über die Angelegenheiten der teutschen katholischen Kirche ꝛc. Jena, bei Friedrich Frommann. 1818.“ Dieses von einem Protestanten, vielleicht auch von einem Mitgliede obgenannter Berathungscommission, verfaßte Büchlein enthält zwar großentheils wörtlich das-

selbe, was seitdem durch Pragmatiken und andere landesherrliche Edikte bekannt geworden ist: es empfiehlt sich aber durch größere Ausführlichkeit, durch das Innehalten des Ganges der Berathungen, und endlich dadurch, daß es uns auch die Grundsätze, nach welchen in besagten Berathungen und in den Unterhandlungen mit Rom verfahren wurde, nicht vorenthält. Als Proben letzterer geben wir dem Leser folgende zwei, gleich in der ersten Sitzung verabredete Punkte, nach welchen dießmal die deutsche, taubeneinfältige Ehrlichkeit mit der schlauen, italienisch verschmitzten Schlangenklugheit und Lügenpolitik der römischen Kurie ohne Gefahr glaubte concordiren zu dürfen.

§. 4. Punkte, wo Rom durchaus nicht nachgeben will, sollen weggelassen und nur in allgemeinen Ausdrücken gefaßt werden.

§. 5. Wo man eher in dem Einzelnen der Anwendung, als in ausgesprochenen Principien Nachgeben erwarten kann, ist jenes mehr als dieses zu betreiben ꝛc. — — —

Die Bevollmächtigten bei diesen Berathungen, denen die deutschen Katholiken solch herrliches Geschenk verdanken, waren nach unserm Kirchen- und Staatsfreund:

Von Baden: Staatsrath, Minister bei der Schweiz, Herr von Jttner. Geistlicher Rath, Dekan Burg (nunmehr großh. hessisch katholischer Landesbischof in Mainz.)

Kurhessen: Regierungsrath Rieß.

Großh. Hessen: Geheimer Referendar, Herr von Wreden.

Meklenburg: Meklenburg-Schwerin'scher Staatsminister, Freiherr von Plessen, Bundestagsgesandter.

Nassau: Kirchen- und Oberschulrath Koch. (Ein seitdem zum Protestantismus übergetretener und verheuratheter Geistlicher.)

Oldenburg: Oberapellationspräsident, Herr von Berg, Bundestagsgesandter.

Sächsische Häuser: Geheimer Rath, Herr von Hendrich.

Lübeck und Bremen: Bundestagsgesandter, Senator Schmidt von Bremen.

Würtemberg: Staatsminister, Bundestagsgesandter, Freiherr von Wangenheim. Staatsrath, Oberregierungspräsident Freiherr von Schmitz-Grollenburg. Generalvikariatsrath Jaumann (nun Dekan in Rottenburg). Kammerherr und Legationsrath, Freiherr von Blomberg.

Bei der 6. Sitzung trat für die freie Stadt Frankfurt hinzu: der Bundestagsgesandte derselben, Syndikus Danz.

Rom, den 12. Juli 1830. In dem am 5. d. M. von Sr. Heiligkeit im quirinalischen Pallaste gehaltenen Konsistorium wurde der Prinz von Rohan Chabot, Erzbischof von Besançon zur Cardinalswürde erhoben. Es wurden in demselben Konsistorium die durch das Ableben des Cardinals della Somaglia,

Dechant des heiligen Collegiums und Bischofs von Ostia und Velletri, und des Cardinals Bertappoli, Cardinalbischof von Palestrina erledigten suburbanischen Bisthümer besetzt, und der erste katholische armenische Erzbischof, Primas von Constantinopel erhielt das Pallium. Er war schon früher durch ein päbstliches Breve zum Erzbischof und Primas von Constantinopel ernannt und präkonisirt worden. Die katholischen Armenier sind hierdurch zu einer abgesonderten Nation erhoben und für immer von der Jurisdiction der schismatischen Patriarchen emancipirt, womit denn auch die von ihm und von allen Schismatikern gegen die Katholiken verübten Vexationen aufhören dürften. Oesterreich und Frankreich haben sich besonders sehr thätig und lebhaft für diese glücklich zu Stande gebrachte Emancipation interessirt. Der neue Erzbischof Primas heißt Antonius Nouvidjan, ist aus Constantinopel gebürtig und hat in frühern Zeiten seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung im hiesigen Collegio der Propaganda genossen, in der Kirche desselben er auch gestern von Sr. Eminenz dem Cardinal Zurla, Generalvikar seiner Heiligkeit, unter Assistenz des Monsignor Soglia, Erzbischof von Ephesus und Großalmoseniers Sr. Heiligkeit und des Monsignor Aparia Artsiaces, armenischen Erzbischofs von Cäsarea in Cappadozien und Generalabt der Congregation der Melchitaristen zu Wien, consecrirt wurde. Der heiligen Funktion wohnten unter Andern bei der griechische mechitaristische Erzbischof von Mira, der armenische Erzbischof von Theodosiopolis, und der griechische Erzbischof von Durappo in orientalischer und ihrem Ritus eigener Kleidung. Außerdem sah man noch dabei Priester aus allen Nationen, Syrer, Chaldäer, Griechen, Armenier, Kopten, Abyssinier, Indianer, Amerikaner, Engländer und Irländer, Deutsche, Franzosen und aus verschiedenen andern europäischen Ländern.

Im Consistorium vom 5. d. M. wurde auch Herr Lüpke zum Weihbischof und Generalvikar von Osnabrück präkonisirt.

Wien, vom 19. Juli. Am heurigen Pfingstfeste legte ein reformirter Prediger, Hr. Samuel Sabo zu Lovo, nachdem er einen Monat vorher seinem Amte entsagt hatte, nebst seiner Gattin und siebzehnjährigen Tochter, das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Patriarchen-Erzbischofs von Pyrker in der Dom-kirche zu Erlau ab. K. K. Z.

Gießen. Der durch die neulich erschienene „Geschichte der Bischofswahlen“ schon rühmlichst bekannte F. A. Strodenmayer, bisheriger Repetent am kath. Stift zu Tübingen hat den Ruf als ordentlicher Professor an der hier zu errichtenden katholisch-theologischen Fakultät erhalten und angenommen.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
N^ro XI.

Curiosa.

Wie gesagt, die Feinde der katholischen Kirche haben doppelt Gewicht und doppelt Maaß, selbst hinein bis in den Tempel der Gerechtigkeit. Obgleich die Sache eben nicht mehr unter die Curiositäten gehört, so wollen wir dennoch ausnahmsweise ein ganz frisches Beispiel von einem solchen Nichtcurriosum anführen. Sonst bringt man von Paris nur neue Moden mit, hier bringen wir von daher eine alte, und zwar aus den Händen der Jury oder des Geschwornengerichtes. Ein Engländer, Namens John Wright, Schreibergeselle eines englischen Rechtsgelehrten, hat am 7. April, Abends fünf Uhr, in der St. Eustachius-Kirche von dem Tabernakel weg ein Crucifixbild gestohlen. Zwei Küsterknaben, welche der fromme Bilderverehrer nicht bemerkte, sahen dem Ischariot zu, und nachdem er das Crucifix zerbrochen und unter seinen Anglas spedirt, nahmen sie den Dieb in Verhaft und führten ihn auf die nächstgelegene Wache. Am 14. Juli kam die Sache vor die Assisen; Wright gestand sein Verbrechen, entschuldigte sich aber mit seiner Noth, und rühmte besonders seine zartfühlende Bescheidenheit, daß er zu der Kirche eher als zu dem Eigenthume eines Partikulars seine wohlberechtigte Zuflucht genommen. Der Generaladvokat trug auf die Bestrafung dieses Kirchenraubes (der im Gesetze mit lebenslänglicher Zwangsarbeit belegt wird) an; der Vertheidiger des Engländers hingegen sah darin nicht einmal einen einfachen Diebstahl; übrigens wäre es gar nicht recht und artig, wenn man einen Fremden, dem man Gastfreundschaft schuldig sey (das heißt, den man müsse stehlen lassen nach Lust und Laune) brandmarken würde. Schließlich bemerkte der Advokat,

nicht der Engländer sey schuldig, sondern die zwei Küsterjungen, weil sie nicht geschnarrt oder gehustet haben, um dadurch ihre Gegenwart zu Protokoll zu geben, und so den edeln Fremden an der Wegnahme des Bildes zu verhindern. Die Jury nahm diese schlagenden Gründe in ernste Erwägung, die fünf Minuten dauerte, und sprach den englischen Dieb frei und unschuldig. — War diese Freisprechung nicht so ganz nach den Regeln der distributiven Gerechtigkeit, so machte dasselbe Gericht diesen Fehler gut, indem es eine äußerst arme alte Frau, welche aus einem Hause drei Betttücher entwendet, um mit dem Erlös ihr Leben zu fristen, zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilte. Es leben die unparteiischen Jurys! herunter mit den Kruzifixen von den Tabernakeln! vivant die englischen jungen Diebe! an die Laterne mit den französischen alten Weibern!

Als der protestantische Prediger Dr. Goldhorn zu Leipzig die Leiche des Herrn Dr. Tzschirner mitversenken half, gab er dem Verblichenen folgende Apostrophe mit: „Sinke hinab und schlummere, wie ein Same von Gott gesäet. (!), in der stillen Tiefe deiner Auflösung, bis deines Schöpfers wunderbare Macht dich mit einem neuen Leben zu verbinden, und dich vielleicht im künftigen Jahrhundert abermals zur Wohnung eines Geistes bilden wird, der in dir und aus dir redet und wirket, gleich dem, der aus deinen drückenden Fesseln dich jetzt befreit hat.“ Freuet euch also ihr Todtengerippen, der neue Heiland in Leipzig verspricht euch eine neue Auferstehung und Wanderung, an die der Heiland von Nazareth nicht gedacht! Freue dich besonders, o Tzschirnersche Leiche, vielleicht wird im zwanzigsten Jahrhunderte Platons Seele in deine Wohnung fahren! Herr Dr. Krug geht ohnehin schon leibhaftig umher in dem neuerstandenen Körper des Laertischen Weltweisen Diogenes.

In Graf Benzels „Protestanten“ wird im Märzheft S. 281 Mordio geschrieen, weil in einem katholischen Schweizerkanton ein Zettel gefunden worden mit einem kurzen Gebet an die Jungfrau Maria, worin von Gott mit keinem Worte die Rede sey. Gesetzt, es hätte Jemand dem Herrn Dr. Friederich eine

kleine Bitte vorzutragen, und würde in dieser Bitte keine Erwähnung thun von dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt, — wäre dieß ein Majestätsverbrechen? Fiat applicatio.

Der schwäbische Merkur berichtet unterm 4. August aus Straßburg, die Jesuiten würden wahrscheinlich verjagt und die Klöster aufgehoben werden. Es findet sich aber, daß die Jesuiten in Frankreich schon früher verjagt worden, als der Schwabe mit neun und neunzig andern gewaffneten Leuten auf den Hasen losging.

Bei den Unruhen in Paris am Ende Juli hat die Bosheit des damaligen Journalismus die Lüge verbreitet und die Dummheit sie geglaubt, der plündernde Pöbel habe im erzbischöflichen Palaste zwei Pulverfäßchen und hundert Dolche gefunden. Der Erzbischof mußte diese zwei Pulverfäßlein wohl dazu bestimmt haben, die hundert Dolche zu laden!

Im Religionsfreund (Aprilheft, Bemerker S. 468) ist Folgendes zu lesen: „Aus Baden ward unlängst gemeldet: „der Herr Erzbischof Boll sey mit seinem Domkapitel vor der „Grundsteinlegung der neuen protestantischen Kirche in „Freiburg zur lutherischen Predigt, dann hinter dem lutherischen „Prediger processionaliter an Ort und Stelle gegangen, und habe „mit der Kelle eigenhändig Mörtel auf den Grundstein geworfen. „Dafür werden aber auch in dieser neuen Kirche keine Angriffe „auf die katholische Kirche geschehen. Wir wissen das Nähere „noch nicht, und machen dieß hiermit darum bemerklich, damit „uns ausführlich über dieses tolerante Beispiel berichtet werden „könnte, falls öffentliche Blätter uns hintergangen hätten.“

Im Aprilheft wirft die Zeitschrift „der Protestant“ S. 379 den Jesuiten vor, sie wären von dem Grundsatze des Vincenz von Berius abgewichen. Dieser Author muß zur unsichtbaren Kirche gehört haben, denn ein Vincenz von Berius ist uns nicht bekannt. Ebendaselbst liefert das nämliche Blatt dieses Curiosum: „Der Biograph des Alphons Liguori, eines Jesuiten (d. h. keines Jesuiten, denn Liguori war nie Jesuit) versichert, daß dieser Seliggesprochene die Wunder nicht einzeln, sondern tau-

ſendweis fabrikirte, wie man heut zu Tag die Stecknadeln verfertigt. Der Wunderfürſt von Hohenlohe iſt gegen dieſen potenzirten Thaumaturgen nur ein höchſt kleinlicher Pfuſcher. Er hat noch Millionen Roſenkränze, Ave Marias, Pater noſter u. ſ. w. abzuſpinnen, bevor er es ſo weit bringt. Was ſind die Reſultate ſeiner Neuntagsandachten gegen dieſe Kyklopen-Mirakel-Manufaktur.“ Macht ſich wohl ein Katholik einer ſo ſittenloſen, plumpen und pöbelhaften Verhöhnung achtbarer Proteſtanten ſchuldig? Deſſen ungeachtet nennt die Redaktion ihr Blatt ascetiſch, Erbauung wirkend.

Der gelehrte Akademiker Jouy, ein entſetzlicher Jeſuitenfeind, wie ſeit Adam noch keiner geweſen, dieweil er fünfzig deutſche Meilen weit einen jeglichen, ſelbſt kurzröckigen Loyoliten zu riechen vermeint, hat in ſeinem *Ermite en Italie* Kap. XXXV. S. 287 nachſtehendes Curioſum geliefert: „Elle (la ville de Sienne) est la patrie du bienheureux *Jean Colombin*, fondateur des Jésuites, dont Dieu veuille avoir l'âme, s'ils en ont.“ Es iſt eben nicht nothwendig, ein Akademiker zu ſeyn, um zu wiſſen, daß Johannes Columbini der Stifter der Jeſuiten iſt, die Jeſuiten hingegen von dem Helden zu Pampelona geſtiftet worden. Wie! einem Akademiker iſt das weltberühmte Wort Loyola fremd geblieben! Wenn der feine Akademiker übrigens glaubt, die Jeſuiten hätten keine Seele, ſo könnten wir auch glauben, der Herr Jouy habe keinen Verſtand.

In der Allgem. Kirchenzeitung Nro. 27., Jahrgang 1830, heißt es: „Aus Rom wird gemeldet, das Denkmal für Pius VII., welches von Thorwaldſen nach der letztwilligen Verfügung und auf Koſten des verſtorbenen Kardinals Conſalvi verfertigt worden, könne in der Peterskirche nicht aufgeſtellt werden, weil der Kardinal-Staatsſekretär Albani erklärt habe, die erſte Kirche Roms dürfe das Werk eines Ketzers nicht aufnehmen.“ — Eröffnete wohl hiermit wieder ein junger Akademiker ſeine literariſche Laufbahn? Schade, daß die eingelegte Lanze an Windmühlen brach; der junge Mann muß noch einige Kollegien hören.

sonst giebt es lauter Don Quixottiaden. Wer in den Tag hinein lügen will, und doch dabei wünscht, daß man seine Nachteule für eine Nachtigall halten soll, der muß das Ding etwas gescheiter und umsichtiger angreifen. Wenn der Fabrikant obiger Notiz auf Kosten der Ehre eines hochgestellten Mannes lügen wollte, so hätte er seiner Lüge wenigstens den Anstrich von mehr Wahrscheinlichkeit geben müssen. Wenn man den großen Künstler Thorwaldsen in Rom so freudig und hochachtungsvoll aufnahm, wenn man seine Hochachtung gegen ihn noch dadurch an Tag legte, daß man ihn zum Präsidenten der Akademie der bildenden Künste in Rom wählte, so heißt es doch gewiß die Frechheit weit treiben, das Publikum glauben machen zu wollen, in Rom könne man so intolerant gegen das Gebilde eines Mannes seyn, den man selbst so hoch schätzt. Angeblich kommt diese Lüge aus Rom, allein sie riecht sehr stark nach einer gewissen Fabrik, welche von gewissen Journalen jetzt sehr stark besucht wird, um gewisse Lieblings-Artikelchen zu holen, ihre Blätter zu zieren, das noch übrige leere Plätzchen des Bogens auszufüllen, dem Leser zum Schlusse so einen rechten Kerngedanken mit auf den Weg zu geben, vor allem aber, den Haß gegen Rom auf ächt lutherische und calvinische Weise zu unterhalten und zu verstärken.

Ein Berichterstatter aus den protest. amerikanischen Missionen am Missouri macht in der Allgem. Kirchenzeitung Nro. 199, Jahrgang 1829, über protestantische und katholische Missionen folgende Bemerkungen: Die Religion ist Liebe; die, in der mißverstandenen Absicht, den Verstand zu erleuchten, unternommenen Erörterungen und Disputationen dienen nur dazu, die geringen Ueberreste wahrer Religiosität aus dem Leben zu verbannen. Wann wollen die Menschen einmal aufhören, zu erläutern, und die Religion in wissenschaftlicher Erkenntniß zu suchen? In einem so groben Prozesse muß der ätherische Geist nothwendig verdünsten. Die Welt hat leider schon zu viel gelehrte Abhandlungen über die Frage: Was Religion sey, und was sie nicht sey! Glücklich und dreimal glücklich wären die

Menſchen zu preiſen, wenn ſie weniger Gewicht auf verſtändige Einſicht, und mehr auf praktiſche Bekanntſchaft mit der Kraft der Religion legten! — Ich bin ſchon längſt der feſten Ueberzeugung geweſen, daß die Katholiken Recht haben, wenn ſie vieles kritteln und disputiren über Lehrmeinungen für verderblich erklären. Die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit der Katholiken an ihre Geiſtlichen, der Umſtand, daß ſie ihre Kirche und Lehre überall als die eine und gleiche erkennen, ihre Abneigung, über ihre Glaubensartikel zu ſtreiten, ihre Bereitwilligkeit, perſönliche Intereſſen der allgemeinen Sache der Kirche zu opfern, und die eindrucksvolle Form ihres Gottesdienſtes — alles dieſes möchte von uns Proteſtanten nicht ohne Nutzen in Erwägung gezogen werden. Wenn ich bemerkte, welche Ruhe ſich auf das Antlitz eines ſterbenden Katholiken niederſenkte, nachdem er von dem Geiſtlichen die letzte Oelung erhalten, und dieſer die Worte geſprochen hatte: „Gehe hin im Frieden, chriſtliche Seele," ſo mußte ich den Zuſtand derjenigen beklagen, die ſich immer nur um Lehrmeinungen Sorge machten, womit die menſchliche Vernunft nichts zu ſchaffen hat, und die in ihrer letzten feierlichen Stunde nichts hatten, als — Zweifel.

COMPTE rendu de la Caisse d'épargne de l'Evêché de Strasbourg pendant l'exercice de 1829.

Il y a un an que, du consentement de Monseigneur l'Évêque, Messieurs les fonctionnaires ecclésiastiques du Diocèse, sont convenus entre eux, d'une manière aussi généreuse que fraternelle, de former une Caisse d'épargne, en y versant chacun deux pour cent de leur traitement annuel.

Le montant de cette caisse est uniquement destiné à subvenir aux *besoins personnels* des Ecclésiastiques nécessiteux, sans que rien puisse être détourné, ni recevoir un autre emploi que,

1. Pour secourir les prêtres vétérans et sans fortune qui, par leur âge ou leurs infirmités, ne peuvent pas continuer leurs fonctions et sont forcés à la retraite;

2. Et particulièrement, pour venir au secours de quelques Desservants en fonctions qui, placés dans des contrées peu fertiles et dans des communes mixtes et pauvres, ne reçoivent ni supplément de

la commune, ni casuel de la paroisse pour avoir une existence convenable. Chacun voit clairement l'utilité et la nécessité de cette institution charitable et fraternelle. Aussi est-on édifié de voir, avec quel zèle le Clergé presqu'en général a concouru à cette bonne œuvre. Si l'on aperçoit un petit déficit à proportion du nombre des fonctionnaires, il est inévitable, et provient en partie des décès, qui pendant l'année ont lieu parmi les Ecclésiastiques avant le paiement des termes échus, et en partie des Desservants, heureusement en petit nombre, qui ont à peine le plus strict nécessaire pour leur propre sustentation, et qui avec toute la bonne volonté, ne peuvent pas contribuer à cette œuvre charitable, étant plutôt dans le cas de recevoir que de donner.

RECETTE

DÉPARTEMENT DU BAS-RHIN.

ARRONDISSEMENT DE STRASBOURG.

	Fr.	Cent.
Mgr. l'Évêque y a contribué	300	—*)
MM. les Vicaires-généraux et Chanoines	230	—
MM. les Curés et le Clergé de la ville, y compris la Rupertsau et le Neuhoff	192	—
MM. les Curés du canton de Bischwiller	193	—
de Brumath	97	75
de Geispoltzheim	144	—
de Haguenau	178	—
de Molsheim	166	50
d'Oberhausbergheim	68	—
de Truchtersheim	262	—
de Wasselonne	144	—

ARRONDISSEMENT DE SÉLESTATT.

MM. les Curés du canton de Sélestatt	192	—
de Barr	112	—
de Benfeld	202	—
d'Erstein	119	—
de Markolsheim	181	50
d'Obernai	187	10
de Rosheim	146	—
de Villé	88	50

*) La moitié de cette somme est destinée au département du Haut-Rhin.

ARRONDISSEMENT DE SAVERNE.

	Fr.	Cent.
MM. les Curés du Canton de Saverne	161	—
de Bouxwiller	35	—
de Drullingen	35	—
de Maurmoutiers	155	—
de Hochfelden	173	—
de la Petite-Pierre	63	50
de Saar-Union	152	—

ARRONDISSEMENT DE WISSEMBOURG.

MM. les Curés du canton de Wissembourg	145	50
de Lauterbourg	111	—
de Niederbronn	106	50
de Selts	183	—
de Soultz-sous-forêts	116	—
de Wœrth	132	—
TOTAL de la Recette. . . .	4,771	85

DÉPENSE.

Payé de la Caisse d'épargne, après autorisation préalable :

	Fr.	Cent.
1. A M l'Abbé Breslé, Prêtre retiré et accablé d'infirmités, la somme de	200	—
2. Au même.	100	—
3. A M. Decker, ancien Curé de Hessenheim, retiré à Sélestatt	200	—
Au même encore	120	—
4. A M. Peterolff, ancien Curé, retiré à Rosheim, à deux reprises 100 fr.	200	—
5. A M. Kuhn, Desservant de Niederrodern	200	—
6. Au même.	100	—
7. A M. Hollweck, Desservant à Illkirch, et à son Vicaire, ensemble	200	—
8. A M. Siffrid, ancien Curé	200	—
9. A M. Keim, Supérieur à Marienthal, pour cet établissement des Vétérans	1,200	—
10. A M. Denninger, Desservant à Wingen	100	—
11. A M. Gillmann, ancien Curé du Neuhoff. . . .	120	—

	Fr.	Cent.
12. A M. Wangen, Administrateur de la Cure cantonale de Wœrth	200	—
Total de la Dépense	3,140	—
Reste en Caisse	1,631	85
Somme égale à la Recette	4,771	85

Le Chanoine METZ, Trésorier.

Ueber die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles zu Toulouse, der durch den Kardinal von Clermont-Tonnerre erledigt wurde, äußert der Correspondant:

„Es gab eine Zeit, wo in der Kirche die Frage sehr ernst besprochen wurde, ob ein Bischof von einem Stuhle auf einen andern übergehen könne. Man betrachtete das Episcopat als eine Ehre, und dieser Ehre gestand man eine Art von Unauflösbarkeit zu. Der heil. Bischof von Rüremond, Herr von Robiano, der im vorigen Jahrhundert starb, konnte von seinem Stuhle auf jenen von Antwerpen versetzt werden. „Ich werde dieß nicht thun, sprach er, meine Braut ist zwar arm, allein ich will mich nicht von ihr scheiden, um eine reichere zu nehmen; ich habe dazu weder das Recht, noch den Willen.“ Allein seit die Regierungen sich in die Religion mischen, mehr um sie zu verwalten als zu schützen, behandeln sie dieselbe, wie ihre eigenen Angelegenheiten, wie ein Geschäft des bürgerlichen Lebens, und sie lassen die Bischöfe avanciren, wie andere Staatsdiener; sie haben vergessen, daß die Bisthümer weder Würden noch Stellen, sondern furchtbare Lasten sind, welche die Demuth, so viel sie vermag, von sich ablehnt. Die häufigen Weigerungen, welche die Wahlen der Regierungen erfahren haben und noch erfahren, hätten sie wohl daran erinnern sollen. Man hat in dieser Beziehung einen Ausspruch des Bischofs von Hermopolis erzählt, welcher einen tiefen Sinn zu haben scheint: „Frankreich hat Pfarrer mit einer Miter nothwendig, und keine Prälaten; d. h. es bedarf evangelische Arbeiter und keine Würdenträger, wie so viele andere.“

Die dießjährige Frohnleichnamsproceſſion in Mainz wurde mit erbaulicher Würde und Feierlichkeit gehalten. Der Hochwürdigſte Biſchof, umgeben von dem Domkapitel, führte die Proceſſion; eine Abtheilung k. k. öſterreichiſchen Militärs, an deren Spitze die Militärmuſik ſich befand, begleiteten das Venerabile. Das k. k. öſterreichiſche und das k. preußiſche Militär bildete Spalier. Der Zug, gebildet aus den 7 Pfarreien der Stadt, bewegte ſich mit Ruhe und Andacht durch die Straßen. Dem Vernehmen nach war der Herr Biſchof ſo zufrieden, daß den Herrn Pfarrern und Schullehrern eine Belobung zu Theil werden ſollte. Auffallend war es, daß ſo wenige Honoratioren an der Feſtlichkeit Antheil nahmen. In Frankfurt und der Umgegend war das falſche Gerücht in Umlauf gekommen, als wolle der Herr Biſchof die Proceſſion nicht halten, worüber ſich viele mißbilligende Stimmen erhoben. Der Oberhirt muß wohl wiſſen, warum das Frohnleichnamsfeſt in der katholiſchen Chriſtenheit eingeſetzt iſt, und wie der Glaube an die weſentliche Gegenwart Jeſu Chriſti in dem allerheiligſten Altarsſakramente an dieſem Feſte ſein öffentliches Bekenntniß feiert. Was gegen das katholiſche von Menſchen geſagt wird, die es nicht kennen und nicht zu würdigen im Stande ſind, verdient keine Beachtung. Nur wenn wirkliche Gebrechen angegeben werden, verdienen ſie Dank, weil ſie, wenn auch manchmal wider ihren Willen, zu zweckdienlichen Verbeſſerungen Anlaß geben. In dieſem Sinne iſt es auch gut, wenn die oberhirtlichen Stellen von den Invektiven antikatholiſcher | und antichriſtlicher Blätter Notiz nehmen.

Statuten der katholiſchen Geſellſchaft zur Verbreitung guter Bücher.

Nachdem Seine K. Majeſtät durch allerhöchſtes Reſcript vom 5. März d. J. den Antrag der Erz- und Biſchöfe des Reiches zur Bildung eines Vereins zur Verbreitung guter Bücher zu genehmigen geruht haben, ſo hat der mit allerhöchſter Genehmigung in München zuſammengetretene Centralausſchuß nachſtehende Statuten als Richtſchnur ſeiner Thätigkeit aufgeſtellt.

1. Der Zweck des Vereins iſt, nach dem Eingange und den Beſtimmungen der §§. 1. und 3. des gedachten allerhöchſten Reſcripts, dem ge-

sigen und religiösen Bedürfnisse aller Klassen des katholischen Publikums durch Darbietung eines zweckmäßigen Lesestoffes zu genügen und dadurch dem Andrange schlechter Schriften zu begegnen.

2. Der aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern in München bestehende Centralausschuß hat zwei Vorsteher, vom geistlichen und weltlichen Stande, welche gemeinschaftlich und mit Hülfe eines geistlichen und eines weltlichen Sekretärs die Leitung der Geschäfte besorgen.

Im Falle der Verhinderung der Vorstände werden die Geschäfte durch einen eigens hiezu erwählten Stellvertreter geleitet.

3. Der Centralausschuß wird alle die, welche die Nützlichkeit seines Zweckes erkennen und zu dessen Erreichung mitzuwirken geneigt sind, einladen, sich ihm anzuschließen.

4. Alle, die sich ihm anschließen, bilden mit ihm im ganzen Königreiche eine Gesellschaft, deren Leitung vom Centralausschuß durch die Vermittlung der an den einzelnen Ordinariaten im Königreiche aufzustellenden correspondirenden Mitglieder ausgeht.

5. Mitglied wird jeder Katholik im Königreiche, welcher mit einem freiwilligen monatlichen Beitrage zum Zwecke der Gesellschaft mitzuwirken durch Subscription sich anheischig macht; welcher Beitrag jedoch unter 6 kr. monatlich nicht angenommen werden kann.

Der Austritt findet nur nach halbjähriger Aufkündigung statt.

6. Jedes Mitglied bezieht nach Maßgabe seines Beitrages die von der Gesellschaft herauszugebenden Schriften.

7. Zur Besorgung der verschiedenen Geschäfte, welche der Zweck des Vereins mit sich bringt, hat der Centralausschuß vorläufig nachstehende Geschäftsordnung festgestellt.

8. Er theilt sich in vier Sektionen, wovon eine die Bestimmung der auszuarbeitenden und zu druckenden Schriften, die zweite die Einnahmen und Ausgaben, die dritte die auf den Druck selbst bezüglichen Geschäfte, die vierte endlich die Spedition und Korrespondenz zu besorgen hat.

9. Die Leitung des Ganzen geht vom Centralausschuß aus, welchem die Sektionen die Resultate ihrer Thätigkeit in regelmäßigen Sitzungen vorlegen und nach dessen Beschlüssen sie in den besonderen Kreisen ihres Geschäftes sich zu richten haben.

10. Der Centralausschuß versammelt sich zu dem Ende in der Regel monatlich einmal an bestimmten Tagen und Stunden, vorbehaltlich außerordentlicher Versammlungen, wo die Dringendheit der Geschäfte solche erfordert.

11. In den Versammlungen übernimmt abwechselnd einer der Vor-

stände, oder in deren Abwesenheit der Stellvertreter die Leitung der Berathung, bei welcher die Entscheidung immer durch Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder erfolgt.

12. Die Sektionen werden jährlich durch Wahl erneuert, jedoch so, daß die Mitglieder immer wieder gewählt werden können. Das Nämliche findet in Ansehung der Vorstände und Sekretärs statt.

13. Der Centralausschuß kann sich mehrere Mitglieder beigesellen, somit auch die Abgehenden ersetzen.

14. Ueber die Geschäftsführung wird jährlich von den einzelnen Sektionen an den Centralausschuß, von diesem an die Mitglieder der Gesellschaft Rechenschaft abgelegt.

15. Der Centralausschuß wird sich durch die an den Ordinariaten aufgestellten korrespondirenden Mitglieder von den Wünschen und Bedürfnissen der entfernten Angehörigen der Gesellschaft in Kenntniß setzen lassen, um diese geeignet zu berücksichtigen.

Wie der in Bayern seit kurzem gebildete Verein zur Verbreitung guter katholischer Schriften, der bei Sr. Majestät dem Könige die allerhöchste Billigung und thätige Unterstützung gefunden hat, besteht ein ähnlicher Verein seit mehreren Jahren in Frankreich, und schon früher auch in den Niederlanden.

Man muß es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit, ja als ein offenbares Wirken der Vorsehung anerkennen, welche die Machthaber der Erde das Eine, was Noth thut, erkennen läßt, und sie anregt, so viel an ihnen ist, zur Ausbreitung und Befestigung der katholischen Wahrheit das Ihrige beizutragen.

Und in der That, auf welche einfachere Weise konnte dieß geschehen, als durch die Benutzung der freien Presse; durch die Benutzung eines Mittels, das den antikatholischen Schriftstellern so vielfach und so kräftig zur Verbreitung ihrer Ideen dienen muß. Und auch hierin stellt der katholische Theil seinen Gegnern nur eine schwache Wehre entgegen. Die protestantische Geistlichkeit wird nicht müde, das Publikum mit Tagsblättern zu bearbeiten, als da sind: die allgemeine Kirchenzeitung, der Protestant, die evangelische Kirchenzeitung u. m. a. Die katholischen Zeitschriften erscheinen dagegen meistens nur monatlich, haben daher nur ein kleineres meist auf die Geistlichkeit beschränktes Pub-

likum. Nichts trägt aber bekanntlich mehr zur Verbreitung allgemeiner Ideen bei als Journale, täglich erscheinende Blätter, die, wenn auch nicht von Einzelnen, doch von Lesegesellschaften gern gehalten werden.

Sieht man auf den größten Theil von Süddeutschland, so ist auch dessen katholische Bevölkerung, da ihr die öffentlichen Organe für die Verbreitung katholischer Ideen beinahe gänzlich mangeln, dem Einfluß der protestantischen Journalliteratur, worunter insbesondere der Hesperus und Eremit sich breit machen, ganz und gar anheim gegeben, und es entgeht dem aufmerksamen Beobachter nicht, wie dadurch unvermerkt protestantische Ansichten bei dem schwachen und ununterrichteten Theil derer, die zwar in katholischen Taufbüchern stehen, aber die Weihe der Kraft nicht erhalten haben, festsetzen, und die katholische Wahrheit in den Gemüthern langsam unterminirt und aufgelöst wird, weil sie keinen Mund, keine Sprache, kein Organ hat. Es liegt einmal in dem schwachen Menschen, daß ihm von demjenigen, was ihm gesagt und immer wieder gesagt und stets in neuem Gewande wieder vorgeführt wird, am Ende etwas hängen bleibt. Freuen wir uns daher mit Recht, daß die erhabenen Herrscher, welche vorzugsweise zur Regierung über katholische Völker berufen sind, die Stimmen katholischer Führer frei walten, und ihnen dieselbe Befugniß angedeihen lassen, die man anderwärts leichthin und willfährig den niedrigsten Invektiven gegen gleichberechtigte Religionsverwandte gestattet. Möge von dieser Freiheit im Geiste der christlichen Liebe und Milde, aber auch in dem der Wahrheit und Festigkeit Gebrauch gemacht werden.

Nachfolgender Brief liefert einen Beweis über die Strenge der Regierung der vereinigten Staaten gegen die Duellanten:

Marinedepartement, den 30. März 1830.

Sir! man hat mir die Anzeige gemacht, daß die Lieutenants C. Byrne und Stampton Westcott, Karl H. Duryel und Karl G. Hunter, von der Marine der vereinigten Staaten, vor Kurzem Theil an einem Duell nahmen, der zwischen dem letzten dieser

Offiziere und dem Kadeten William von Philadelphia statt fand, und worin letzterer unterlag.

Ich beantrage, diese vier Offiziere von den Listen der Marinesoldaten der vereinigten Staaten zu streichen. Ich bin u. s. w.

John Branch.

Dieser Brief ist an den Präsidenten der vereinigten Staaten gerichtet, welcher folgende Anmerkung am Rande machte:

„Oben genannte Offiziere sollen von den Listen gestrichen werden."

Andrew Jackson.

Am 31. März.

Die Gesellschaft der protestantischen Verbesserung hielt am Donnerstage den 13. Mai eine Versammlung in der Freimaurer-Weinschenke zu Manchester unter dem Vorsitze des Lord Mandeville. Der Gegenstand der Vereinigung scheint in der Untersuchung der Mittel, die Fortschritte des Katholicismus zu hindern, bestanden zu haben. Lord Bexley hielt eine lange Rede über das, was er den zunehmenden Einfluß des Pabstes nennt. Mehrere andere Personen sprachen zur Versammlung im nämlichen Sinne. (Worcester's Journal.)

Der sehr ehrwürdige römisch-katholische Bischof von Ostry wurde vom Fabrikrathe der Pfarrei St. Marie aufgefordert, die Kirchentaxe und den Beitrag für den Prediger zu bezahlen. Der Bischof empfing diese Herren mit der ihm eigenen Freundlichkeit und mit der Höflichkeit, welche gebildete Menschen in allen ihren Handlungen zu beweisen pflegen. Er erklärte ihnen dann, daß er es nicht gerecht finde, von ihm den Beitrag zum Unterhalt einer Kirche zu verlangen, die er nicht für die wahre anerkenne, und das Brod und den Wein zu ihrer Kommunion zahlen zu helfen; er werde dazu seine Zustimmung nicht geben; wenn sie es aber für Pflicht hielten, auf der Forderung zu bestehen und auf was immer für einen Theil seines Eigenthums Beschlag zu legen, so würde er keinen Widerstand leisten, und er hoffe in jedem Falle, die abweichende Meinung, die er eben geäußert habe,

werde dem guten Vernehmen, das unter ihnen bestehen müsse, nichts schaden.

Die protestantischen Fabrikräthe ließen selbst diese Erklärung des katholischen Prälaten in das Kilkenny Journal einrücken, und zwar in Folge einer unrichtigen Angabe in einem andern Journal.

Italien. Eine protestantische Prinzessin hat vor einigen Monaten ein glänzendes Beispiel der Glaubensstärke gegeben. Die Prinzessin Charlotte Friederike, Tochter des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, und erste Gemahlin des Erbprinzen von Dänemark, geboren den 4. December 1784, und Schwester des verstorbenen Prinzen Adolph Friederich, dessen Bekehrung so großes Aufsehen erregte, hat zu Vicenza das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Sie fühlte schon in früher Jugend Neigung zum katholischen Glauben, worüber sie sich ihrem lutherischen Lehrer entdeckte. Sie liebte sehr den Prinzen Adolph, und war untröstlich über dessen Verlust. Sie schrieben sich einander häufig, und es ist zu vermuthen, daß sie sich wechselseitig bestärkt haben. Die Prinzessin Charlotte hatte schwere Leiden und Schicksale zu erdulden. Ein Sohn war die Frucht ihrer Ehe mit dem Erbprinzen von Dänemark. Nach einigen Jahren wurde sie nach Altona verbannt, dann nach Jütland; endlich führte sie die Vorsehung in die italienischen Kaiserstaaten, wo sie sich zu Vicenza niederließ und zuletzt den Entschluß faßte, sich in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen. Sie wandte sich an den Bischof dieser Stadt, Hrn. Peruzzi, der sie durch den Pater Chioda, einen Theatiner, noch vollends unterrichten ließ. Am 27. Februar d. J. fand die Rückkehr statt, und am 3. März empfing sie die heil. Sakramente der Buße, der Firmung und des Altars. Ihre Entschiedenheit und die sichtbare Gnadenwirkung rührte alle Anwesenden zu Thränen. Dieser Schritt ist um so merkwürdiger und für die tugendhafte Prinzessin um so verdienstvoller, als sie schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Ihre Gefühle als Tochter, als Gemahlin und Mutter, die Folgen dieser Glaubensänderung, das Mißvergnügen

zweier Höfe, die Drohungen, die an sie ergangen sind, — al
diese irdischen Rücksichten hätten eine weniger starkmüthige See
in ihrer Ueberzeugung vielleicht irre gemacht. Dieser Schritt wü
in zeitlicher Hinsicht große Verluste nach sich ziehen; allein d
durchlauchtigste Prinzessin zog als wahre Christin ihren Gott de
zeitlichen Glücke vor.

Irland. Die Noth Irlands war der Gegenstand eine
sehr lebhaften Discussion in beiden Kammern. In diesem un
glücklichen Lande scheint das Loos der arbeitenden Klasse und de
Armen im Allgemeinen sehr beunruhigend zu seyn. Der Hunge
dezimirt diese Bevölkerung, die keine andere Nahrung hat, al
Brunnenkresse. Daher werden auch fast immer die Aufstände ver
anlaßt, worin das Volk die Getreidemagazine, die Mühlen und
alle Plätze plündert, wo es Nahrung findet.

Im allgemeinen Anzeiger wird von Rotteck mit
Bezug auf seine allgemeine Geschichte gesagt: „Man thut vo
Rotteck wohl nicht Unrecht, wenn man von seiner allge
meinen Geschichte behauptet, daß sie mit vielem Geiste ge
schrieben sey, aber nur eine sehr oberflächliche Kenntni
der Quellen verrathe, und ihr Verfasser mehr als Rhetor
denn als besonnener, umsichtig forschender Geschichtschreibe
erscheine. Seine Urtheile sind meistens sehr einseitig. Wa
seinen Ansichten entspricht, wird in den Himmel erhoben, alle
davon Abweichende streng getadelt oder vornehm abgefertigt. Nicht
selten verbirgt der Verfasser seinen Mangel an gründlich-geschicht
lichen Kenntnissen hinter leeren Worten. So sagt er z. B.
„das Treffen bei Burkershill verkündete die Entschlossenheit der re
publikanischen Streiter, und ließ die Schwere des kommenden
Kriegs ahnen.“ Wer daselbst gesiegt habe, erfährt man nicht;
ohne Zweifel, weil es der Verfasser selbst nicht weiß. Mit solchen
hochtrabenden Worten ist offenbar nichts gesagt. Der Styl ist
häufig gekünstelt und kostbar, ja nicht selten schwulstig. Z. B.
„Schweden, nicht einen Funken von Gustav Adolphs Geist be
herbergend.“ Daß der Verfasser endlich ganze Stellen aus
Johann von Müller und andern Schriftstellern einrückt, ist, ob
gleich er sie mit Allegationszeichen oder sogenannten Gänsefüßchen
als fremdes Eigenthum bezeichnet, wohl auch nicht lobenswerth.
Kein geistreicher Schriftsteller sollte so einen andern benutzen, und
kein großer Schriftsteller wird wünschen, so benutzt zu werden.

Beilage
zum Katholiken.
Jahrgang 1830.
Nro XII.

Curiosa.

Es giebt dermalen in unsern beweglichen Zeiten sehr viele Leute, die reisen, um das Gesehene und Geschehene in Druck zu geben, aber noch mehr die nicht reisen, um desto mehr Reisebeschreibungen dem Publikum zu verehren, so daß man von diesen Christoph Columbussen und deutschen Cooks sagen kann, was weiland Sebastian Brand in seinem Narrenschiff gesungen: «Wie «derumb viele Narren thun sich brüsten mit ihren weiten Reisen, «sind aber nicht so weit gekommen, daß, wenn ihre Mutter zu «Haus einen Pfannkuchen gebachen, sie's hätten hören krachen.» Ein solcher Reiseheld hat sich vor Kurzem gefunden, und war versehen mit einer honetten Quantität Exemplare von einer «Taschenbibliothek der neuesten unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Von Ch. A. Fischer.» Mögen die Verfasser all die dort erzählten Reisen auch wirklich abgethan haben, so ist es doch erlaubt, ihren Scharfsinn, und vielleicht manches Andere in Zweifel zu ziehen, wie z. B. was S. 53, Bd. IV., referirt wird: «In hoher Majestät «zeigte sich in der St. Peterskirche der Beichtstuhl des heil. «Petrus, in der Mitte der sich durchkreuzenden Schiffe und der «vielen Lampen darum her ꝛc. ꝛc.» Der gute Mann hat irgendwo von der *Confessio* Petri in der Peterskirche gelesen oder gehört; diese Confessio, die nichts anders als Grab des heil. Petrus bedeutet, hat er in seiner Unschuld für einen Beichtstuhl genommen, und solcher Weise läßt sich dann auch sein gutmüthiger Irrthum erklären. Es ist traurig, daß er selbst bei den vielen Lampen nicht hellgesehen, und den Tod für das Leben genommen. Dieß nur zur Warnung gegen die Unverlässige

keit so mancher Reisebeschreibungen, sollten sie sogar uns Merkwürdigkeiten und Alterthümer am Rheine bieten.

Hr. Dr. Paulus und Pf. Friederich haben allerwärts Kundschafter ausgesandt in das Land der Philister, unter die Ammoniter und Hetäer, unter die Jebusäer und Pherezäer, um an allen Sakristeien und Wohnungen der Pfaffheit nachzuspüren, und alle Ablaßzettel des Pabstthums zusammen zu treiben, sie mögen ehelichen oder unehelichen Herkommens seyn. Der Arbeiter waren viele, die Aernte ist aber auch reichlich ausgefallen, wie zu sehen aus den Heften des Sophronizon und des Protestanten. Wir haben diese Ungebühr lange geduldig angesehen, ohne Repressalien zu gebrauchen, obgleich uns viele Documente zu Gebote standen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und noch drüber. Da es nun aber dahin gekommen, daß Schweigen Feigheit wäre, so wollen wir auch Einiges mittheilen, was aus dem gelobten Lande uns zugekommen ist. Ueber die Vergangenheit wollen wir großmüthig volle Amnestie erklären, und nur berühren, was eben die Gegenwart bringt. Da kommt denn gleich ungerufen mit der schwäbischen Post ein lutherischer Ablaßzettel, unter dem Titel wie folgt: „Aufhebung den Fall Adams und den Tod zum Andenken auf das dritte Säkularfest, welches den 25. Juni 1830 gehalten werden soll." Am Ende steht: „Wem etwas an seiner Seele gelegen ist, und etwas für die Nachkommenschaft aufbewahren will, der kaufe dieses Blatt. Der Preis ist drei Kreuzer." Das Lustspiel wird mit nachstehenden Worten eröffnet: „Als Gott die Welt erschuf, so schaffte Er am sechsten „Tag den Menschen zu seinem Bild, und blies ihm ein seinen „Geist, das ist der Heil. Geist, und behielte sich vor, den „Saamen der Fortpflanzung selbst zu bilden; und legte einen „Funken Feuers in die Nieren, das ist das Liebesfeuer, daher „steht, Ep. Joh. am 4. Kap. V. 16: Gott ist die Liebe, und „wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm." Nach dieser saubern Exegese heißt es weiter: „Gott hat gesagt, wer mein Wort hält (!), bei dem werde ich einkehren und Wohnung bei ihm machen. . . . Dann wird der ganze Körper Licht,

weil alle Finsterniß ausgetrieben ist, und der Teufel keine Macht mehr über den Menschen, wenn anders der Mensch nicht wieder umkehret, wo alsdann das Letztere ärger wird als das erste ist gewesen, weil der Teufel sieben ärgere Geister mit sich nehmt (!) als er ist, und spricht: ich will wieder in mein Haus gehen, nehmlich in den Mensen, welches mit Besehmen besehet ist, wo man ihn gar nicht mehr hinausbringt. Die Alten haben den Himmel in sieben Hohen getheilt: in einem jeden ist ein Oberster Fürst mit seinen Ministern, dessen Namen gedruckt heraus sind, aber hier zu weitläufig wäre zu erzählen. Es ist nur ein Wind, aber 4 Engel sind aufgestellt auf 4 Ecken der Welt, die den Wind regieren, und die 4 Jahrszeiten bilden (so!); der Ostwind wird vom Engel Michael regirt, und hat den Frühling zu regiren, dieser macht hell und jagt die Wolken auseinander; der Süd- oder Mittagwind wird vom Uriel oder Natanael regiert, dieser macht Warm, und bringt auch Regen; der Westwind oder Abendwind hat der Engel Raphael zu regieren, und hat den Herbst, und tritt sein Regiment mit Sturm und hinten drein mit Regen an; der Nordwind hat den Winter zu seinem Regiment, und wird vom Engel Gabriel regirt und bringt Kalt. Die Troni sitzen über der Gottheit droben . . . und sind lauter Großfürsten. Es giebt Tagsengel, Stundenengel, Minuten- und Sekunden-Engel." Dann folgen die Statuten eines Christen in Knittelversen, von denen wir einige ausheben, mit allen Schreibfehlern:

„Auf ihr Brüder, auf ihr Christen,
Laßt uns all zusammen uns rüsten,
Zu den Krieg und in den Streit,
Nur dadurch erlangen wir die Seligkeit.
Unser Bund sey Ja und Amen,
Damit schwören wir alle zusammen,
Ja und Nein sey der höchste Schwur,
Womit wir die Seele nicht beschweren thun.

(Die zwei letzten Verse erinnern an:

Ich heiß Meister Hildebrand,
Steck den Spieß in die Mauer.

Gott schuf den Menſch ihm zum Bilde,
Zum Bilde Gottes schuf er ihn,
Und blies ihm ein ja seinen Geiſt,
Das iſt fürwahr der Heilig Geiſt.

Dazu gab er ihm Macht und Gewalt,
Die sieben Semisphoras die sind gar stark,
Zu binden und zu lösen die Element,
Die Thüre durften nicht für's Zelt.

Ein jedem Gras und Holz gab Gott,
Viel Kraft an seinem inwendigen Ort,
Zur Kraft und Stärkung Menſchen und Vieh,
Daß sie Geneſen ſpat und früh.

In dem Menſchen liegt die Theophratiſch Tinktur,
Das iſt die wahre Goldtinktur:
Womit man alles Erz und Edelſtein,
Zu Golde machen kann und alle koſtbare Stein.

Drum ihr Brüder ſeyd geſcheid,
Und hängt euer Herz nicht an irrdiſchen Leid.
Drum ihr Brüder laßt euch rathen,
Wann ihr wollt haben gute Braten.

Nur alsdann habt ihr gute Ruh,
Wann ihr nicht mehr geht dem Teufel zu,
So habt ihr den Himmel ſtatt der Höll,
Weil Gott iſt worden unſer Führer und Geſell.“

In dem Ami de la Religion leſen wir folgende gerechte Perſiflage einiger Präfekte, die im Reiche der Freiheit ſich die Frechheit herausnahmen, gewaltſam in kirchliche Dinge ſich einzumiſchen: „Unter der Regierung, die uns eben verlaſſen, ließ ein Miniſter an die Behörden ein Rundſchreiben ergehen, worin er ſie aufforderte, ein wachſames Auge auf die untergeordneten Beamten zu haben, und ihm von dem Betragen und der Denkweiſe derſelben Rechenſchaft zu geben. Man kann ſich noch erinnern, welches Geſchrei dieſes Circular erregte. Es ward in der Kammer denoncirt, in den Zeitungen ausgepfiffen, und vor das Tribunal der öffentlichen Meinung gebracht als ein Inquiſitionsact, das eher der türkiſchen Städte Konſtantinopel oder Algier

denn eines civilisirten Staates würdig gewesen wäre. Unter unserer neuen Regierung erging jüngst ein fast ähnliches oder wohl noch auffallenderes Circular von einem Präfekten an die Maires eines nicht weit von Paris gelegenen Departementes. Der Herr Präfekt empfiehlt ihnen, das Betragen und die Reden der Pfarrer, und zwar nicht nur ihre gesellschaftlichen Gespräche, sondern auch ihre Predigten und Ermahnungen im Beichtstuhle zu beobachten. Dieses Letztere ist eine so gehässige Inquisition, daß wir es kaum zu glauben wagten, wenn es nicht auf einem ganz unverwerflichen Zeugnisse beruhete."

Der Correspondant theilt nachstehenden Brief mit, der ebenfalls ein Barometer ist, wie es um die gerühmte Freiheit im Reiche der Franzosen aussieht; eine solche dummdreiste Tollkühnheit von Seite eines Bürgermeisters ist dem lesenden Publikum wahrscheinlich nie vorgekommen.

La Bazoge, 3. October 1830.

Herr Redakteur!

Ohne gerade überzeugt zu seyn, daß wir dermalen im Reiche der Freiheit wohnen, was auch gewisse Leute sagen mögen, so hegte ich doch immer noch ganz einfältiglich den Glauben, es sey einem armen Landpfarrer erlaubt, ein Schreiben in den Briefkasten seiner Gemeinde zu werfen, ohne daß es das Visa des Bürgermeisters passirt habe. Nun aber besteht diese Freiheit nicht im Departemente der Sarthe, wenn ich darnach urtheile, was hier vorgeht. Der neue Maire von la Bazoge, da er vernommen, daß meine Magd drei dicke Briefe in den Kasten geworfen, ließ den Landboten zu sich bescheiden, und haranguirte ihn mit folgenden Worten: „Zeigt mir auf der Stelle die Briefe, so „der Hr. Pfarrer eben in den Kasten gelegt; ich verbiete euch, ohne „meine Authorisation dieselben nach Le Mans zu tragen". . . Dieß hätte zur Zeit des schwarzen Kabinets einem Scherze gleich gesehen. Sie wissen aber, Hr. Redakteur, daß man mit der Freiheit nicht spassen darf.

Wenn dieser Brief nicht in die Hände eines neuen Maire's fällt, so sehen Sie gefälligst, ob er nicht etwa der Verbffentlichung würdig wäre.

Ich bin ꝛc.

Theodor Perrin,
Pfarrer zu la Bazoge, bei le Mans.

In einem Hefte des Protestanten wird gesagt: „da möchte man mit dem Katholiken ausrufen: er geht mit der Bibel um, wie die Sau mit dem Habersack.“ Nun glauben die Leser, und wohl wissentlich will sie der Protestant in den Irrthum führen, dieses unsaubere Sprüchwort rühre von dem Katholiken her. Das ist aber falsch, denn es erkennt als Vater und Schöpfer den Dr. Martin Luther, dessen Lieblingsspruch es war.

Der Ami de la Religion enthält über den Straßburger constitutionellen Bischof Brendel folgende Nachrichten: „Franz Anton Brendel, Bischof vom Niederrhein, wurde 1736 zu Merzhofen in Franken geboren. In kurzen Zwischenräumen erhielt er den Lehrstuhl des kanonischen Rechts an der Universität Straßburg, das französische Bürgerrecht und bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI. die Ernennung zu dem nächsten erledigten Kanonikat an dem Kollegiatstifte zu Hagenau: diese Ernennung blieb aber ohne Wirkung, weil vor der Revolution kein Kanonikat frei wurde. Brendel blieb im Seminar und nahm an dem Beichtstuhle thätigen Antheil; da er aber an der protestantischen Universität zu Straßburg seine Studien gemacht und promovirt hatte, weil damals an der katholischen Universität noch keine Fakultät des kanonischen Rechtes bestand, so blieben in ihm einige Grundsätze zurück, welche ihn gegründetem Verdacht aussetzten. Der junge Mann wollte eine Reform, und sah in der Kirche eine Menge Mißbräuche. Beim Ausbruche der Revolution war er also sehr vom Neuerungsgeiste besessen; er nahm das Bisthum des Niederrheins an, ungeachtet der Vorstellungen und Bitten der Vorsteher des Seminars, und wurde den 13. März 1791 in Paris consecrirt. Er hatte sich damit geschmeichelt, einige Seminaristen und seine Zöglinge zu gewinnen; allein es wollte ihm auch nicht ein Einziger anhangen, selbst sein eigener Neffe nicht. Er mußte sie also fortschicken, und ersetzte sie durch einige junge Deutsche, die er eiligst zusammenraffte. So verhielt es sich auch mit der Geistlichkeit, bei welcher er keine 30 Priester finden konnte, die sich

zur Eidesleistung verstehen wollten: die es thaten waren meistens übelberüchtigte Männer. Zur Besetzung der Pfarreien berief er deutsche Geistliche, welche der Freiheitsschwindel nach Frankreich zog. Ungeachtet seiner Bemühungen blieben die meisten Pfarreien unbesetzt, und die treuen Priester verrichteten da ihr Amt bis zur allgemeinen Deportation. Die kurze Verwaltung Brendels war mit so vielem Ungemach verbunden, daß es der ganzen Hartnäckigkeit eines Schismatikers bedurfte, um sich auf der angetretenen Bahn zu behaupten; die Protestanten und die Feinde der Religion waren seine einzigen Stützen. Von seinen ehemaligen Mitbrüdern verachtet, von seinen Zöglingen und Beichtkindern verlassen, von dem Auswurfe der Geistlichkeit umgeben, öfters von dem Pöbel verspottet, sah er die Kathedrale in einen Vernunfttempel umgeschaffen, und mehrere seiner Priester in der Abtrünnigkeit enden. Indessen folgte er diesem Beispiele nicht, und wurde als ein Schützling der Protestanten auch nicht eingekerkert. Der blutdürstige Eulogius Schneider war einer seiner Generalvikare. Nach dem Terrorismus kehrte Brendel nicht zu seiner Verwaltung zurück; doch trat er dem Kreisschreiben vom 18. Dezember 1795 bei: endlich der erlittenen Unannehmlichkeiten müde, legte er seine Demission in die Hände seiner Kollegen, ohne jedoch dem Schisma zu entsagen. Er erhielt die Stelle des Departementsarchivars, und bekleidete sie bis zu seinem Tode, am 22. Mai 1799. Während seiner langen und schmerzlichen Krankheit boten ihm die in Straßburg verborgenen Priester ihre Hülfe an; er wies sie aber zurück, und empfing die Sakramente von einem geschworenen Geistlichen. Siehe Annales des Constitutionels, tom. IX. pag. 233.[a]

Limburg an der Lahn. Der 31. August war für die Bewohner der Stadt Limburg und die benachbarte katholische Geistlichkeit ein ausgezeichnet festlicher Tag; indem an demselben der Hochwürdige Herr Domdechant Corden sein Priesterjubiläum feierte.

Der verehrte Greis war entschlossen, dieses Jubiläum nach seiner bekannten Bescheidenheit in aller Stille zu begehen; allein

er mußte den dringenden Bitten seiner Freunde nachgeben, dasselbe öffentlich und feierlich werden zu lassen. Aus der Nähe und Ferne eilten seine Freunde herbei, um ihre herzliche Theilnahme zu zeigen und auszudrücken; besonders aber ergriff seine ehemalige Pfarrgemeinde Limburg, welcher er 44 Jahre als wahrer eifriger und würdiger Seelsorger vorstand, diese Gelegenheit, denselben die Beweise ihrer Achtung, Liebe und Verehrung öffentlich an den Tag zu legen.

Schon an dem Vorabende erschien der Stadtvorstand vor dem Jubelpriester, und sprach seine und der Gemeinde herzliche Wünsche, und zugleich den innigsten Dank für seine 44 Jahre lang treu geleisteten Pfarrdienste aus.

Dem Stadtvorstande folgte die Geistlichkeit des Domkapitels und die Alumnen des Seminariums, und diesen eine Menge Freunde und Bekannte, welche Alle mit Rührung dem Jubelgreise ihre Verehrung und Liebe bezeigten.

An dem Abende fand in dem geräumigen bischöflichen Garten, in welchen die Wohnung des Herrn Domdechanten die Aussicht hat, eine schöne, große Beleuchtung statt. In der Mitte des Gartens erhob sich über einer Fontaine ein prächtig erleuchteter Triumphbogen, und in der Nähe der Wohnung zeigte ein Transparent die einfachen Worte: „Dem Jubelpriester!“ Hunderten von Menschen war der Garten geöffnet, welche sich Alle des herrlichen Anblickes und der gelungenen Musik erfreuten, durch welche eine Gesellschaft der Limburger Musikfreunde den Abend, den der heiterste Himmel begünstigte, zu verherrlichen sich bestrebte. Nach einem mehrmaligen Lebehoch, welches die Menge dem Gefeierten brachte, entfernte sich Jedermann in Ruhe und Stille.

An dem Tage der Jubelfeier begann der öffentliche Gottesdienst um 8 Uhr Morgens in der Domkirche, wohin unser Hochwürdigster Hr. Bischof den Herrn Jubilarius begleitete. Vor dem Eingange in dieselbe wurden die Eintretenden von der versammelten Schuljugend empfangen, welche den Vorübergehenden Blumen streute. Im Eingang der Kirche stand die sämmtliche

Geistlichkeit und die Alumnen des Seminars zum Empfange bereit, und führten den Gefeierten, nachdem drei kleine Kinder demselben ihre Blumenkränze dargebracht und ihre unschuldigen kindlichen Glückwünsche ausgesprochen hatten, unter Gesang an den Altar zur Haltung des Hochamtes, bei dem ihm — ein seltener und rührender Fall! — sein Bruder, der Herr Geistliche Rath Anton Corden assistirte. Der Herr Dompfarrer Bausch hielt als bekannter, ausgezeichneter Kanzelredner eine salbungsvolle, auf die Feier passende Rede vor der zahlreich versammelten Gemeinde, worauf Se. Bischöflichen Gnaden den Herrn Jubelpriester durch Ueberreichung der großen goldenen Verdienstmedaille, welche Se. Herzogliche Durchlaucht demselben huldreichst verliehen hatte, überraschte. Das nachfolgende Schreiben drückt sich hinlänglich über den Hochgefeierten aus, und bedarf keines Commentares.

Herzoglich Nassauische Landesregierung
an
den Herrn Dombekan Corden zu Limburg.

Ad Num. Reg. 28183.

(Auf hohe Ministerialresolution vom 6. dieses Monats, das Dienstjubiläum des Herrn Dombekans Corden betreffend.)

Seine Herzogliche Durchlaucht haben bei Gelegenheit der Feier ihres 50jährigen Dienstjubiläums gnädigst geruhet, zum Beweis höchst Ihrer Anerkennung Ihrer langjährigen treuen und nützlichen Dienstleistungen Ihnen die große goldne Verdienstmedaille huldreichst zu verleihen. —

Da durch die Abwesenheit Seiner Herzoglichen Durchlaucht in den Niederlanden die höchste Resolution so kurz vor dem zur Feier des Jubelfestes bestimmten Tage hier eintraf, daß die förmlichen Expeditionen nicht mehr bewirkt werden konnten, und deßhalb nur die Verdienstmedaille selbst Ihnen durch Vermittlung des Unterzeichneten zugestellt wurde, so holen Wir jetzt noch den obigen Ausdruck des höchsten Wohlwollens hier nach. —

Wenn Wir Uns glücklich schätzen das Organ zu seyn, durch welches Seine Herzogliche Durchlaucht wohlerworbene Verdienste

mit Fürstlicher Huld anerkennen, so muß es Uns in dem vorliegenden Fall doppelt angenehm seyn, da Uns dadurch die Gelegenheit gegeben wird, bei dieser seltenen Festlichkeit Ihnen Unsern Dank für die vielfache Unterstützung hierdurch auszudrücken, welche Sie in Ihren vielen und wichtigen früheren und jetzigen Dienstverhältnissen, in Beziehung auf Unsern Geschäftskreis zu wesentlichem Vortheil Unserer Untergebenen Uns geleistet haben.

Wiesbaden, den 7. September 1830.

Möller.

v. d. u. Preußchen.

Nach beendigtem Gottesdienste wurde der Herr Jubilarius in seine Wohnung begleitet, und demselben nochmals die Glückwünsche von sämmtlichen Anwesenden mit Herzlichkeit dargebracht. Dieser Tag der Freude sollte es auch für die Armen werden, indem der verehrte Greis denselben 100 Gulden zum Ankauf für Holz verabreichen und 50 Gulden baar unter sie austheilen ließ, und solchergestalt durch eine Wohlthat dem Tageswerk die Krone aufsetzte.

Hubert Arnold Corden, gegenwärtiger Domdechant zu Limburg, ist den 28. Februar 1756 zu Koblenz geboren. Nachdem er die Gymnasialstudien zu Limburg absolvirt hatte, begab er sich nach Koblenz, um daselbst Philosophie und Physik während den Jahren 1773 und 74 zu studiren, aus welchen Wissenschaften er öffentlich disputirte. Da er sich dem geistlichen Stande widmen wollte, so fand er als ein hoffnungsvoller junger Mann in dem Seminario Clementino zu Trier eine willige Aufnahme, und verharrte darin in den Jahren 1775 und 76. In der jetzt verordneten schriftlichen und mündlichen Concursprüfung zur Erhaltung des Erzbischöflichen Tischtitels kam er unter die sechs Auserwählten, welchen diese Wohlthat und Auszeichnung bei 70 — 80 Concurrenten zu Theil wurde. Er setzte in den Jahren 1777 und 78 seine theologischen Studien mit besonderem Fleiße fort, frequentirte besonders die Kollegien über das geistliche Recht, welche der berühmte Kanonist Neller las, und machte sich mit dem statutarischen oder Trierischen Landrechte bekannt.

Nach vollendeten theologischen Studien wurde er endlich im März des Jahres 1779 von dem Hochwürdigsten Herrn Weihbischofe von Hontheim zum Priester geweiht, und als Stadtkaplan nach Cochem an der Mosel geschickt, allwo er vier Jahre lang bis zum Jahr 1783 in cura subsidiaria arbeitete. In diesem Jahre wurde er, nach vorläufiger Konsistorialprüfung zu Koblenz, auf die Pfarrei zu Limburg versetzt, welcher Stelle zur Verbesserung schon früher ein Kanonikat in dem nun aufgehobenen St. Georgs-Stift incorporirt worden war. Deßhalb stand auch einem zeitlichen Pfarrer der Weg zu allen Stiftsdignitäten offen. Im Jahr 1792 den 28. Februar wählte ihn das genannte Stift zum Scholaster, und im Jahr 1815 den 4. April hatte er die Freude, von etwa 21 Pfarrern beinahe einstimmig als Dechant des Landkapitels Dietkirchen erkoren zu werden. Diese Auszeichnungen wurden noch höher gesteigert, als er nach dem im Jahr 1816 erfolgten Tode des Herrn Generalvikars Beck, welcher die kirchlichen Angelegenheiten für die Theile der Trierischen Diöcese diesseits des Rheins besorgte, bei der angeordneten geistlichen Verwaltungsbehörde das Direktorium unter dem Namen: Vikariatsdirektor erhielt, und dasselbe bis zum Schlusse des Jahrs 1827 führte. Jetzt gingen nämlich die längst gehegten Wünsche: den Bischöflichen Stuhl zu Limburg endlich besetzt zu sehen, in frohe Erfüllung, und machten dem verwaist'ten kirchlichen Zustande ein Ende. Die nun eingetretene neue Gestaltung führte ihn auf seine gegenwärtige so ehrenvolle Stelle, die er noch lange begleiten möge! —

Mainz, den 18. October. Sicherem Vernehmen nach hat die hiesige Großherzogl. Regierung kürzlich, in Bezug auf die Schulen, eine Verfügung erlassen, die hier das größte Aufsehen erregt, und nicht geeignet ist, in dieser bewegten Zeit die Zufriedenheit der Einwohner von Mainz zu erhöhen, oder zu erhalten. Es sind nämlich durch einen Beschluß alle Schulen für Communalschulen erklärt, der Aufsicht der Decannate entzogen und unter die des Stadtvorstandes gestellt worden. Dem zu Folge ist es

bereits in allen Schulen untersagt worden, den englischen Gruß beten zu lassen. Wie es heißt, hat diese Beschlußnahme der Regierung einseitig und ohne vorherige Rücksprache mit dem Hrn. Bischof statt gefunden, der damit gänzlich überrascht worden ist und sich deßfalls beschwerend an die höchste Staatsbehörde gewendet haben soll.

Der bestehenden Schulordnung nach, sollen die Schullehrer von derjenigen Confession gewählt werden, der die Mehrheit der Bevölkerung in einer Gemeinde zugethan ist. Es wird vielleicht entgegnet werden, daß man auch forthin katholische Schullehrer anstellen werde und nur die obere Aufsicht der Geistlichkeit wegfallen solle; allein mit Recht fragt man nach den Gründen einer so auffallenden Maßregel in einer beinahe ganz katholischen Stadt, in welcher man mit den bisherigen Schuleinrichtungen zufrieden zu seyn, die vollste Ursache hatte.

Der Begriff einer Communalschule liegt darin, daß darin Kinder aller Glaubensbekenntnisse, ohne Rücksicht auf ein solches unterrichtet werden; allein die Errichtung solcher Schulen entspricht in Mainz durchaus den bestehenden Verhältnissen nicht. Es liegt auf der Hand, daß für die 2000 Protestanten das Bestehen besonderer protestantischer Schulen, weit zweckmäßiger seyn würde, so wie auch die Katholiken ihre eigenen Schulen fordern.

Einer der wesentlichsten und dem Katholiken heiligsten Theile des Unterrichtes ist der in der Religion und in der Geschichte, so weit in letzterer die Differenzialpunkte zur Sprache kommen. Dieses Gewissensbedürfniß wurde nach der bisherigen Einrichtung, da die Geistlichkeit auf den Religionsunterricht mit wachten, zweckgemäß befriedigt. Bei der Errichtung von Communalschulen, sinkt das nöthige Vertrauen der katholischen Eltern; man beobachtet mit Mißtrauen die Schritte der Regierung; es liegt in der Natur der Sache, daß selbst der katholische Schullehrer bei Kindern gemischter Confession nicht so unbefangen und frei lehren und reden darf u. s. w.

Dieß würde für gut denkende Katholiken die Nothwendigkeit eines besonderen Unterrichts in Religion und Geschichte, somit doppelte Kosten herbeiführen, während doch die Einheit und Harmonie des ganzen Unterrichts vermißt werden müßte, die durch die bisherige Einrichtung gegeben war.

Hüte sich die Regierung, daß nicht die Frage von der Freiheit des Unterrichts auch bei uns zur Sprache gebracht werde. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche oder ähnliche Wirkungen. In den Niederlanden entstand dieser Wunsch, weil die Regierung Zwangsschulen errichtete, und dabei die religiösen Bedürfnisse der Familien durchaus nicht beachtete. In Deutschland kam bisher diese Frage weniger zur Sprache, weil man sich seither meist in den Schranken des Hergebrachten hielt. Die religiöse Bildung der Kinder ist jedem guten Katholiken eine der wichtigsten Angelegenheiten. Sie gehört zu den heiligsten Erziehungsrechten der Eltern, die der Staat auf keine Weise zu beeinträchtigen das Recht hat. Zwingt nun der Staat die Eltern, ihre Kinder in Schulen zu schicken, wo für die religiöse Bildung nichts gethan, ja dieselbe vielleicht beeinträchtigt, oder verletzt wird, so bringt er dadurch eine Frage zur Sprache, wozu früher kein Anlaß gegeben war, die aber eben aus dem heiligen Rechte der häuslichen Erziehungsgewalt fließt, nämlich die Freiheit des Unterrichts d. h. die Freiheit, seine Kinder so zu erziehen, wie man es seinem Gewissen und ihnen schuldig zu seyn glaubt, die Freiheit, sie vor verfänglichen Einflüssen zu bewahren, die Freiheit, um es deutsch herauszusagen, sie dem Einfluß einer protestantischen Regierung zu entziehen und sie zu guten katholischen Christen zu bilden.

Geht man von diesem Standpunkte aus, so enthält die projektirte Errichtung von Communalschulen eine größere Beeinträchtigung der religiösen Interessen, als manche andere Regierungsverfügungen, die vielleicht weniger das Katholische in seinem zartesten Leben zu verderben drohen.

Das Publikum sieht dieß ein, die bischöfliche Behörde wird

gewiß, was ihres Amtes ist, thun, und eine gründliche Ansprache wird hoffentlich zu einem wünschenswerthen Ziele führen. *)

Aus dem Großherzogthum Baden. Ganz im Geiste des vortrefflichen Aufsatzes „der Beruf zur religiösen Bildung der Völker“ im Maiheste des Katholiken 1830, S. 177 — 201, und besonders einverstanden mit den S. 193 daselbst ausgesprochenen Grundsätzen — ohne sie vielleicht gelesen zu haben — ist zu Freiburg im Breisgau im vorigen Jahr ein Werk erschienen, betitelt:

„Warnung vor dem Arianismus und Socinianismus der gegenwärtigen Zeit, und besonders des Hrn. Geh. Kirchenraths und Professors Dr. Paulus — von P. W. Ludwig — (evangelischen) Dekan und Pfarrer in Wolfenweiler, (im Badischen, ein Kirchdorf an der Heerstraße nach Basel) 1829 über 300 Textseiten, kl. 8°

welche Warnung in der Dedikation den höchsten, hohen und untern Kirchenvorgesetzten der beiden christlichen Konfessionen (der katholischen und protestantischen) an's Herz legt, „daß sie steuern möchten dem Unfuge des Unglaubens, welcher auf den hohen Schulen, und namentlich zu Heidelberg, durch die neologischen Theologen Dr. Paulus und Konsorten, zum Umsturz alles positiven Glaubens an Christum und sein göttliches Wort in die Herzen der jungen Leute, welche sich der Gottesgelehrtheit widmen wollen, als Samen des Unkrauts ausgestreut wird.“ —

In diesem merkwürdigen, zeitgemäßen Buche kommt pag. 275, ein interessantes Geständniß des gewesenen Predigers Hardmaier in Baireuth vor, wie er seine Gemeinde zur Vernunftreligion zu verführen gesucht, und weil dieses Mittel zu leise war, er sich entschlossen habe, das Christenthum laut und derbe anzugreifen, um solches nach Condorcet's Manier auch

---

*) Wir behalten uns vor, diesen Gegenstand zu seiner Zeit genauer zu beleuchten, und fordern zu diesem Ende alle wahre Katholiken auf, uns, was auf den Unterricht Bezug hat, uns mitzutheilen. D. R.

in Deutschland umzustürzen, wie dies in den nach seinem Tode erschienenen Predigten offenbar vorliegt; worüber aber Dekan und Pfarrer Ludwig die Bemerkung macht, daß dieser gottlose Versuch, so wie jener aller nachfolgenden deutschen Philosophen, von Dr. Barth an, bis auf Dr. Paulus herab, gleich Sternschnuppen verschwunden sey ꝛc. S. 290, gesteht der offenherzige Ludwig: „Nirgends findet man in diesem neuen, ausgearteten Protestantismus eine Einigkeit mehr in der Lehre; denn die symbolischen Bücher waren schon vorher nicht geachtet, ehe man aus beiden protestantischen Konfessionen nur eine sogenannte evangelischprotestantische Konfession machte; und seitdem diese existirt, haben sie ihr Ansehen vollends verloren, und werden nur noch *pro forma* beibehalten, damit man sich gelegenheitlich auf den westphälischen Friedensschluß beziehen und das Recht behaupten könne, eine im römischen Reiche geduldete und geschützte Konfession zu heißen ꝛc.“ —

Und wahrlich, dieser redliche, dem Evangelium treu gebliebene Hr. Dekan und Pfarrer Ludwig, hat vollkommen Recht, wenn er hiermit andeutet, daß des Dr. Paulus auf der hohen Schule zu Heidelberg vorgetragener Antichristianismus außer dem Schutze des westphälischen Friedensschlusses stehe. —

Da nun die Buchhandlungen in Heidelberg, Mannheim, und anderwärts auf alle Weise bemüht sind, diesen Antichristianismus zu verbreiten, und mit ihm den wesentlichen Bestand der Religion selbst zu erschüttern und umzustürzen, so ist es für die Zeitschrift: „der Katholik“ eine um so unerläßlichere Pflicht, zur Warnung und Belehrung der noch gläubigen Christen Alles anzuzeigen, was im Bereiche der religiösen Literatur Geziemendes oder Ungeziemendes vorgeht. Deshalb hat es mich sehr gefreut, daß die Redaktion gedachter Zeitschrift, oben angezogenes Werk des evangelischen Dekans und Pfarrers Ludwig, das sehr wichtige Aufschlüsse über den Geist unserer Zeit giebt, und der Theologie des Katholiken Dr. Bremer volle Gerechtigkeit einer wahren christlichen Lehre einräumt, ihren Lesern bekannt gemacht hat; weil alles Gute

bekannt zu werden verdient, von welcher Seite es immer kommen mag.

Paris. Die neue Zeitung L'Avenir sagt: „Es heißt, das Ministerium wolle die Juniordonnanzen vom Jahr 1828, gegen die geistlichen Schulen, in Vollzug setzen. Wir können dieß kaum glauben. Diese scandalöse Verletzung der Charte, wäre zugleich eine Frevelthat und eine Narrheit; eine Frevelthat, weil dadurch die Katholiken außer dem Gesetze sich befänden und durch die Entziehung der ersten unserer Freiheiten sie als Sklaven aller Launen der Gewalt erklärt würden; eine Narrheit, weil sicher keine Macht jemals fünf und zwanzig Millionen Franzosen in diese entehrende Lage setzen und darin erhalten wird. Die Regierung möge alle Rechte respektiren, wenn sie will, daß man die ihrigen respektire. Nur um diesen Preiß wird sie Frieden haben; das möge sie wissen."

Landkapitel Mosbach. Bei der hohen Feier, die unser Erzbisthum am 23. September dieses Jahres, als an dem Jubiläumsfeste unsers Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs beging, hat unser hochwürdiger Herr Dekan Margeth in Mosbach ein lateinisches Gedicht als Glückwunsch des Landkapitels Mosbach eingereicht. Alle Strophen sprechen eine echt katholische Gesinnung der dortigen Geistlichkeit und eine innige Verehrung gegen den würdigen Oberhirten aus, wie die zwei folgenden Strophen, die der Kürze wegen hier mitgetheilt werden, beurkunden.

Eligit fides homines ministros
Munus in terris domini gerentes.
Morte carpuntur homines manentes
Munere sacro.

. . . . . .

Nos Agnum Christi, duce te, colentes
Adjuvet dextra charitatis Auctor
Ut tuos passus humiles secuti ad
Astra sequamur.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.